Die Altisrael-Tetralogie umfasst die Bücher

Abimelech	oder	Die Abweisung
David	oder	Der Kompromiß
Jerobeam	oder	Die Alternative
Jehu	oder	Die Enttäuschung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-9818661-0-0

© 2017 Eifler Verlag
Fritz-Meyer-Weg 36
81925 München

Alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht als eBook by Kindle Direct Publishing

© Umschlaggestaltung durch den Verlag
mit Darstellung der Ruinen der Akropolis von Samaria
nach einer fotografischen Aufnahme des Verfassers aus dem Jahre 1992

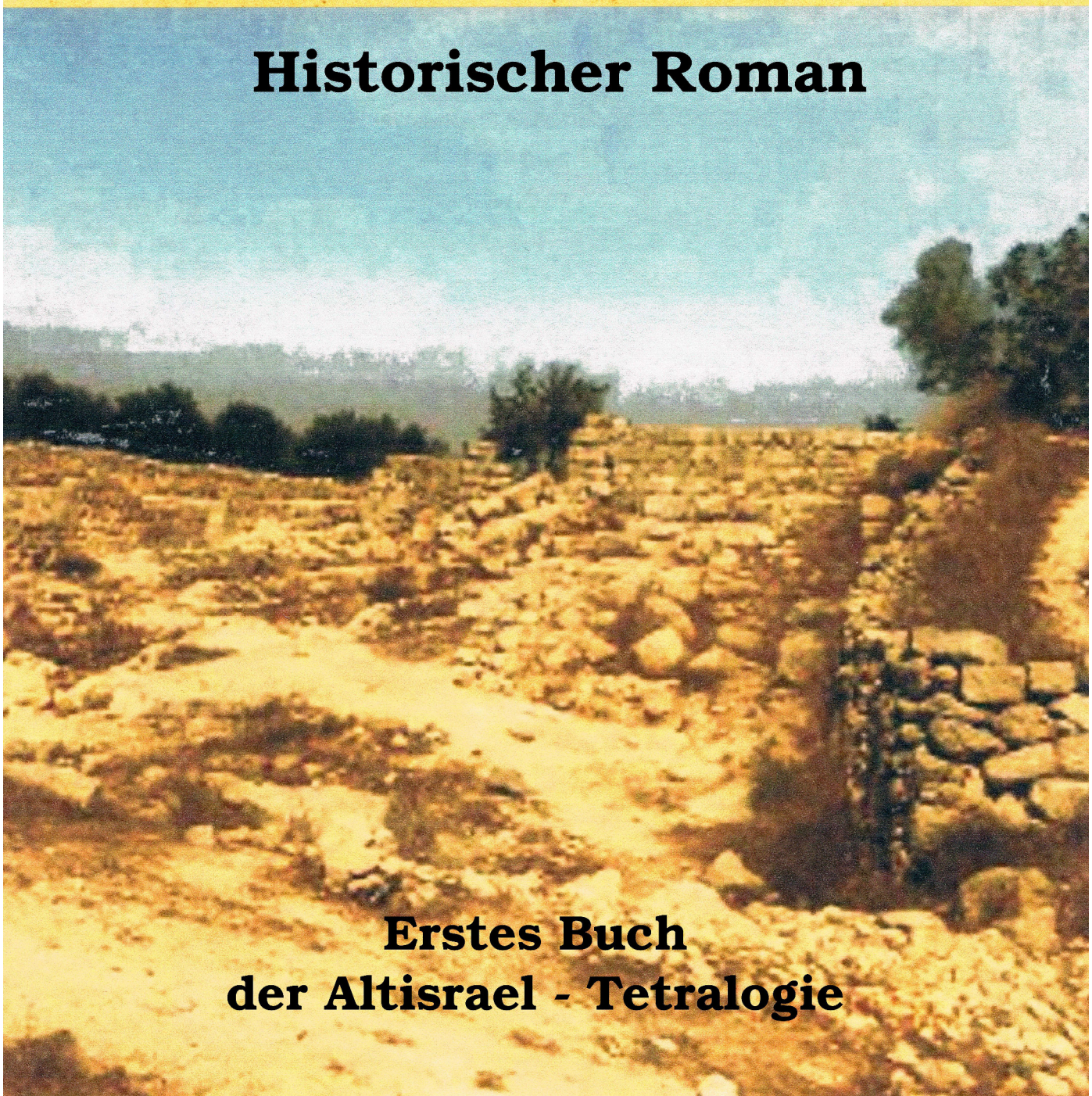
Rudolf Eifler

A B I M E L E C H

o d e r

Die Abweisung

Historischer Roman



Erstes Buch
der Altisrael - Tetralogie

Rudolf Eifler

Abimelech
oder die Abweisung

Historischer Roman

Erstes Buch der Altisrael-Tetralogie

Über den Autor

Rudolf Eifler, geboren 1934, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie. 1974 promovierte er mit einer Arbeit zu Fragen der Philosophie von Karl Marx. Neben einigen wissenschaftlichen Aufsätzen, die er in Fachzeitschriften publizierte, schrieb er parallel zu seinen Studien eine Reihe historischer Erzählungen, die in erster Auflage 1971 unter dem Titel „Der schwedische Fähnrich“ erschienen. Eine arbeitsreiche berufliche Tätigkeit hinderte ihn, sich weiteren literarischen Vorhaben zu widmen. Erst in den neunziger Jahren fand er die dafür erforderliche Muße. Er schrieb mehrere, bisher noch unveröffentlichte Novellen und begann danach die Arbeit an jenem Zyklus historischer Romane, der hier abgeschlossen vorliegt. Seit langem schon hatten ihn die Geschichten um das Werden und die Wandlungen des altorientalischen Reiches Israel, das der israelische Archäologe Finkelstein treffend das vergessene Königreich nennt, fasziniert. In den vier Teilen des Romanzyklus erleben der Gewaltherrscher Abimelech, der tragische Held Saul und sein wendiger Erbe David, der erfolgreiche Aufsteiger Jerobeam und der scheiternde Hoffnungsträger Jehu, Vorläufer und Gestalter des Israel-Reiches, ihre literarische Auferstehung. Die Überlieferung der Taten dieser Männer in der Bibel ist bruchstückhaft, oft märchenhaft übertrieben und meist aus ideologischen Gründen verzerrt und verfälscht. Das Romanwerk stellt die Titelhelden hinein in die Schicksale ihres Volkes und macht so die Fabelgestalten zu historisch verständlichen Menschen aus Fleisch und Blut. Ein buntes Gesellschafts- und Ereignispanorama entfaltet sich, das mit exotischem Kolorit, mit spannenden Abenteuern und jähen Wendungen, mit heimtückischen Intrigen und dramatischen Wort- und Waffengefechten auch Unterhaltung und Vergnügen bereiten will.

Die wichtigsten geographischen Schauplätze des Romanzyklus

nicht maßstabgetreue Handzeichnung des Verfassers

Über dieses Buch

Sind Menschen, die ihre Lebensspur vor drei Jahrtausenden gezogen haben, uns Heutigen, die wir in eine technisierte Welt hineingeboren sind, nicht uninteressant, ja unverständlich? Menschen, die in den Berglandschaften zwischen dem Mittelmeer und dem Fluß Jordan, im Land Kanaan, siedelten, ob sie nun in mühsamer Arbeit dem Acker ihren Lebensunterhalt abrangen oder ob sie von dem zehrten, was diejenigen, über die sie herrschten, erarbeiteten? Der Roman um Abimelech, jenen Unhold, von dem das Richterbuch des Alten Testaments erzählt, und die folgenden Teile des Altisrael-Romanzyklus zeigen, daß die Menschen des Alten Orients uns nicht so fremd sind, wie es uns scheinen mag. Ihre Gedanken schlugen die gleichen Wege und Abwege ein wie die unseren, ihre Gefühle wichen von unseren nicht ab, ihren Willen richteten sie auf ähnliche Absichten und Ziele wie wir. Deshalb können wir das, was sie taten und was sie unterließen, verstehen, auch wenn ihre Lebensinhalte zeit- und umweltbedingt waren.
Wie konnte der junge Abimelech, der doch sicher nicht als Blutmensch geboren wurde, jene Lebensbahn beschreiten, auf der ihn die Überlieferung seinem Untergang entgegenziehen sieht? Der Roman stellt ihn hinein in das Neben- und Gegeneinander einer der freien Bauernsippen, der er angehört, und der alten Stadt Sichem, deren Herren einst über die Bewohner des umliegenden Berglandes geboten. Zur Vollwaise geworden, von Stiefmutter und Halbbrüdern als Bastard gedemütigt und als mitschuldig am Tod des Vaters verleumdet und gehaßt, verläßt er Familie und Heimatdorf, während seine Halbbrüder die Sippengenossen gegen die Stadt Sichem aufhetzen, weil deren Machthaber trotz friedlicher Nachbarschaft angeblich die Freiheit der Sippe bedrohen. Abimelech aber beginnt beim Volk der Tjeker, das an der Meeresküste siedelt, ein neues Leben als Berufskrieger. Dort erzählt ihm sein Hauptmann, ein Sichemit, den seine Heimatstadt verbannt hat, von der einstigen Macht Sichems. Als Abimelech erlebt, wie die südlichen Nachbarn der Tjeker, das Volk der Philister, ihr Herrschaftsgebiet ausdehnen, vermutet er, daß sie irgendwann auch die freien Sippen des Berglandes zu unterwerfen suchen werden. Die Einigung der Berglandsippen gegen den zu erwartenden Ansturm der Philister und er selbst als Oberhaupt der Berglandbewohner wie einst der Herrscher von Sichem, das wird von nun an das Lebensziel des von seiner Familie Ausgestoßenen. Er verläßt seinen Dienst und zieht nach Sichem zu den Brüdern seiner Mutter, und diese Stadt wird ihm zur Basis seiner hochfliegenden Pläne. Denn die Machthaber der Stadt fürchten sich vor den Machenschaften seiner Halbbrüder, und als er die gefährlichen Störenfriede ermorden läßt, gewinnt er das Vertrauen der Sichemer Regenten. Sie ernennen ihn zum „Schwert der Männer von Sichem“ und erwarten, daß er mit seinem Einigungswerk unter den freien Berglandsippen ihre alte Macht über diese wiederherstellt.
Abimlech stößt jedoch überall mit seinen Warnungen vor der Philistergefahr und seinem Vorschlag eines Abwehrbündnisses unter seiner Führung auf Unglauben und Ablehnung. Seine Mißerfolge machen ihm schließlich seine Gönner und Förderer in Sichem zu Gegnern. Je aussichtsloser seine Umtriebe, um so ausgeprägter sein Realitätsverlust, sein Größenwahn, um so skrupelloser sein Vorgehen, um so grausamer seine Taten. Bevor ihn jedoch seine Sippe, der er ja noch immer angehört, durch ihre Krieger gefangennehmen und so seinem Wüten Einhalt gebieten kann, findet er bei der Belagerung einer Stadt einen schmählichen Tod. Er hinterläßt die entvölkerte und zerstörte Stadt Sichem und einen Berg von brutal Hingemordeten. Bei den Bauernsippen, deren Herrscher er werden wollte, geht das Leben in der gewohnten Weise weiter, und niemand stellt sich vor, daß daran ein äußerer oder innerer Feind je etwas ändern könnte.

Übersicht über die wichtigsten Romanfiguren

Die Familie des Joasch

Joasch	Gründer des abiesritischen Dorfes Ofra, im Roman schon verstorben
Jerubbaal	ältester Sohn des Joasch
Asuba	Jerubbaals Frau
Elischama	Jerubbaals Erstgeborener von Asuba
Jimla	Jerubbaals Zweitgeborener von Asuba
Schamma	Jerubbaals Drittgeborener von Asuba
Dodo	Jerubbaals Viertgeborener von Asuba
Abimelech	Jerubbaals Sohn von seiner verstorbenen sichemitischen Zweitfrau
Gideon	zweiter Sohn des Joasch, also Jerubbaals Bruder
Jeter	Gideons Erstgeborener
Ulam	Gideons Zweitgeborener
Schomer	Gideons Tochter
Ela	dritter Sohn des Joasch, also Jerubbaals weiterer Bruder

In Sichem

Nachrai	Ratsherr
Ardon	Ratsherr
Iddo	Ardons Sohn, nach dessen Tod Ratsherr
Heled	Ratsherr, Abimelechs Onkel mütterlicherseits
Kimham	Heleds Sohn
Sabdiel	Heleds Bruder, also Abimelechs zweiter Onkel
Sebul	Stadthauptmann
Elihu	Priester des Gottes El-Berit
Baara	Priesterin der Göttin Aschera
Micha	Bronzegießer
Gaal	aus Sichem verbannt, Hundertschaftskommandeur in Dor
Schelef	Abimelechs Freund, zunächst Soldat in Dor
Usa	Abimelechs Diener

Bei den freien Bauernsippen

Gareb	ein Ältester der Abiesriten
Hotam	Garebs Sohn
Ahischahar	ein Ältester der Abiesriten
Tikwa	Ahischahars Sohn
Rekem	ein Ältester der Machiriten
Schual	ein Ältester der Efraimiten
Debora	Schuals Enkelin
Beraja	ein Ältester der Efraimiten
Jair	Priester des Gottes Jahwe in Schilo
Zeri	wandernder Sänger, Efraimit

„Abimelech, der Sohn Jerubbaals, ging nach Sichem zu den Brüdern seiner Mutter und sagte zu ihnen …: Redet doch allen Bürgern von Sichem zu und sagt: Was ist besser für euch: wenn siebzig Männer über euch herrschen, alle Söhne Jerubbaals, oder wenn nur ein Mann über euch herrscht? Denkt auch daran, daß ich euer Fleisch und Bein bin. Da redeten die Brüder seiner Mutter seinetwegen allen Bürgern Sichems zu …, so daß sich ihr Herz Abimelech zuwandte … Sie gaben ihm siebzig Silberstücke …, und Abimelech warb damit Männer an, die nichts zu verlieren hatten und zu allem fähig waren … Dann drang er in das Haus seines Vaters in Ofra ein und brachte seine Brüder, die Söhne Jerubbaals, siebzig Mann, … um.“

(Das Buch der Richter, 9, 1-5)

„Dann zog Abimelech nach Tebez, belagerte die Stadt und nahm sie ein. Mitten in der Stadt aber war eine starke Burg. Dorthin flohen … alle Bürger der Stadt … Abimelech rückte an die Burg heran und eröffnete den Kampf gegen sie. Als er sich dem Burgtor näherte, um es in Brand zu stecken, warf eine Frau Abimelech einen Mühlstein auf den Kopf und zerschmetterte ihm den Schädel … Als die Israeliten sahen, daß Abimelech tot war, ging jeder zurück in seinen Heimatort.“

(Das Buch der Richter, 9, 50-53.55)

1

Heled war mißgelaunt, und er hätte gern den Grund dafür gewußt. Zwar hatte heute morgen im Brot ein spitzer Holzsplitter gesteckt, und als er sich später für den Weg zum Tempel die Sandalen anlegte, war ihm ein Schnürriemchen gerissen. Aber er spürte, daß diese lästigen Kleinigkeiten nicht die Ursachen seiner schlechten Stimmung waren. Umgekehrt, die Unlust war schon dagewesen, als er erwachte, und nur ihretwegen hatte er seine Mißgeschicke als üble Streiche empfunden, so daß er ärgerlich das Brot zu Boden und die Sandalen an die Wand geworfen hatte.

Verstohlen schaute er in die Gesichter neben ihm. Er stand am Ende der Reihe, in der sich die zwölf Ratsherren von Sichem im Halbkreis um den steinernen Altar aufgestellt hatten, wie er selbst anbetend die Arme erhoben. Bemerkten die Herren seine trübe Stimmung?

In einigem Abstand hinter den Ratsherren füllte das Volk von Sichem den weiten Tempelhof und den Platz vor dem Tor. Das Altarfeuer fraß sich prasselnd und zischend in die Fettstücke eines stattlichen Widders, und schwärzlicher Rauch stieg in den blauen Himmel empor. Der Tempelchor sang dazu eine endlose Hymne zu Ehren des Gottes El-Berit, des Herrn von Sichem.

Eigentlich hätte Heled frohen Mutes sein müssen. Gestern war der erste Frühregen niedergegangen, zur rechten Zeit. Wenn die nächsten Schauer bald folgten, konnte man mit einer guten Saatzeit rechnen. Sein kleiner Enkel, der erste von hoffentlich vielen, der noch gar nicht richtig sprechen konnte, war zu ihm hereingestürmt und hatte fröhlich gerufen: „Regen da! Regen da!“ Und was noch wichtiger als der Regen war: Heute wurde er in den Rat von Sichem aufgenommen, als Nachfolger seines Vaters, der unlängst gestorben war. Seine Einsetzung war der Anlaß der heutigen Opferfeier. Nein, es gab keinen Grund, trübsinnig zu sein.

In einer Ecke des Tempelhofes zerlegten einige Gehilfen des Priesters das Opfertier für das anschließende gemeinsame Mahl der Ratsherren. Einer der Burschen, der neu und deshalb aufgeregt war, stieß aus Versehen heftig an eine der Schüsseln, und laut scheppernd fiel sie zu Boden. Ein erschrockenes Raunen lief durch die versammelte Menge. War die Störung der Feier ein Vorzeichen kommenden Unheils? Was würden die Herren nun tun?

Auch Heled war verunsichert. Er blickte zu Elihu, dem Priester. Der hatte sich ruckartig nach den Übeltätern umgewandt, um die Ursache des Lärms zu ergründen. Er überzeugte sich, daß wirklich nur das Ungeschick des Gehilfen daran schuld war, und so verneigte er sich, um Verzeihung bittend, vor Ardon, dem Greis, der für dieses Jahr den Vorsitz im Rat innehatte und in der Mitte seiner Kollegen stand. Ardon jedoch übersah die Geste. Er blickte unbeirrt zum Altar, als habe er den Vorfall gar nicht bemerkt.

Plötzlich wurde Heled bewußt, woher sein Unbehagen wirklich stammte. Monatelang hatte er sich die Aufnahme in den Kreis derer, die Sichem und seine Städte und Dörfer regierten, herbeigewünscht. Getreu dem Vermächtnis seines Vaters wollte er dafür wirken, daß Sichem wieder groß und mächtig wurde wie einst. Und nun, da der ersehnte Tag da war, war ihm das Hochgefühl, das ihn die Wartezeit über beherrscht hatte, abhanden gekommen. Seine Gedanken waren schon heute früh und auch jetzt, während der Duft des verbrennenden Opferfleisches zur Gottheit emporstieg, weniger bei El-Berit, der allein den früheren Ruhm Sichems wiederherstellen konnte, sie waren mehr bei den Herren, die neben ihm standen. Waren die überhaupt in der Lage, das Geschick Sichems zu wenden, falls der Gott sich seiner Stadt spürbarer als bisher in Gnade zuwenden wollte?

Heled hielt nicht viel von den Machthabern Sichems, denen er nun selbst angehörte. Da war Ardon, der an Jahren älteste der Ratsherren, verknöchert in seiner Ablehnung jedes neuen Gedankens, ein grimmiger Feind der freien Bauernsippen draußen im Lande, aber unfähig zu irgendeiner Veränderung der Kräftelage. Hätte er vorhin nicht die Opferfeier abbrechen müssen, damit sich der Zorn des Gottes über die Tölpelei des Tempeldieners erst einmal legte? Man hätte morgen oder übermorgen ein neues Opfer darbringen können. Waren Ardon die Gunst El-Berits und damit das weitere Geschick der Stadt gleichgültig?

Zu Nachrai hatte Heled mehr Vertrauen als zu Ardon. Nachrai war ein wenig jünger als dieser, vor allem klüger, beweglicher. Ein Mann, dem man glauben konnte, daß ihm die Wiederherstellung der Macht Sichems am Herzen lag. Doch was hatte er dafür getan? Aber wahrscheinlich konnte er sich gegenüber den Kollegen im Rat nicht durchsetzen. Die meisten hatten sich wie Ardon an die Armut und Ohnmacht der Stadt gewöhnt. Wenn nur der persönliche Reichtum nicht darunter litt!

War nicht allein schon dieser Tempelchor von bloß zwei Handvoll Sängern lächerlich? Für den Priester Elihu traf genauso zu, daß er sich mit der allgemeinen Dürftigkeit des öffentlichen Lebens abgefunden hatte.

Beinahe hätte Heled laut geseufzt, so sehr betrübte ihn die Kraftlosigkeit der Stadt. Nein, Sichem war nicht mehr jene Stadt, von der ihm der Großvater vor vier Jahrzehnten, als er selbst noch ein wißbegieriger Knabe gewesen war, erzählt hatte. Jahrhundertelang war Sichem das Zentrum des Berglandes zwischen Megiddo im Norden und Jerusalem im Süden gewesen, das Haupt des Widerstandes gegen die Herrschaft der ägyptischen Pharaonen im Lande. Sein Tempel war

weithin als Vertrags- und Asylstätte berühmt gewesen. Das war nun alles so gut wie dahin. Als die Ägypter sich in ihrer Schwäche ins eigene Land zurückgezogen hatten, war auch die Macht Sichems erloschen. Woran mochte das liegen? Hing das mit den Seevölkern zusammen, die von Norden und über das Meer gekommen waren und nun statt der Ägypter die Küstenstädte beherrschten? Oder mit der Ansiedlung der Bauernsippen, die früher als Wanderhirten gelebt hatten? Heled wußte die Frage nicht zu beantworten.

Nur noch wenige Städte und Dörfer in der Umgebung Sichems erkannten die Stadt als ihr Oberhaupt an. Die abhängigen Bauern säten und ernteten lustlos, und das Steueraufkommen war entsprechend gering. Der Handel lag darnieder. Der Absatz der Handwerker stagnierte. Rings um das Sichemer Land aber siedelten nun Sippen, die El-Berit nicht dienen wollten, sondern hartnäckig ihren eigenen Göttern opferten. Heled kannte die Furcht einiger Ratsherren, daß Sichem irgendwann sogar dem freien Volk des Berglandes untertan sein würde.

Er aber, neu und unerfahren im Rat, er sollte nun eine Wende herbeiführen? Was erwartete der verstorbene Vater von ihm? Keiner im Rat würde doch auf den Neuling hören. Und hatte er denn etwas vorzuschlagen, was einen Umschwung versprach? Gewiß, man konnte den Handel besser fördern, als das zur Zeit geschah. Und man mußte den Tempelkult anziehender machen. Und auf jeden Fall brauchte Sichem wieder eine starke Streitmacht wie ehedem, statt jenes halben Hunderts Leute, die mehr schlecht als recht die Stadttore bewachten und die Steuer eintrieben. Aber wovon sie bezahlen? Und wer sollte sie befehligen? Sebul, der Stadthauptmann, war damit wohl überfordert. Die Männer Sichems hatten das Kriegführen verlernt. Sie liebten die Ruhe. Sie sahen im Abstieg der Stadt den unerforschlichen Ratschluß El-Berits und beugten sich ihm, obwohl sie darunter litten. Und liebte er selbst nicht auch die angenehmen Dinge des Lebens mehr, als er vielleicht sollte? Auch er verstand nicht mehr, ein Schwert zu führen.

Die Altarzeremonie ging zu Ende. Froh ließ Heled die Arme sinken, die ihm schon zu schmerzen begannen. Er verscheuchte seine Grübeleien und bat den Gott flehentlich, die Störung von vorhin ihm nicht mitanzulasten, sondern ihm Weisheit und Kraft zu geben, damit er in seinem Amt fähig wurde, den Willen des Gottes zu erkennen und durchzusetzen.

Das anschließende Opfermahl fand in der Ratshalle statt, die sich im Tempelhof befand. Das Volk hatte sich verlaufen, nachdem jedem zur Feier des Tages ein Becher Wein aus den staatlichen Vorräten ausgeschenkt worden war.

Als ein Tempeldiener den behaglich schmausenden Ratsherren Besuch ankündigte, kehrten Heleds trübe Gedanken jedoch zurück. Jerubbaal aus Ofra, der Sohn des Joasch, sei angekommen, meldete der Diener, mit seinem Sohn Abimelech. Er habe eine Nachricht für die Männer von Sichem. Da der Rat eben beisammen sei, habe man ihn hierher zum Tempel gewiesen.

Ardon entschied, der unangemeldete Besucher möge sich ein Weilchen gedulden, denn man wolle zuvor das heilige Opfermahl zu Ende bringen.

Heled fragte sich, was Jerubbaal dem Rat mitzuteilen hatte. Kam er als Beauftragter aller Abiesriten? Aber da ihn nur sein Sohn begleitete, ging es wohl eher um eine Angelegenheit Ofras.

Jerubbaal war Heleds Schwager, der Mann seiner Schwester, die jedoch schon lange verstorben war. Sie hatte Jerubbaal den Sohn Abimelech geboren. Ein weiterer Sohn war tot zur Welt gekommen und hatte zugleich das Leben der Mutter ausgelöscht. In der Verwandtschaft mit Jerubbaal war für Heled der Kräfteverfall Sichems zur ganz persönlichen Erfahrung geworden. Denn Jerubbaal war kein Untertan der Stadt. Sein Vater Joasch hatte als junger Mann mit Gleichgesinnten aus seiner Sippe, die sich nach ihrem Ahnherrn Abieser nannte, im Handstreich jene Siedlung besetzt, die eine Wegstunde von Sichem entfernt am Westausgang der Paßstraße zwischen den Bergen Garizim und Ebal lag und gewissermaßen das Gegenstück zu Sichem darstellte, das den Ostaugang der Straße beherrschte. Joasch hatte die eroberte Siedlung von Sichem losgelöst und sie „Ofra der Abiesriten“ benannt. Seine Leute hatten ihre Häuser neben diejenigen der alten Bewohner gebaut und Neuland urbar gemacht. Die Alteinwohner hatten die Ankömmlinge mit offenen Armen aufgenommen. Denn die hatten sie zu freien Leuten gemacht und schützten sie nun vor den Steuerforderungen Sichems.

Die Herren von Sichem hatten den Umschwung an Sichems Westgrenze zähneknirschend dulden müssen, denn ein Abwehrkrieg gegen die Söhne Abiesers hätte mit einer kläglichen Niederlage geendet. Glück im Unglück war lediglich gewesen, daß sich Joasch als umgänglicher Mensch gezeigt hatte. Er war nicht auf weitere Eroberungen aus gewesen, sondern hatte der Stadt friedliche Nachbarschaft angetragen, und die Herren von Sichem hätten zu ihrer Schwäche auch noch dumm sein müssen, wenn sie auf das Angebot nicht eingegangen wären. Jahre später waren sogar einige Ehen zwischen Töchtern Sichems und Söhnen Ofras und umgekehrt geschlossen worden. Diejenige zwischen Jerubbaal und der Schwester Heleds war die erste gewesen und mit großem Aufwand gefeiert worden.

Als die Fleischschüsseln geleert waren, gab Ardon Anweisung, den Gast hereinzuführen. Die abgenagten Knochen ließ er absichtlich auf dem Tisch liegen, um Jerubbaal zu ärgern. Der Aufstieg Ofras zum gleichrangigen Nachbarn Sichems grämte ihn noch mehr als Heled, denn er war

nur wenig jünger als der alte Joasch und hatte miterlebt, wie der mit seinem Gewaltakt den Herren von Sichem ihre Ohnmacht bewußtgemacht hatte.

Jerubbaal und der sechzehnjährige Abimelech erwiderten den Gruß Ardons und verneigten sich höflich vor den Ratsherren. Ihre Mäntel waren über der Brust eingerissen und ihr Haar war mit Asche bestreut. Ardon und seine Kollegen sahen auf einen Blick: Es war ein Todesfall, der die Besucher herführte. War etwa Joasch gestorben?

Die Ratsherren rieten richtig. Vor Sonnenaufgang war der Gründer des abiesritischen Ofra friedlich entschlafen. Ardon fühlte einen sehr späten, kleinen Triumph – wenigstens überlebt hatte er den Freundfeind Sichems. Ließ dessen Tod gar auf einen Umschwung der Lage hoffen?

Jerubbaal lud die Herren von Sichem zur Totenfeier am nächsten Tag ein. Heled dachte: Einst hat uns der Alte mit Schande bedeckt, und nun erweisen wir ihm als gute Nachbarn die letzte Ehre. Welche Zeiten! Aber da der eigene Vater es für richtig gehalten hatte, die Tochter diesem Jerubbaal da, dem Erstgeborenen des Joasch, zu geben, stand ihm selbst jetzt nicht zu, an der Lage der Dinge herumzunörgeln. Doch geriet er damit nicht in die gleiche Verzichtstimmung, wie sie die meisten der Männer beherrschte, die mit ihm hier saßen?

Im Unterschied zu Ardon glaubte er nicht, daß der Tod des Joasch irgendeine Veränderung im Kräfteverhältnis zwischen den Sichemiten und den Abiesriten zur Folge haben würde. Im Gegenteil. Er kannte Jerubbaal besser als jeder andere im Raum. Der war kein Mann des Ausgleichs und der Mäßigung wie Joasch. Stolz und hochfahrend war er, und trotz seiner Verschwägerung mit einer der vornehmsten Familien Sichems den Männern von Sichem nicht wohlgesonnen. Schade, daß Abimelech nicht Jerubbaals Ältester war! Der Junge gefiel ihm besser als dessen Vater. Er hatte einen freundlichen Blick und war von gewinnendem Wesen. Dazu sah er hübsch aus wie seine Mutter. Aus dem wurde vielleicht ein Mann, dem Sichem vertrauen konnte. Aber um Einfluß zu erlangen, müßte er im Sippenrat der Abiesriten Sitz und Stimme haben. Das aber war ganz unwahrscheinlich. Denn er hatte zwei ältere Halbbrüder. Heled mochte sie nicht. Sie waren noch mehr zu fürchten als ihr Vater Jerubbaal. So gesehen, mußte man diesem sogar ein ebenso langes Leben wünschen wie Joasch.

Abimelech ahnte nichts von den Erwägungen seines sichemitischen Onkels. Er hatte den Vater nur begleitet, weil der es verlangt hatte. Die Familie seiner Mutter bedeutete ihm nichts. Die Mutter war jung gestorben, er hatte sie kaum gekannt. Er war ein Abiesrit, und seine Heimat war Ofra. In der Gesellschaft dieser Männer hier, die steif und förmlich auf ihren Sitzen thronten, als wären sie noch immer die Herrscher des Berglandes, fühlte er sich beengt und eingeschüchtert.

Er war froh, als sich Jerubbaal von den Ratsherren verabschiedete. Als Abgesandte Sichems zur Trauerfeier für Joasch waren Heled und sein jüngerer Bruder Sabdiel benannt worden.

Jerubbaal und Abimelech hielten sich nicht in der Stadt auf. Mit den Kennzeichen der Trauer an Kleidung und Haar wäre das auch unziemlich gewesen. Und zu Hause gab es noch viel vorzubereiten. Sie eilten auf der Straße zwischen den beiden gewaltigen Bergen heimwärts. Jerubbaals Gedanken waren aber noch in Sichem. „Nicht mal die Knochen haben sie vom Tisch geräumt!“ entrüstete er sich. „Immer wieder lassen sie uns spüren, für wie gering sie uns halten. Im Grunde verachten sie uns. Wenn sie nicht zu feige wären, dann würden sie über uns herfallen.“

Er kam auf sein Lieblingsthema: Das künftige Ofra, größer und reicher als Sichem, hinter Mauern und Türmen unangreifbar, ein Platz des Handels zwischen Meer und Jordan, zwischen Megiddo und Jerusalem, ein Zentrum der Anbetung des Gottes von Ofra. Dieser Gott trug keinen besonderen Namen, er wurde nur der Baal von Ofra genannt.

Abimelech sah sie im Geiste vor sich, die Stadt, die Jerubbaal erbauen wollte, jetzt, da Joasch tot war. Denn der Alte hatte von den Spinnereien des Sohnes, wie er dessen Traum nannte, nichts hören wollen. Nur die Mauern und Türme gefielen Abimelech nicht sonderlich in dem Bild. Sehnsüchtig schaute er hinüber zu den Wäldern an den Hängen des Garizim, in denen er so gern umherstreifte. Dort war Weite und Freiheit. Mauern bedeuteten Enge, Beschränkung, Genügsamkeit. Aber eine Stadt, wie Jerubbaal sie ausmalte, mußte Mauern haben, das sah er ein.

Dann lag das wirkliche Ofra auf seinem Hügel vor ihnen. Es war stattlich, gewiß, aber Mauern und Türme und vor allem ein Tempel fehlten ihm. Jerubbaal empfand wohl ähnlich wie Abimelech den Widerspruch zwischen Traum und Wirklichkeit. Trotzig sagte er: „Sichems Zeit ist abgelaufen!“

2

Ardons Hoffnung, daß sich im Verhältnis zwischen den Abiesriten und Sichem durch den Tod des Joasch etwas zugunsten Sichems ändern werde, ging nicht in Erfüllung. Heled behielt recht mit seiner Vermutung, daß alles beim alten bliebe. Und das war ihm noch das günstigste. Eine Verschlechterung lag ja im Bereich des Möglichen.

Jerubbaal wurde als neues Oberhaupt der Joasch-Familie von fast allen anderen Familienhäuptern Ofras wie selbstverständlich als der Erste im Ort anerkannt. Die Achtung vor seinem Va-

ter, der Wohlstand der Familie und Jerubbaals zupackendes Wesen hatten dabei den Ausschlag gegeben.

Gareb, ein Nachbar Jerubbaals, hätte es allerdings lieber gesehen, wenn man ihn selbst zum Sprecher Ofras im Sippenrat der Abiesriten bestimmt hätte. Er war nicht herrschsüchtig, aber seine Familie konnte sich an Ansehen mit der des Joasch durchaus messen. Außerdem war er älter als Jerubbaal. Und er fürchtete, daß das Einvernehmen mit Sichem durch Jerubbaal leiden könnte. Er war wie Joasch für Ruhe und Frieden im Lande. Der Hitzkopf Jerubbaal jedoch konnte Sichem reizen und Ofra damit schaden.

Seine Söhne hielten diese Bedenken allerdings für übertrieben. Außerdem war jetzt nach dem Frühregen erst einmal Saatzeit, und dann kamen die kalten Wintertage, in denen der Verkehr zwischen Ofra und Sichem sowieso einschlief. Im Frühling würde man weitersehen.

Hotam, dem jüngsten Sohn Garebs, gleichaltrig mit Abimelech, aber um einen halben Kopf länger, waren die Meinungen über Jerubbaal ziemlich gleichgültig. Als Nachgeborener hatte er sowieso keine Aussicht, einst im Kreise der Familienväter zu sitzen und über die Geschicke Ofras zu beraten. Ihm lag die Landwirtschaft. In der Sorge um reiche Ernten auf dem Acker und im Fruchtgarten zum Wohl seiner Familie sah er seine Lebensaufgabe. Alles andere mochten die Ältesten entscheiden.

Er war soeben dabei, den Stieren, mit denen er und einer der Brüder pflügen sollte, das Joch aufzulegen, als Abimelech vorüberkam. „Du mußt mit deinen Leuten nicht aufs Feld?“ fragte er ihn verwundert. Denn es war offensichtlich, daß Abimelech einem anderen Ziel zustrebte. Mit dem Bogen bewaffnet, wollte er in seine geliebten Bergwälder zur Jagd.

Am liebsten hätte Abimelech die Wahrheit gesagt, nämlich, daß er sich vor der Feldarbeit wieder einmal drückte, weil sie ihm widerstrebte. Aber er wußte um Hotams Liebe zur rotbraunen Ackerkrume hinter dem Pflug und wollte ihn nicht verletzen. So erwiderte er nur leichthin: „Die brauchen mich nicht“ und machte sich davon. Hotam schaute ihm nach. Sein Freund war sonst nicht so kurz angebunden. Es hatte wohl wieder Streit mit den Brüdern gegeben.

So war es in der Tat gewesen. Jerubbaal war seit gestern auswärts bei den Herden. Er hatte Elischama, seinem Erstgeborenen, aufgetragen, Abimelech mit aufs Feld zu nehmen, damit der endlich das richtige Pflügen lernte. Abimelech hatte sich widersetzt und die Weisung des Vaters frech in Abrede gestellt. Wie schon so oft hatten sie sich wie Feinde gegenübergestanden, der hochgewachsene, kräftige Elischama, das Abbild Jerubbaals, und der beträchtlich kleinere, grazile Abimelech. Elischama war drauf und dran gewesen, den aufsässigen Halbbruder zu verprügeln, um den Befehl des Vaters mit Gewalt durchzusetzen, da hatte Jimla, der Zweitälteste, grinsend geraten: „Schlag dir an dem doch nicht die Arme müde! Es lohnt nicht. Aus dem wird ja doch nichts.“ Abimelech war dem Zorn des vier Jahre Älteren entflohen, hatte sein Jagdgerät gegriffen und war nun bestrebt, rasch ein großes Stück Weg zwischen sich und die Halbbrüder zu bringen.

Es war ein schöner Frühwintertag, gar nicht kalt, angenehm zum Pflügen, aber auch zum Umherstreifen durch Busch und Fels. Abimelech hatte die Gärten und Felder rings um Ofra hinter sich gebracht und war nun allein mit sich und dem Berg Garizim vor ihm. Er hatte Hunger. Das Morgenmahl hatte er absichtlich versäumt, wußte er doch, was ihm an Arbeit zugedacht war.

Auf leisen Sohlen schlich er durchs Gebüsch, Auge und Ohr angespannt, um den Vorteil der Tiere ihm gegenüber möglichst gering zu halten. Den Bogen hielt er schußbereit in den Händen. Ein Hase sprang auf. Der Pfeil schwirrte von der Sehne, aber zu spät. Das Tier war flinker und entging dem Tod.

Abimelech fluchte. Ein schlechter Anfang für seinen Pirschgang. Er wollte den ganzen Tag draußen bleiben und erst zum Dunkelwerden nach Hause wandern. Dann war der Vater zurück. Der würde ihn zwar zur Rede stellen, und auch davor konnte man sich fürchten, aber schlagen würde er ihn nicht. Er hatte noch nie geschlagen. Elischama und Jimla dagegen hatten früher manchmal die Hand des Vaters zu spüren bekommen. Auch Schamma, der dritte der Halbbrüder, wußte, was Schläge sind. Ob ihn selbst die Brüder nur deshalb haßten, weil der Vater ihn so auffallend schonte?

Ein dürres Zweiglein knackte. Abimelech erstarrte. Er versuchte, mit seinem Blick das Gestrüpp zu durchdringen. Dann sah er das Tier. Ein Gazellenweibchen. Offenbar allein. Es schaute ihn direkt an und wartete anscheinend ab, was er tun würde. Ganz langsam hob er den Bogen. Das Tier sprang auf und jagte ins freiere Gelände, wo es dem Menschen zu entkommen hoffte. Aber diesmal war Abimelech gewandter. Der Pfeil traf die Gazelle, so daß sie stürzte. Als sie wieder aufsprang, erreichte sie der zweite Schuß, und nun erhob sie sich nicht wieder. Abimelech stieß einen Siegesschrei aus und lief zu seiner Beute. Ein junges Tier war es. Es lebte noch. Abimelech hatte keinen Blick für die schmerzgeweiteten Augen, die ihm voller Entsetzen entgegensahen. Er suchte sich in der Nähe einen großen Stein. Dann trug er das Tier dorthin, durchschnitt ihm die Kehle und ließ das Blut über den Stein laufen. Als die Schnittstelle getrocknet war, warf er sich das Tier über den Nacken und stieg bergan. Er kannte eine Höhle, noch einsamer gelegen als das Gebiet, das er seit dem Morgen durchstreifte. Dort wollte er die Jagdbeute zubereiten.

Obwohl den versteckten Zugang zur Höhle nicht nur ein Mensch, sondern zur Not auch ein Esel beschreiten konnte, hatte Abimelech niemals menschliche Spuren entdeckt. Deshalb fühlte er sich hier sicher. Manchmal schon wäre er am liebsten hiergeblieben und gar nicht mehr heimgegangen, um dem ständigen Zank mit dem grobschlächtigen Elischama und dem spitzzüngigen Jimla zu entgehen. Sollte der Vater doch verzweifelt nach ihm suchen! Warum schützte er ihn nicht vor seinen anderen Söhnen.

Die Höhle war geräumig. Abimelech ließ den Gazellenkörper zu Boden gleiten, enthäutete ihn mit geübten Griffen und entfernte die Innereien. Dann wandte er sich zu den trockenen Aststücken und Zweigen, die er im Sommer aufgehäuft hatte, suchte zwei geeignete Holzstücke aus und schnitt sie passend zueinander. Fluchend machte er sich an die schweißtreibende Arbeit, sie durch hastiges, fortwährendes Reiben aneinander zum Glimmen zu bringen. Aber als er dann vor seinem Feuer saß und den Duft des Fleisches genoß, das am Spieß über dem Feuer briet, waren die Mühen vergessen. Einen Tag lang ackern mit den eigenwilligen Stieren und dem noch störrischeren Pflug erschien ihm schlimmer als das Entfachen eines Feuers.

Endlich war das Fleisch gar. Er schlang gierig, als ob einige Fasttage hinter ihm lagen, und als er satt war, aß er noch immer weiter. Wer weiß, ob ihn der Vater heute abend nicht hungern ließ. Als nichts mehr in den Magen hineinging, versteckte er den Rest des Fleisches unter der heißen Asche, döste ein Weilchen schläfrig im Schein der Mittagssonne und machte sich dann auf zur nahen Quelle. Die Regenfälle der vergangenen Tage hatten sie zu neuem Leben erweckt, so daß er seinen Durst löschen konnte.

Dann stieg er eilig weiter bergan. Es blieb ihm noch genügend Zeit, auf den Gipfel des Berges zu klettern. Es tat seinem Selbstgefühl stets gut, wenn er dort oben hoch über Ofra und Sichem stand, hoch über den weiten Feldfluren, fernab der täglichen Arbeitsmühsal, und er fühlte sich dem stolzen Adler verwandt, der seine Beute vom Berg her scharfäugig erspähte, sie in rasendem Sturzflug schlug und sie triumphierend herauftrug, um sie in der stillen Bergeinsamkeit zu verschlingen.

Der letzte steile Anstieg war geschafft. Abimelech schlug den Weg zum Nordostgipfel ein. Er hockte sich erschöpft auf einen Felsvorsprung. Unter ihm lag Sichem. Wie jedesmal, wenn er hier war, betrachtete er die Stadt. Nicht weil sie ihm gefiel und er sich etwa dorthin wünschte, sondern weil er sich hier oben den Menschen da unten in den engen Gassen überlegen fühlte. Aber ohne, daß er es sich eingestand, zog ihn die Stadt doch an. Sie war schon beeindruckend mit ihrem gigantischen Mauerring um Unter- und Oberstadt, den nur die zwei turmbewehrten Tore im Osten und im Nordwesten unterbrachen. In der Nähe des Nordwesttores wuchtete das Tempelgebäude aus dem Häusergewirr empor, wie eine Zitadelle innerhalb der Gesamtfestung, die die Stadt bildete. Wer Sichem bezwingen wollte, der biß sich die Zähne aus.

Und diese Stadt wollte Jerubbaal mit dem heimatlichen Ofra übertrumpfen? Abimelech lächelte unwillkürlich. Er achtete den Vater und zweifelte kaum jemals an seinen Worten, aber was die Zukunft Ofras betraf, da hatte er wohl in seiner Phantasie den Bogen überspannt. Und eigentlich bedurfte es dieses Wettstreits mit Sichem gar nicht. Die Sichemiten saßen in ihrer festen Stadt doch in der Falle. Ihre Feigheit hinderte sie, sich die Abiesriten zu unterwerfen. Da hatte der Vater recht. Aber diese ihre Feigheit hatte einen einfachen Grund. Wenn sich die Abiesriten und die Bauernsippen im Norden und Süden der Stadt gegen Sichem zusammentaten, dann konnten sie die Stadt aushungern. Doch wozu?

Abimelech haßte Sichem nicht. Im Grunde war es ihm gleichgültig. Eigentlich war auch Jerubbaal der Stadt nicht feindlich gesinnt. Aber Asuba, die Frau des Vaters, die Mutter von Elischama, Jimla, Schamma und dem kleinen Dodo, die haßte Sichem. Sie stammte aus einer Familie der Alteinwohner Ofras, die ehedem der Stadt steuerpflichtig gewesen waren, und darin wurzelte wohl ihre feindselige Haltung. Sie hatte die Mutter Abimelechs gehaßt, und nun haßte sie ihn. Keine Gelegenheit ließ sie ungenutzt, ihre Söhne gegen den Halbbruder aufzustacheln. Abimelech seufzte und verfluchte sie im stillen. Laut wagte er es selbst hier in der Einsamkeit nicht, denn sie war nun einmal die Frau des Vaters. Bloß gut, daß Jerubbaal und Ela, der Onkel, zu ihm standen und ihn vor der Asubabrut schützten.

Abimelech war beim Aufstieg ins Schwitzen gekommen. Nun war er ausgekühlt und begann zu frösteln. Die Sonne war seit seiner Mittagspause in der Höhle ein beträchtliches Stück nach Westen gewandert. Er stand auf und machte sich auf den Rückweg.

Konnte er denn etwas dafür, daß er keinen Hang zu Ackerbau und Viehzucht hatte? Statt dessen war er all seinen Altersgefährten, ja wahrscheinlich allen Männern von Ofra im treffsicheren Schuß mit dem Bogen überlegen. Die anderen hantierten geschickt mit dem Pflug und der Erntesichel – er liebte die Waffen für den Kampf gegen Tier und Mensch. Er hoffte, daß ihm Jerubbaal irgendwann ein Schwert kaufen würde, oder daß es gelang, Räuber zu überwältigen und ihnen die Waffen abzunehmen. Vielleicht trug einer ein Schwert bei sich.

Die Unterschiedlichkeit seiner Interessen und Fähgkeiten zu denen Elischamas und Jimlas konnte es nicht sein, überlegte er, daß die beiden ihm das Leben schwermachten. Auch sein

Freund Hotam war mit Begeisterung dem Ackerbau zugetan und vermochte ein Feldstück schon ebenso gut zu pflügen wie seine älteren Brüder. Wenn er und Hotam und ihre Altersgefährten früher als Kinder Bauern und Räuber gespielt hatten, war Hotam immer wie selbstverständlich der Anführer der Bauern gewesen, er dagegen der Räuberhauptmann. An der Spitze ihrer Gefolgschaften waren sie mit hölzernen Dolchen und knorrigen Keulen übereinander hergefallen, und mitunter war sogar Blut geflossen. Meist siegten die Räuber. Das lag nicht daran, daß diese zahlenmäßig oder an Körperkraft der Bauernmannschaft überlegen waren, sondern – davon war Abimelech überzeugt – an seinem Geschick, seine Kämpfer gezielt einzusetzen und dabei ihre Stärken und Schwächen zu berücksichtigen.

Hotam nahm seine Niederlagen gelassen hin. Für ihn waren diese Kämpfe nichts als andere Wettkämpfe auch, wie etwa im Laufen oder im Springen, Spiele, die Spaß machten, aber deren Ergebnisse man rasch vergaß. Abimelech dagegen hatte die Kriegsspiele seinem Gedächtnis regelrecht eingeprägt, er hatte ihnen Namen gegeben, und nach dem Sieg saß er gern mit seinen Gefährten aus beiden Trupps zusammen und wertete aus, wer klug und mutig gekämpft und wer Fehler gemacht hatte. Dabei griff er auf die Erfahrungen früherer Spiele zurück, und die Jungen rings um ihn bewunderten ihn und hörten auf ihn, obwohl er in seinem Körpermaß der kleinste von ihnen war.

Doch der Alltag war selten Spiel, sondern vorwiegend harte Arbeit, auch für die Kinder, und da bedurfte niemand seiner kriegerischen Künste.

Er war an der Höhle angelangt, grub seinen Braten aus der erkalteten Asche, säuberte das Fleisch, so gut es ging, und aß erneut davon. Einen Rest warf er zu den Innereien, von denen in der Zwischenzeit schon ein Schakal oder ein Fuchs gefressen hatte. Dann griff er sich das abgezogene Fell der Gazelle und machte sich eilig durch die Buscheinsamkeit auf den Weg in Richtung Ofra.

Er kam dort an, als es bereits dunkel war. Jerubbaal war heimgekehrt und erwartete schon den ungehörigen Sohn. Er hockte auf seiner Matte, den Rücken an die Wand gelehnt, und neben ihm saß Elischama, bemüht, die Haltung des Vaters genau nachzuahmen.

„Bleib stehen!“ gebot Jerubbaal. „Warum hast du meiner Weisung zuwidergehandelt?“

Die Rede fing böse an, dachte Abimelech. Der Vater war offenbar übel gelaunt. Nur wegen ihm? Er sah furchtsam zu Boden, denn es gefiel Jerubbaal, wenn seine Söhne ihn fürchteten. Mit leiser Stimme bekannte er: „Ich hatte Angst vor dem Zorn Elischamas, falls ich den Pflug wieder umwerfe.“ Er sah die Zornesfalte auf der Stirn des Vaters und fügte rasch hinzu: „Es könnte sein, daß er mich wegen meinem Ungeschick erschlägt, und dann hättest du niemanden mehr, der dich an meine Mutter erinnert.“

Er sah mit Genugtuung, wie Jerubbaal zusammenzuckte. Vielleicht hatte er den Vater so getroffen, daß der sich besann und seine Widersetzlichkeit unbestraft ließ.

In der Tat zielte die tückische Anspielung Abimelechs auf die empfindlichste Stelle in Jerubbaals Gemüt. Dem ging es stets nahe, wenn ihn jemand unerwartet an die Verstorbene erinnerte. Er hatte sie geliebt, obwohl die Verbindung mit ihr das Werk der Familienväter gewesen war und er sie bei der Hochzeit zum erstenmal gesehen hatte. Ein Glücksfall war dieses Mädchen für ihn gewesen. Abimelech hatte früh herausgefunden, daß in seinen eigenen Gesichtszügen dem Vater das Antlitz seiner geliebten Frau lebendig geblieben war. Das nutzte er schamlos aus.

Elischama brauste auf: „Was unterstellst du mir, du Taugenichts?“

Jerubbaal gebot ihm mit einer Handbewegung Schweigen. Er sah Abimelech drohend an. Der fürchtete, daß ihn der Vater für seine Unverschämtheit nun doch schlagen werde. Vielleicht war es nicht klug gewesen, das Andenken an die Mutter gleich am Anfang auszuspielen.

Aber dann wirkten seine Worte. Jerubbaal beruhigte sich und fragte in sachlichem Ton: „Woher soll das Brot kommen, das du essen willst?“

Abimelech schwieg. Die Frage bedurfte keiner Antwort.

„Erwartest du, daß dich deine Brüder durchfüttern, wenn ich einmal nicht mehr bin?“ Wieder eine Schweigepause. „Willst du etwa nicht in Ofra bleiben, eine Frau nehmen und Söhne zeugen, sondern als einsamer Bettler durchs Land ziehen? Oder gar als Bandit deinen Brüdern rauben, was sie im Schweiße ihres Angesichts dem Boden abringen?“ Die Stimme Jerubbaals grollte wieder wie am Anfang.

Abimelech preßte die Zähne zusammen. Ging das nicht bald vorüber?

„Antworte!“ brüllte Jerubbaal. Sein Zorn kehrte zurück.

Abimelech knirschte mit den Zähnen. Warum quälte der Vater ihn so? Ihn, seinen Lieblingssohn! Und das im Beisein Elischamas, der es sichtlich genoß, wie ihn der Vater in die Enge trieb. Er mußte sich wehren. „Sichems Zeit ist abgelaufen“, murmelte er. „Das hast du selbst gesagt. Wir werden die Sichemiten zu Knechten machen und für uns arbeiten lassen.“ Und lauter: „Ich werde ein Schwert führen und nicht den Pflug.“

Elischama richtete sich halb auf und wandte sich erregt an Jerubbaal: „Erlaube, daß ich ihn für seine Frechheit strafe!“

Jerubbaal hob erneut abwehrend die Hand. Er sah Abimelech lange an. Plötzlich lachte er rauh auf. „Was für ein Kind bist du doch noch!“ Er drehte sich zu Elischama und bekräftigte: „Dein Bruder ist nichts als ein Kind.“ Sein Gesicht entspannte sich. Er hatte die Formel gefunden, wie er die Auseinandersetzung mit Anstand beenden und Abimelech vor Elischamas Haß erst einmal schützen konnte.

Abimelech stand steif wie ein Pfahl. Er war beleidigt. Er und ein Kind!

Jerubbaal erhob sich. Abimelech wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Wollte der Vater ihn jetzt züchtigen? Es hieß doch: Wer sein Kind liebt, der straft und züchtigt es. Aber eigentlich kam es noch schlimmer. „Wenn Elischama, mein Erstgeborener, dir in meinem Namen befiehlt“, sagte Jerubbaal mit Nachdruck, „dann hast du stumm zu gehorchen, als ob ich dir selbst befehle! Hast du das verstanden?“

Abimelech nickte. Er war den Tränen nahe. Diese Demütigung! In ihm war Haß. Nicht gegen den Vater. Er haßte stärker denn je Elischama.

Jerubbaal wandte sich an seinen Ältesten: „Wenn Abimelech geschlagen werden muß, dann schlage ich ihn – und keiner sonst!“

Also doch! durchfuhr es Abimelech. Er liebt mich! Er schielte zu Elischama und freute sich an dessen Verständnislosigkeit, mit dem er das Verbot, ihn zu schlagen, aufnahm.

„Abimelech, morgen gehst du mit deinen Brüdern aufs Feld!“ befahl Jerubbaal und ging an ihm vorbei nach draußen.

Elischama folgte ihm. Er tat, als ob er stolperte, und rempelte Abimelech heftig an. Der wäre beinahe gestürzt.

3

Abimelech lernte während dieser Saatzeit das Pflügen nicht. Er riß sich zwar zusammen und erweckte den Anschein, als ob er sich Mühe gebe, damit er weiterhin auf die schützende Hand des Vaters rechnen konnte, aber tatsächlich legte er es darauf an, daß er wegen seines Ungeschicks von der Feldarbeit ein für allemal entbunden wurde. Diese Hoffnung aber trog. Der Vater ließ keinen Zweifel daran, daß er aus ihm ein lebenstüchtiges Mitglied der Familie machen wollte, auch mit Gewalt, und überließ ihn seinen Halbbrüdern als Lehrmeistern. Elischama packte ihn hart an, wobei er aufpaßte, daß der Vater die Grobheiten nicht als Schläge deuten konnte. Jimla verhöhnte sein Jagdglück und seine Waffenleidenschaft, und Abimelech wußte, daß der das auch dann getan hätte, wenn ihm selbst ein tadellos geackertes Feldstück gelungen wäre.

Im Weingarten beim Rebenschnitt war Abimelech weniger ungeschickt, weil ihm der Umgang mit dem Messer vertraut war. Und beim Bau der niedrigen Schutzmauern um die Äcker aus Lesesteinen und Dornengestrüpp lobte ihn Jerubbaal sogar. Deshalb fand Abimelech aber noch lange keinen Gefallen an der Arbeit.

So oft er zu Hause entwischen konnte, versuchte er mit Hotam zusammen zu sein. Das scheiterte jedoch häufig daran, daß der Freund in seiner Familie mehr Pflichten hatte als er selbst in der seinigen. Wenn sie aber ein wenig gemeinsame Zeit fanden, dann gingen sie trotz der winterlichen Kälte zur Schutzhütte in Jerubbaals Weingarten. Sie entfachten im Gemäuer ein blakendes Feuer, hockten sich frierend daneben, aßen Röstkorn und redeten miteinander, was ihnen gerade in den Sinn kam. Hotam ließ sich meist über Klatsch und Tratsch aus. Er ahmte gern Leute nach, und Abimelech bog sich vor Lachen darüber und bewunderte das Talent des Freundes. Wenn Hotam Elischama oder Jimla nachäffte, lachte er allerdings nicht. Hotam ließ es daraufhin sein, um Abimelechs Abneigung gegen die Brüder, von der er natürlich wußte, nicht noch anzureizen.

Abimelech sprach gewöhnlich von seinen Abenteuern draußen in Wald und Busch, und häufig rätselte er darüber, wie es wohl unterhalb des Berglandes im Küstenland aussehen mochte. Er konnte sich das Meer kaum vorstellen. Die größten Wasser, die er kannte, waren die Wildbäche während der Regenzeit, wenn sie rauschend durch die Schluchten zu Tal stürzten. Er hätte gern das Meer gesehen, oder wenigstens den Fluß Jordan, der das ganze Jahr über Wasser führte.

Hotam interessierte das Meer wenig. Es war salzig, und sein Wasser war deshalb nicht zu gebrauchen. Den Jordan hätte allerdings auch er gern einmal sehen wollen. Lebendiges Wasser für Mensch und Vieh, das nie versiegte, das imponierte ihm.

Eines Tages, es war in der Zeit der Spätregen, überraschte Abimelech den Freund mit einer umwerfenden Mitteilung. Jerubbaal hatte sich entschlossen, in einigen Wochen seinen Bruder Gideon zu besuchen, und er, so schien es, durfte mit. Eine Zeit großer Abenteuer stand bevor.

„Gideon, ist das nicht der, der unten in der großen Ebene bei Megiddo wohnt?“ erkundigte sich Hotam.

Abimelech nickte. „Der ist es. Und er ist reich. Du schaffst es nicht, an einem Tag sein Land zu durchwandern. Und niemand hat je sein Vieh gezählt. Und seinem Gott hat er ein Haus gebaut.“ Abimelechs Augen leuchteten vor Begeisterung.

Dabei kannte er seinen Onkel Gideon im Grunde gar nicht, den Zweitältesten des Joasch. Noch ehe Abimelech geboren wurde, hatte der eine Schar junger Leute um sich gesammelt und war nach Norden gezogen, um neues Siedlungsland zu suchen. Wie einst sein Vater Joasch, als der sich in Ofra festgesetzt hatte. Gideon wollte nicht im Hause des Vaters und seines erstgeborenen Bruders Jerubbaal bleiben, sondern Haupt eines eigenen Hauses werden. Es war ihm gelungen, in die große Ebene hinabzuziehen und sich mit seinen Leuten an einem alten Siedlungsort niederzulassen, der seit den Kriegen zwischen den Eroberern von Akko am Meer und den Bauernsippen Galiläas wüst lag. Der Ort lag drei Wegstunden östlich der uralten Festung Megiddo, und Gideon hatte ihn in Anlehnung an seinen Heimatort „Ofra Gideons“ genannt. Vor einigen Jahren hatte Gideon seinen Vater und seine Brüder besucht. Aber die Nachricht von seinem Tempelbau war jüngeren Datums. Ein reisender Händler hatte sie mitgebracht. Abimelech vermutete, daß gerade diese Neuigkeit – neben dem Tod des Joasch – Jerubbaal veranlaßt hatte, sich für die Reise zu entscheiden. Denn der Vater wünschte, daß auch hier in Ofra ein Haus für den Gott des Ortes gebaut würde. Sicherlich wollte er an Gideons Bau Maß nehmen.

„Weshalb brauchen wir ein Haus für unseren Gott?“ fragte Hotam. „Warum sollen wir uns dafür abmühen, wenn doch der Baal von Ofra nicht nach einem solchen Haus verlangt?“

Abimelech hielt die Genügsamkeit seines Freundes für altmodisch. „Wenn wir ein Tempelhaus haben, sehen doch alle, daß unser Gott ein mächtiger Gott ist“, belehrte er Hotam. „Und sie werden zu uns kommen und dem Baal von Ofra opfern. Wir werden einen Priester anstellen. Der Name Ofras wird groß werden im Land.“

„Und was haben du und ich davon?“ Hotam war nicht zu überzeugen. „Du sprichst das bloß deinem Vater nach“, meinte er abfällig.

Abimelech empfand die Bemerkung jedoch als Lob. Und er verstand nicht, warum den Freund der Blick auf eine glanzvolle Zukunft Ofras so völlig kalt ließ. Aber wahrscheinlich sprach Hotam nur aus, was viele in Ofra dachten. Er selbst fühlte sich gemeinsam mit dem Vater über diese Dutzendmenschen erhaben. Jerubbaal und er, sie beide wußten, worauf es ankam.

Jerubbaal hielt einen Familienrat ab. Um ihn saßen sein jüngerer Bruder Ela, seine Söhne Elischama, Jimla und Abimelech und ein wenig abseits der dreizehnjährige Schamma. Im HIntergrund hockten die zwei Knechte, die mit auf die Reise gehen sollten. In einer Ecke drängten sich Asuba und die Frauen Elas, Elischamas und Jimlas sowie die kleineren Kinder zusammen. Es war stickig im Raum, und Abimelech fragte sich, warum der Vater die Versammlung nicht im Hof abhielt. Das Wetter war schon frühlingshaft, und man konnte ohne weiteres im Freien sitzen.

Jerubbaal teilte mit, daß ihn der Geist des Joasch beauftragt habe, zu Gideon zu gehen und ihm den Tod des Vaters mitzuteilen, damit auch er um ihn trauern konnte. Und dann erzählte er, wie er, Gideon und Ela zur Freude des Vaters in Ofra aufgewachsen und Männer geworden waren, wie sie zusammengehalten und dem Vater geholfen hatten, zwischen Ofra und Sichem gute Nachbarschaft herzustellen, und wie es schließlich Gideon getrieben hatte, seine Sippe zu verlassen und für sich und seine Gefährten neues Siedlungsland zu gewinnen. Er war nicht im Unfrieden, sondern mit dem Segen des Vaters und aller Ältesten der Abiesriten davongezogen.

Abimelech kannte das meiste, was Jerubbaal berichtete, aber es tat ihm wohl, wie er das Einvernehmen der Joasch-Söhne herausstellte. Er blickte zu Elischama und Jimla. Hoffentlich merkten sie, daß die Lobrede auf die Bruderliebe ihnen galt. Daß auch er selbst gemeint sein könnte, das kam ihm nicht in den Sinn.

Jerubbaal kam zum praktischen Teil seiner Reise. Endlich! freute sich Abimelech. Jetzt würden alle hören, daß er auserwählt war, den Vater zu begleiten. Er, und keiner der Asuba-Söhne!

Jerubbaal verkündete: „Mit mir gehen Ela, Abimelech, Hur und Misa. Elischama wird der Vater des Hauses sein, solange ich fort bin, und was er befehlen wird, das soll gelten, als ob ich selbst es befohlen habe. Und sollte ihm etwas zustoßen, bevor ich zurück bin, dann tritt Jimla an seine Stelle.“

Es gab nur Freude in den Gesichtern. Jeder war mit seiner Aufgabe zufrieden. Abimelech wäre es zwar lieber gewesen, wenn Elischama ihm gegenüber Neid gezeigt hätte, weil er zurückbleiben mußte, aber das konnte er nun wirklich nicht erwarten. Im Gegenteil. Elischama war glücklich, für einige Zeit die väterliche Gewalt zu besitzen und ausüben zu können.

Jerubbaal beauftragte Asuba, Geschenke für Gideon und dessen Frau sowie die Söhne und Töchter zusammenzustellen. Und schließlich bestimmte er den Tag der Abreise.

Abimelech war überzeugt, daß ihn der Vater deshalb mitnahm, weil er sein Liebling war, den er um sich haben und dem er eine Freude machen wollte. In Wirklichkeit war die Entscheidung Jerubbaals aber pragmatischer begründet. Er mußte fürchten, daß es ein Unglück gab, wenn er Abimelech in der Gewalt Elischamas zurückließ. Elischama andererseits konnte er nicht mitnehmen. Wer hätte sonst sein Haus verwalten und den Frauen gebieten sollen? Jimla war noch zu jung, und Ela mußte auf jeden Fall mit zu seinem Bruder. Und noch ein Umstand sprach für Abimelechs Begleitung. Der wußte Bogen und Dolch zu handhaben und war flink und gewandt – wer weiß, welche Gefahren ihnen unterwegs begegneten.

An den nächsten Tagen besprach Jerubbaal sein bevorstehendes Unternehmen mit den Hausvätern von Ofra. Gareb gab zu bedenken, ob Elischama nicht noch zu unerfahren sei, um dem Haus des Joasch vorzustehen, aber er fand kaum Unterstützung für seine Ansicht, denn Elischama wurde trotz seiner rüden Manieren geachtet, weil er sich auf alle Arbeiten ausgezeichnet verstand und seine Hände selten ruhten. In Gareb aber regte sich die alte Eifersucht gegen das Haus des Joasch.

Und dann war der Tag da, auf den Abimelech, aber auch der abenteuerlustige Ela sehnsüchtig gewartet hatten. Halb Ofra umstand die kleine Karawane und wünschte den Reisenden Glück und gesunde Heimkehr. Jerubbaal und Ela umarmten ihre Frauen, die älteren Söhne, die Mädchen und die kleinen Kinder. Abimelech aber hielt sich abseits und plauderte mit Hotam, bis ihn Jerubbaal rief und ihn aufforderte, sich ebenfalls zu verabschieden.

Endlich setzte sich der Zug in Marsch. Voran Jerubbaal und Ela, dann Abimelech, schließlich die Knechte mit den drei Packeseln, die das Zelt, die Lebensmittel sowie die Geschenke und Waffen trugen. Die Reisenden waren frohen Mutes. Sie vertrauten den Göttern, durch deren Herrschaftsgebiet sie ihr Weg führte.

Unterwegs weihte Jerubbaal Ela und Abimelech in seine Baupläne ein. Er wollte Haus und Hof erweitern, denn es war zu eng, seit Elischama und Jimla Frauen und Kinder hatten, und nicht lange, dann würde ja auch Abimelech Hochzeit halten. Gideon, so war ihm berichtet worden, wohnte in einem großen Haus, und wenn das stimmte und ihm der Bau gefiel, wollte er sein eigenes Haus so umbauen, daß es demjenigen Gideons glich. Am meisten aber interessierte ihn der Tempel, den der Bruder für den Gott seines Landes errichtet hatte. Den wollte er zu Hause auf jeden Fall nachbauen, möglichst ein wenig größer, denn er war der Erstgeborene des Joasch. Ela und Abimelech waren begeistert von Jerubbaals Vorhaben, und alle drei vergaßen ein wenig, daß der eigentliche Zweck ihres Besuchs bei Gideon ja die Botschaft vom Ableben des Familienoberhauptes war.

Es wurde eine angenehme Reise. Die frischgrüne Frühlingslandschaft lachte den fünf Wanderern entgegen, und immer wieder leuchteten die purpurroten, gelben und weißen Blüten im leichten Wind auf, als winkten sie zum Gruß. Jerubbaals Karawane begegnete weder boshaften Menschen noch gar Räubern, und auch die Tiere der Wildnis bedrohten sie nicht. Die kriegerischen Söhne Machirs, die auf die Stadt Dotan zu siedelten, erwiesen sich als stolze, aber gastfreundliche Menschen, und ein Trupp verwegen aussehender Männer, der ihren Weg kreuzte und drei halbwüchsige Mädchen mit sich führte, um sie im Philisterland zu verkaufen, war wider Erwarten eine lustige Gesellschaft am abendlichen Lagerfeuer.

Am vierten Tag der Reise schickte Jerubbaal nach der Mittagsruhe einen der Knechte voraus, um sein Kommen zu melden und Gideon auf die Todesnachricht vorzubereiten. Dann ließ er das Zelt aufschlagen, denn er wollte erst am nächsten Tag, frisch und ausgeruht, in Gideons Ofra einziehen. Die Siedlung lag schon in Sichtweite vor ihnen, vorausgesetzt, daß die Auskunft stimmte, die ihnen im letzten Dorf gegeben worden war. Ein niedriger Hügel ragte vor ihnen aus der Ebene empor, und die Häuser, die an seinem Hang weiß in der Nachmittagssonne leuchteten, die mußten ihr Ziel sein.

Jerubbaal hatte sich jedoch in der Entfernung ein wenig getäuscht. Er hatte am zeitigen Vormittag da sein wollen, aber dann stand die Sonne schon ziemlich hoch, als sie am Hügel ankamen. Die Siedlung war nicht ummauert. Am ersten Haus erwartete Gideon seine Gäste, mit einem Schwert umgürtet, einen funkelnden Silberreif am rechten Arm. Seine Söhne standen neben ihm, und hinter ihm drängten sich Männer der Siedlung, von denen Jerubbaal und Ela noch so manchen aus ihrer Jugendzeit kannten. Gideon lachte seinen Brüdern entgegen. Er sieht aus wie ein Held und Herrscher, dachte Abimelech, und er bewunderte seinen Onkel, noch bevor er ihn kennenlernte.

Jerubbaal und Gideon umarmten sich, dann Ela und Gideon, und schließlich war Abimelech an der Reihe. Danach trat Jerubbaal vor den Bruder hin, legte seine Rechte auf dessen Schulter und übermittelte ihm die Botschaft vom Tod des Vaters. Gideons Blick verdüsterte sich, seine Schultern sackten ab, mit ausholender Armbewegung riß er sein Gewand ein – er hatte bereits mit einem kleinen Einschnitt die Stelle gekennzeichnet, wo er ansetzen wollte – , dann ging er langsam in die Knie, beugte den Oberkörper nach vorn, bis sein Kopf den Boden berührte, und wühlte sich mit beiden Händen Erde ins Haar. Mit einem Ruck war er wieder auf den Beinen, hob die Arme zum Himmel und schrie: „O mein Vater, mein Vater!“, um gleich darauf wieder zum Boden niederzusinken. Ein Raunen ging durch die Menge hinter ihm. Jerubbaal und seine Begleiter standen betreten da, sie hatten ja ihre Trauer schon Monate hinter sich. Abimelech meinte im stillen, der Onkel übertreibe – er kannte noch nicht dessen Hang zu großen Gesten vor versammeltem Volk. Er war froh, als Gideon endlich die Schaustellung seiner Trauer beendete und seine Gäste in sein Haus bat.

Das stand weit oben am Hang und war in der Tat ansehnlich, wenn es auch natürlich keinem der Paläste in Sichems Oberstadt glich. Der besondere Eindruck kam daher, weil es eigentlich für

Gideons Familie zu groß war. Er hatte ja keine Brüder bei sich wohnen. Es war auf Zuwachs gebaut, im Hinblick auf seine Söhne.

Gideon übergab Abimelech der Obhut von Jeter und Ulam, seinen beiden Söhnen, und ging mit Jerubbaal und Ela hinauf auf die höchste Stelle des Hügels, wo das Gotteshaus stand. Die drei Brüder hatten sich verabredet, bis zum Abend zu fasten und des Verstorbenen zu gedenken. Abimelech war froh, daß er davon entbunden war, und setzte sich mit seinen Vettern, die ein wenig jünger waren als er, zum Essen. Es gefiel ihm hier, und er war Jerubbaal dankbar, ihn mitgenommen zu haben. „Euer Vater sieht aus wie einer der Könige, die es früher gab“, sagte er.

„Er ist einer“, berichtigte Jeter.

4

Ein König war Gideon nicht. Obwohl er sich seinen Brüdern als der mächtigste Mann zwischen den großen Städten Megiddo und Bet-Schean darstellte, bekamen die und Abimelech bald heraus, daß seine Siedlung auf ehemals Megiddo gehörendem Land lag, das ihm die Stadt zur Nutzung abgetreten hatte gegen den Zwangsverkauf der überschüssigen Erträge an sie. Megiddo bezahlte die Lieferungen mit Handwerkserzeugnissen und Silber. Die Familien aus Gideons Gemeinschaft standen sich nicht schlecht dabei. Im Norden und Osten siedelten andere Sippen, die Gideon wegen seiner Stellung als wichtiger Partner Megiddos zwar achteten und ehrten, aber ihm durchaus nicht untertan waren.

Das Ofra Gideons war nicht kleiner als das Ofra der Abiesriten, eher sogar größer. Denn als Gideon vor über fünfzehn Jahren die Siedlung errichtet hatte, waren bald weitere Gruppen gekommen und bei den Gideonleuten seßhaft geworden. Am meisten interessierte die Gäste aus dem Bergland jedoch das Tempelhaus am Rande des Kultplatzes. Natürlich war es nicht vergleichbar mit dem Tempelkomplex des El-Berit in Sichem. Es war noch weit kleiner als ein Wohnhaus und hatte nur einen einzigen Raum. Im Grunde war es eine Hütte. In einer Wandnische stand eine kleine Gottesfigur aus Silber. Davor war ein zweistufiger Podest errichtet. Auf einer geflochtenen Matte lag ein Brotfladen, daneben stand eine Schale mit Wasser.

„Dein Gott ist klein“, sagte Jerubbaal, der ein großes Standbild aus Stein und ein weit größeres Haus erwartet hatte.

„Das Bild ist klein“, entgegnete Gideon lächelnd, „aber der Baal vom Tabor ist groß.“

„Wollen wir uns auch ein Bild unseres Gottes aufstellen?“ fragte Abimelech den Vater.

Jerubbaal schwieg und betrachtete die Figur nachdenklich, deren menschliche Gestalt im Grunde nur angedeutet war. Im Gesicht waren nur die Augen ausgearbeitet.

Ela meinte: „Wenn uns der Baal von Ofra bisher beschützt hat, ohne daß wir ihm ein Bild gemacht haben, dann können wir uns das Silber sparen. Aber ein Haus für ihn, das ist gut.“

„Wenn wir unserem Gott ein Haus bauen, dann muß ein Bild hinein“, entschied Jerubbaal.

Gideon versprach, daß sein Sohn Ulam das Gotteshaus auf eine Tonscherbe ritzen werde, so daß Jerubbaal nach diesem Modell bauen könne. Ulam verstand sich nämlich darauf, Menschen, Tiere und Dinge in dieser Weise abzubilden.

Der Reichtum Gideons, den Abimelech seinem Freund Hotam ausgemalt hatte, war in Wirklichkeit weit bescheidener. Das Nutzland der Familien lag wie auch im Bergland in der Nähe der Siedlung. Das Kleinvieh Gideons war zwar zahlreicher als dasjenige Jerubbaals, aber durchaus überschaubar. Allerdings entstammten die meisten Matten und Teppiche in seinem Haus nicht den geschickten Händen seiner Frau, sondern waren von Handwerkern kunstvoll hergestellt und gegen Wein und Öl eingetauscht worden. Von florierendem Handel zeugten auch Gideons silberner Armreif und der Schmuck seiner Frau und seiner elfjährigen Tochter, der mit bunten Steinen verziert war, wie sie Jerubbaal und seine Gefährten noch nie gesehen hatten.

Aber die begehrlichsten Blicke zog Gideons Schwert auf sich. Es war eine besonders kostbare Waffe, denn seine Klinge war aus Eisen. Keiner der Händler, die im Ofra der Abiesriten ab und zu ihre Waren feilboten, hatte je ein Eisenschwert mit sich geführt. Jerubbaal war sich sicher, daß auch keiner der Herren von Sichem eine solche Waffe besaß.

Gideon berichtete vom Erwerb der wertvollen Klinge. Händler aus dem tiefsten Süden, Midianiter, hatten sie ihm zum Dank dafür verkauft, daß er ihren Kamelen Jahr für Jahr ein saftiges Saatfeld als Weide zur Verfügung stellte. Die Midianiter unternahmen weite Handelsreisen auf der großen Nord-Süd-Straße jenseits des Jordans. Zum Ende der Trockenzeit im Spätherbst zogen sie nach Norden, und wenn sie im Frühling zurückkehrten, machten sie stets einen Abstecher über den Jordan herüber in die große Ebene zwischen Bet-Schean und Megiddo. So hatte Gideon sie vor vielen Jahren kennengelernt. Sein Schwert stammte von weither, aus den Nordländern, die er nicht einmal dem Namen nach kannte.

Je mehr sich für Jerubbaal Besuchstag an Besuchstag reihte, um so mehr wuchs in ihm der Neid auf Gideons Wohlstand. Der hatte schon erreicht, was er selbst erst anstrebte. Obwohl der

Bruder vertraglich an die Stadt Megiddo gebunden war, schien er freier und mächtiger zu sein als die Leute im Ofra der Abiesriten, die doch in keiner Weise mehr irgendwelche Pflichten gegenüber Sichem bedrückten. Ela dachte wie er. Es zog die Brüder nach Hause. Sie hatten gesehen, was nützlich für sie sein konnte, und nun wollten sie zu Hause an Ofras Aufstieg arbeiten. Auf Abimelechs Wunsch, noch solange zu bleiben, bis die Midianiter kamen, gingen sie nicht ein. Was sollten ihnen die Händler, von denen sie ja doch nichts kaufen konnten? Sollte sich Gideon im Kreise seiner fremdländischen Freunde noch mehr vor ihnen spreizen und ihnen ein weiteres Mal vor Augen führen, wie armselig sie doch noch lebten?

Gideon war ehrlich betrübt, als seine Verwandten zum Aufbruch drängten. „Ich habe Nachricht, daß die Midianiter schon den Jordan überschritten haben“, versuchte er sie zum Bleiben zu verlocken. Aber Jerubbaal hatte sich die Abreise in den Kopf gesetzt. Er gab aus Höflichkeit noch einen Tag zu, aber dann hielten ihn keinerlei Versprechungen mehr. „Elischama ist jung und unerfahren“, verteidigte er seine Entscheidung. „Er darf nicht länger allein bleiben.“

Gideon schenkte seinen Brüdern und Abimelech je ein Schwert, zwar aus der bewährten Bronze und nicht aus dem neuen Metall, aber es waren trotzdem kostbare Gaben. Ela argwöhnte, daß ihnen der Bruder seine sämtlichen Schätze gar nicht gezeigt hatte.

Am ersten Tag zogen sie nicht weit. Sie waren erst aufgebrochen, als die Mittagswärme vorüber war, und so rasteten sie an derselben Stelle, von wo sie auf der Herreise den Knecht ausgeschickt hatten, um ihre Ankunft zu melden. Nun schauten sie wiederum hinüber zu Gideons Siedlung, die sie im Schein der Abendsonne zum Abschied noch einmal grüßte, und Abimelech sagte: „Schade, ich hätte so gern die Kamele gesehen!“

Die anderen schwiegen. Freilich, sie verstanden den Jungen. Auch sie hatten von diesen Wüstentieren lediglich gehört. Keines war bisher im Bergland gesehen worden. Es wäre schon gut, die Wundertiere einmal in Augenschein zu nehmen. Man könnte in Ofra davon erzählen.

„Sie müssen doch schon ganz in der Nähe sein.“ Abimelech ließ das Thema nicht los. Nach einer Weile überlegte er laut: „Wieviele mögen es sein?“

Die Frage brachte Ela auf einen völlig anderen Gedanken. „Diese Midianiter mit ihren Schätzen werden leider niemals zu uns nach Ofra kommen“, warf er ein.

Jerubbaal wandte sich ihm zu und sah ihn fragend an. Was sollte das? Jeder hier wußte doch, daß es so war.

Ela stellte sich wie vorher Abimelech, als ob er ein Selbstgespräch führte. „Wenn sie nicht zu uns kommen, dann müssen wir zu ihnen hingehen.“ Jetzt streifte er Jerubbaal mit einem Blick. „Bestimmt sind sie nicht zahlreicher als wir.“ Er dachte an die heimischen Händler, die oft allein, manchmal auch zu zweit oder höchstens zu dritt mit ihren Eseln von Siedlung zu Siedlung zogen. Nun sah er Jerubbaal voll ins Gesicht und grinste aufmunternd.

Jerubbaal hatte ihn verstanden. Sein Blick verdüsterte sich, und er mahnte: „Es sind Gideons Gastfreunde!“

Aber nun wurde Ela beredt: „Was haben <u>wir</u> mit ihnen zu schaffen? Und Gideon wird nicht ärmer, wenn jemand ihre Lasten erleichtert. Er ist reich, wir sind arm. Gerechtigkeit herzustellen ist kein Vergehen. Und er wird ja nie erfahren, wer es war, wenn wir es klug anstellen.“

Jerubbaal fühlte sich hin- und hergerissen zwischen der Redlichkeit, die er Gideon schuldete, und der Begehrlichkeit nach den Schätzen, die da irgendwo auf dem Rücken der Kamele dem Bruder entgegenschaukelten.

Aber nun drang auch Abimelech in ihn und unterstützte den Onkel. Und Ela meinte mit Nachdruck: „Wir sollten es wenigstens versuchen. Wer weiß, vielleicht sind sie uns überlegen, und es wird sowieso nichts draus.“

Jerubbaal gab sich einen Ruck. „Zwei Bedingungen stelle ich. Nicht weiter als eine Tagereise von hier! Und nicht auf Gideons Grund und Boden!“

So wandten sie sich am nächsten Morgen wieder zurück in die Richtung nach Gideons Siedlung. Dann bogen sie jedoch seitlich ab zum Fuße des Gilboa-Gebirges. Dort sollte irgendwo eine Quelle sein. Die Hauptstraße durch die Ebene zog an ihr vorüber. An dieser Stelle rasteten die Midianiter gewöhnlich, hatte ihnen Gideon berichtet.

Sie fanden die Quelle inmitten eines Wäldchens. Im Nähertreten rieben sie sich freudig die Augen, um sicher zu sein, daß ihnen ihre Wünsche nichts vorgaukelten: Zwei riesige Tiere mit merkwürdig hohen Rücken standen breitbeinig an der Tränkrinne und schlürften genußvoll das lebendige Wasser, und neben ihnen waren zwei Männer beschäftigt, weiteres Quellwasser in die Tränke zu schöpfen. So also sahen Kamele aus! Jerubbaal und seine Begleiter blieben in einigem Abstand stehen und betrachteten die trinkenden Tiere. Sie trugen keinerlei Last, und die Beobachter fragten sich, wo die beiden Händler wohl ihre Schätze verborgen hatten.

Der eine der Fremden richtete sich auf und schaute zu Jerubbaals Gruppe herüber. Dann rief er etwas, aber keiner der drei Neugierigen verstand seine Worte.

Jerubbaal sagte: „Wir können hier nicht stehenbleiben. Kommt, wir wollen sie begrüßen und erkunden, ob sie hier ihr Lager aufschlagen oder weiterziehen wollen!“

„Wenn sie hier lagern“, riet Ela, „so ist es besser, wir warten die Nacht ab und überraschen sie.“

Sie trieben ihre Esel an und traten näher. Höflich entboten sie den Händlern ihren Gruß. Die grüßten zurück, und der ältere fügte mit fremdem Akzent hinzu, daß sie gleich die Tränke räumen würden.

Jerubbaal erwiderte freundlich, daß sie keine Eile hätten, und fragte, ob er das Tier, das ihm zunächst stand, berühren dürfe.

Der Fremde sagte etwas in seiner Sprache. Jerubbaal nahm es als Zustimmung und ging auf das trinkende Kamel zu. Der Fremde mißverstand aber seine Absicht und verstellte ihm mit drohendem Blick den Weg. Ela trat zu Jerubbaal, um ihm beizustehen. Aber der wandte sich schon zurück. „Komm, wir gehen besser beiseite! Und ihr Gepäck ist ohnehin nicht hier.“ Er fragte den Händler, ob er die Sprache des Landes verstehe, aber der antwortete abermals unverständlich und machte mit Gesten klar, daß sie die Wasserstelle gleich freigeben würden.

Als sich die Midianiter mit einer höflichen Verbeugung verabschiedeten, schickte Jerubbaal Ela hinterher. Es dauerte nicht lange, da kehrte der mit der Nachricht zurück, daß auf der anderen Seite des Hains zwei weitere Männer damit beschäftigt seien, ein Zelt aufzubauen. Und einen Esel hätten sie bei sich.

„Sie lagern hier also“, stellte Jerubbaal fest. „Vier Mann. Und ihre Ware ist natürlich im Zelt.“

„Wir sind fünf“, lachte Ela.

Auch Jerubbaal strahlte. „Dein Vorschlag war gut.“

Sie erfrischten sich und die Tiere und zogen dann nordwärts, wo ihnen der Buschwald eines mächtigen Hügels Deckung bot. Hier konnten sie in aller Ruhe die Nacht abwarten. Sie hatten nun alle das Zelt der Fremden gesehen. Es war geräumig. Aber viele Waren schienen die Händler nicht mit sich zu führen, bei nur drei Tieren, und das Zelt mußte ja auch transportiert werden. Nun, man würde ja sehen.

Nach Sonnenuntergang ruhten sie einige Stunden im Halbschlaf. In einem fernen Dorf heulte ein Hund und wollte nicht aufhören. Irgendwo fiel ein zweiter ein. Aber vielleicht war das sogar günstig. Die Midianiter hörten das Geheul doch auch, und so waren ihre Ohren beschäftigt.

Jerubbaal befahl den Aufbruch. Die Esel mit dem Gepäck ließen sie im Versteck – bald würden sie ja zurück sein. Mit kostbarer Beute. Er, Ela und Abimelech trugen ihre neuen Schwerter und ihre Dolche am Gürtel. Die Knechte hatten gleichfalls Dolche bei sich und schwangen außerdem Keulen in den Händen. So bewaffnet, würde es kein großes Risiko sein, die Midianiter zu überwältigen und das Lager zu plündern. Sie wollten die Fremden nicht töten, sondern sie fesseln und knebeln. Ehe die sich befreit hätten, wären sie selbst schon in den südlichen Bergen.

Sie eilten den Hang hinunter, über Wurzeln und Steine stolpernd. Nur eine schmale Mondsichel beschien ihren Pfad. Die letzte Geländefalte führte sie so nahe an das Midianiterlager heran, daß sie von hier aus den Überfall wagen konnten. Vor dem Zelt brannte ein Feuer, und zwei der Fremden hockten davor und warfen von Zeit zu Zeit Holz in die Flammen. Die Tiere waren nicht zu sehen, sie lagerten wohl hinter dem Zelt.

„Wir wollen es schweigend tun“, gebot Jerubbaal und zog das Schwert aus der Scheide. Dann befahl er den Angriff. Sie rannten los. Abimelechs Schwertscheide war verrutscht und störte ihn beim Laufen. Er richtete sie und blieb so ein wenig zurück. Als er erneut losstürmte, um die anderen einzuholen, trat er plötzlich ins Leere. Nach der Schrecksekunde fand er sich in einer tiefen Grube. Irgendwann mochte ein Jäger sie gegraben haben. Aber in Mannestiefe? Hatte sie einem Bären gegolten?

Abimelech versuchte, sich am Rand hochzuziehen, aber im Sturz hatte er sich die rechte Hand am blanken Schwert verletzt. Und sein linker Knöchel schmerzte. Vom Lager der Midianiter her hörte er wildes Geschrei. Er geriet in Panik. Was ging dort vor? Der Vater würde ihn auslachen. Oder beschimpfen. Als Kind bei den Spielen mit Hotam war ihm nie ein solcher Unfall passiert.

Immer wieder versuchte er trotz seiner blutenden Hand, sich zu befreien, aber es verging über eine Stunde, ehe er sich einen losen, starken Ast heranziehen konnte. Er legte ihn quer über die Grube und hangelte sich an ihm empor zur Oberwelt.

Keuchend hockte er neben dem Loch. Er fühlte sich dem Grabe entstiegen. Er war erschöpft, aber glücklich. Vorsichtig betastete er Hand und Fußgelenk. Die Schnittwunde war offenbar nicht tief, und am Fuß schien nichts gebrochen zu sein. Er erhob sich. Das Schwert! Das lag in der Grube. Fluchend hing er sich mit Hilfe des Astes über das Erdloch und angelte mit einem Stecken und seinem Gürtel die Waffe nach oben.

Was war im Midianiterlager los? Hätten seine Gefährten auf dem Rückweg nicht längst vorüberkommen müssen? Oder hatten sie einen anderen Weg gefunden? Erneut ergriff ihn die Angst.

Mühsam hinkte er aufwärts bis zu der Stelle, wo man das Lager sehen konnte. Er erschrak. Das Feuer brannte hellodernd. In seinem Schein zählte er an die fünfzehn Männer, ihrem Aussehen nach alles Midianiter. Die Gefährten waren nicht zu entdecken. Einige der Fremden arbeiteten ein ganzes Stück seitab vom Zelt in gebückter Haltung. Abimelech starrte zu ihnen hin, die wie

Schatten vor dem hellen Feuerschein auf- und niederzuckten. Plötzlich ahnte er, was sie taten. Und dann bestätigte sich seine furchtbare Ahnung. Sie hatten eine Grube gegraben, und zu zweit warfen sie nun etwas Schweres hinein, was einem menschlichen Körper glich. Noch dreimal wiederholten sie ihr Werk. Tränen liefen Abimelech die Wangen herab. Was sollte nun werden? Wie sollte er weiterleben ohne den Vater?

Er schob alle Schuld Ela zu. Der hatte zu dem Anschlag geraten. Aber wer hatte auch ahnen können, daß die vier Männer, die sie gesehen hatten, nur eine Vorhut der Karawane gewesen waren!

Eine neue Überlegung traf ihn wie ein Keulenschlag: Die Fremden wußten ja von der Begegnung an der Quelle her, daß sie zu fünft gewesen waren. Sobald die Sonne aufging, würden sie ihn suchen. Er begann vor Trauer und Furcht zu zittern. Ohne an die Esel und das Gepäck auch nur zu denken, hastete er davon, als wären Nachtdämonen hinter ihm her.

5

Abimelech schlug die Richtung nach Gideons Dorf ein. Sein Fuß schmerzte, aber das Grauen vor dem Erlebten trieb ihn vorwärts. Dazu die furchtbare Dunkelheit. Erst als es hell wurde, kam er besser voran.

Wie sollte er Gideon das Geschehene erklären? Es war eine Untat, für die der Vater und Ela und die Knechte, ja auch er selbst den Tod verdient hatten. Zu Hause sorgten sie sich um die Sicherheit der Straßen, und hier überfielen sie friedliche Reisende! Jerubbaal, der Erstgeborene des Joasch, ein Großer unter den Söhnen Abiesers – ein gemeiner Verbrecher!

Er hockte sich einen Moment lang hin, um neue Kräfte zu sammeln. Das Blut an der Hand war verkrustet. Er wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Waren die Verfolger schon hinter ihm? Er spähte in die Landschaft, aber kein Midianiter war zu sehen. Also weiter!

Nein, er durfte die Ehre des Vaters nicht preisgeben. Und Elas auch nicht. Ihre Ehre wog schwerer als die Ehre jener Midianiter. Jerubbaal, Ela und er waren ein Fleisch und Bein.

Der Hügel, der Gideons Dorf trug, kam in Sicht. Abimelech bechleunigte seinen Gang. Der Schmerz im Fuß verdrängte ein wenig den schlimmeren Schmerz um den schmachvollen Tod des Vaters. Er versuchte wie im Fieber, eine Erklärung zu erfinden, die vor Gideon Bestand hatte. Das geringste war ja noch, den Zusammenstoß mit den Midianitern darzustellen. Schwieriger war doch zu begründen, wieso ihnen auf dem Weg nach Süden die Händler überhaupt begegnet waren, die doch von Osten kamen. Und Jerubbaal hatte es ja eilig gehabt, wieder nach Hause zu kommen.

Abimelech schleppte sich durch die Feldflur, wo ihn Leute aus der Siedlung erkannten. Sie sahen sein Unglück, gaben ihm zu trinken und führten ihn hinauf ins Dorf zu Gideon. Abimelech wollte dem Onkel sogleich zurufen, daß die Midianiter sie überfallen hatten, aber er brachte kein Wort heraus. Der erschrockene Gideon führte den Stöhnenden ins Haus. Seine Frau brachte einen Krug Wasser und besah sich den kranken Fuß. Während sie eine feste Binde um das geschwollene Gelenk wickelte, forderte Gideon seinen Neffen ungeduldig auf zu berichten.

„Sie sind alle tot“, stammelte Abimelech. „Die Midianiter waren es.“ Er schwieg und starrte vor sich hin.

Gideon sprang auf. Seine Frau ließ vor Schreck die Hände sinken. „Was sagst du?“ schrie Gideon und schüttelte Abimelech. „Sieh mich an und sage mir alles!“

Nun mußte es also gewagt sein. Abimelech schnaufte. Die Tränen liefen ihm erneut, teils um die geliebten Toten, teils um die Lüge, die fortan das Andenken an sie entstellen würde.

Er berichtete stockend. Jerubbaal habe nach dem ersten Nachtlager befohlen, umzukehren und zum Berg Tabor zu ziehen, um dem Gott des Landes an seinem heiligsten Ort ein Opfer darzubringen. Ein Hirt habe ihnen den Weg zu einer Quelle gewiesen. Der Vater habe angeordnet, in der Nähe das Lager herzurichten. Mitten in der Nacht seien sie plötzlich überfallen worden. Es seien Landfremde gewesen mit einer unverständlichen Sprache. Jerubbaal habe zur Flucht geraten, denn die Räuber seien in der Überzahl gewesen. Er selbst als der Jüngste und Schnellste sei entkommen, aber plötzlich in eine Grube gestürzt. Nur mühsam sei er freigekommen, und danach habe er im Dunkel nach den anderen gesucht. Schließlich sei er zurückgelaufen und habe von ferne gesehen, wie die Fremden alle vier in ein Grab warfen. Und Kamele habe er gesehen. Die Mörder seien Midianiter gewesen.

Gideon saß wie versteinert. Die Ungeheuerlichkeit des Berichts verschlug ihm die Sprache. Wieso sollten seine Freunde aus dem Süden, friedliche Handelsleute, Gäste des Landes, eine solche Blutschuld auf sich geladen haben? Erst allmählich war er in der Lage, Fragen zu stellen. Abimelech beantwortete jede, stotternd und mitunter ohne rechten Zusammenhang, aber das schrieb der Onkel seiner Verstörtheit zu.

Gideon erhob sich. „Hätte mir diese Untat ein anderer als Jerubbaals Sohn berichtet, ich hätte ihn einen heiligen Eid schwören lassen, daß er die Wahrheit spricht.“

Er ging hinaus. Zum Trauern war jetzt keine Zeit, und letzte Gewißheit fehlte. Er mobilisierte die Männer der Siedlung, soweit sie im Dorf waren, um den Räubern nachzujagen. Die Sonne stand hoch am Himmel, und obwohl es erst Frühling war, schien es nicht gerade angenehm, jetzt zu Mittag aufzubrechen. Aber es mußte sein, wenn sie die Midianiter festnehmen wollten.

Gideon ließ Abimelech rufen. Der humpelte stärker, als ihm der Schmerz gebot. Einer der Männer fragte: „Den willst du mitnehmen?“ Abimelech hätte versinken mögen. Zum Grauen der Nacht nun noch der Hohn. Er, der so gern ein Kriegsmann sein wollte, nun ein Krüppel, den man beiseite schob. Und ein Feigling in den Augen der Männer um Gideon. Aber ehe Gideon über Abimelech entschied, kam ein anderer der Dorfbewohner gelaufen, der draußen gewesen war und noch gar nichts von dem Unglück wußte, und rief freudig: „Gideon, die Midianiter kommen! Ich habe sie gesehen.“

„Sie wagen es hierherzukommen?“ Gideon eilte mit langen Schritten den Hügel hinab, die anderen ihm nach. Und tatsächlich, da kamen sie. Vier Männer, mit zwei bepackten Kamelen. Alle anderen hatten bei dem Saatfeld, das sie abweiden durften, Lager bezogen.

Gideon blieb stehen. Zwei der Fremden waren die Führer der Karawane, Vater und Sohn. Gideon kannte sie seit Jahren. Es waren friedliche Leute. Der Sohn trug eine schreckliche Wunde zur Schau. Ein Schwerthieb hatte eine Gesichtshälfte gestreift, ein Wunder, daß das Auge unverletzt geblieben war.

Die Midianiter stutzten, als sie sich der bewaffneten Menge gegenübersahen. Zögernd schritten sie auf Gideon zu und verneigten sich zum Gruß. Er gab den Segenswunsch nicht zurück, sondern rief nach Abimelech. Der humpelte heran. „Sind das welche von den Männern, die euch überfallen haben?“

Abimelech ertrug die Blicke der Fremden nicht. Er schlug die Augen nieder und sagte leise: „Ich weiß nicht. Es war Nacht.“

„Sagtest du nicht, sie hatten Kamele bei sich?“

Abimelech murmelte: „Ich glaube, sie sind es.“

Der ältere der beiden Anführer ignorierte den Wortwechsel und erkundigte sich, immer noch höflich, was vorgefallen sei und ob sie ungelegen kämen. Er und sein Sohn beherrschten im Unterschied zu ihren Gefährten, denen die Jerubbaalgruppe an der Quelle begegnet war, die Landessprache.

Jetzt endlich richtete Gideon das Wort an die Ankömmlinge: „Ich wollte, wir ständen uns wie sonst als Freunde gegenüber. Aber es ist nicht meine Schuld, daß wir Feinde geworden sind. Ihr habt heute nacht fünf Reisende im Schlaf überfallen und vier von ihnen getötet! Zwei davon waren meine Brüder!“

Der Alte und sein Sohn sahen sich erschrocken an. Dann erwiderte der Alte: „Es ist anders gewesen, als du sagst. Und deine Brüder kennen wir nicht. Wir werden dir erklären, was geschehen ist. Doch zuvor stelle uns deinen Zeugen vor. Er lügt, um dich und uns zu entzweien.“

„Der Zeuge steht neben mir!“ rief Gideon erregt. „Er ist der Sohn meines älteren Bruders. Er war dabei, als ihr meine Brüder und zwei ihrer Leute erschlagen habt. Nur durch seine Schnelligkeit ist er euch entkommen.“

„Wir kennen den jungen Mann nicht.“ Der Alte sprach nun auch lauter. „Ich werde dir sagen, wie es war. Die Überfallenen sind wir! Wir schliefen in unserem Zelt, zwei meiner Männer hielten am Feuer Wache. Da kamen plötzlich vier Männer gelaufen, mit blankem Schwert, und stürzten sich auf uns. Sieh meinen Sohn an! So haben die Banditen ihn und weitere von uns zugerichtet. Aber der Gott dieses Landes hatte den Frevel gesehen. Er war mit uns, und so haben wir die Räuber überwältigt und getötet, wie es unser Recht und unsere Pflicht ist. Wenn du sagst, daß es deine Brüder waren, dann zweifeln wir daran. Wir glauben nicht, daß deine Brüder Wegelagerer sind und friedliche Reisende ausrauben.“

Gideon starrte die Midianiter an. Was sie sagten, klang überzeugender als das Gestammel seines Neffen. Wenn sie den Überfall verübt hätten, wären sie dann zu ihm gekommen, als ob nichts gewesen sei? Und wenn die Getöteten nun wirklich nicht die Brüder waren? Sprachen Abimelech und der Alte von verschiedenen Kämpfen? Wieso hatten überhaupt vier Männer eine ganze Karawane überfallen? Das tat doch niemand. Bevor er eine Entscheidung traf, mußte er die Leichen sehen. „Schick deine Männer zurück und laß sie die Toten ausgraben und hierherbringen! Vielleicht hast du recht, und es sind nicht meine Brüder. Du und dein Sohn bleiben solange hier!“

Vater und Sohn besprachen sich aufgeregt in ihrer Sprache. Dann gaben sie den beiden anderen Weisung, nach Gideons Forderung zu tun. Die ließen die Kamele niedersitzen, befreiten sie von ihren Lasten und schwangen sich dann selbst zum Erstaunen der Dorfbewohner auf deren Rücken. Sie trieben die Tiere an und waren froh, der bedrohlichen Menge erst einmal entkommen zu sein.

Gideon nahm die Midianiter mit ins Dorf. Er wies ihnen einen Schattenplatz zu und beauftragte vier der Männer, die um ihn waren, in ihrer Nähe zu bleiben. Er selbst sprach kein Wort mehr mit ihnen, aber er ließ ihnen durch seine Tochter Nahrung und Wasser bringen.

Abimelech ging hinauf zum Heiligtum. Dort endlich konnte er sich fernab von den anderen seinem Unglück und seiner Trauer hingeben. Sein Gewand war schon zerrissen, hier bedurfte es seiner Hände gar nicht mehr. Er streute sich Erde aufs Haar und sehnte sich weit weg von hier. Verzweifelt versuchte er, sich stark zu machen, um den Anblick der Toten zu ertragen. Er flehte zum Geist Jerubbaals, ihm beizustehen. Und den Baal vom Tabor bat er um Vergebung dafür, daß er seinen Namen gebraucht hatte, um die Ehre des Vaters zu retten. Seinen Hunger spürte er nicht.

Die Sonne warf schon sehr lange Schatten, als Gideon seinen Sohn Jeter schickte, um Abimelech zu holen. Denn die ausgesandten Midianiter waren zurückgekehrt, mit ihren Kamelen, und auf deren Rücken wippten bei jedem Schritt der Tiere je zwei Leichname auf und nieder. Auch Jerubbaals Esel samt dem Gepäck führten die Männer mit sich. Sie legten die Toten vor dem Dorf ab und warteten dann auf weitere Weisungen ihres Anführers. Da lag nun Jerubbaal, der sein Ofra hatte aufrichten wollen, so daß es Sichem überragte. Seine Brust war blutverkrustet, und mit ihm waren seine großen Pläne gestorben. Und neben ihm Ela, der mit seiner Habgier diejenige des älteren Bruders erst geweckt hatte, auch er schrecklich zugerichtet, durch einen Hieb in den Hals den Kopf schief auf den Schultern, als ob er sich unter einem schrägen Ast duckte. Schließlich die beiden Knechte, die nur getan hatten, was ihnen befohlen worden war.

Als Abimelech bei den Toten anlangte, kniete Gideon vor ihnen, den Kopf auf der Erde, seine Trauer laut herausschreiend, und diesmal stellte er seinen Schmerz nicht dar, sondern dieser hatte ihn wirklich ergriffen. Die Leute der Siedlung standen daneben, Männer, Frauen und Kinder, ebenfalls weinend und klagend. Nur die Führer der Midianiter blieben still und stumm, preßten die Zähne zusammen und fürchteten sich vor dem Verhängnis, das sie so plötzlich ereilt hatte. Die Menge machte Abimelech Platz, damit er nähertreten konnte. Nun stand er wie gelähmt, starrte auf die, die ihm von kleinauf die Nächsten gewesen waren, und konnte seine Totenklage nicht mehr laut werden lassen – zu lange hatte ihn der Kummer schon zermürbt.

Gideon erhob sich und rieb mit dem Ärmel sein Gesicht ab. Die Menge verstummte. Er trat vor die Midianiter. „Habt ihr diese Männer getötet?“ Seine Stimme klang müde.

Der alte Mann hob stolz seinen Kopf, um keine Schwäche zu zeigen. „Ja, wir haben sie getötet. Sie haben uns überfallen, und wir haben uns gewehrt. Das Recht ist bei uns. Wir konnten nicht wissen, daß es deine Brüder sind. Wir sind bereit, deine Tränen zu trocknen. Fordere, was wir dir bringen sollen, und wir werden es beschaffen und dir zu Füßen legen.“

Gideon wischte die Rede mit einer herrischen Handbewegung hinweg. „Mein Bein und Fleisch ist Zeuge gegen euch!“ Er wies auf Abimelech und sah dabei, daß der unbewaffnet war. Er befahl seinem Ältesten: „Bring Abimelech sein Schwert!“ Dann wandte er sich wieder den Gefangenen zu: „Ihr habt meine Brüder vorsätzlich umgebracht. Und jetzt pocht ihr auf ein Recht, das euch nicht zusteht. Euch gilt ein anderes Recht: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben. Ihr werdet die Sonne nicht mehr wiedersehen.“

Die beiden starrten ihn entsetzt an. Sie begriffen. Und sie sahen, daß es keine Möglichkeit gab, dem Menschenkreis um sie herum zu entrinnen. Der Sohn des Alten spuckte aus und schrie zornig: „Dein Zeuge lügt!“

Der Alte nahm seine Kraft zusammen und versuchte noch einmal, an Gideons Verstand zu rühren: „Haben wir je in diesem Land Gewalt geübt? Warum hätten wir nun auf einmal friedliche Reisende töten sollen? Bedürfen wir denn des Wenigen, das sie mit sich führten? Laß doch die Nacht vergehen, ehe du dein Urteil sprichst! Wenn der blinde Zorn die guten Gedanken abschnürt, wird auf altes Unheil neues gehäuft.“

„Schweig!“ schrie ihn Gideon an. Wo blieb nur der Junge mit dem Schwert? Er blickte ungeduldig und zornig zum Dorf hin. Die Worte des Midianiters waren ihm wie spitze Pfeile, die in seinen Körper drangen.

Der Midianiter bat, von seinen beiden Gefährten, die in einiger Entfernung mit ihren Kamelen warteten, Abschied nehmen zu dürfen. Das gestattete Gideon. Der Alte rief sie näher und redete mit ihnen in seiner Sprache. Sie blickten voller Entsetzen in die Runde, verneigten sich vor ihren Anführern und eilten mit ihren Tieren davon.

Jeter brachte endlich das Schwert und gab es Abimelech. Dem brannte es wie Feuer in den Händen. Gideon befahl den Gefangenen, niederzuknien und die Köpfe auf den Boden zu beugen. Der Alte rief mit schriller Stimme: „Beim Gott dieses Landes: Wir sind unschuldig! Unser Blut komme auf dich und dein Haus! Unser Volk wird unseren Tod rächen!“ Seine Bewacher stießen ihn und seinen Sohn zu Boden. Der Sohn wehrte sich heftig.

Gideon winkte Abimelech neben sich. „Nun räche deinen Vater!“ gebot er ihm. Er zog sein eisernes Schwert, um die Hinrichtung zu vollenden, falls die Kraft des Neffen nicht ausreichte.

Der alte Midianiter hob den Kopf ein wenig und schrie: „Gideon, töte du uns! Füge zum Tod nicht noch die Qual!“

Es hätte jedoch der Bitte nicht bedurft. Abimelech warf plötzlich sein Schwert fort und drrängte sich durch die Menschenmenge hinweg von der Richtstätte. Abseits von ihr erbrach er sich. Es

würgte ihn heftig, denn er hatte nichts im Magen. So sah er nicht mit an, wie Gideon durch zwei mächtige Schwerthiebe seine Notlüge zur Ehrenrettung des Vaters mit dem unschuldigen Blut der Opfer der Gewalttat besiegelte.

6

Abimelech bestand darauf, daß Jerubbaal und Ela im Grab ihres Vaters Joasch bestattet wurden. Er wollte den Vater in seiner Nähe haben. Der schuldete ihm etwas dafür, daß er seinen Namen rein gehalten hatte.

Gideon nahm den Wunsch des Neffen unwillig auf. Erst benahm der sich wie ein Feigling und machte sich und auch ihn vor den Mitbürgern lächerlich, und nun stellte er eine Forderung, die schwer zu erfüllen war. Denn die Leichen mußten schnellstens zurück in die Erde, aber die Reise ins Bergland würde Tage dauern, und die Frühlingssonne schien warm. In welchem Zustand würden die Toten in ihrer Heimat ankommen? Abimelech war jedoch nicht umzustimmen, und Gideon gab den Versuch auf. Abimelech war schließlich Jerubbaals Sohn und hatte in Abwesenheit des Erstgeborenen ein Recht, über seinen toten Vater zu bestimmen.

Die Freunde Gideons bestatteten die Knechte und auch die beiden Midianiter am Begräbnisplatz der Siedlung. Zwei von ihnen erboten sich, Gideon auf dem Zug in die Berge zu begleiten. Gideon und seine Frau kümmerten sich um die Ausrüstung der Karawane. Frauen aus der Siedlung nähten die Leichen Jerubbaals und Elas mühevoll in derbe Häute ein, um das schleichende Werk der Verwesung zu verhüllen.

Es wurde eine kurze Nacht. Bei Sonnenaufgang brachen sie auf: Gideon, Abimelech und die zwei Mitbürger. Sie führten Jerubbaals drei Esel mit sich, dazu drei weitere. Der geduldigste davon trug die Toten. Auf einem anderen ritt Abimelech. Gideon hatte es so angeordnet, damit dessen Fuß heilen konnte. Abimelech schämte sich zwar, aber er sah ein, daß er mit seinem Humpelgang die anderen nur aufhalten würde.

Onkel und Neffe sprachen wenig miteinander. Abimelech litt unter seiner Lüge, aber Gideon desgleichen. Er hatte schon vor der Hinrichtung der Midianiter durchschaut, daß das Zeugnis des Neffen den wahren Sachverhalt auf den Kopf stellte. Aber hätte er vor seinen Mitbürgern zulassen können, daß seine Brüder als gemeine Räuber entlarvt wurden?. Ihre Ehre stand auf dem Spiel. Die Ehre der ganzen Familie. Seine eigene Anerkennung als Haupt seiner Mitbürger. Sein Ansehen in Megiddo und bei den Nachbarn im Osten. Ja, seine gesamte Existenz stand auf dem Spiel. Wie er es auch drehte und wendete, er fand, daß er nicht anders hätte handeln können.

Er haderte mit seinen Brüdern im stillen aufs heftigste. Sie hatten schwere Schuld auf sich geladen. Welcher Dämon hatte ihnen nur ihre verwerfliche Tat eingegeben? Das unschuldige Blut der Midianiter fiel auf ihr Haupt, nicht auf seines. Sie waren schuld, daß er die Händler, seine Gastfreunde, töten mußte. Und keiner der Midianiter würde ihm je wieder die begehrten Waren aus den Nordländern verschaffen.

Doch wie sollte das Blut der Unschuldigen über die schuldigen Brüder kommen, da die doch tot waren? Erbten Jerubbaals Söhne seine Schuld? Etwa Abimelech? Allmählich überkam ihn Achtung vor seinem Neffen, der neben ihm auf dem Esel schaukelte, versunken in seine eigenen Gedanken. Der hatte zuerst erkannt, daß der Name seines Vaters nicht in den Schmutz getreten werden durfte. Daß er die Midianiter nicht hatte töten können, war im Grunde verständlich. Dafür war er wahrscheinlich noch zu jung. Ein Feigling war er deshalb nicht.

So einte das Wissen um den wirklichen Hergang der Geschehnisse an der Quelle Onkel und Neffen, aber jeder der beiden fürchtete, daß der andere dieses Geheimnis entdeckte. Was sie einte, trennte sie zugleich.

Abimelech war es noch immer, als sei er in einer Art Dämmerzustand. Er versuchte, das furchtbare Erlebnis zu verdrängen, aber die Last auf seiner Seele wurde nur dumpfer, nicht leichter. Und daß er nun Vollwaise war, der Willkür der älteren Halbbrüder schutzlos ausgeliefert, das ließ sich überhaupt nicht verdrängen.

In dem Maße, in dem sie höher ins Bergland hinaufkamen, wich jedoch allmählich der Druck von ihm. Sein Sturz in die Fallgrube war ihm in besonderer Weise gegenwärtig und ging ihm nicht mehr aus dem Sinn. Er hatte sich zwar verletzt, aber hatte ihn seine Gefangenschaft in dem Erdloch nicht vor Schuld und Tod bewahrt? Und warum war gerade er dem Geschick der anderen entgangen? Warum nicht der Vater, der ja viel wichtiger war als er selbst? War er selbst bewahrt worden, weil er lediglich die Kamele hatte sehen wollen? Hatte ihn der heimatliche Baal von Ofra beschützt? Oder gar der Gott von Gideons Land, der Baal vom Tabor? Und wirklich nur, weil er die geringste Schuld an der Untat trug? Doch nein, die beiden Knechte waren noch weniger schuld als er selbst, und sie waren tot. Es mußte irgendeinen Sinn haben, daß er noch lebte. Durch die Finsternis sündhaften Tuns gegangen und lebend heraus ans Licht getreten – so begann er sich zu sehen. Und nun gelang es ihm auch besser, gegen das Grauen anzukämpfen.

Die Ankunft des Trupps im Ofra der Abiesriten stürzte Abimelech von der Höhe seiner Selbstbespiegelungen tief hinab ins wirkliche Leben, und das war erst einmal nichts als Tränen und Jammer. Asuba, Elischama, Jimla, die gesamte Familie, ganz Ofra hielten Jerubbaal und Ela laute Totenklage. Asuba stürzte sich wie besessen auf das Bündel, das den Leichnam ihres Gatten enthielt, und versuchte, mit Fingern und Zähnen die Knoten zu lösen. Gideon verzweifelte fast an der Aufgabe, sie davon abzubringen, denn nach den vergangenen fünf Tagen waren die Toten nicht mehr in betrachtenswertem Zustand.

Er wartete, bis Elischama und Jimla wieder ansprechbar waren, dann lud er mit ihnen und Abimelech die Toten ein letztes Mal auf den Esel. Still und unauffällig machten sie sich auf den Weg hinüber zum Berg Ebal, wo in seiner Grabhöhle Joasch lag. Schweigend wälzten sie die Steine hinweg, die den Eingang versperrten. Dann duckten sie sich und trugen die Toten hinein. Sie beeilten sich. Draußen holten sie tief Luft. Schaudernd verschlossen sie das Grab wieder. Es war schon dunkel, als sie ins Dorf zurückkehrten. Jerubbaals Haus war voller Menschen, und das Klagen und Jammern wollte kein Ende nehmen. Die halbe Nacht lang schrillten die Schreie der Frauen, und erst gegen Morgen übermannte die Müdigkeit das aufgeschreckte Dorf.

Abimelech erwachte trotz der Strapazen der Reise und der Ankunft, als alle anderen noch schliefen. Er ging hinauf zum Kultplatz und hockte sich auf einen Steinblock. Er wollte allein sein. Gideon hatte noch gestern Elischama, Jimla und Schamma ins Bild gesetzt, was geschehen war. Die Frauen waren noch nicht in der Lage gewesen zuzuhören. Er hatte die Ereignisse so dargestellt, wie sie Abimelech zurechtgebogen hatte. Abimelech ahnte nicht, wie schwer dem Onkel das gefallen war. Er glaubte fest, daß er ihn mit seiner Schilderung überzeugt hatte.

Die Morgensonne stand über dem Ebal. Abimelech sah hinüber, wo jetzt wohl in ihrem Grab Jerubbaal und Ela vor Joasch Rechenschaft ablegten. Der Großvater verurteilte sicher die Untat seiner Söhne, ihre Gier nach den Schätzen, die der Mensch seiner Meinung nach nicht brauchte. Abimelech erinnerte sich daran, wie der Alte Jerubbaal jedesmal scharf zurechtgewiesen hatte, wenn der von seinem Wunschtraum gesprochen hatte, Ofra über Sichem zu erheben und zur Mitte des Landes zu machen. Hätte Joasch die Ehre seiner Söhne preisgegeben? Nein, auch er nicht. Nie und nimmer. Sein Geist müßte deshalb eigentlich mit Wohlgefallen und voller Stolz auf ihn, seinen Enkel, den Lieblingssohn seines Erstgeborenen, blicken. Was jedoch die Waren betraf, zu deren unnützem Kauf fremde Händler die Menschen überredeten, da war Abimelech anderer Meinung als der Großvater. Gideon, der wußte, wie man sein Leben mit Hilfe der Handelsleute angenehmer machen konnte.

Schritte in seinem Rücken zerschnitten seine Gedankenfäden. Er wandte sich um. Elischama stand hinter ihm und schaute ihn finster an, aber das tat er immer. Abimelech erhob sich vor dem neuen Familienhaupt. Wenn er nur auch so groß wäre wie der Bruder! Aber er reichte ihm nur gerade bis an die Schulter.

Elischama hieß ihn, sich wieder zu setzen, suchte sich selbst einen anderen Stein, den er näherkantete, und nahm ihm gegenüber Platz. „Du warst dabei, als unser Vater starb“, begann er seltsam leise das Gespräch. „Ich will ganz genau wissen, wie es war.“

Abimelech hatte mit Schlimmerem gerechnet. Er wiederholte seine Lüge. Elischama unterbrach ihn. „Das alles hat Gideon schon berichtet. Ich will wissen, warum du unseren Vater und Ela im Stich gelassen hast.“

„Aber er hat uns allen zugerufen zu fliehen“, verteidigte sich Abimelech.

„Ich will wissen, warum du lebst!“ Elischama konnte sich nicht mehr beherrschen und schrie seine Frage laut heraus. Er war gekommen, um anzuklagen. „Der Vater ist tot, Ela ist tot, die Knechte sind tot, aber Abimelech lebt! Der Taugenichts lebt!“ Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, und ein trockenes Schluchzen schüttelte ihn.

Abimelech wartete ängstlich auf einen neuen Zornesausbruch. Auch wenn er immer noch leichte Schmerzen beim Gehen hatte – er würde aufspringen und fliehen, wenn der Bruder ihn packen wollte.

Aber Elischama hatte sich wieder in der Gewalt. Er bemühte sich, seiner Würde als Familienvater trotz seiner Jugend gerecht zu werden. Er erhob sich. Auch Abimelech tat das. Er wollte den Bruder nicht reizen.

Elischama sagte leise wie am Anfang, aber seine Augen blickten dabei kalt und böse: „Ich werde dich nie mehr ansehen können, ohne daß ich denke: Dem war sein eigenes Leben lieber als das Leben des Vaters.“ Er ging davon. Aber nach drei Schritten wandte er sich noch einmal um. „Es wäre wirklich besser, du wärst auch tot.“

Ein großes Totenmahl fand am nächsten Tag statt. Elischama hatte Boten in die anderen Siedlungen der Abiesriten gesandt, und nun standen sie oben auf der Höhe des Hügels: die Sprecher der Dörfer, die Väter der Familien Ofras, die Jerubbaalsöhne und Gideon mit seinen beiden Begleitern. Elischama verbrannte auf dem Altar des Baal von Ofra die Fettstücke der geschlachteten Lämmer und goß die Weinspenden für Jerubbaal und Ela aus. Er nahm zum ersten Mal die Kulthandlungen vor und war unsicher, aber er beherrschte die heiligen Worte, die zu sprechen

waren, und seine Hände zitterten nicht. Dann setzten sich alle im Kreis nieder zum gemeinsamen Mahl mit der Gottheit und den Geistern der Toten.

Als das Mahl und damit der kultische Teil der Zusammenkunft zu Ende war, begann der Greis Ahischahar, einer der Sippenältesten, wohnhaft im Geburtsort des Joasch und mit Joasch aufgewachsen, bevor der als junger Mann nach Ofra gezogen war, das Gespräch: „Ich sehe unter uns keinen aus Sichem.“ Er blickte fragend in die Runde. „Ist es klug, die Männer von Sichem vor den Kopf zu stoßen? Ich glaube, wir sollten die gute Nachbarschaft, die Joasch zwischen uns und der Stadt geschaffen hat, schätzen und bewahren.“

Elischama sah den Sprecher mürrisch an. Was der sagte, das ging gegen ihn. Er war der Herr des Opfermahls. Er hätte einen Boten nach Sichem schicken müssen. Aber er hatte es bewußt unterlassen.

Er bekam jedoch Unterstützung von einem der Jüngeren unter den Familienhäuptern Ofras: „Ich finde es richtig, daß wir hier unter uns sind. Die Sichemiten warten doch bloß auf eine Schwäche von uns, um zu versuchen, ihre alte Macht wiederherzustellen. Wenige Monate erst ist es her, da saßen wir hier und ehrten das Andenken des Joasch. Erinnert euch, wie Heled und Sabdiel ihren Schwager Jerubbaal über unsere Absichten gegenüber der Stadt aushorchten. Und wie Jerubbaal an sich halten mußte, damit er mit ihnen nicht in Streit geriet.“

Ein anderer aus Ofra fiel ein: „Es fing ja alles damit an, daß Joasch auf dieser Hochzeit Jerubbaals mit der Sichemitin bestand. Da mußten sie ja in Sichem glauben, daß wir uns ihnen anschließen wollten.“

Abimelech sprang auf und schleuderte dem Redner wütend entgegen: „Jerubbaal hat meine Mutter geliebt! Kein Wort mehr gegen meinen Vater!“

Elischama, der neben Abimelech saß, richtete sich halb auf und drückte den Bruder mit fester Hand nieder. Dann nahm er dessen Einwurf auf: „Kein Wort gegen Joasch und Jerubbaal! Und jetzt bin ich das Haupt der Familie! Gewiß, ich bin noch jung. Aber ich bin nicht nur der Geburt nach der Erstgeborene Jerubbaals, sondern ihr werdet mich auch in allem, was ich tun werde, als diesen erkennen. Ich will mit meinen Brüdern den Wohlstand der Söhne Abiesers mehren und Ofra stark machen. Keiner aus Sichem soll es wagen, auch nur einen der Abiesriten schief anzusehen! So wahr ich hier mit meinen Brüdern in eurer Mitte sitze, um Jerubbaals und Elas zu gedenken! Der Geist Jerubbaals wird mit mir und meinen Brüdern sein!“

Die Männer starrten Elischama an und staunten über seine plötzliche Beredsamkeit. So hatten sie den Wortkargen, der lieber die Hände rührte als die Lippen, noch nie kennengelernt. Ja, Elischama selbst wunderte sich, daß er herausgebracht hatte, was ihm am Herzen lag.

In die Stille hinein sagte Jimla: „Außer mit einem.“

Die Mienen verdüsterten sich. Was sollte das? Wollte Jimla die Zwietracht mit dem Taugenichts Abimelech hier in der Öffentlichkeit austragen? Dazu war sie doch viel zu unwichtig. Die Stimmung der meisten war gegen Jimla. Sie schauten Abimelech und Elischama an, aber beide schwiegen. Elischama war hin- und hergerissen, ob er Jimla zurechtweisen sollte, weil der am falschen Ort ausgesprochen hatte, was er selbst ja auch dachte, oder ob er Abimelech vor allen als Feigling anklagen sollte. Abimelech fühlte sich den Männern um ihn ausgeliefert. Man würde ihm sowieso nicht glauben. Wer sich verteidigte, der stand von vornherein im Zwielicht.

Gideon löste die knisternde Spannung. „Jimla glaubt, Abimelech habe Jerubbaal im Stich gelassen“, erklärte er in sachlichem Ton. „Aber die Trauer trübt ihm den Blick. Ja, Abimelech lebt noch. Aber nicht, weil er feige war, sondern weil ihn der Gott meines Landes den Mördern entrückt hat. Das ist die Wahrheit. Ich bin sein Zeuge gegen seinen Bruder Jimla. Und nun laßt mich etwas dazu sagen, wie ihr den Männern von Sichem begegnen solltet, denn ich stehe vor den gleichen Fragen wie ihr hinsichtlich der Männer von Megiddo.“ Er schilderte, wie er sich mit seinen Gefährten auf dem Gebiet Megiddos angesiedelt und wie gedeihlich für beide Seiten sich das Verhältnis zwischen der Siedlung und der Stadt inzwischen entwickelt hatte.

Als er mit seinem Bericht zu Ende war, sagte der alte Ahischahar: „Gideon, wir glauben dir, daß es dir gut geht. Und doch bist du an die Stadt Megiddo gebunden. Wir hier sind freie Männer in jeder Beziehung, und wenn wir mit Sichem Handel treiben und gute Nachbarschaft pflegen, dann nicht, weil wir schwach sind, sondern weil wir stark sind. Komm zurück in den Schoß deiner Sippe, Gideon! Du und deine Familie sollen uns willkommen sein. Dein Rat wird bei den Söhnen Abiesers gelten wie einst der Rat des Joasch.“

Elischama durchfuhr der Schreck. Dachten etwa noch mehr der Männer so? Ahischahars Rede ging eindeutig gegen ihn. Sie konnte ihm die Aussicht auf den Sitz des Jerubbaal im Sippenrat kosten. Natürlich wußte Ahischahar, daß Gideon dort bleiben würde, wo er Wurzel geschlagen und eine eigene Sippe um sich geschart hatte. Ahischahar wollte Stimmung gegen ihn, Elischama, machen. Sicherlich zugunsten Garebs, des Mannes des Ausgleichs und der Besonnenheit in Ofra.

Gideon bedankte sich für die gute Meinung über ihn und für das Angebot und begründete, daß er bei seinen Mitbürgern bleiben müsse, und nebenbei ließ er durchblicken, daß er gerade wegen seiner Verbindung mit Megiddo der mächtigste Mann in der Ebene sei.

Die Reden gingen noch lange hin und her. Elischama und Gareb meldeten ihre Ansprüche auf die Würde eines Sippenältesten direkt und unverhüllt an. Der Zwischenfall um Abimelech schien vergessen. Bis einer Elischama mahnte, zuvor unter seinen Brüdern Einvernehmen herzustellen, ehe er sich zutraute, dafür unter den Abiesriten zu wirken.

Jetzt riß es Abimelech erneut hoch. Er hatte genug Zeit gehabt, sich die richtige Antwort auf Jimlas Beleidigung zu überlegen. „Wenn einer hier sitzen darf", schrie er, „dann ich! Ich habe mehr für Jerubbaals und Elas Ehre getan als irgendjemand hier!"

Elischama hätte am liebsten ausgespuckt und das Bürschchen gezüchtigt. Aber dann hätte er seine Anwartschaft vergessen können. Gideon hatte ihm vorgemacht, wie man öffentliche Ärgernisse vermied. Er erhob sich mit eisiger Miene, legte Abimelech den Arm um die Schulter und sagte: „Uns Jerubbaalsöhne drückt noch der Schmerz nieder. Jeder sucht auf seine Weise, den Tod des Vaters zu begreifen. Wenn uns die Trauer nicht mehr das Herz beschwert, dann wird auch unser Einvernehmen wiederkehren." Noch während er sprach, spürte er, daß seine Sätze ankamen.

Mit Abimelech sprach er an diesem Tag kein Wort mehr. Aber er grinste, als später Jimla in Abimelechs Gegenwart sagte: „Statt der beiden toten Knechte haben wir wenigstens einen neuen – wenn er auch nichts taugt."

Als die Nacht kam, forderte Gideon Abimelech auf, mit ihm ein Stück hinaus vor das Dorf zu gehen, wo sie ungestört reden konnten. Er hatte gesehen, wie die Brüder zueinander standen, und er war sich nicht sicher, ob nicht Abimelech eines Tages unter den Quälereien, denen er ausgesetzt war, den wahren Hergang um Jerubbaals und Elas Tod preisgeben würde. Das jedoch durfte niemals geschehen. Nun fragte er, ob Abimelech nicht mit ihm gehen und bei ihm bleiben wolle.

Abimelech drängte nach dem, was er an den letzten drei Tagen erlebt hatte, ein freudiges Ja auf die Lippen. Aber dem stand entgegen, daß er dort bei dem Onkel seiner Lüge näher war als hier, und dem Vater ferner, und er schämte sich auch vor den Mitbürgern Gideons, weil er sich am Tag des Unheils feige verhalten hatte. Andererseits hatte ihn Gideon heute beschützt wie ein Vater, und jetzt machte er ihm Mut, und vielleicht war er selbst in der Gegenwart Gideons Jerubbaal näher als hier in der Gewalt der Brüder und der Stiefmutter. Er sagte ja.

Elischama war einverstanden. Er atmete sogar auf. Mit Abimelech verlor er eine Angriffsfläche für die, die im Dorf gegen ihn als Sprecher Ofras im Sippenrat waren. Jimla allerdings war der Wegzug des Halbbruders nicht recht. Er hatte ihn gern verletzt und beleidigt. Gegen wen sollte er nun mit seiner boshaften Zunge losgehen? Asuba dagegen war froh trotz ihrer Trauer, als Elischama ihr die Entscheidung mitteilte. Sie haßte Abimelech als Sohn der sichemitischen Nebenbuhlerin am tiefsten, aber dieser Haß hatte sie selbst genauso zermürbt wie ihn. Nun würde er ihr endlich aus den Augen sein, und sie würde ruhiger leben können.

Zwei Wochen, nachdem Gideon und Abimelech abgereist waren, konnte Elischama den Sippenältesten voller Stolz melden, daß die Männer von Ofra ihn als ihren Sprecher bestimmt hatten. Ahischahar gefiel die Nachricht gar nicht. Ihm wäre der gereifte, bedächtige Gareb viel lieber gewesen. Was fanden die Leute von Ofra nur an diesem groben Lümmel? Gut, er hatte wider Erwarten sich darzustellen gewußt, und er würde ja auch älter und überlegter werden. Aber ein Scharfmacher gegenüber Sichem blieb er sicherlich. Die ruhigen Zeiten, die sein kluger Großvater Joasch heraufgeführt hatte, waren vorbei.

7

Auch die Sichemiten merkten sehr rasch, daß in den Beziehungen zwischen der Stadt und Ofra eine neue Zeit angebrochen war. Sie fürchteten, keine bessere.

Noch ehe in Ofra das große Totenmahl gehalten worden war, hatte das Gerücht von Jerubbaals Tod schon Sichem erreicht. Sebul, der Stadthauptmann, ging zu Ardon, der den Vorsitz im Rat hatte, und überbrachte ihm die Nachricht. Genaueres wußte er allerdings nicht zu melden. Ardon verbarg die Unruhe, in die ihn die Mitteilung versetzte, und meinte leichthin, man würde ja alles erfahren, wenn die Männer von Ofra die Einladung zum Totenmahl brachten. Aber auch der nächste Tag verging, und niemand der Abiesriten kam, weder zu ihm noch zu einem seiner Kollegen, auch nicht zu Heled, dem Schwager des Verstorbenen. Und einen Boten zu beauftragen, im Haus des Joasch selbst dem Gerücht auf den Grund zu gehen, lehnte Ardon ab. Sichem erniedrigte sich nicht vor Ofra, und die Mehrheit der Ratsherren folgte ihm darin.

Endlich gelang es den Torwächtern, zwei Abiesriten aufzugreifen, die bei den Stellmachern und Bronzegießern vorbeischauen wollten, um vor Erntebeginn ihren Gerätebestand zu ergänzen. Man brachte sie vor Sebul, und der fragte sie gründlich nach dem Tod Jerubbaals aus. So erfuhren die Ratsherren nicht nur von der Reise Jerubbaals zu Gideon und seinem Tod durch midianitische Händler, sondern auch von der Rivalität Elischamas und Garebs bei der Bewerbung um den Sitz im Sippenrat. Und sie bedauerten, daß sie die Entscheidung der Männer von Ofra nicht beeinflus-

sen konnten. Denn sie waren natürlich für den älteren Gareb, den sie als ruhigen und verständigen Mann kannten, und nicht für den Sohn des Jerubbaal, diesen jungen Mann, von dem die Rede ging, daß er ein Grobian sei. Er steckte doch dahinter, so nahmen sie zu Recht an, daß sie vom Tod seines Vaters offiziell nichts erfahren hatten und zur Totenfeier nicht eingeladen worden waren, wie es üblich geworden war. Heled fand seine trüben Ahnungen vom vergangenen Herbst, als Joasch gestorben war, bestätigt. Aber er sprach sie nicht aus, denn er wollte die Stimmung gegen das Joaschhaus um Abimelechs willen nicht noch zusätzlich anheizen.

Aber dann ging auf ähnlichem Wege wie nach dem Tod Jerubbaals die Nachricht ein, daß Ofra den Sohn des Jerubbaal als seinen Sprecher im Sippenrat der Abiesriten benannt hatte, und nicht Gareb. Die Ratsherren machten bekümmerte Gesichter, und mancher seufzte sogar. „Eigentlich ist es Joasch, den sie gewählt haben“, überlegte Nachrai.

„Aber dieser Jerubbaalsohn ist kein Joasch!“ erregte sich Ardon.

„Warum macht ihr euch um diesen Elischama so ernste Gedanken?“ versuchte einer der Herren die Stimmung zu heben. „Er ist doch nur einer der Ältesten. Was wird sein Wort schon gelten? Es gibt doch andere, die uns freundlicher gegenüberstehen. Ihr kennt doch Ahischahar, den Freund des Joasch. Noch lebt er, und er wird nicht zulassen, daß Feindschaft gegen uns aufkommt.“ Die meisten hörten nur zu gern auf diese Rede, aber Ardon und Nachrai sahen sich besorgt an.

Ein paar Tage später besuchte Ardon den Schwager Jerubbaals. Heled kannte die Söhne des Verstorbenen am besten, vielleicht konnte er die Unruhe dämpfen, die ihn nicht losließ. Sabdiel, der Bruder Heleds, war bei diesem. Das war Ardon recht. Auch Sabdiel war mehrfach im Haus des Joasch zu Gast gewesen. Die Brüder bewirteten den Greis, und nachdem die üblichen Höflichkeiten ausgetauscht waren, kam Ardon auf den Zweck seines Kommens zu sprechen. „Erzähl mir etwas von Elischama!“ bat er Heled.

Der lobte zunächst dessen Fleiß und seine glückliche Hand. Alles, was er anpackte, das gelang ihm. Aber Ardon winkte ab. „Ich weiß, daß er ein guter Wirtschafter ist. Aber wie wird er in Ofra auftreten? Was wird Ofra unter seiner Herrschaft für uns sein?“

Heled sah den Alten fragend an. Was wußte der eigentlich vom Zusammenleben der Abiesriten? Glaubte er, Elischama hätte Macht über seine Mitbürger wie der Rat von Sichem über die Sichemiten? Bloß gut, daß dem nicht so war. Er versuchte, die Rolle Elischamas in Ofra zu erklären: „Die Söhne Abiesers beraten alles gemeinsam, was über die eigene Familie hinausgeht. Sie haben es gern, wenn sie dabei einer Meinung sind. Elischama kann ihnen nicht befehlen. Wie sie unsere Oberhoheit ablehnen, so auch eine Herrschaft ihrer eigenen Männer.“

Ardon unterbrach ihn ungeduldig: „Glaubst du, ich weiß nicht, daß diese Abiesriten keine rechte Zucht und Ordnung kennen? Aber wenn Elischama die Leute von Ofra und die aus den anderen Dörfern hinter sich bringt, dann hat er Macht. Und dann kann er uns schaden. Deshalb will ich wissen, was er für ein Mensch ist. Er soll keine Umgangsformen haben, nun gut, aber müssen wir ihn fürchten?“

Heled begriff einigermaßen, worum es Ardon ging. Er überlegte einen Moment lang, dann erzählte er von einem Spiel, das vor Jahren Joasch seine älteren Enkel gelehrt hatte. Es war wohl an einem der Herbstfeste gewesen. Er und Sabdiel hatten mit den Leuten von Ofra gefeiert. Die Söhne des Jerubbaal waren damals noch Kinder gewesen. Joasch hatte erklärt, daß ein reißender Bär die Gegend unsicher mache und die Herden bedrohe. Die Jungen sollten nun mit stummen Gesten darstellen, wie sie die Gefahr abwenden würden, und die Erwachsenen mußten raten, was die Kinder meinten. Als erster war Elischama dran. Er zeichnete eine Fallgrube auf die Erde, und als er den Bären darin gefangen hatte, nahm er einen groben Knüppel und schlug ihn tot. Jimla ergriff einen Topf, in dem Honig sein sollte, und legte mit dem Honig eine Spur für den Bären, die ihn von der Herde ablenkte. Abimelech schließlich war mit Schild und Lanze erschienen, um sich dem Bären im Zweikampf zu stellen.

Ardon hörte voller Interesse zu. Was Heled da aus seinen Erinnerungen kramte, war nicht angetan, seine Sorgen zu zerstreuen. „Er ist gefährlich, dieser Elischama“, urteilte er. „Er begibt sich nicht selbst in Gefahr, aber seinen Gegner bringt er sicher zur Strecke. Falls er sich wirklich gegen uns stellt, wird er sich in seiner Feindschaft festbeißen. Er liebt die Gewalt, und er wird nicht ruhen, bis er sie gegen uns üben kann.“

Sabdiel nickte und ergänzte: „Sein Bruder Jimla steht ihm mit List und Tücke zur Seite. Sie sind ein Herz und eine Seele. Jimla aber kämpft mehr mit seinen Worten als mit seinen Fäusten.“

„Wenigstens zählt der dritte nicht“, bemerkte Ardon. „Einem Bären mit der Lanze gegenüberzutreten! Das ist selbst für ein Kind zu kindisch.“

„Mag sein“, gab Heled zu. „Aber es wäre doch besser, er könnte in unserer Rechnung mitzählen. Vergiß nicht, er ist der Sohn unserer Schwester. Wenn Abimelech entscheiden könnte, er würde das Band zwischen Ofra und Sichem enger knüpfen, anstatt es zu zerschneiden. Da bin ich ganz sicher. Aber er hat leider kein Ansehen bei seinen Halbbrüdern. Und als Drittgeborener wird er nie Einfluß in Ofra haben.“

„Man müßte Abimelech an uns heranziehen“, erwog Sabdiel. „Vielleicht könnte er uns doch irgendwie nützen. Wo er doch mit seinen Halbbrüdern im Streit lebt.“ Sabdiel und Heled wußten noch nicht, daß ihr Neffe mit Gideon auf und davon gegangen war.

Ardon lenkte das Gespräch zurück zu Elischamas neuer Rolle – Abimelech war ihm gleichgültig. „Wird er Einfluß gewinnen bei seinen Mitbürgern?“

Heled wiegte bedächtig den Kopf. „Schwer zu sagen. Gewöhnlich redet er wenig. Aber trotzdem waren die meisten für ihn. Wenn er mit uns nichts mehr zu tun haben will, dann weiß ich nicht, worauf das hinauslaufen soll. Schon Jerubbaal trug uns gegenüber den Kopf hoch. Er hatte nichts von der Umgänglichkeit seines Vaters. Aber Elischama, der ist nicht nur stolz. Ich fürchte, der haßt uns.“

„Das glaube ich auch“, sagte Sabdiel. „Aber er wird doch kaum die Abiesriten aufhetzen können, daß sie gegen Sichem zu Felde ziehen. Sie sind Bauern, ihr Acker braucht sie. Und wir könnten ihnen jahrelang standhalten.“

Ardon schüttelte den Kopf. „Ich fürchte keinen großen Krieg. Er würde ihnen genauso schaden wie uns. Und wenn das Elischama nicht so sehen sollte, dann wissen es Ahischahar und Gareb und viele weitere. Ich fürchte anderes. Was ist, wenn Ofra den westlichen Zugang zu unserer Stadt sperrt? Dann können wir zwar die Wachtposten angreifen, die sie an der Paßstraße aufstellen werden, aber das würde zu einem endlosen Kleinkrieg führen. Oder was ist, wenn sie in unsere Dörfer eindringen und die Leute zum Abfall von uns aufstacheln?“

Heled und Sabdiel sahen den Alten erschrocken an. Sie wußten, das wäre der Untergang des Sichems der mächtigen Familien. So offen war im Rat über die neue Entwicklung noch nicht gesprochen worden. Der Wein schmeckte ihnen plötzlich nicht mehr.

Hätten Elischama und Jimla von dem vertraulichen Gespräch der drei Sichemiten Kenntnis erhalten, sie hätten sich grinsend angeschaut. Natürlich rechneten sie damit, daß sich die Herren von Sichem darüber, daß sie zur Totenfeier für Jerubbaal nicht eingeladen worden waren, das Maul zerrissen. Aber daß denen schon eine bloße Mißachtung Ängste bescherte, hielten sie nicht für möglich. Doch das Verhältnis zu Sichem kümmerte sie erst einmal wenig. Eigene Sorgen drückten sie. Die Ernte stand vor der Tür, und es fehlten fünf Arbeitskräfte. Nun gut, nicht ganz fünf, denn Jerubbaal hatte schon im vergangenen Jahr selbst kaum mit Hand angelegt, und Abimelech brachte sowieso nichts fertig. Aber drei fehlten. Also wurde Schamma, der im Jahr zuvor noch als Kind gegolten und Hilfsarbeiten verrichtet hatte, zum Schnitter bestimmt. Gareb bot dem jungen Rivalen Elischama seine Hilfe an, nicht ohne Hintergedanken, aber Elischama lehnte hochfahrend ab. Er drückte seiner Frau und den Frauen Jimlas und Elas Sicheln in die Hand, obwohl seine Frau den ersten Sohn und Elas Witwe eine Tochter stillte. Er selbst arbeitete wie ein Besessener, und auch die anderen trieb er rücksichtslos an. Er und Jimla begannen bei Mondschein schon nach Mitternacht ihr Tagewerk. Er wollte ganz Ofra beweisen, daß er nicht zurückblieb, und tatsächlich hatte er zwar nicht als erster Gerste und Weizen auf der Tenne, aber als letzter auch nicht, bei weitem nicht.

Und weiter hetzte er sich und seine Brüder durch die Sommerhitze. Die Mittagspausen hielt er kurz, und erst mit Sonnenuntergang oder gar noch später ruhte die Arbeit. Bevor die Spätfeigen reif waren, hatte er sein Korn gedroschen, geworfelt und eingelagert. Es war eine reiche Ernte gewesen. Allmählich bekamen er und Jimla wieder den Kopf frei für anderes als die alltägliche Arbeit.

„Warum sollen wir eigentlich für alle Zeit zum Bronzegießer nach Sichem gehen, wenn wir neue Geräte oder Waffen brauchen?“ dachte Elischama laut nach.

„Du hast recht. Sie können uns aus ihrer Stadt aussperren, wenn sie wollen“, führte Jimla den Gedanken weiter. „Aber woher sollen wir einen Gießer bekommen?“

Sie hockten im Schatten des uralten wilden Ölbaums, der unweit ihrer Tenne wuchs. Es war Mittag, und sie waren schläfrig. Auch Jimlas Befürchtung brachte Elischama nicht aus der Ruhe. „Keine Angst, die sperren uns nicht aus. Sie wissen, daß wir dann ihre Äcker verwüsten und ihre Gärten zerstören. Und was den Gießer betrifft, den wirst du nach Ofra holen.“

Jimla fuhr herum. „Ich? Woher denn? Wen denn?“

Elischama grinste und ließ den Bruder ein Weilchen raten. Der tippte auf einen Mann, der im südlichsten Dorf der Abiesriten seine Werkstatt hatte. Den Leuten von Ofra war es zu weit bis dahin, sie gingen lieber nach Sichem. Wollte der Bruder diesen Handwerker etwa nach Ofra holen? Das würde Streit in der Sippe geben.

Elischama grinste immer noch. Aber dann wurde Jimla ungeduldig, und er gab seinen Plan preis. „Unser künftiger Gießer wohnt gleich nebenan. In Sichem. Du wirst ihn dort für uns anwerben. Es würde ja gar nicht soviel Spaß machen, wenn wir ihn nicht aus Sichem herausholen müßten. Die sollen sich noch wundern, die Herren in ihren bunten Gewändern und mit ihren parfümierten Bärten, wozu wir imstande sind.“

Jetzt konnte sich Jimla denken, um wen es ging. Nämlich um den Bronzegießer Micha, der gleich hinter dem Osttor von Sichem seine Werkstatt hatte. Die Bauern aus Ofra zählten zu seinen

Kunden. Er hatte vier Söhne und drei Töchter, jünger als diese, und er konnte Frau und Kinder nur mühsam ernähren. Die Söhne arbeiteten alle beim Vater mit, aber die Werkstatt war so klein, daß sie sich mehr im Wege standen als tätig zu sein. Wenn man nun einen der Söhne nach Ofra holte, war sicher auch dem Vater ein Gefallen getan.

Der Gedanke, der Familie des Gießers diesen Vorschlag zu machen, stammte aber gar nicht von Elischama. Der griff nur einen Plan auf, den schon Jerubbaal gehegt hatte. Nun sollte Jimla dessen Verwirklichung in die Wege leiten. Denn Elischama hatte einen Abscheu davor, selbst nach Sichem zu gehen und dabei vielleicht einem der Ratsherren über den Weg zu laufen.

Jimla konnte Vater und Söhne in mehreren Gesprächen für die Übersiedlung des drittältesten Sohnes nach Ofra gewinnen. Der zweitälteste wäre ihm lieber gewesen, denn der hatte schon mehr Erfahrung im Handwerk, aber der wollte nicht. Noch vor dem Herbstfest wanderte Jimla mit einem Esel erneut nach Sichem, um den jungen Mann und dessen wenige Habe nach Ofra zu holen. Die Torwache befragte beide beim Verlassen der Stadt nach ihren Absichten, denn ein Sichemit und ein Abiesrit mit einem Packesel, das schien ungewöhnlich, wenn nicht gar verdächtig. Die jungen Männer gaben bereitwillig Auskunft, denn sie mußten nichts verheimlichen.

So erhielt schon kurze Zeit später Ardon von Elischamas Streich Kenntnis. „Darauf also läuft es hinaus“, murmelte er, und er dachte an sein Gespräch mit Heled und Sabdiel. Sebul, der ihm die Meldung gebracht hatte, schaute ihn verständnislos an. Ardon erklärte ihm: „Gar nicht dumm, der Elischama. Mit seiner Gießerei wird er alle in Ofra hinter sich bringen, und sie werden auf ihn hören. Er will uns gleich werden. Und eines Tages …“ Bekümmert schüttelte er den Kopf wie einer, der die Welt nicht mehr versteht. „Geh zu Nachrai!“ forderte er Sebul auf. „Berichte ihm alles, und sage ihm, er soll in der Steuerliste prüfen, ob der Gießer da unten am Tor pünktlich seine Abgaben zahlt! Vielleicht kann man ihn irgendwie belangen.“

Elischama landete noch einen zweiten Erfolg. Er bewog den Sohn eines der Altsiedler von Ofra, der geschickt darin war, Schüsseln und Krüge herzustellen, sich ganz darauf zu spezialisieren. Dem Vater schenkte er einen Jungbullen, den der dringend gebrauchen konnte, und erhielt sein Einverständnis.

So kam es, daß die Abiesriten zunehmend nach Ofra blickten. Die Leute von Ofra aber schauten auf Elischama und sagten: „Er ist wirklich ein würdiger Nachfolger des Joasch und des Jerubbaal.“ Und sie waren sich einig, daß sie ihn bisher ein wenig verkannt hatten. Auch Gareb mußte voller Neid einräumen, daß sein junger Rivale etwas zustande gebracht hatte, was ihm selbst gar nicht eingefallen wäre.

Dann kam die Weinlese, und die Sichemiten bereiteten ihr großes Jahresfest vor, zwei Wochen früher, als die Abiesriten das ihre feiern wollten. Die Herren von Sichem verabredeten, großmütig einen letzten Versuch zu wagen, das freundliche Verhältnis zu Ofra wiederherzustellen. Es gab zwar Gegenstimmen, auch von Ardon und Heled, aber die Mehrheit war dafür. Als Abgesandter wurde Sabdiel bestimmt. Er war nicht Mitglied des Rates und konnte seinen Besuch als privat ausgeben, und er war gut bekannt in Ofra. Er sollte Elischama und die Männer von Ofra zur Teilnahme am Herbstfest einladen.

Widerwillig, aber gehorsam machte er sich in seinem ältesten Gewand mit seinem heranwachsenden Sohn auf den Weg. Die Leute von Ofra grüßten ihn, zwar nicht besonders herzlich, aber es war auch niemand ausgesprochen unfreundlich. Er traf Elischama, wie zu erwarten, in seinem Weingarten. „Ich sehe, du hast eine ebenso gute Ernte wie wir“, begann er die Unterredung.

„Deshalb darf ich die Hände nicht ruhen lassen“, erwiderte Elischama, und er lud den Gast nicht ein, sich niederzusetzen, wie es die Höflichkeit gebot.

„Weißt du noch, wie fröhlich wir beide vor einem Jahr auf unserem Fest waren?“ tastete sich Sabdiel vor. Jetzt war ihm gar nicht fröhlich zumute, am liebsten wäre er gleich umgekehrt. Es war sinnlos, mit dem da überhaupt zu reden. Aber der Pflicht gehorchend, fuhr er fort: „Damals lebte Joasch noch. Heled und ich, wir beide haben ihn sehr gemocht.“

Elischama sagte schroff: „Er ist tot, und Jerubbaal ist auch tot. Und ich erinnere mich nicht, daß ich auf deiner Feier fröhlich war.“

Jimla trat heran. Die Frauen und Kinder reckten die Köpfe. Auch einige der Nachbarn kamen bis an die Mauer heran, die die Gärten voneinander trennte, um zu sehen, mit wem Elischama den Wortwechsel führte. Sabdiel begrüßte Jimla, froh über die Ablenkung. Laut, daß auch die Fernerstehenden es hören konnten, verkündete er: „Ich weiß von Heled, meinem Bruder, daß die Männer von Sichem geehrt wären, wenn ganz Ofra zu unserem diesjährigen Fest käme. In sieben Tagen werden wir es feiern. Diesen Tag hat uns El-Berit bestimmt.“

Er schaute angestrengt lächelnd von einem zum anderen. Ehe Elischama antworten konnte, sagte Jimla: „Unser Gott hat uns einen späteren Termin genannt. Und wir dürfen nicht vorzeitig feiern, so hat er uns wissen lassen, auch nicht bei euch. Sonst schickt er uns im nächsten Jahr allerlei Ungeziefer, das die Stöcke kahl frißt und die Wurzeln zernagt. So ist das.“ Er lachte Sabdiel an. Der fand es unverschämt.

Elischama rief einem der Nachbarn zu: „He, willst du nach Sichem zum Fest?“

Der Gefragte rief zurück: „Ja, aber wie Jimla gesagt hat: Wir können nicht.“ Auch er grinste über das ganze Gesicht.

Nun hatte Sabdiel genug von der Demütigung, die ihm auferlegt war. Er bedauerte mit dürren Worten die Entscheidung des Gottes von Ofra, murmelte einen Abschiedsgruß und ging mit seinem Sohn rasch davon. In seinem Rücken erklang fröhliches Gelächter. Er wandte sich nicht um. Und als der Junge maulte, daß er nicht einmal eine Handvoll Weinbeeren bekommen hatte, zischte Sabdiel: „Barbaren! Dreckige Bauern ohne Benehmen!“

Die Familien von Ofra pflückten ihre Trauben, kelterten ihren Wein und feierten ihr Herbstfest. Sie lachten auf dem Fest noch immer über Jimlas höhnische Antwort an den Abgesandten aus Sichem und waren sicher, daß der Baal von Ofra in seiner Güte ihnen den gewagten Scherz nachsah und mit ihnen über Sabdiels unrühmlichen Abgang lachte. „Die Männer von Sichem können uns nicht nachsagen, daß wir ihre Gesellschaft nicht mögen“, feixte Jimla, und Elischama wiederholte mehrfach, was er im Umgang mit Sichem für wichtig hielt: „Unangreifbar sein – darauf kommt es an! In unseren Worten. Und mehr noch, indem wir uns vor ihren bösen Absichten schützen.“ Er kniff die Augen zusammen und bleckte seine Zähne, und seine Zuhörer, darunter auch die Gäste aus den anderen Dörfern der Abiesriten, ahnten, daß er schon mehr Pläne im Kopf hatte, als er ihnen offenbarte.

Ein Sänger hatte sich eingefunden. Er hieß Zeri und kam aus dem Süden, von Schilo und Bet-El her. Er sang von Ehud, dem listigen Benjaminiten, der den Bedrücker Eglon heimlich erdolcht hatte, und von der tapferen Keniterin Jael, die dem Eroberer Sisera einen Zeltpflock in den Schädel gehämmert hatte, als er schlief. Später, als ihm der Wein schon gehörig zusetzte, sang er von Schamgar, dem Gewaltigen, der sechshundert Mann mit seinem Ochsenstecken erschlagen hatte. Und endlich, als ihm seine Zunge nur noch mit Mühe gehorchte, da ließ er in seinem Lied die wilden Brüder Simeon und Levi auferstehen, deren Schwester Dina in Sichem vom Sohn des Königs Hamor geschändet worden war. Simeon und Levi nahmen blutige Rache. Sie erschlugen mit ihren Schwertern den Prinzen und seinen Vater und plünderten alles, was im Hause war.

Es war das letzte Lied, das Zeri an diesem Abend sang, denn bald fiel er hintenüber und schnarchte. Elischama und Jimla und alle, die zugehört hatten, waren dagegen trotz ihrer Trunkenheit hellwach geworden. Das Lied hatte sie ermuntert. Sie hatten es noch nie gehört – es war wohl nur in der Heimat Zeris bekannt.

„Wohin mögen Simeon und Levi danach gezogen sein?“ fragte Jimla, aber darüber hätte nur der Sänger Auskunft geben können.

Elischama sagte: „Ein schönes Lied.“ Er stand auf und ging zu dem schlafenden Sänger. „He, du, sag uns, wo Simeon und Levi geblieben sind!“

„Ja, sag es uns!“ forderten auch andere. Aber Zeri rührte sich nicht. Elischama stieß ihn mit dem Fuß an, aber umsonst.

Jimla warf Holz ins Feuer und meinte zu Elischama, der an seinen Platz neben ihm zurückkehrte: „Ich glaube, die beiden sind gar nicht fortgezogen.“ Er zwinkerte ihm listig zu.

Elischama sah den Bruder an, als habe der soeben ein Gotteswort verkündet. Laut wandte er sich an alle: „Hört her! Der Sänger da mag zwar ein Säufer sein, aber sein Lied, das hat ihm unser Gott eingegeben. Und wißt ihr warum? Wir sind die Söhne Simeons und Levis! Unser Ahn Abieser – er stammt von ihnen ab!“

Den Männern am Feuer blieb der Mund offenstehen. Meinte Elischama das im Ernst? Eine Rachetat an Sichems König durch ihre Vorväter? Zu ungeheuerlich, um es zu glauben. Dann löste sich ihre Erstarrung, und sie stellten Elischamas kühne Verkündung lautstark in Frage. Aber beide Jerubbaalsöhne beharrten auf ihrer Meinung. Der Wein umnebelte die Hirne immer mehr, und schließlich vereinten alle ihre Stimmen zu einem Loblied auf den Baal von Ofra als Dank für die Offenbarung ihrer Herkunft. Der Gesang glich zwar keineswegs einem Choral heilig ergriffener Männer, aber er kam aus tiefstem Herzen.

Als das Fest vorüber war und wieder die Arbeit den nüchternen Alltag bestimmte, sprach keiner mehr über Abiesers Verwandtschaft mit den Rächern Simeon und Levi. Auch Elischama und Jimla nicht. Trotzdem blieb Elischamas trunkene Behauptung nicht ohne Wirkung. Die Gemüter seiner Mitbürger waren nun empfänglicher als vorher für das Feindbild, das sie nach seinem Willen prägen sollte. So, wie es ihn selbst und Jimla, die Mutter Asuba und mit ihr weitere Alteingesessene beherrschte. Er spürte das. Mit Genugtuung.

8

Abimelech bereute nicht, mit Gideon gegangen zu sein. Natürlich staunte dessen Familie über seine Rückkehr, aber als Gideon erklärte: „Abimelech wird bei uns bleiben“, da war niemand, der unwillig das Gesicht verzog. Gideons Frau behandelte Abimelech bald wie ihre eigenen Söhne,

und die nahmen daran keinen Anstoß. Abimelech überließ sich der neuen Heimat mit Freude, und Elischama und Jimla und ganz Ofra entschwanden ihm allmähölich hinter dem Horizont seines neuen Lebenskreises. Und vom Tod Jerubbaals und Elas und der Blutrache an den Midianitern war nie die Rede. So, wie sein Fußgelenk wieder schmerzlos beweglich wurde, so heilten auch jene unsichtbaren Wunden, die er seit der Unheilsnacht empfangen hatte. Die Welt kam wieder in Ordnung.

Auch daß die Ernte bevorstand und er von Gideon wie selbstverständlich zum Schnitter bestimmt wurde, konnte sein seelisches Gleichgewicht nicht stören. Er empfand für seine neue Familie soviel Dankbarkeit, daß er bereit war, sich der widerwärtigen Feldarbeit zu stellen. Gideon war froh, daß sich der Neffe so gut in sein Haus einfügte, denn das war ja gar nicht so sicher gewesen. Jerubbaal hatte ihm von seinen Sorgen mit dem widerspenstigen Jungen berichtet, der sich wegen seiner Mutter für besser als seine Brüder hielt.

Aber dann kam es Abimelech doch hart an, als er neben seinem Vetter Jeter und zwei Knechten tagtäglich von früh bis spät gebückt übers Kornfeld schritt und seine Sichel in die Halme sausen ließ. Rücken und Arme schmerzten ihm, und er bewunderte insgeheim Jeter, der ein Jahr jünger als er war und keine Müdigkeit kannte. Oder nicht zeigte. Sehnsüchtig wartete er immer auf die Mittagspause. Sie lagerten sich dann im Schatten einer Eichengruppe, und kaum hatte er getrunken und sein Brot verzehrt, da schlief er auch schon ein. Und genauso am Ende des Tages nach dem Abendessen. Aber Ulam, dem Bruder Jeters, der wegen seiner schwachen Gesundheit mit den drei jüngeren Geschwistern die Garben band, ging es ähnlich. Trotzdem schämte sich Abimelech. Nach einer Woche hatte sich jedoch sein Körper an die Plackerei einigermaßen gewöhnt, und sein Selbstbewußtsein stieg wieder.

Gideon kam fast täglich aufs Feld, manchmal auch zweimal, und gewöhnlich half er eine Zeitlang mit. Ansonsten kümmerte er sich ums Vieh, oder er war in Geschäften unterwegs, wie der ältere der Knechte es mit geheimnisvoller Miene nannte.

Dieser Knecht war ein großer Erzähler, und Abimelech hörte ihm gern zu, wenn sie abends vor dem Schlafengehen alle noch eine Weile zusammensaßen. Gideon hatte ihn vor über zehn Jahren in Megiddo gekauft, als sein Besitzer ohne Erben gestorben war. Er ging schon auf die Fünfzig zu und hatte in seinem Leben viel gesehen. Geboren war er in der Hafenstadt Tyros, aber seine Mutter stammte von irgendeiner fernen Insel im Westen. Wer sein Vater war, wußte er nicht. Er war immer ein Sklave gewesen. Einer seiner Herren hatte ihn einmal sogar nach Ägypten mitgenommen. Abimelech lauschte hingerissen, wenn er die Meerfahrt und die Nillandschaft und die riesigen Tempel am Ufer des Flusses schilderte, und wünschte sich, sein ferner Freund Hotam könnte das alles hören wie er. An solchen Abenden ergriff ihn so etwas wie Fernweh.

Der jüngere der Knechte war nicht so redselig, aber auch das Wenige, was er von sich berichtete, erregte Abimelechs Phantasie. Der junge Mann gehörte einer Gruppe von Wanderhirten an, die zwischen Küsten- und Jordanebene ihre Weidegründe hatte. Er war nur bis zum Herbst gemietet, und er freute sich schon auf die Rückkehr ins Zelt seiner Familie. Vor einigen Jahren hatte er zufällig einen Löwen aufgestört. Aber das Untier hatte ihn nur angefaucht und sich dann davongetrollt. Fürchterlicher noch als diese Begegnung war ihm jedoch die nächtlche Erscheinung eines Dämons gewesen. Seine Zuhörer wollten unbedingt Näheres wissen, wie der Unhold ausgesehen habe, was er gesagt habe, ob er ihn angerührt habe, aber der Erzähler schwieg sich beharrlich darüber aus und bereute, das Abenteuer überhaupt erwähnt zu haben.

Gideon bemerkte Abimelechs leuchtende Augen, wenn die Knechte erzählten, und eines Abends eröffnete er ihm, daß er am nächsten Tag mit ihm nach Megiddo reisen könne. Abimelech strahlte. Ein Tag Abenteuer! Und ein Tag ohne die Erntesichel!

So abenteuerlich wurde dann aber die Reise nicht. Natürlich war Abimelech von der weitberühmten Festung beeindruckt, wie sie sich auf ihrem Hügel erhob, aber als er und Gideon auf ihren Eseln durchs Stadttor ritten und die engen Gassen vor sich hatten, da glaubte er sich nach Sichem versetzt. Hier war es auch nicht anders, nur die Ausdehnung der Stadt war größer. Die Menschen sahen aus wie in Sichem.

Gideon verschwand in einem der Häuser und ließ Abimelech draußen warten. Ziemlich lange, und Abimelech fragte sich, warum ihn der Onkel überhaupt mitgenommen hatte. Kinder gafften ihn an und fragten ihn neugierig aus. Bloß gut, daß die Häusermauern angenehmen Schatten warfen.

Dann endlich tauchte Gideon wieder auf, offenbar sehr zufrieden. Er lobte ihn für seine Geduld, und sie gingen zu einer Schenke. Es war mittlerweile Mittag, sie hatten Durst und Hunger, die Tiere gleichfalls, und draußen glühte die Sonne. Abimelech hatte ein solches Haus noch nicht gesehen, denn in Sichem gab es keine gewerbsmäßige Bewirtung. Hier saß man auf Bänken und aß vom Tisch wie in den Häusern der reichen Städter. Sie stärkten sich mit Brot und frischen Feigen und tranken ihren Wein kräftig mit Wasser gemischt. Jetzt in der Erntezeit waren nur eine Handvoll Leute zu Gast, Händler aus Akko und Männer aus Taanach. Man gab sich gegenseitig Auskunft über das Woher und Wohin, berichtete Neuigkeiten und schimpfte auf die schlechten Zeiten, was Abimelech mit Verwunderung hörte, denn Gideon ging es gut.

Als die Tischgenossen erfuhren, daß Abimelech aus dem Gebirge stammte, fragten sie ihn aus, wie in Sichem die Geschäfte gingen und warum die Stadt gar nicht mehr von sich reden machte. Er entgegnete, daß er aus dem Ofra der Abiesriten stamme und daß Ofra an Einfluß zunehme, Sichem aber abnehme. Seine Gesprächspartner hatten noch nie etwas von seinem Ofra gehört, und sie bedauerten, daß er ihnen von Sichem nichts Genauers zu berichten wußte. Und dazu grinsten sie hintergründig, um ihm klarzumachen, daß sie seine dürren Auskünfte nicht recht ernst nahmen. Gideon mischte sich nicht ein. Mochte Abimelech von selbst lernen, wie man sich Fremden gegenüber darstellte und Eindruck erweckte.

Als Onkel und Neffe nach einem Gang zu verschiedenen Händlern ihre Esel zum Heimritt bestiegen, war Abimelech enttäuscht. Von Gideons Verhandlungen erfuhr er nichts, in der Schenke hatte er sich im Gespräch ungeschickt angestellt, und gekauft hatten sie auch nichts. Wie waren dagegen die Zeiten gewesen, als er in Ofra als Halbwüchsiger den Räuberhauptmann gespielt hatte! Alle hatten auf ihn gehört. Was er sagte, das galt. Es war nicht leicht, als Erwachsener unter den anderen Erwachsenen zu bestehen. Und warum sagte ihm Gideon nicht, warum sie eigentlich in der Stadt gewesen waren?

Die Reise nach Megiddo blieb nicht die einzige, auf der Abimelech den Onkel begleiten durfte. Einige Tage, nachdem sie begonnen hatten, den Weizen auszudreschen, ritten sie nach Taanach. Aber auch hier das gleiche wie in Megiddo. Gideon besuchte einen Geschäftsfreund oder wen auch immer, und Abimelech blieb sich selbst überlassen. Die Stadt glich Megiddo, war jedoch kleiner. Über Mittag saßen sie wieder in einer Schenke, wo sie früh schon die Esel eingestellt hatten, und am Nachmittag ging es nach Hause. Das einzige, was Abimelech beeindruckt hatte, war ein Mädchen gewesen, das in Begleitung der Mutter ihm auf einer der Gassen entgegengekommen war. Er hatte die Tochter angestarrt. Sie hatte ihm einen winzigen Blick geschenkt, vielleicht sogar ein Lächeln, aber er war sich nicht sicher, denn zu flüchtig war die Begegnung gewesen.

Aber was sollte der Gedanke an die Unbekannte! Er hatte ja bereits eine Freundin, und er freute sich auf ihren Willkommensgruß, wenn er zu Hause von seinem Esel gleiten würde. Seine Freundin war Gideons Tochter Schomer. Allerdings brauchte sie noch ein oder zwei Jahre, ehe sie zur jungen Frau heranwuchs, denn sie war erst elf Jahre alt. Sie war ihm von Anfang an zugetan gewesen. Immer wieder wußte sie es einzurichten, daß sie bei der Arbeit an seiner Seite war, und allmählich fand auch Abimelech Gefallen an ihrer Gesellschaft. Er liebte ihre Augen, die ihn bewundernd anstrahlten, wenn er ihr von seinen Streifzügen in den Hangwäldern des Garizim erzählte, und er strich ihr gern durch ihr langes, dichtes Haar, das im Wind flatterte, wenn sie vor ihm davonlief, damit er sie einfing. Vor ihr war er wie ein Held.

Vielleicht hatte sie ihrem Vater von der Jagdleidenschaft ihres Berglandbruders, wie sie Abimelech liebevoll nannte, erzählt, denn eines Tages erlaubte ihm Gideon, seinen Bogen zu nehmen und sein Glück zu versuchen. So machte sich Abimelech bei Tagesanbruch auf den Weg zu jenem hohen Hügel, auf dem Jerubbaal und Ela mit ihm und den Knechten ihre letzte Nacht verbracht hatten. Gideon hatte ihn dorthin gewiesen, weil sich im Gebüsch dieser Gegend allerlei Wild mit Vorliebe aufhielt. Oder hatte ihn der Onkel etwa deshalb an den Ort des Unheils geschickt, damit er dieses nicht vergaß? Zweifelte Gideon an dem Überfall der Midianiter, und ahnte er den wahren Hergang? Abimelech war es unheimlich bei diesem Gedanken. Aber wenn ihm schon die Erinnerung an die Unglücksnacht, die er bisher energisch beiseite geschoben hatte, erneut bedrückte, und wenn er bereits die Richtung zu deren Schauplatz eingeschlagen hatte, da wollte er nun nicht auf halbem Weg stehenbleiben. Er beschleunigte seine Schritte.

Gegen Mittag langte er in der Nähe der Quelle an. Beklommen schlich er zwischen den Bäumen zum Wasser. Er hörte Stimmen, aber in der Sprache des Landes, und das Geblök von Schafen. Erleichtert trat er näher. Im ersten Moment hatte er sich wirklich eingebildet, daß abermals Midianiter im Lande wären. Nachdem er mit den Hirten das beiderseitige Woher und Wohin erörtert und seinen Durst gestillt hatte, machte er sich auf den Weg zu dem Platz, wo die Midianiter ihr Lager gehabt hatten. Er fand die Stelle mühelos, und er entdeckte sogar die Grube, in der die Leichen Jerubbaals und seiner Gefährten einen Tag lang gelegen hatten. Ihm grauste es, und er machte, daß er wegkam. Er stieg den Hügel hinan, um nun nach der Stelle zu suchen, von wo sie das Zelt der Midianiter beobachtet hatten. Aber es gab mehrere Plätze, die es gewesen sein konnten. Und das tiefe Loch, das ihm das Leben gerettet hatte, fand er gar nicht mehr. Hatte er denn seinen Sturz nur geträumt? Erschöpft ließ er sich im Schatten der Sträucher nieder und schloß die Augen. Welcher Gott hatte sich damals seiner erbarmt? Und wozu?

Er ruhte nicht lange, denn er war ja eigentlich ausgezogen, um abends als erfolgreicher Jäger gelobt zu werden. Von Gideon, von Jeter und natürlich von Schomer. Er aß eine Handvoll getrockneter Feigen, die er bei sich hatte, und machte sich auf die Pirsch. Erst der dritte Jagdversuch gelang. Es war ein Hase, und er war stolz darauf, das schnelle Tier überlistet zu haben.

Wie erwartet wurde er zu Hause gefeiert, und Schomer ließ sich zu dem Wunsch hinreißen, ihren Berglandbruder beim nächsten Mal zu begleiten. Ihre Mutter sah sie mißbilligend an, und sie schlug die Augen nieder und war eine Zeitlang still. Abimelech aber fühlte sich mehr denn je zu der

Kleinen hingezogen, und er wunderte sich, daß Jeter und Ulam gegen die offensichtliche Zuneigung ihrer Schwester und gegen seine Bevorzugung durch Gideon keinen Widerstand zeigten. Wenn er an seine feindlichen Brüder Elischama und Jimla dachte – aber er verdrängte sie schnell aus seinen Gedanken.

Drei Wochen darauf ritten Gideon und er zu den Nachbarn im Osten, die sich Söhne Issachars nannten. Diesmal hatten sie ihre Schwerter bei sich, Gideon das eiserne, er das bronzene. „Fürchtest du Räuber?“ fragte er arglos.

Gideon sah ihn so merkwürdig an, daß ihm unbehaglich wurde. „Das fragst du?“ meinte der Onkel. Da sagte Abimelech eine Weile lang nichts mehr.

Sie näherten sich der gewaltigen Kuppe des Tabor. Abimelech sah dem Berg mit scheuer Ehrfurcht entgegen. Dort oben also war der Gott dieses Landes zu Hause, den die kleine Silberstatue in Gideons Tempelhaus darstellte. Ob ihn dieser Gott vor dem Tod errettet hatte, damit er Gideons Schwiegersohn wurde und der ihm vielleicht gar – denn er war älter als Jeter – die Würde des Erstgeborenen verlieh? Dann konnte er Elischama und Jimla zeigen, was aus ihm, dem Taugenichts, geworden war. Und er würde voller Verachtung vor ihrer Tür ausspucken.

Das Dorf hieß En-Dor, in dem sie haltmachten. Diesmal mußte Abimelech nicht wie ein Bettler auf der Straße warten. Er nahm es als Beginn seiner Gleichstellung mit den leiblichen Söhnen Gideons. Das stärkte sein Selbstbewußtsein im Gespräch mit den Gastgebern, die Gideon und ihn wie vertraute Freunde empfingen und ihnen zu Ehren sogar ein Zicklein schlachteten. Der Herr des Hauses war einer der Vornehmsten der Issachar-Sippe, und Gideon und er besprachen das große Wallfahrtsfest, das nach Abschluß der Weinlese die freien Sippen des umliegenden Landes am Tabor zusammenführen sollte.

Nachdem dessen Vorbereitung genügend erörtert war, fragte der Gastgeber Abimelech wie schon die Leute in Megiddo nach Sichem aus. Abimelech berichtete vom Niedergang des Einflusses der Stadt und der Ängstlichkeit ihrer Machthaber vor dem Volk in den umliegenden Dörfern, so, wie ihm Jerubbaal die Lage erklärt hatte, und sein Zuhörer strich sich mit Behagen den Bart und nickte mit dem Kopf. Es war in Sichem offenbar nicht anders als in Megiddo und Bet-Schean. Wenn die Herren beider großen Städte auch nicht gerade die Bauernsippen in der Ebene und an den Gebirgsrändern fürchteten, so bezeigten sie ihnen gegenüber doch Achtung und versuchten, die Reibungen mit ihnen gering zu halten. Zur Zeit war die Ebene ruhig, und die Straßen waren sicher. Abimelech nahm an, daß Gideon und er die Schwerter nur mitgenommen hatten, um sich großzutun.

Auf dem Heimweg fragte Abimelech den Onkel, warum er denn niemals Jeter auf seine Reisen mitnehme.

„Alle meine Freunde kennen ihn bereits“, erklärte Gideon. „Jetzt ist es für ihn wichtiger, daß er selbständig wirtschaften lernt. Er ist der Erstgeborene und wird einst meinem Haus vorstehen. Darauf muß er sich vorbereiten.“

Abimelech war es, als schließe sich vor ihm eine Tür, und er stand wieder draußen wie ein Knecht, dem man während der Geschäfte seine Esel anvertraut. Niedergedrückt schwieg er und hing seinen verlorenen Phantasien nach. Gideon bemerkte natürlich, in welche Stimmung seine Auskunft den Neffen versetzt hatte, und er war verwundert. Aber so waren sie wohl alle, die Jerubbaalsöhne: hochfahrend und anmaßend. Elischama war zwar ein Grobian, aber mit dem eigenwilligen Abimelech mochte es für ihn wahrhaftig kein leichtes Auskommen gewesen sein.

Wie zum Trost nahm Gideon Abimelech abermals nach Megiddo mit. „Muß ich wieder in der Sonnenglut vor der Tür stehen, so daß alle mich für deinen Knecht halten?“ wollte Abimelech wissen. Er wäre am liebsten zu Hause geblieben, bei Schomer.

„Du bist mein Neffe“, erwiderte Gideon freundlich und schwang sich auf seinen Esel. „Du wirst nicht vor der Tür stehen.“

Was sollte das nun wieder? Abimelech war verunsichert. War er die vorigen Male in Megiddo und Taanach etwa nicht auch schon der Brudersohn gewesen? Oder war etwa Gideon unsicher, wie er ihn behandeln sollte? Aber nein, der Onkel war sich seiner Sache stets sicher.

Der Sommer war weit fortgeschritten. Das Land dürstete. Die Pflanzen sahen aus wie abgestorben. Je näher Gideon und Abimelech der Stadt kamen, desto mehr belästigte sie der Staub, den die Hufe der Tiere aufwühlten. Sie waren froh, als sie das Stadttor passierten und in den spärlichen Schatten der Häuser eintauchten.

Mußte Gideon zu dieser Zeit unbedingt die Reise machen? fragte sich Abimelech. Was trieb er hier Geheimnisvolles? Die Lieferung an Gerste und Weizen hatten vor Wochen bereits Jeter und die beiden Knechte in die Stadt gebracht. Vielleicht ging es um solche Dinge wie den Schmuck und die Teppiche, die einst Jerubbaals Begehrlichkeit geweckt hatten.

Gideon hieß den Neffen, in der Schenke auf ihn zu warten. Er geht also doch wieder allein! stellte Abimelech bekümmert fest und betrat den Schankraum. Ein einziger Gast war da, ein Mann, wohl älter als Gideon, denn sein Bart färbte sich schon silbrig. Seine rechte Augenbraue war gespalten, und er sah aus, als ob er drei Brauen hatte, denn die innere Brauenhälfte schien irgend-

wie über die Nase gerückt. Abimelech vergaß seinen Unmut und betrachtete ihn neugierig. Der Fremde fragte ihn mit dröhnender Stimme, wer er sei und was ihn in die Stadt geführt habe. Abimelech nannte seinen und Gideons Namen und deutete dessen Geschäfte an, gab den Onkel aber als seinen Vater aus, damit das Gespräch nicht etwa wieder auf Sichem kam. Der Fremde hatte ein Schwert neben sich auf der Bank liegen, keine Dutzendware, wie Abimelech zu sehen glaubte.

„Ich bin Gaal“, stellte sich der Mann vor. „Kennst du die Stadt Dor am Meer? Natürlich kennst du sie. Wer kennt sie nicht ? Dorther komme ich, und dorthin gehe ich zurück.“

Abimelech hatte noch nie von Dor gehört. Sollte er seine Unwissenheit eingestehen? „Von Dor“, wiederholte er. „Kenne ich selbstverständlich. Aber dort war ich noch nicht.“

Gaal war ein redseliger Mann. Und ein wichtiger, wie sich herausstellte. Nach und nach erfuhr Abimelech, daß er Soldat war im Dienste des Fürsten der Stadt Dor. Und kein gemeiner Kämpfer, sondern Kommandeur einer Hundertschaft. Abimelech kannte die Torwächter und Steuereintreiber Sichems, die Sebul befehligte, und konnte sich den Rang Gaals ungefähr vorstellen. Offenbar war Dor mächtiger als Sichem, wenn es hundert Bewaffnete hatte. Im weiteren Gespräch stellte sich jedoch heraus, daß Gaals Hundertschaft nur eine von mehreren war.

Abimelech fühlte sich wohl in der Gesellschaft Gaals. Der sah zwar nicht vertrauenerweckend aus, aber er sprach in einem vertraulichen Ton, ohne Geheimniskrämerei, als ob er seinen Gesprächspartner schon längere Zeit kannte, und das gefiel Abimelech. Und das erste Mal sprach er mit einem richtigen Soldaten. Der kam aus einer Welt, die ihm trotz ihrer tatsächlichen Fremdheit gefühlsmäßig vertrauter war als die Saat- und Erntewelt Jerubbaals und Gideons. Er fragte Gaal wißbegierig nach seinem Beruf und seinem Leben aus, und der freute sich über das Interesse des jungen Mannes.

„Und wenn ich nun zu dir käme, würdest du mich nehmen?“ fragte Abimelech mit klopfendem Herzen.

Gaal musterte ihn, als ob er ihn erst jetzt richtig sah. „Scheinst ein aufgeweckter Bursche zu sein“, meinte er. „Kräftiger könntest du sein. Hängst sicher fest an deiner Familie. Wir brauchen Leute, die viele Jahre bleiben und nicht nach zwölf Monaten davonlaufen.“

Nun bereute Abimelech, nicht seine wahren Familienverhältnisse aufgedeckt zu haben. „Ich bin der Drittgeborene“, erklärte er.

„Also wenn du willst“, erwiderte Gaal und trank ihm zu, „ich nehme dich. Fragst am Stadttor nach dem Hauptmann Gaal, sagst, ich habe dich in Megiddo getroffen und erwarte dich. Aber überleg es dir noch zwei- oder dreimal! Denn wenn du kommst, dann mußt du bleiben, ob es dir paßt oder nicht.“

Abimelech nickte. Aber eigentlich wollte er ja nicht ernsthaft dorthin. Ja, wenn es das Mädchen Schomer nicht gäbe! Wenn er Gaal vor einem Jahr getroffen hätte! Aber nun hatte er sich Gideons Tochter in den Kopf gesetzt. In drei oder vier Jahren könnte er um sie werben. Wenn er jedoch in der Zwischenzeit nach Dor ging, kam er ja dort nicht wieder weg. Das hatte Gaal gesagt.

Dann traten drei Mann herein, Untergebene Gaals, und meldeten ihm, daß sie seinen Befehl erfüllt hatten. Er schnallte sein Schwert an den Gürtel, sagte noch einmal: „Überleg es dir, Abimelech!“ und stapfte hinaus. Abimelech sah, daß er nur wenig größer war als er selbst. Man konnte also klein gewachsen sein und trotzdem Hauptmann werden. Aber Gaals Schultern waren wohl doppelt so breit wie die eigenen.

Abimelech blieb allein. Ob Gideon nicht bald kam? Wenn ich nun mit Gaal auf und davon wäre? überlegte er. Würde der Onkel mir nachkommen und mich zurückholen? Ich muß mit ihm über Schomer und mich reden. Ich werde ihn bitten, daß er sie mir verspricht. Für sie werde ich sogar hinter dem Stiergespann über den Acker trotten. Es wird ja sein müssen, daß ich pflügen lerne. Und wenn ich Schomer erst zur Frau habe, werden wir Freunde um uns sammeln und irgendwo ein eigenes Dorf gründen. Wie Gideon. Und Elischama und Jimla werden rot vor Wut werden, wenn man es ihnen hinterbringt.

Gideon kam endlich. Sie aßen und plauderten mit den Gästen, die inzwischen eintrafen. Später zogen sie mit ihren Eseln zu einem ummauerten Hof, wo ihnen ein Händler, den Gideon kannte, mehrere Rollen kunstvoll geknüpfter Matten übergab. War das der Geschäftsfreund des Onkels? Abimelech erfuhr es nicht. In seine Handelsgeschäfte ließ Gideon den Neffen nun mal nicht hineinblicken.

An diesem Abend sprach Abimelech mit Gideon nicht mehr über Schomer. An den folgenden Tagen auch nicht. Er hatte Scheu davor, und sie wurde immer größer. Wenn Gideon nein sagte?

Aber allmählich beruhigte sich Abimelech. Die Zeit der Weinlese war gekommen, und alle waren im Garten. Er und Schomer alberten von früh bis abends miteinander herum, und jeder sah es und hatte nichts dagegen. Weder Gideon noch dessen Frau noch Jeter. Nein, er brauchte sich keine Sorgen zu machen. Er würde Schomer bekommen. Aber mit Gideon darüber zu sprechen hielt ihn doch noch immer ein Rest seiner Bedenken zurück.

Als die Trauben gekeltert waren, rüstete sich die ganze Siedlung, um zum Tabor zu ziehen und dem Baal des Berges für die Ernte des Jahres zu danken. Abimelech hatte ein solches Wall-

fahrtsfest noch nie erlebt. Bei den Abiesriten feierte man am Ort, und die Dörfer luden sich dazu gegenseitig ein. Hier dagegen war ein gewaltiger Aufbruch im Gange. Die Familien zogen geschlossen davon. Nur die ganz Alten und Kranken blieben unter der Obhut einiger Familien, die für dieses Jahr mit der Wallfahrt aussetzten, zu Hause. Und nicht nur Gideons Leute zogen zur Wohnstatt ihres Gottes. Es trafen sich dort die Familien Sebulons, die vom Rand des nördlichen Berglandes herabkamen, die Familien Issachars, die zwischen dem Tabor und dem Jordantiefland siedelten, und auch vom Naftaligebirge, das sich am See Kinneret nach Norden zog, kamen Dorfgemeinschaften herunter in die Ebene.

Ein großes Zeltlager war zwischen dem Dorf En-Dor und dem Tabor im Aufbau begriffen, als die Leute aus Gideons Dorf ankamen. Die zuerst dagewesen waren, hatten bereits die besten Plätze belegt, nämlich möglichst nahe der Quelle, die das ganze Jahr über Wasser gab. Gideon mußte sein Zelt ein beträchtliches Stück entfernt aufschlagen, aber um so näher war er dem Berg. Abimelech beeindruckte dieses Lager in besonderer Weise. Staunend blickte er auf die Masse der schwarzen Zelte. Welch ein Gewimmel von Menschen und Tieren! Noch nie hatte er so viele Menschen beisammen gesehen. Er dachte sich die Frauen und Kinder weg und stellte sich vor, er hätte die Streitmacht der Stadt Dor vor sich. Und er wäre nicht einer der vielen Namenlosen, die zwischen den Zelten hin- und herliefen, sondern er stände hier an der Seite des breiten Mannes mit den drei Augenbrauen und wäre sein Bote, der den einzelnen Abteilungen die Befehle überbrachte.

„Träum nicht!“ ermahnte ihn Jeter. „Komm mit Wasser holen!“

Gegen Abend loderten überall zwischen den Zelten die Feuer. Die Dorfgemeinschaften versammelten sich, schlachteten die mitgebrachten Schafe und Ziegen und ließen deren Blut über herangewälzte Steine laufen, die jedes Jahr für denselben Zweck benutzt wurden und bereits vollständig mit geronnenem Blut verkrustet waren. Dann saßen sie beieinander und hielten das heilige Mahl, gossen Weinspenden auf die Erde aus und hofften, daß der Gott da hoch oben über ihnen mit Wohlgefallen auf sie blickte.

Erst am nächsten Tag fand das große Opferfest auf dem Berggipfel statt. Nur die Ältesten der Sippen mit ihren Erstgeborenen nahmen daran teil. So verabschiedeten sich Gideon und Jeter von der Familie und machten sich mit den anderen Würdenträgern und deren Söhnen auf den steilen Weg zum Berg hinauf. Im Lager herrschte gespannte Erwartung. Man sprach nur halblaut, und immer wieder wandten sich die Köpfe hinüber zum Berg. Gegen Mittag hielt es niemanden mehr bei den Zelten. Männer, Frauen und Kinder machten sich auf zum Berg, und die Mutigsten stiegen ein Stück weit den Pfad hinan. Alle warteten. Und dann endlich wurden hoch oben die heiligen Widderhörner geblasen, und unten am Berg stieg tosender Jubel in den Mittagshimmel. Der Baal des Landes hatte das Opfer seines Volkes gnädig angenommen. Die Menge zog fröhlich zurück zu den Zelten und lagerte sich zu ihrem eigenen, profanen Mahl, während oben auf dem Berg die Ältesten der Sippen in Gegenwart der Gottheit das heilige Opfermahl genossen.

Abimelech träumte sich nicht mehr als einer, der über dieser Menge stehen und ihr befehlen könnte. Die Macht der Gemeinschaft hatte ihn ergriffen. Er war nur noch einer dieser vielen, die mit ihrem Gott erneut für ein weiteres Jahr im Einklang lebten und seines Schutzes sicher waren. Ganz bestimmt war es dieser Gott gewesen, der ihn da drüben hinter jenem hohen Hügel vor dem sicheren Tod bewahrt hatte. Er war ihm ganz persönlich dankbar. Und in seinem Land wollte er bleiben. Mit Schomer, die ihm später seine Söhne gebären würde. Er sah eine Weile Ulam zu, wie der versuchte, auf eine Steinplatte eine Zeichnung vom Tabor einzuritzen, mit den Zelten davor und der Opfergemeinschaft auf dem Gipfel. Dann schlenderte er ein Stück bergan und setzte sich schließlich auf einen Felsabsatz. Er wollte allein sein und von der Zukunft träumen. Daß nicht er, sondern Jeter mit Gideon auf dem Berg war, das mußte er hinnehmen. Der war nun einmal der leibliche Erstgeborene. Aber er selbst würde ihm einst gleich sein. Wenn er erst seine Schwester hatte.

Als ob Schomer seine Gedanken ahnte, ging sie ihm nach und setzte sich fröhlich plappernd neben ihn. Er zeigte ihr die Richtung, wo die Abiesriten wohnten und ihr Vater einst hergekommen war, und er wies nach vorn, wo er weit jenseits der Ebene das Meer vermutete, und er erzählte ihr von der großen Stadt Dor, wie er sie sich in seiner Einbildung vorstellte. Schomer wunderte sich, woher er die Stadt kannte. Da berichtete er ihr seine Begegnung mit Gaal, dem Soldaten, und daß er Gideon nichts davon gesagt habe, und er forderte, daß diese Begegnung ein Geheimnis zwischen ihm und ihr bleiben müßte. Allmählich wurde Schomer stiller, und immer enger drückte sie sich an ihn. Er dachte, es wäre die aufkommende Abendkühle, und er umfaßte die schmale Gestalt mit seinem Arm. Ohne Absicht berührte seine Hand durch Ober- und Unterkleid hindurch ihre Brust, und er zuckte zurück, als habe er sich verbrannt. Sie hatte tatsächlich schon die Brust einer Frau. Sie aber nahm seine Hand und legte sie wieder dahin, wo sie eben noch gewesen war, und so saßen sie stumm und still in ihrem Glück, als plötzlich Gideon wie aus dem Nichts gekommen neben ihnen stand. „Geh ins Lager, Schomer, deine Mutter erwartet dich!“

Das Mädchen stand gehorsam auf und rannte davon. Abimelech wollte ebenfalls aufstehen, aber Gideon hieß ihn sitzenzubleiben und ließ sich selbst neben ihm nieder. Er atmete schwer.

War er so rasch gelaufen? Es war wohl mehr der Schreck, als er das Kind und den Neffen eng umschlungen wie ein Liebespaar hatte sitzen sehen. „Hör zu, Abimelech!“ Seine Stimme klang merkwürdig gepreßt. „Ich wollte es dir schon längst sagen. Schlag dir das Mädchen aus dem Kopf! Geh ihr aus dem Weg! Du kannst sie nicht bekommen.“

Abimelech sah ihn an, als sei ihm ein Dämon erschienen. Gideon erschrak über diesen Blick und fuhr schnell fort: „Sie ist schon versprochen, Abimelech. Ich stehe im Wort und kann nicht zurück, auch wenn ich wollte.“

Abimelech starrte jetzt zu Boden und schwieg noch immer. Gideon hob erneut an: „Wähle dir doch eine von den Töchtern unserer Mitbürger aus! Eine, die schon alt genug ist, so daß du sie sofort haben kannst. Ich werde dir dabei helfen und für dich werben.“

„Ich will keine andere als Schomer!“ stieß Abimelech wütend hervor.

„Es ist zu spät, Abimelech“, erklärte Gideon. „Sie wird die Frau eines jungen Mannes, dessen Vater ich vielfach verpflichtet bin. Der junge Mann liebt sie genauso, wie du sie offenbar liebst.“

Abimelech schwieg. All seine Träume, in denen er sich, das Mädchen im Arm, soeben noch gewiegt hatte, waren wie eine Handvoll Spreu im Abendwind verweht.

Gideon stand auf. „Komm mit zurück zum Lager! Der Fels wird kühl. Hier erkälten wir uns.“

Abimelech sprach irgendwohin in die Dunkelheit: „Ich werde weggehen.“

„Wie denn weggehen?“ wollte Gideon wissen. „Willst du zurück zu Elischama?“

„Ich gehe irgendwohin“, sagte Abimelech trotzig. „Weit fort von dir.“

Gideon, der sonst nie um Rat und Tat verlegen war, blickte ein wenig hilflos auf seinen Neffen, der vornübergebeugt vor ihm hockte. Hatte sich dem Jungen vor Kummer der Verstand verwirrt? Warum hatte er selbst es soweit kommen lassen und war nicht früher eingeschritten? Er setzte sich noch einmal nieder auf den kalten Stein und redete auf Abimelech ein: „Du kannst nicht weg. Ich brauche dich. Erinnere dich an jenen Unglückstag, du weißt schon, wovon ich spreche. Der Midianiter hat gedroht, daß sein Volk kommen wird, um seinen Tod zu rächen. Du hast es auch gehört. Du sollst mit meinem erfahrenen Knecht ins Midianiterland ziehen und die Absichten dieses Volkes auskundschaften. Wenn ihr zeitig genug zurück seid, können wir uns hier auf den Kampf vorbereiten und den Feinden entgegenziehen. Wir müssen verhindern, daß sie die Felder und Gärten verwüsten und die Zisternen vergiften. Bei der Ehre deines Vaters – du mußt mit uns gemeinsam diese Schlacht schlagen!“

Jetzt endlich hob Abimelech den Kopf und sah Gideon an. Es war das erste Mal, daß der den dreimal verfluchten Midianitertag erwähnte. Die Ehre des Vaters beschwor er. Aber die Ehre des Vaters war bereits gerettet. Er hatte sie gerettet! Ging ihn der Krieg, falls es dazu kam, überhaupt etwas an? Und das Land hier, wenn er Schomer nicht haben konnte?

Gideon ließ dem Neffen Zeit zum Nachdenken. Aber Abimelech sagte endlich nichts weiter als: „Ich habe deine Worte gehört, aber ich kann dir jetzt nicht antworten.“ Er stand auf und ging davon. Gideon sah ihm die Unhöflichkeit nach.

Am nächsten Tag war allgemeiner Aufbruch. Auch Gideon ließ zusammenpacken und zog mit seiner Familie heimwärts. Staubbedeckt und durstig kamen sie zu Hause an. Abimelech hatte noch nichts zu Gideons Vorschlag gesagt. Auch mit Schomer hatte er nicht gesprochen. Und das Mädchen lief genauso bedrückt umher wie er.

Alle legten sich zeitig zur Ruhe. Am nächsten Morgen schlich sich Abimelech lange vor Sonnenaufgang nach draußen. Jeter und Ulam, neben denen er schlief, erwachten kurz und dachten, er komme gleich wieder. Abimelech griff sich jedoch sein Schwert sowie Bogen und Köcher und ging auf und davon, so schnell er in der Dunkelheit gehen konnte.

Gideons Frau und ihre Söhne waren traurig über seine Flucht, die sie nicht begriffen. Schomer weinte lange. Gideons Gefühle waren zwiespältig. Er vermißte den Neffen, den er wahrhaftig wie einen Sohn geliebt hatte, aber zugleich war er froh, daß sein eigener Plan mit der Tochter nun außer Gefahr war.

Dann jedoch ergriff ihn die Sorge, daß Abimelech vielleicht irgendwo und irgendwann das Geheimnis des Todes Jerubbaals und Elas preisgab. Solange Abimelech lebte, sollte ihn diese Sorge nicht loslassen.

9

Während Gideon die Sippen Sebulons und Issachars als Bündnispartner zur Abwehr der Midianiter gewann und die Rüstung in Gang brachte und während sich Abimelech im fernen Dor zum Soldaten drillen ließ, unternahm im Ofra der Abiesriten Elischama weitere Anstrengungen, um seine Stellung und seinen Einfluß zu festigen. Ihm war klar, daß er die seinem Haus ausgefallenen Arbeitskräfte dauerhaft ersetzen mußte, wenn er nicht noch einmal eine Arbeitshetze wie im letzten Jahr riskieren wollte. Er bat einen Händler, der schon zur Zeit des Joasch regelmäßig in Ofra seine Waren feilgeboten hatte, ihm zwei anstellige Sklaven zu besorgen. Als ausnahmsweisen Freund-

schaftsdienst übernahm der den Kauf. Elischama plünderte schweren Herzens den kleinen Silberschatz Jerubbaals, ließ den Händler schwören, daß er den Auftrag gewissenhaft ausführen werde, und übergab ihm den Kaufpreis und die Reisekosten.

Es vergingen mehrere Wochen, und Elischamas Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Er hatte zwar Vertrauen zum Händler, aber der konnte Räubern in die Hände gefallen sein. Doch dann kam der Erwartete wohlbehalten zurück, mit einem Gehilfen, und an die Esel der beiden gefesselt trotteten die beiden künftigen Mitglieder des Hauses Elischamas. Der eine war ein Mann mittleren Alters, ein Bauer, der vor vielen Jahren seine Familie verloren hatte, völlig verarmt war und sich selbst verkauft hatte. Der zweite war ein junger Bursche, der von Geburt an stumm war. Man hatte dem Händler gesagt, er stamme aus der Wüste, und er habe Erfahrung im Umgang mit dem Vieh. Elischama begrüßte die beiden so freundlich, wie Jimla es dem Bruder nie zugetraut hatte, und schon im Laufe der nächsten Tage stellte sich heraus, daß Jerubbaals Silber gut angelegt war.

Inzwischen hatte er einen weiteren Handwerker in Ofra angesiedelt. Der war ein Mann, der geschickt mit Holz umzugehen verstand, der Pfluggestelle, Korngabeln und –schaufeln, Dachbalken und Türen anfertigen konnte. Seinethalb gab es im Sippenrat eine harte Auseinandersetzung, denn er wohnte in einem der Dörfer südlich von Ofra, und seine Mitbewohner wollten ihn nicht hergeben. Aber er selbst hatte darauf bestanden, nach Ofra zu gehen, denn dort wohnten Vettern von ihm, deren Vater einst mit Joasch dorthin gezogen war.

Ofra schickte sich an, der anerkannte Vorort der Abiesriten zu werden. Die Blickrichtung der Menschen änderte sich allmählich. Hatten sie sich früher nach Süden orientiert, ins Land Efraim, wo ihre Wurzeln waren, so schauten sie jetzt nach Norden. Nach Ofra. Elischama spürte es und schrieb es mit Recht seinem Wirken zu. Sein Stolz wuchs.

Aber das höhere Ansehen Ofras war ihm nicht genug. Es war erst der Anfang dessen, was ihm vorschwebte. Ofra sollte ein zweites Sichem werden. Er begriff immer mehr, daß er im Grunde dasselbe wollte, was Jerubbaal einst vorgehabt hatte. Aber dem Vater war es allein darum gegangen, seine Bauernwelt der Gleichheit und Freiheit gegenüber der städtischen Herrenwelt mit ihrer Steuerpflicht der Untertanen zu stärken. Sichem sollte dahin gebracht werden, im Schatten der bäuerlichen Umwelt ein geducktes Dasein zu fristen. Er selbst, das entdeckte er zunehmend, hatte ein Ziel, das weiter ging. Er haßte Sichem. Er wollte die Stadt nicht nur demütigen, er wollte sie ruinieren. Wenn er nur an Heled und Sabdiel dachte, deren Schwester der Vater leider als zweite Frau genommen hatte! Wie die beiden sich stets aufgespielt hatten, wenn sie in Ofra zu Gast waren! Als ob sie etwas Besseres als die Leute von Ofra wären, als ob sie sich gnädig herabließen, mit den Abiesriten zu reden, als ob sie sich über sie lustig machten. Wie er sie in den Staub treten wollte, wenn er nur könnte!

Selbst mit Jimla sprach er nicht über seine geheimsten Gedanken und Pläne. Der Bruder war ihm zwar der nächste Mensch und ihm im Haß gegen Sichem verbunden, aber er wollte nicht, daß Jimla irgendeinen seiner Schritte in Frage stellte oder zerredete. Denn es waren große Dinge, die er ansteuerte: den Bau einer Mauer um Ofra, die Errichtung eines Tempels und – das schien ihm das gewaltigste und schwierigste – die Aufstachelung der zu Sichem gehörenden Dörfer zum Abfall von der Stadt und zum Anschluß an die Abiesriten, wie es einst Joasch mit Ofra gelungen war. Er grübelte mit Hingabe über diesen Zielen. Beinahe ergriff ihn ein ehrfürchtiges Schaudern angesichts der Größe seiner eigenen Pläne. Er war glücklich, daß der frühe Tod des Vaters ihm ermöglichte, seine Vorhaben anzupacken, solange er noch jung war. Schon im mittleren Lebensalter würde er die Früchte seiner Taten reifen sehen. Der Baal von Ofra war mit ihm. Kein Zweifel, Elischama würde einst als der Größte seines Volkes gepriesen werden.

Von der Schlacht, die die Sippen im Norden unter Gideons Führung gegen die Midianiter schlugen, die die Drohung des alten Karawanenführers wahr gemacht hatten und mit etlichen hundert Kriegern in die Ebene diesseits des Jordans eingefallen waren, hörte man in Ofra erst im nachhinein. Gideon hatte die Midianiter vertrieben, war ihnen über den Jordan ins östliche Bergland gefolgt und hatte sie dort bis auf einen Rest niedergemacht. Aber auch viele seiner eigenen Leute konnten das nächste Wallfahrtsfest am Tabor nicht mehr mitfeiern. Gideon war nun ein berühmter Held. Bald würde man seine Tat im Lied rühmen.

Ofra und Sichem bewegte und erregte jedoch Näherliegendes. Zwar weniger Gewaltiges, dafür aber Nachhaltigeres. Ein Sichemit hatte ein Mädchen aus Ofra vergewaltigt. Sofort stand den Abiesriten jene andere Gewalttat, die in Sichem vorzeiten das Mädchen Dina erlitten hatte, und die blutige Rache seiner Brüder Simeon und Levi am Täter und seinem Vater lebendig vor Augen, als sei es vorgestern gewesen. Man forderte zwar kein Blutbad, aber die Empörung über den Täter und über die Sichemiten im allgemeinen war groß.

Der Gewalttäter war der Sohn eines Olivenpflanzers. Die Familie war nicht wohlhabend, hatte aber ihr Auskommen, zumal sie das Vorrecht besaß, den Tempel des El-Berit mit Öl zu beliefern. Auch das Mädchen, dem die Gewalt angetan worden war, gehörte keiner besonders angesehenen und wohlhabenden Familie in Ofra an. Die Tat hatte sich wie folgt ereignet: Der junge Mann kannte

den Bronzegießer von Ofra, der ja ebenfalls aus Sichem stammte. Sein Vater hatte ihn zu dem Gießer geschickt, um zu erfahren, ob der billiger als die Sichemer Werkstatt arbeitete. An der Quelle, wo die Frauen und Mädchen Ofras Wasser zu schöpfen pflegten, war er mit dem Mädchen, das dann als sein Opfer galt, ins Gespräch gekommen, und beide hatten Gefallen aneinander gefunden. Er war ein zweites Mal wiedergekommen, und sie hatte sich zu Hause weggestohlen, um mit ihm irgendwo in der Feldflur Ofras allein zu sein. Da hatte er es dann getan. Es war mehr eine Verführung gewesen als eine Gewalttat, aber das wollte niemand so genau wissen. Der Mutter des Mädchens war dessen lange Abwesenheit verdächtig vorgekommen, und sie hatte ihm schließlich das Geheimnis entlockt. Der Vater hatte die Tochter zuerst gehörig verprügelt und dann seinen Bruder, das Haupt der Familie, in Kenntnis gesetzt. Der hatte die anderen Familienväter Ofras unterrichtet, denn es ging ja nicht nur um einen Rechtsstreit zwischen zwei Familien. Dieser konnte sich zu einer ernsthaften Verwicklung zwischen den Abiesriten und der Stadt Sichem ausweiten.

Die Familienväter saßen dann am Abend beisammen und schimpften lautstark auf die verkommenen Sichemiten, denen die Weiber Sichems offenbar nicht genügten, so daß sie ins Land ausschwärmten, um den Töchtern ehrbarer Leute Gewalt anzutun. Elischama war in einem der Nachbardörfer und deshalb nicht anwesend. Gareb und einige andere mahnten zur Mäßigung und forderten, mit der allgemeinen Rederei aufzuhören und den Fall sachlich zu erörtern. Sie schlugen vor, zwei aus ihrer Runde als Vermittler zu wählen, die den Vater des Burschen aufsuchen, ihm die Empörung der geschädigten Familie und ganz Ofras mitteilen und als Wiedergutmachung die Ehe zwischen seinem Sohn und dem Mädchen fordern sollten. Der Vorschlag fand nach langem Hin und Her zumeist Zustimmung, auch wenn der Vater des Mädchens, der an der Beratung teilnahm, die Hände rang und lamentierte, daß er seine Tochter nun an einen Fremden verlieren sollte. Es gab aber auch einige, die von einer Heirat nichts wissen wollten und nach Vergeltung begierig waren. Man kam an diesem Abend zu keinem einhelligen Entschluß.

Als Elischama am nächsten Tag heimkam und von Jimla die Sache erfuhr, strahlte er über das ganze Gesicht. Auf einen solchen oder ähnlichen Fall hatte er gewartet. „Daraus machen wir was!“ verkündete er dem Bruder.

„Ich dachte auch schon daran“, unterstützte ihn Jimla. „Man muß es dem Burschen heimzahlen. Und eine Hochzeit verhindern.“

„Das ist das mindeste“, erwiderte Elischama und setzte sein schlaues Grinsen auf, was er immer dann tat, wenn er einen neuen Streich gegen Sichem in die Wege leiten konnte. Er fuhr fort: „Es geht aber um mehr. Um etwas gegen Sichem im ganzen.“

Jimla wollte wissen, was er damit meinte, aber Elischama eilte schon davon zur Familie des Mädchens, das soviele Fragen ausgelöst hatte und selbst doch gar nicht nach seinem Willen gefragt wurde.

„Ihr wollt das Kind unseren Feinden geben?“ fragte Elischama in gewohnter Direktheit die Männer der Familie, als er in ihrem Kreis Platz genommen hatte.

„Was bleibt uns übrig?“ entgegnete der Hausvater, der nicht zu den Scharfmachern in Ofra gehörte. „Kein anderer wird doch nun das Mädchen nehmen.“

Sein Bruder, der Vater des Mädchens, fragte Elischama: „Hast du einen besseren Vorschlag?“

Der Ältere spitzte die Frage zu: „Würdest du denn seine Tochter bei deinem Bruder Schamma auf der Matte dulden?“

Elischama verzog das Gesicht unwillig und scheuchte mit einer Handbewegung die lästigen Fragen von sich. „Wenn ich schon eine Tochter im heiratsfähigen Alter hätte“, sagte er, „und ihr würde angetan, was eurem Kind geschehen ist, ich würde als erstes entscheiden, wie ich dem Burschen seine Schandtat heimzahle. Und als zweites würde ich immer noch an Rache denken. Und dann erst würde ich nach meiner Tochter fragen.“ Er entdeckte in den Gesichtern der zwei älteren Brüder des Mädchens Zustimmung. Das war seine Chance. „Erinnert euch an Simeon und Levi!“ Er blickte den Familienvorsteher an, aber seine Worte galten den jungen Männern, den zwei Brüdern des Mädchens und ihren beiden Vettern, den Söhnen des Hausherrn. „Haben Simeon und Levi ihre Schwester Dina etwa dem Sichemiten gegeben? Nein, obwohl er ein Königssohn war. Haben sie ihn nicht vielmehr als ihren Feind betrachtet? War ihnen nicht besser zumute, als sie Rache genommen hatten?“

Die beiden älteren Männer sahen sich an. Ratlos. Sie wollten das Mädchen nicht weggeben, aber sie wollten auch keine Zuspitzung zwischen Ofra und Sichem, die zu Unruhe und Unsicherheit und vielleicht gar zur Verwüstung von Feld und Garten führen konnte.

Einer der Söhne nahm jedoch lautstark Elischamas Anregung auf: „Der Kerl hat uns alle beleidigt. Ich weiß, was wir tun müßten.“

Elischama nickte ihm aufmunternd zu.

Der Vater des Mädchens seufzte: „Wenn man nur wüßte, was daraus entsteht. Man müßte dem Burschen tatsächlich was antun, anstatt ihn noch mit unserer Tochter zu belohnen. Sie ist fleißig und geschickt.“

„Man müßte ihm die Knochen brechen“, schlug einer der jungen Männer vor. Ein anderer hieb in dieselbe Kerbe: „Und seiner Schwester müßte man dasselbe antun wie er unserer.“

Jetzt lachten sie übermütig. Auch Elischama stimmte in das Gelächter ein.

Der Hausherr räusperte sich umständlich, und es trat Ruhe ein. Elischama dachte, wie einfach doch alles wäre, wenn er es nur mit jungen Leuten zu tun hätte. Der Hausherr entschied: „Ich werde mich mit den anderen und dir, Elischama , noch einmal beraten. Was wir tun, geht schließlich ganz Ofra an.“

Elischamas Miene verdüsterte sich. „Ich werde in der Beratung nichts anderes sagen als hier.“ Er erhob sich. Und er fügte hinzu: „Was getan werden muß, das sollte schnell getan werden.“

Die jungen Leute verstanden ihn. Sie fragten den Bronzegießer, wo sie den Schandtäter finden konnten, und zogen gegen den Willen ihrer Väter, aber auch ohne deren ausdrückliches Verbot nach Sichem und weiter zu dem Ölbaumhain, der ihnen beschrieben worden war. Der Hain lag an einem steinigen Hang in einer Gegend, die sonst nicht landwirtschaftlich genutzt wurde. Die Abiesriten freuten sich über die einsame Lage. Es würde keine Zeugen geben.

Aber sie fanden niemanden vor. Die Hütte war verschlossen, die Ölkelter staubbedeckt. Nur die Bäume rauschten leise im Wind. Es war ja auch noch Sommer, und die neue Ernte reifte erst heran. Jetzt gab es hier nichts zu tun. Mißmutig marschierten die Rächer wieder heim nach Ofra. Ihr erster Zorn hatte sich schon gelegt.

Die Familienväter Ofras berieten erneut, wie man sich verhalten sollte. Elischama versuchte, seinen Willen durchzusetzen, aber es kam zu einem Kompromiß zwischen denen, die nach Rache schrien, und denen, die vor einem offenen Konflikt warnten. Zwei Männer wurden abgesandt, um gegen die Tat zu protestieren und festzustellen, wie die Familie des Täters über die Schandtat des Sohnes dachte, ob sie diese verurteilte oder ob sie sich ihrer gar noch rühmte. Danach sollte erneut beraten werden. Elischama tobte vor Enttäuschung, als er nach Hause kam. Seine Frau flüchtete zu Elas Witwe, denn es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß er seine Wut an ihr ausließ.

Die Abgesandten Ofras fanden den Olivenpflanzer in seinem Haus in Sichem und führten ihren Auftrag aus. Sie kamen mit der Nachricht zurück, daß dem Mann die Tat seines einzigen Sohnes, von der er erst jetzt erfahren hatte, leid tat. Und der Sohn sei bereit, das Mädchen zu heiraten. Es gefalle ihm, sonst wäre es gar nicht zu seiner Tat gekommen. Aus Angst habe er diese verschwiegen und sich auch nicht mehr nach Ofra gewagt.

Nun erschien es der Mehrheit der Familienvorsteher möglich, den Fall gütlich beizulegen. Die geschädigte Familie brauchte nur noch in die Hochzeit einzuwilligen, was sie schimpfend und klagend schließlich tat. Die Niederlage Elischamas und seiner Parteigänger schien endgültig. Man wunderte sich, daß er sich nicht stärker für seine Racheidee ins Zeug legte, und glaubte, er habe nun eingesehen, daß er der Sache zuviel Bedeutung beigemessen hatte.

Er und Jimla trafen sich aber heimlich mit den Brüdern und Vettern des Mädchens und hetzten sie erneut auf, die Schande nicht hinzunehmen. Die vier jungen Männer, die sich von Anfang an als Rächer gefühlt hatten und ihre Väter und alle, die zur Mäßigung rieten, als Schwächlinge ansahen, gewannen noch zwei Freunde und machten sich erneut nach Sichem auf, mit dem festen Willen, nicht umzukehren, bevor die Untat gesühnt war. Sie wollten ihren Feind nicht töten, sondern ihn verprügeln und das Versprechen erzwingen, seine Hände von dem Mädchen zu lassen. Besser, es blieb ohne Ehemann, als es einem Sichemiten zu geben.

Die Burschen kamen zu der einsamen Ölbaumpflanzung und fanden diesmal die ganze Familie vor: Vater, Mutter, Sohn und zwei jüngere Kinder. Sie machten kurzen Prozeß. Zwei stürzten sich auf den Sohn und begannen auf ihn einzuschlagen, zwei hielten den Vater fest und zwei verhinderten, daß die Frau und die Kinder eingriffen. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie von dem am Boden Liegenden abließen. Der älteste von ihnen sagte zum Vater: „Jetzt hast du hoffentlich begriffen, wie wir antworten, wenn ein Sichemit einem Mädchen aus Ofra Gewalt antut. Schlag dir die Hochzeit deines Sohnes mit unserer Schwester aus dem Kopf! Laßt euch nie wieder blicken in Ofra!“ Sie zogen ab im Bewußtsein, die Ehre ihrer Familie wiederhergestellt zu haben.

Der Vater des Gepeinigten schrie ihnen nach: „Die Männer von Sichem werden über euch kommen und eure Untat rächen!“

Einer der sechs rief gut gelaunt zurück: „Laß sie kommen! Wir werden sie totschlagen! Und deinen Sohn auch!“

Die Drohung gegen den Sohn erübrigte sich – nach drei Tagen starb er an seinen Verletzungen.

Ofra geriet erneut in Aufregung, als sich der Rachezug der jungen Männer herumsprach. Die Familienväter kamen abermals zusammen. Die Befürworter der Eheschließung forderten die Bestrafung der Schläger durch ihre Väter. Elischama und seine Gesinnungsgenossen lobten deren Tat, priesen sie als Retter der Ehre Ofras und warnten davor, das Mädchen dem Sichemiten doch noch zu geben. Niemand wußte, daß er gestorben war.

Gareb sagte: „Vor dem Überfall der sechs stand es uns frei, was wir auf die Gewalttat an dem Mädchen hin tun. Jetzt haben wir diese Freiheit nicht mehr. Wenn wir Schlimmeres abwenden

wollen, müssen wir das Mädchen dem Sichemiten geben. Nur so können wir das beiderseitige Unrecht aufheben. Hoffentlich will er die Kleine überhaupt noch haben."

Elischama erwiderte aufgebracht: „Das ist ja genau das, was Sichem will. Seht ihr das nicht? Sie üben Gewalt gegen uns, und wir sollen stillhalten und ihnen unsere Töchter geben, und später auch noch unser Korn, unser Öl und unseren Wein als Steuerabgabe, wenn sie dann über uns herrschen werden. Seht ihr wirklich nicht, was wir tun müssen? Wir müssen uns ein für allemal vor unseren Feinden schützen. Es sollen nicht noch mehr dieser sichemitischen Wölfe in unsere Hürden eindringen und unsere Lämmer rauben. Wir müssen immer im Bilde sein, wohin unsere Feinde gehen, mit wem und womit sie Handel treiben, wer zu ihnen kommt. Wir müssen es rechtzeitig wissen, falls sie uns angreifen wollen. Ihr habt ja gehört, daß sie uns einen Rachezug androhen. Wir müssen wachsam sein wie das Wild, wenn es den Wolf in der Nähe weiß."

„Was willst du damit sagen?" warf einer der Männer ein.

„Ich will damit sagen", erklärte Elischama, „daß wir unten an der Straße nach Sichem Wachen aufstellen müssen, Tag und Nacht, damit wir ständig wissen, wer aus der Stadt herauskommt und wer hineingeht. Wer zu diesem Vorschlag nein sagt, dem ist die Sicherheit seines Hauses und ganz Ofras gleichgültig."

Die Männer sahen sich unsicher an. Was hatte sich Elischama da wieder ausgedacht? Daß er die Handwerker herbeigeschafft hatte, das war gut gewesen. Aber war das auch diese neue Idee?

Garebs Blick wurde noch ernster als gewöhnlich. Er stellte den Vorschlag grundsätzlich in Frage. Ofra konnte zwar die Straße, die von Sichem nach Westen in die Küstenebene hinab und mit einer Abzweigung nach Norden in die Ebene von Megidddo führte, kontrollieren. Aber die Straßen im Osten Sichems, die ebenfalls zur Megiddo-Ebene, hinab zum Jordan und südlich nach Bet-El und Jerusalem führten, lagen jenseits der Berge Ebal und Garizim. Dort wohnten keine Abiesriten. Dort war sichemitisches Gebiet. Dorthin konnte Ofras Blick nie reichen. Was sollte also die Kontrolle dieser einen Straße?

Elischama gab sich nicht geschlagen. „Wenn die Sichemiten uns überfallen wollen, dann kommen sie diese Straße entlang oder gar nicht." Er deutete dorthin, wo in der Tat die einzige direkte Verbindung zwischen Sichem und Ofra verlief.

Man stritt bis in die Nacht hinein, aber weder die Ablehner noch die Befürworter von Elischamas Vorschlag gewannen die Oberhand.

Zur selben Zeit saß auch der Rat von Sichem beisammen, und Rede und Gegenrede stießen noch heftiger gegeneinander als in Ofra. Bisher hatte man die Vergewaltigung anders als dort als Privatangelegenheit der betroffenen Familien angesehen. Aber nun war das nicht mehr möglich. Leute aus Ofra hatten sich zusammengerottet und auf dem Boden Sichems einen Sichemiten erschlagen. Jetzt hießen die Prozeßgegner Sichem und Ofra. Wie man es auch drehte und wendete: Der Rat mußte reagieren. Man konnte die Blutrache nicht dem Vater des Erschlagenen überlassen, abgesehen davon, daß der ohne Brüder und weitere Söhne dazu gar nicht in der Lage war. Als einziger Umstand, der die Entscheidung ein wenig leichter machte, erschien den Herren die Tatsache, daß die Familie nicht zu den alteingesessenen und vornehmen gehörte. Vielleicht ließ sich dem Fall mit einer bestimmten Menge an Silber beikommen.

Am nächsten Tag erschien in Ofra ein Bote des Rates von Sichem, begleitet von zwei Bewaffneten, der Elischama zu sprechen wünschte. Er fand ihn der Jahreszeit entsprechend draußen im Weingarten, wie vor einem Jahr, als Sabdiel die Einladung zum Herbstfest Sichems überbringen sollte. Der Bote richtete aus, daß die Männer von Sichem mit den Männern von Ofra wegen dem Erschlagenen zu verhandeln wünschten und daß sie in Ofra den gleichen Wunsch voraussetzten. Es sollte ein Treffen geben, und zwar auf der Mitte der Straße zwischen Sichem und Ofra. Den Tag des Treffens sollte Ofra bestimmen. Der Rat von Sichem würde drei seiner Mitglieder zu dieser Begegnung schicken.

Elischama erschrak. Nicht vor den beiden Bewaffneten an der Seite des Boten, sondern darüber, daß die jungen Rächer den Sichemiten erschlagen hatten. Er wurde wütend, daß er das jetzt erst erfuhr. Und darüber, daß es überhaupt passiert war. Soweit hatte es nicht kommen sollen. Ihm war die ganze Vergewaltigungsgeschichte im Grunde gleichgültig. Er wollte die Straßenkontrolle – als ersten Schritt zu Größerem. Und der war jetzt wieder in Frage gestellt.

Er fragte den Boten nach den Umständen des Totschlags aus und gab an, daß er von dem Zug der jungen Leute nach Sichem nichts gewußt habe. Gleichzeitig überlegte er angestrengt, was er tun sollte. Wenn nur Jimla hier wäre! Aber der war mit Schamma im Wald und schlug Holz ein. Oft genügte in Situationen wie dieser ein Blick zwischen ihnen beiden, und ihm wurde klar, was zu tun war. Aber auch ohne den Bruder begriff er plötzlich, daß der Tote und der offene Ausbruch des Konflikts seinen Absichten nicht schaden mußte, sondern möglicherweise sogar nützen konnte. Es war ein Wagnis, aber man mußte es eingehen.

„Sage deinen Herren", formulierte er seine Antwort, „daß die Frauen Ofras den Männern Ofras gehören! Und keinem Sichemiten! Wenn die Brüder des geschändeten Mädchens an dem Gewalttäter Rache genommen haben, so war das ihr gutes Recht. Aber sie haben ihn nicht getötet,

denn er ist ja erst drei Tage später gestorben. Sage deinen Herren, daß über diese Sache weder ich noch ein anderer von uns mit ihnen sprechen werden! Es gibt darüber nchts zu reden."

Der Bote zog ab, aber am Nachmittag war er wieder da, und diesmal gaben ihm zehn Bewaffnete das Geleit. Die Truppe marschierte zielstrebig zu Elischamas Weingarten. Die Leute von Ofra erschraken. Die Männer ließen ihre Arbeit liegen, sahen sich um, womit sie sich notfalls wehren konnten, und eilten ihr nach.

Elischama erblickte die Sichemiten schon von weitem, denn er hatte mit Ähnlichem gerechnet, und ging ihnen entgegen. Die Männer in seiner Nähe und die neu hinzuströmenden scharten sich um ihn, Messer, Äxte, Hacken und Knüppel in den Händen. Die Lage war bedrohlich. Elischama war in Sorge, daß ein unbedachtes Wort ein blutiges Handgemenge auslösen konnte, und rief deshalb den anderen zu: „Laßt sie in Ruhe! Wir wollen hören, was sie uns sagen sollen." Er blickte in die Runde. Jetzt konnte er wohl der Zustimmung zur Einrichtung des Straßenpostens sicher sein. Aber zum Zusammenstoß durfte es hier nicht kommen. Denn den würden seine Mitbürger ihm anlasten.

Der Bote und die Soldaten blieben zwanzig Schritte vor Elischama stehen. „Die Männer von Sichem haben deine Antwort auf ihren Vorschlag vernommen", rief der Unterhändler. „Sie bedauern, daß du ihr Angebot in den Wind schlägst, und fordern nun, daß du uns den Mörder übergibst, damit wir ihn nach Sichem bringen, wo ihm das Urteil gesprochen werden wird."

Elischama erwiderte mit fester Stimme: „Hier gibt es keinen Mörder. Ich sagte es schon. Wir können euch also keinen ausliefern." Er schaute erneut in die Gesichter der Umstehenden. Er sah weder Zustimmung noch Ablehnung, aber es deutete auch nichts darauf hin, daß jemand die Fremden reizen wollte.

Der Bote entgegnete: „Für diesen Fall sagen euch die Männer von Sichem: Ab sofort wird der erste Mann aus Ofra, der die Stadt betritt, hingerichtet. Als Ersatz für den Mörder."

Es kam, wie Elischama gehofft hatte. Die Truppe machte kehrt und zog sich zurück. Die Männer von Ofra standen wie versteinert. „Kommt mit, sie sollen uns sehen, wenn sie die Köpfe wenden!" forderte Elischama sie auf. So folgten sie alle den Sichemiten. Immer mehr Leute von Ofra schlossen sich ihnen an. Auch Frauen und Kinder. Als die Soldaten auf die Straße nach Sichem einbogen, blieb Elischama stehen und rief in die Menge um ihn: „Ihr habt gesehen, wie sie hier einfach eindringen! Und ihr habt gehört, was sie uns androhen! Wir müssen uns schützen!"

Die Menge war aufgewühlt. Kaum einer fragte, wie das alles gekommen war. Elischama erhielt lautstarke Zustimmung. Er genoß seinen Erfolg. Diejenigen, die Unheil heraufziehen sahen, schwiegen aus Furcht vor Beschimpfungen und Schlimmerem.

Noch am selben Tag sandte Elischama Boten in die anderen Dörfer und lud die Sippenältesten für den nächsten Abend nach Ofra. Jetzt reichte das Zerwürfnis mit Sichem über Ofra hinaus. Wer einem Mann aus Ofra den Tod androhte, der traf damit alle Abiesriten. Und die Gesamtheit ihrer Ältesten sollte dem Plan Elischamas zustimmen.

Der Sippenrat hörte sich die Darstellung Elischamas und seinen Vorschlag mit ernsten Mienen an. Schon während Elischama sprach, spürte er die Mehrzahl der Männer auf seiner Seite. Wie auch immer der Ausbruch der offenen Feindschaft zu beurteilen war, die Ältesten sahen ein, daß man sich das Eindringen sichemitischer Soldaten auf abiesritisches Gebiet und die Todesdrohung nicht bieten lassen konnte. Sie einigten sich auf die Einrichtung eines Kontrollpostens, damit Ofra stets wußte, wer die Straße nach Sichem passierte und ob von der Stadt her Gefahr drohte. Und sie stellten sich darauf ein, ohne Rücksicht auf Jahreszeit und anstehende Arbeiten die wehrfähigen Männer zu formieren, falls Ofra oder irgendeines der anderen Dörfer angegriffen wurde. Sie vereinbarten dazu Rauch- und Feuersignale von Dorf zu Dorf. Jeder Mann sollte fortan seine Waffen in der Nähe haben, wenn er auf dem Feld oder im Garten arbeitete oder bei seiner Herde weilte. Der alte Ahischahar erreichte, daß der Verteidigungscharakter der Maßnahmen betont wurde. Es sollte alles vermieden werden, was einen richtigen Krieg herbeiführen konnte. Dazu sagte Elischama ehrlich ja. Auch er wollte keine Waffengänge. Er wollte Sichem auf andere Weise beikommen. Ohne Blutvergießen, und dauerhafter. Er wollte den Abfall der Untertanen Sichems von der Stadt.

Trotzdem trugen er und Jimla fortan selbst innerhalb des Dorfes die Schwerter sichtbar bei sich, die Gideon Jerubbaal und Ela geschenkt hatte. Am Fuße des Hügels, auf dem Ofra lag, direkt an der Straße, wurde ein steinernes Häuschen errichtet. Dort wachten ab sofort Tag und Nacht jeweils drei junge Männer aus Ofra, die bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang wechselten. Sie fragten jeden, woher er komme und wohin er wolle und was seine Absichten seien. Auch die Leute aus Ofra selbst, die das Dorf auf dieser Straße verlassen wollten, mußten Auskunft geben. Reisende Händler wurden überredet, nach Ofra zu kommen und dort ihre Waren anzubieten. Zölle wurden nicht erhoben, obwohl Jimla das gern wollte. Der Bruder hatte gemeint, dazu sei es noch zu früh.

Die Führung dieser Kontrolle fiel selbstverständlich Elischama zu, denn er hatte sie ja durchgesetzt. Wichtige Nachrichten wurden ihm sofort überbracht, so daß er stets im Bilde war, was sich

an der offenen Nordflanke des Siedlungsgebietes der Abiesriten tat. Er war froh, seine beiden Knechte zu haben, und Jimla natürlich, der jetzt die landwirtschaftlichen Arbeiten im Grunde selbständig leitete.

Der Rat von Sichem mußte auch diesen neuen Streich Ofras zähneknirschend hinnehmen. Wenn man die Straßenwächter umbrachte, was ein leichtes gewesen wäre, hätte das den sicheren Krieg bedeutet. Und es war ungewiß, wie sich in diesem Fall die abhängigen Dörfer verhielten. Man beruhigte sich damit, daß die Posten ja niemanden ernsthaft belästigten, weder durch Abgaben noch durch Waffengewalt. Und wenn jemand aus den vornehmen Familien Sichems nach Norden in Richtung Dotan und Megiddo wollte, nahm er lieber die östliche Straße über Tirza. Auch hinab in die Küstenebene wurden weite Umwege bevorzugt. Die Straße zwischen Sichem und Ofra verödete allmählich. Die Wächter brauchten im Grunde nur noch nach Westen zu schauen. Von Osten her kam kaum jemand. Die Aufregung in Ofra legte sich.

Elischama war trotzdem zufrieden. Er hatte sein Ziel erreicht. Zwischen Ofra und Sichem verlief nun eine unsichtbare Grenze, die keiner aus den beiden Gemeinwesen überschritt. Er selbst war in Ofra unumstritten der Erste. Und in Sichem fürchtete man ihn. Dankbar brachte er dem Baal von Ofra ein Opfer dar. Und dem Geist Jerubbaals. Der Vater hatte ihm zur rechten Zeit Platz gemacht. Der hatte den Traum vom künftigen Ofra entworfen – er, sein Erstgeborener, setzte diesen in die Tat um. Der Schatten Sichems wich von Ofra. Bald würde Ofras Schatten auf Sichem fallen.

10

Abimelech hatte sich, wie ihm Gaal in Megiddo geraten hatte, am Stadttor von Dor nach dem Hauptmann erkundigt, und man hatte ihn daraufhin nach dessen Haus verwiesen. Es stand nicht weit vom Tor und unterschied sich von anderen Häusern nur dadurch, daß es in der Tür in Kopfhöhe eine Öffnung hatte, die durch eine Klappe von innen verschlossen war. Ein Bursche, jünger als Abimelech, wohl kaum ein Sohn, eher ein Knecht, öffnete das Fenster und erklärte, daß der Hauptmann erst bei Sonnenuntergang zurückkomme, und um diese Zeit solle sich der Besucher wieder einfinden. Abimelech hatte Hunger und Durst, aber er konnte in kein Wirtshaus gehen, denn er hatte nichts, womit er bezahlen konnte. So ließ er sich nicht abweisen. Er kenne Gaal von Megiddo her, und der erwarte ihn, weil er in dessen Truppe dienen wolle. Er bat, im Haus auf den Hauptmann warten zu dürfen. Wenn ich erst drin bin, überlegte er, werden sie mir schon etwas vorsetzen. Der Bursche hinter der Tür musterte ihn mißtrauisch und wollte Einzelheiten über seine Begegnung wissen, aber als er dann glaubte, daß Abimelech die Wahrheit sprach, ließ er ihn ein.

An einer Hofseite war ein kleiner Raum, der zum Hof hin offen war, mit einer Bank und einem Tisch. Dort sollte er warten. Es dauerte auch nicht lange, da brachte der junge Mann Wasser, Brot und Trauben, und Abimelech ließ es sich schmecken. Er versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen, so oft der Hüter des Hauses im Hof erschien, aber der gab ihm mit seinen einsilbigen Antworten zu verstehen, daß er keine Unterhaltung wünschte. So langweilte sich Abimelech und bereute nun, nicht draußen geblieben zu sein. Er hätte die Stadt erkunden können. Aber gerade, als er doch noch gehen wollte, trat eine junge, hübsche Frau in den Hof, grüßte ihn, machte sich etwas zu schaffen und verschwand wieder. Nun blieb er. Vielleicht kam sie zurück und sprach ihn an. Aber er wartete vergebens.

Gaal kam vorzeitig nach Hause, die Sonne stand noch am Himmel. Er stutzte kurz, dann erinnerte er sich, wer da vor ihm stand. Er begrüßte seinen Gast lärmend wie einen alten Bekannten und nahm ihn mit ins Haus hinein. Er ließ von der jungen Frau, die seine Dienerin und Bettgefährtin war, Wein bringen, und später lud er Abimelech zum Abendessen ein.

„Hat dich dein Alter also gehen lassen“, stellte er fest und mahnte: „Er soll mir in ein paar Wochen bloß nicht gelaufen kommen, daß er dich hinter dem Pflug braucht! Hast du ihm das klargemacht?“

„Ja“, erwiderte Abimelech, doch dann korrigierte er sich: „Nein, es ist eigentlich alles ganz anders.“

Gaal furchte seine zerhackte Stirn, und die buschigen Augenbrauen bildeten eine einzige Linie. „Sag lieber gleich, was du für einer bist, sonst kannst du dir woanders Essen und Nachtlager suchen!“

Abimelech berichtete ausführlich, woher er wirklich stammte, daß Vater und Mutter tot waren und seine Brüder ihn haßten und daß er zuletzt bei seinem Onkel gelebt hatte.

Gaal hörte ihm zu und fragte ihn dann aus, und endlich hellte sich seine Miene auf. „Ich glaube dir deine Geschichte“, meinte er wohlwollend. „Und willst du wissen warum? Ich habe deinen Großvater und deinen Vater gekannt. Da staunst du, was?“

Abimelech blickte ihn in der Tat verwundert an. Niemand in seiner Familie hatte je den Namen Gaal erwähnt. Wer war dieser Mann?

„Ja, mein Abimelech, wir sind Landsleute!“ erklärte Gaal lachend.

Er sprach tatsächlich wie einer aus dem Bergland, dachte Abimelech. Schon im Land am Tabor klangen die Worte ein wenig anders, und hier in Dor sogar noch fremdartiger. Er fragte zögernd: „Bist du denn ein Abiesrit?“

Gaal lachte laut auf. Offenbar erheiterte es ihn, für einen Abiesriten gehalten zu werden. „Ich bin aus Sichem!“ rief er in einem Ton, als verkünde er eine hochadlige Abstammung.

Und da nannte er sie beide Landsleute? Für Abimelech waren die Abiesriten und die Sichemiten verschiedene Völker, auch wenn sie Nachbarn waren und dieselbe Sprache hatten, aber für Gaal schienen die Abiesriten wohl eine Art von Sichemiten zu sein. Doch wichtiger als diese Frage war im Moment eine andere. „Warum bist du hier, wenn du ein Sichemit bist?“

Gaal wurde ernst. „Du hast recht. Jetzt bin ich dir meine Lebensgeschichte schuldig.“ Er sah Abimelech an und erinnerte sich, daß der Junge ab morgen der Dienstjüngste in seiner Hundertschaft sein würde. Ein Anfänger, aus dem man erst einen Soldaten machen mußte. Vielleicht lief er nach der ersten Woche davon. „Ich erzähl dir meine Geschichte ein andermal“, entschied er. „Werde du erst einmal was. Wenn du zu etwas taugst, mache ich dich zum Anführer von zehn Mann. Also zeig, was du kannst!“

Das wollte Abimelech von ganzem Herzen, und er sagte das. Gaal nickte und machte ihn dann mit den Verhältnissen in Dor bekannt. Die Macht in der Stadt hatten die Tjeker, ein Volk, das mit den Philistern, die den Süden der Küstenebene beherrschten, vor vielen Jahrzehnten von Norden gekommen war, niemand wußte genau woher, und sie selbst hielten es geheim. Wo vorher die Ägypter als Fremdmacht geherrscht und ihre Garnisonen stationiert hatten, dort regierten nun die Philister und die Tjeker und weitere ihnen verwandte Völker. An der Spitze der Tjeker stand ein Fürst, der seinen Palast in der Nähe des Hafens hatte. Überhaupt zog es die Tjeker mehr aufs Meer als ins Innere des Landes. Sie waren erfahrene Seeleute, trieben Handel vom Philisterland bis zu den Seestädten der Phönizier, und auch vor Fahrten zur Insel Zypern oder zu den Städten im Nildelta schreckten sie nicht zurück. Und auch nicht vor Seeraub.

Abimelechs Augen begannen zu leuchten, aber Gaal sah es und bremste seinen Drang nach Abenteuern: „Mit der Seefahrt haben wir nichts zu tun. Auch nichts mit den Streitwagen. Das ist Sache der Tjeker. Wenn du welchen begegnest, geh ihnen aus dem Weg! Sie sind die Herren, und sie könnten es dich spüren lassen. Das beste ist, du hältst dich immer an deine Kameraden. Wir sind Kämpfer zu Fuß und schützen die Stadt von der Landseite her. Was du zu tun hast, bestimmen ich und meine Unterführer. Alles andere geht dich nichts an. Deine Familie ist ab jetzt die Hundertschaft, und deine Heimat ist das Lager. Du kannst mit deinen Kameraden in die Schenke und ins Hurenhaus und zu den Händlern gehen, aber darüberhinaus wünsche ich keinerlei Begegnungen mit Männern oder Frauen aus der Stadt. Hast du mich verstanden?“

Abimelech nickte. In dem offenen Raum, in dem er gewartet hatte, durfte er übernachten. Der Diener machte ihm dort ein Lager zurecht. Obwohl er seit gestern früh unterwegs war und die letzte Nacht trotz der taufeuchten Kühle im Freien verbracht hatte, konnte er schlecht einschlafen. Alles, was ihm Gaal gesagt hatte, stürmte jetzt erst richtig auf ihn ein. Dazu benebelte ihn der Wein, den sie unvermischt getrunken hatten. Als ihn Gaal am Morgen rüttelte, schlief er noch fest. Was hätte er darum gegeben, jetzt liegenbleiben zu können.

„Ab heute nennst du mich Hauptmann“, bestimmte Gaal. „Wenn du was willst, wende dich an deinen Zehnerschaftsführer, nicht an mich.“ Er nahm ihm Bogen und Köcher ab. „Das brauchst du nicht. Es würde dir bloß verlorengehen.“ Er gab beides dem Diener zur Aufbewahrung. Aber sein Schwert durfte Abimelech behalten. Gaal war sogar froh, daß er schon eines hatte. Da brauchte er keines aus der Waffenkammer.

Sie verließen die Stadt und machten sich auf den Weg zum Standort der Hundertschaft. Der befand sich in nördlicher Richtung, in der Nähe der Straße, die am Meer entlang führte. Abimelech sah schon von weitem zwei Reihen aneinandergebauter Häuser und mehrere einzeln stehende, fast alle aus Lehmziegeln statt der heimatlichen Steine, und einstöckig. In jedem Haus kampierte eine Zehnerschaft. Hier also war sein neues Zuhause. Seine Unterkunft, verbesserte er sich. Ihre Lage begeisterte ihn. Man hatte von hier eine weite Aussicht aufs Meer. Das war der Blick, nach dem er sich seit langem gesehnt hatte. Er blieb stehen und schaute über das endlose Wasser. „Das kannst du noch lange genug sehen“, mahnte ihn Gaal zum Weitergehen. Im Norden war in der Ferne der langgestreckte Berg Karmel zu sehen, im Osten und Südosten erhob sich jenseits der Ebene, soweit das Auge reichte, das Bergland. Davor erblickte er in der Nähe der Stadt einzelne Dörfer und das Quartier der benachbarten Truppeneinheit, das dem eigenen glich.

Die Hundertschaft stellte sich auf, als sie ihren Kommandeur kommen sah. Die beiden Unterführer, die je fünfzig Mann befehligten, meldeten, daß es in der Nacht keine besonderen Vorkommnisse gegeben habe. Gaal nannte Abimelechs Namen und übergab ihn seinem Fünfzigschaftsführer mit dem Auftrag, einen tüchtigen Krieger aus ihm zu machen. Die Soldaten musterten den Neuen voller Neugier. Er erhielt einen ledernen Brustharnisch, einen Filzhelm, einen runden Schild und eine Lanze, außerdem ein kleines Stückchen Silber als Anzahlung auf seinen ersten Sold. Damit war er in die Reihen der Streitkräfte des Fürsten von Dor aufgenommen.

Die Flucht aus seiner zweiten Heimat und die Wahl der Soldatenlaufbahn war die erste große Entscheidung, die Abimelech völlig allein und ohne den Zwang bedrohlicher Umstände getroffen hatte. Aber so richtig froh wurde er zunächst nicht darüber. Er bemühte sich zwar, die Tochter Gideons und das Leben in Gideons Haus zu vergessen und mit seinen neuen Kameraden gut auszukommen. Und der Blick aufs Meer, das im Sonnenlicht sich in glitzerndem Blau endlos kräuselte, das an trüben Tagen dunkelgrün ans Ufer schäumte, begeisterte ihn stets aufs neue. Doch insgesamt fühlte er sich einsam. Ihm fehlten eine echte Familie, eine wirkliche Heimat und ein heimatlicher Gott. Zurück zu Gideon zog es ihn jedoch nicht. Und zu Elischama gleich gar nicht.

Gaal behandelte ihn genauso wie alle anderen. Beide wechselten miteinander drei, vier sachliche Sätze, aber daß sie Landsleute waren, wie Gaal es ausgedrückt hatte, kam dabei nie zur Sprache. Die Kameraden, die alle älter waren als Abimelech, stammten aus den unterschiedlichsten Gegenden. Aus dem mittleren Bergland um Sichem und auf Schilo und Bet-El zu war jedoch niemand. Einige hatten sogar Mühe, die Landessprache einigermaßen verständlich zu sprechen. Die meisten kamen aus den Städten der Küstenebene und des südlichen Hügellandes. Aus dem Norden gab es eine Handvoll Leute, deren Väter Grundbesitz hatten und die eines Tages wieder in ihre Heimat zurückkehren wollten. Sie erklärten Abimelech, daß das durchaus möglich sei, aber einige Jahre müßte er natürlich bleiben.

Der Dienst war erträglich. Ein Krieg Dors mit Nachbarn im Süden oder Norden war nicht in Sicht. So blieb als Hauptaufgabe, die weite Ebene zu beobachten und den Zugang zur Stadt zu bewachen und zu kontrollieren. Wenn die Einheit daneben keine besonderen Aufgaben hatte, widmete sie sich im Lager dem täglichen Training. Dazu gehörte der Umgang mit Schwert, Lanze und Schild, aber auch die Bewegung im Gelände, das Zusammenwirken mit anderen Einheiten, die Anwendung von Signalen, der Sturm auf ein feindliches Lager, die Einnahme eines Hauses, die Überwindung von Mauern und Toren. Für die meisten war das alles Routine und ohne Reiz, aber es verkürzte den Tag. Abends durfte dann je eine Zehnerschaft in die Stadt, um sich im Hurenhaus auszutoben.

Abimelech widmete sich dem Dienst mit Hingabe, und bald erkannten seine Vorgesetzten, daß er seinen Kameraden nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen war. Trotzdem war er bei ihnen beliebt. Er war weder launisch noch streitsüchtig, sondern stets heiter und hilfsbereit. Und bescheiden. Natürlich wußte er um seine Gewandtheit und Kühnheit, aber er erkannte zugleich: Wenn er sich aufspielte, war es mit seiner Beliebtheit vorbei. Und daran lag ihm. Er gab sich bescheiden aus Berechnung. Mit der Verwurzelung in der Truppe und dem Wachstum seines Selbstvertrauens schwand schließlich auch das Gefühl seiner Einsamkeit.

Während der Wintermonate wurde immer wahrscheinlicher, daß im Norden der Ebene eine Räuberbande ihr Unwesen trieb. Anscheinend hatte sie in den Wäldern am Karmel ihr Versteck. Es gab Überfälle auf Siedlungen und Handelsleute. Die Hundertschaft Gaals und die ihr benachbarte erhielten den Befehl, bis zur Reife des Korns die Bande unschädlich zu machen. Gaal machte aus der Aufgabe kein Geheimnis. Der Einsatz sollte nach dem Ende der Spätregen erfolgen. Die Truppe freute sich. Endlich eine Abwechslung in Sicht!

Abimelech dachte an seine Streifzüge im heimatlichen Buschland, sprach seinen Fünfzigschaftsführer an und erbot sich, Stärke und Standort der Bande schon vorher auszukundschaften, damit der Schlag gezielter erfolgen konnte. Gaal erfuhr davon und bestellte Abimelech zu sich. Er hatte seinen Dienstraum in einem der einzeln stehenden Häuser. Es war das erste Gespräch Abimelechs mit seinem Kommandeur seit seiner Ankunft. Er begründete seinen Vorschlag und erzählte von seinen gelegentlichen Jagdzügen oben im Bergland am Garizim. Auch jetzt wollte er nur mit seinem Bogen losziehen und sich als umherstreifender Flüchtling ausgeben. Gaal lobte seine Idee, die er selbst auch schon gehabt hatte, aber es fehlte bisher an listigen und glaubwürdigen Kundschaftern. Und dann fragte er zur Verblüffung Abimelechs: „Werden deine Kameraden nicht glauben, daß du etwas besseres als sie sein willst?“

Abimelech sah ihn erstaunt an. Solche Gedanken machte sich der Hauptmann? Wollte der nein sagen?

Er sagte nicht nein. Aber er fragte die gesamte versammelte Truppe, wer sich die Ausspionierung der Bande zutraue. Abimelech meldete sich, außerdem noch ein zweiter. Beide mußten begründen, warum sie sich für befähigt hielten und wie sie die Aufgabe lösen wollten. Da Abimelech den besseren Eindruck machte, erhielt er den Auftrag. Nun konnte keiner mehr sagen, daß er sich hinter dem Rücken der anderen vordrängte.

Mit einem warmen Mantel bekleidet, den er sich von seinem Sold gekauft hatte, und mit einem Bündel auf dem Rücken machte er sich auf den Weg als einer, der allein umherzieht und gewohnt ist, auch im Winter im Freien zu übernachten. Er schlug einen großen Bogen ins Landesinnere ein und näherte sich dem Südwesthang des Karmel mit seinen Wäldern, als ob er von Megiddo her komme. Vor einem Regenguß konnte er in eine Höhle flüchten, ein zweiter am nächsten Tag überraschte ihn im Freien. Er sammelte Holz, das einigermaßen trocken geblieben war, machte ein Feuer und hing seine Kleider darüber auf. Schon fünf Tage war er unterwegs, und keine

Spur von den Räubern! Eine große, gut organisierte Bande schien es nicht zu sein. Vielleicht lockte sie das blakende Feuer an.

Er schürte es noch höher, als die Dunkelheit kam. Dann legte er sich nieder. Er dachte beklommen an die Nacht beim Midianiterlager. Fast ein Jahr war das nun her. Warum hatte er sich jetzt nur auf dieses Abenteuer hier eingelassen? Aus Langeweile? Oder weil er Gaal beeindrucken wollte? Von Gaal hing sein Aufstieg ab. Und aufsteigen wollte er.

Aufmerksam lauschte er auf jedes Geräusch. Nicht weil er um sein Leben bangte. Er schleppte keine Reichtümer mit sich, sein Tod lohnte die Mühe nicht. Aber die Räuber konnten ihn zwingen, bei ihnen zu bleiben. Oder sie durchschauten ihn als Spion.

Plötzlich hörte er Äste knacken und heftiges Atmen. Zwei Kerle brachen durchs Buschwerk und befahlen ihm barsch mitzukommen. Sie hatten gar nicht versucht, sich lautlos anzuschleichen. Da konnte er lernen, wie man es nicht machte. Das wollten Räuber sein?

Sie schleppten ihn bergan. Irgendwo machten sie halt und verbanden ihm die Augen. Weiter ging es über Stock und Stein. Dann waren sie offenbar am Ziel. Sie stießen ihn in ein Zelt und fesselten ihm Hände und Füße. Er hörte Stimmen vor dem Zelt. Dann gingen sie hinaus und ließen ihn allein. Bald trat draußen Ruhe ein, und nicht lange, da überwältigte ihn die Müdigkeit, und er schlief ein.

Als er geweckt und von seiner Augenbinde erlöst wurde, war es schon hell. Zwei Männer setzten sich ihm gegenüber, und einer von beiden, den er für den Anführer hielt, fragte ihn aus.

Er sei der Sohn eines Hirten aus dem Bergland auf Dotan zu, sagte er. Denn die Räuber waren keine Landfremden, und sein Dialekt verriet, daß er nicht aus dem Norden stammte, wie er ursprünglich hatte angeben wollen. Feinde hätten seine Eltern und Brüder getötet und die Herde samt seinen Schwestern weggeführt. Er habe zuerst vorgehabt, sich in Megiddo oder einer der anderen Städte als Knecht zu verdingen, aber nun wolle er doch lieber als freier Mann leben und sich allein durchschlagen. Dank seiner Bogenkünste könne er sich vom Wild des Waldes ernähren.

Die beiden Banditen nickten zu seiner Geschichte wie Leute, denen ähnliche Schicksale bekannt waren, und dann kam es, wie er befürchtet hatte: Sie forderten ihn auf, bei ihnen zu bleiben. Sie brauchten gerade einen wie ihn, sagten sie, der mit dem Wald vertraut sei und mit seiner Waffe helfen könne, daß sie nicht hungerten.

Er lehnte ab. Er tauge nicht für das Räuberleben und könne keinem Menschen Böses antun.

„Wir sind keine Räuber!“ rief der Anführer eher verwundert als empört, so, als handle es sich um ein Mißverständnis. „Wir sind Leute wie du, die alles verloren haben. Aus Megiddo sind wir, und aus Jokneam und Taanach. Wir wollen nicht als Sklaven leben, und als Söldner auch nicht. So ist das.“

Abimelech wurde unsicher. Hatten ihn denn die Falschen aufgegriffen? Wie er sich Räuber vorstellte, narbenbedeckt und brutal, so sahen seine beiden Gesprächspartner tatsächlich nicht aus. Man konnte sie sich wirklich in den Straßen von Megiddo oder Taanach vorstellen. Er fragte sie, wovon sie denn lebten, wenn sie weder Räuber noch Jäger waren, und nun kam es allerdings heraus, daß sie in Dörfer eingebrochen waren und Reisende überfallen hatten. Er atmete auf. Es waren die richtigen Leute. Aber offenbar Anfänger. Er kam gar nicht erst in Versuchung, ein unsicheres Leben bei ihnen in der Wildnis seinem sicheren Soldatenleben vorzuziehen. Er fand es geradezu lächerlich, daß sie ihn treuherzig zum Bleiben aufforderten. Er fühlte sich ihnen trotz seiner Jugend überlegen.

Sie schienen nur schwer zu glauben, daß er weiterhin allein bleiben wollte. Er hatte den Eindruck, daß sie das Alleinsein fürchteten und sich als Freibeuter eigentlich gar nicht wohlfühlten. Über kurz oder lang würden sie sich irgendwo als Söldner oder als Sklaven wiederfinden. Freiwillig. Wenn er sie nicht ans Messer lieferte.

Aber das war ja gerade sein Auftrag. Er wagte es, einfach aufzustehen, obwohl das mit den Fesseln nicht ganz leicht war. „Ich muß jetzt gehen“, sagte er wie einer, der mit seinesgleichen ein wenig geplaudert hat. Der Anführer erhob sich ebenfalls und schnitt die Stricke von seinen Hand- und Fußgelenken. „Wohin willst du gehen?“ fragte er nicht unfreundlich.

„Dorthin, wo ihr nicht das Land unsicher macht“, erwiderte Abimelech.

Der andere der beiden nahm ihm den neuen, warmen Mantel weg und kramte in seinem Bündel, fand aber nichts darin, was er für brauchbar hielt. Bogen und Pfeile ließen sie ihm, weil sie damit nicht umgehen konnten. Dann verbanden sie ihm erneut die Augen, und dieselben Männer, die ihn hergebracht hatten, führten ihn davon. Als sie ihm die Binde abnahmen und ihm die Richtung wiesen, die er gehen sollte, fand er sich am Nordosthang des Karmel. In der Nähe eines markanten Felsens ruhte er erst einmal. Er mußte lachen, wenn er an die biederen Banditen dachte, gegen die Dor zwei Hundertschaften senden wollte. Es konnten doch höchstens an die zwanzig Mann gewesen sein, wie er aus den Stimmen schloß, die er gehört hatte. Eher weniger. Er nahm sich vor, genau auf den Rückweg zu achten, damit er im Vergleich mit dem Hinweg zum Zeltlager dessen ungefähren Standort bestimmen konnte. Hoffentlich blieb die Bande, wo sie war! Aber ohne Bedrängnis würden die Räuber wohl kaum den Platz wechseln.

Er umrundete den Bergzug auf der Westseite zu Füßen der Felsen, die steil zum Meer abfielen, und marschierte dann im Eilschritt am Meeresufer entlang nach Dor. Eine reichliche Woche war er unterwegs gewesen, und man erwartete ihn schon dringend zurück.

„Es sind nicht viele, aber gefährliche Leute“, berichtete er vor Gaal und dem Kommandeur der zweiten Hundertschaft, die mit den vier Unterführern beisammen saßen, um den Feldzug zu besprechen. Und er malte die großen Gefahren aus, die er bestanden hatte. Aber es bedürfe sicher nur einer Fünzigschaft, um die Bande zu fangen.

Gaal dämpfte seinen Höhenflug mit dem Hinweis, daß der Schlupfwinkel der Räuber nach wie vor unbekannt sei. Aber am Schluß lobte er ihn doch noch für seinen Mut und seine Bewährung.

Trotz der geringen Stärke des Gegners wurden sogar drei Hundertschaften in Marsch gesetzt. Offenbar wollte das Oberkommando den Einheiten Bewegung verschaffen. Sie zogen auf der Straße am Meer nach Norden und am Karmelkap vorbei, als ob sie nach Akko wollten, um die Späher der Bande zu täuschen. Von der Rückseite des Höhenzuges her erklommen sie dann den Kamm auf demselben Weg, den Abimelech abwärts gegangen war. Hier brachten sie dem Baal des Karmel ein Opfer dar, um ihn zu besänftigen und für ihre Aktion günstig zu stimmen. Während danach eine Hundertschaft auf der Höhe blieb, falls die Räuber in hörbarer Nähe über den Berg zu fliehen versuchten, durchkämmten Gaals und die dritte Hundertschaft das Gelände nach Süden. Abimelech durfte vorangehen, und er versuchte, jene Richtung einzuschlagen, die er mit verbundenen Augen geführt worden war. Tatsächlich spürte er das Zeltlager der Bande auf. Es war verlassen, aber nicht seit langem, denn noch glomm das Herdfeuer. Die Männer stürmten vorwärts, so schnell Bäume und Sträucher es zuließen, und holten die flüchtenden Räuber ein.

Abimelech rannte wie besessen – jetzt galt es zu zeigen, was er für einer war. Er erreichte den letzten der Fliehenden und stieß ihm im vollen Lauf das Schwert in den Rücken. Während er es aus der Wunde zog, waren seine Kameraden schon bei ihm. Ohne sie hätte ihn sein Vorstoß vielleicht das Leben gekostet, denn nun stellten sich die Räuber zum Kampf. Selbstverständlich hatten sie gegen die Übermacht der Soldaten und die Überlegenheit ihrer Waffen keine Chance. Manche der Räuber hatten nur ein Messer in der Hand. Binnen kurzem war der Kampf zu Ende. Neun der Banditen waren tot, acht gefangen, darunter der Anführer. Abimelech ging zu ihm, der doppelt so alt wie er sein mochte, und sagte höhnisch: „Du taugst nicht zum Hauptmann.“ Der spuckte ihm ins Gesicht, und Abimelech hob wütend sein Schwert, aber Gaal war plötzlich neben ihm, legte ihm die Hand auf den Arm und dröhnte: „Der Kampf ist zu Ende“!“

Dann durchsuchten sie das verlassene Lager, aber es gab keine Reichtümer zu plündern. Abimelech fand allerdings seinen Mantel wieder. Es gab im Grunde nur lebende Beute: die acht Gefangenen, deren Verkauf aber, wie Gaal sagte, auch nicht allzuviel bringen würde, wenn man sie vorher nicht herausfütterte und ihre Wunden heilte. Besser wäre es, sie in die Truppe einzureihen. Es gab immer Fehlstellen aufzufüllen. Außerdem waren auch drei der eigenen Leute auf dem Kampfplatz geblieben.

Abimelech war zufrieden mit sich. Und stolz auf seinen Toten. Es war der erste Mann, den er getötet hatte, und er wunderte sich, wie leicht es gewesen war. Es wäre ihm nicht schwerer gefallen, wenn der Mann ihm statt des Rückens die Brust geboten und sich gewehrt hätte, davon war er überzeugt. Wie hatte einer seiner Kameraden ihm eines Abends auf dem Weg ins Hurenhaus gesagt? Die erste Frau, die ein Bursche beschläft, und der erste Mann, den er tötet, machen ihn selbst erst zum Mann. Jetzt also hatte er beide Bedingungen erfüllt, jetzt war er in Wirklichkeit ein Mann.

Am nächsten Tag auf dem Rückmarsch überkam ihn die Erinnerung an sein Unvermögen, als Gideon ihn aufgefordert hatte, die beiden Midianiter zu töten. Er verteidigte sein klägliches Versagen, wie er es jetzt nannte, damit, daß die beiden Karawanenführer ja unschuldig gewesen waren. Er war der einzige, der das gewußt hatte. Aber der getötete Bandit von gestern, war der denn schuldig am Tod eines anderen Menschen? Er hatte doch bloß geraubt, um seinen Hunger zu stillen! War er nicht eine armselige, gedrückte Kreatur gewesen und keinesfalls ein Totschläger? Und hatte er nicht die Flucht vor ihm ergriffen?

Abimelech verscheuchte mit Macht diese Fragen. Er hatte vor Monaten seine erste Frau gehabt, und er hatte gestern seinen ersten Mann erschlagen, und nun würde er bald Zehnerschaftsführer werden. Das war es, was allein zählte.

11

Mit dem Aufstieg zum Anführer von zehn Mann ging es nicht so schnell, wie Abimelech hoffte. Er hatte sich ausgemalt, daß Gaal den Anführer, in dessen Gruppe er diente, einen ruhigen Mann ohne Entschlußkraft, absetzte und ihn selbst an dessen Stelle ernannte. Denn er war es gewesen, der die Räuberbande ausspioniert und später in kühner Verfolgung gestellt hatte. Als Gaal nichts unternahm, um sein Heldentum zu belohnen, war er enttäuscht.

Wieder vergingen endlose Wochen mit ödem Alltagsdienst. Abimelech hatte den Eindruck, daß seine Kräfte brachlagen. Und er durfte sich seinen Ärger nicht einmal anmerken lassen.

Als er vor einem Jahr tagtäglich auf Gideons Feldern und Tenne geschuftet hatte, da war ihm die Zeit nicht lang geworden. Aber wenn er die Plackerei von damals mit dem jetzigen Tagesablauf ehrlich verglich, da war er doch froh, hier zu sein. Der Acker – nein, das war nichts für ihn. Und so gesehen war es sogar gut, daß er das Mädchen Schomer nicht bekommen hatte. Ja, wenn er sie jetzt in seinem neuen Leben haben könnte! In ein paar Jahren, wenn er Hundertschaftskommandeur wäre. Aber dann war sie ja längst schon verheiratet. Und wenn nicht – Gideon würde sie nicht herausrücken.

Abimelech vergaß die Welt Gideons wieder, bis eines Tages Gaal den Namen des Onkels nannte. Im heißesten Sommer war nämlich die Nachricht von Gideons Midianitersieg nach Dor gelangt. Der Fürst entschied sich, einen seiner Würdenträger nach Megiddo zu senden, um im Gespräch mit den Herren von Megiddo die neue Lage zu erkunden. Möglicherweise machte sich dieser Gideon, der da inmitten der Ebene saß, nun zum Herrscher des Bauernvolkes rings um ihn, und vielleicht hatte er sogar vor, die Straßen nach Damaskus und zum Jordan hinunter zu sperren. Einer solch bösen Überraschung galt es vorzubeugen.

Der Gesandte sollte von zwei Zehnerschaften aus Gaals Einheit begleitet werden. Gaal wählte Abimelechs Abteilung und eine weitere für diesen hochrangigen Auftrag aus. Als er seine Entscheidung verkündet hatte, ohne den Inhalt der diplomatischen Mission zu erwähnen, sagte er zu Abimelech im Vorbeigehen: „Dein Onkel Gideon scheint ja ein berühmter Mann geworden zu sein."

Abimelech sah ihn verständnislos an, woraufhin ihm Gaal in wenigen Sätzen von der Midianiterschlacht diesseits und jenseits des Jordans berichtete. „Es kann nicht schaden, wenn auch du auf dieser Reise Augen und Ohren offenhältst", fügte er hinzu. „Der Gesandte wird unserem Fürsten berichten, du aber wirst mir berichten."

Abimelech jubelte innerlich. Da war sie, die neue Aufgabe! Gaal hatte ihn nicht vergessen! Jetzt ging es nicht um die Ausspionierung eines Häufleins verlorener Gesellen am Rande des Gebietes von Dor, sondern um die Erkundung der Lage in dem ganzen großen Land zwischen Karmel und Tabor, das er sicherlich besser kannte als alle, die mit ihm dorthin ziehen würden. Aber dann wurde er nachdenklich. Wenn er nun Gideon begegnete? Oder gar dessen Tochter? Was sollte er dann tun? Waren die Midianiter nicht durch seine Schuld ins Land eingefallen? Gewiß, die eigentlich Schuldigen waren Jerubbaal und Ela gewesen, aber er hatte die Wahrheit ins Gegenteil verkehrt. Ob ihn Gideon jetzt etwa haßte? Doch die Karawanenführer umgebracht hatte der Onkel selbst! Und ihn hatte Gideon ja ins Land Midian als Kundschafter schicken wollen. Er war also schon damals auf einen Krieg gefaßt gewesen. Nein, hassen würde Gideon ihn wohl nicht.

Der Aufbruch zur Reise ließ nicht lange auf sich warten. Abimelech hatte die letzten Nächte vor Aufregung nur wenig geschlafen. Der Gesandte war ein älterer Mann, natürlich ein Tjeker. Er ritt auf einem Maultier, gekleidet nach der Landessitte. Gegenüber seiner Begleitmannschaft war er auffallend schweigsam. Sein persönliches Gefolge waren ein Schreiber auf einem Esel und ein Diener zu Fuß, der einen Packesel führte. Die Soldaten nahmen die drei in ihre Mitte. So zog der Trupp landeinwärts und gelangte über den Paß zwischen dem Höhenzug des Karmel und dem Bergland hinüber in die große Ebene.

In Megiddo blieb der Gesandte drei Tage. Er und seine Helfer waren in der Stadt untergebracht, die Mannschaft lagerte vor dem Stadttor. Abimelech versuchte, mit diesem und jenem, der vorüberkam, ein Gespräch über Gideons Sieg anzuknüpfen. Aber was er erfuhr, das war nicht viel. Die Schlacht war weiter im Osten geschlagen worden, und Megiddo war weder beteiligt noch betroffen gewesen. Und ob Gideon jetzt nicht wie ein Landesherr auf seinem Hügel saß? Nein, nicht daß sie wüßten.

Der Gesandte hatte wohl ähnliche Auskünfte erhalten, denn er entschloß sich, weiter ins Land hinein bis nach Bet-Schean zu reisen. Nun ging es also direkt an Gideons Dorf vorbei. Wenn Abimelech mit seinem Onkel zusammentreffen sollte, dann am ehesten hier. Als sie die Siedlung liegen sahen, ließ der Gesandte anhalten. Lange blickte er hinüber, als ob er sich jede Einzelheit einprägen wollte. Die Soldaten taten ebenso, denn es hatte sich herumgesprochen, daß es der Herr jenes Dorfes gewesen war, der die Eindringlinge aus dem Osten siegreich zurückgeschlagen hatte.

Die Aufmerksamkeit war gegenseitig. Auch die Leute von Gideons Ofra ließen die Arbeit ruhen und schauten wie die Dorfbewohner überall im Land neugierig und ein wenig besorgt nach den Soldaten. Durchziehende Trupps von Bewaffneten verhießen meist nichts Gutes. Einer der Männer kam herüber zur Straße und fragte, ob er den Weg weisen solle. Abimelech kannte ihn, aber der Mann beachtete ihn zum Glück nicht. Wahrscheinlich hätte er ihn in seiner Rüstung auch gar nicht wiedererkannt.

Abimelech war froh, als sie weitermarschierten. Aus der Ferne grüßte der Tabor herüber. Bei der Quelle, wo vor über einem Jahr sein Schicksal begonnen hatte, war Rast. Er dachte an die erste Begegnung mit den Midianitern und an die furchtbare Nacht darauf, und er wunderte sich,

wie wenig ihn das Geschehene jetzt bewegte. Vor einem Jahr, als er mit seinem Bogen hier umhergestreift war, da war das noch ganz anders gewesen.

Der Gesandte entschied sich, am Rastplatz zu übernachten und einen der beiden Zehnerschaftsführer als Boten vorauszuschicken, um sein Kommen anzukündigen. Am nächsten Tag ritt er dann inmitten der marschierenden Truppe hinab zu jener Festung, die den Abstieg in die Tiefe des Jordangrabens bewachte.

Die Stadt Bet-Schean war in der Hand der Denyer, eines Volkes, das mit den Tjekern und Philistern gemeinsam ins Land gekommen war. Zusammen mit der ägyptischen Garnison, die nach dem Zusammenbruch der Pharaonenhoheit zurückgeblieben war, beherrschten sie die Stadt und ihre Dörfer. Der Gesandte wurde hier freundlicher empfangen als in Megiddo. Ein hoher Beamter erwartete ihn am Stadttor und hieß ihn im Namen des Fürsten willkommen. Abimelech und seine Kameraden lagerten auch hier vor der Stadt, weil es innerhalb der Mauern zu eng war, aber sie durften hinein und hinaus, wie sie wollten. Abimelech wunderte sich, daß die Denyer und die Ägypter ihren Bart regelmäßig abrasierten. Das erschien ihm ganz unsinnig und würdelos. Er war froh, daß sein eigener Bart immer dichter wuchs – das gab ihm Sicherheit. Er war nicht nur ein Mann, er sah allmählich auch aus wie einer.

Entsprechend Gaals Auftrag fragte er auch hier die Leute nach Gideon aus, aber nur Alteinheimische, das hieß Bärtige. Alle kannten den Namen. Gideon war wirklich ein berühmter Mann geworden. Von der Schlacht wußten seine Gesprächspartner weniger zu berichten. Sie hatte weiter oben im Land stattgefunden. Die Midianiter hatten es ja nicht auf die Stadt Bet-Schean abgesehen gehabt. Ob die Sippen rund um den Tabor Gideon nun nicht zu ihrem Fürsten gemacht hatten? Nein, davon hatten sie nichts gehört. „Die dulden keinen Herrscher über sich“, belehrte ihn ein redseliger Krämer, der weit im Land herumkam. „Natürlich ehren sie Gideon, aber wenn er von ihnen Steuern eintreiben wollte, um sich Bewaffnete zu halten, würden sie ihm das Haus anzünden.“

Abimelech wäre gern zum Jordan hinabgewandert. Er erinnerte sich, daß auch sein Freund Hotam den Fluß gern einmal hatte sehen wollen. Aber der Anführer erlaubte ihm keine Entfernung von der Truppe.

Auch in Bet-Schean blieben sie drei Tage. Dann marschierten sie auf demselben Weg zurück, den sie gekommen waren. Ihre Tagesstrecken waren jetzt länger, die Rastpausen kürzer. Den Gesandten zog es in die Kühle seines Hauses in Dor. An Gideons Dorf marschierten sie im Eilschritt vorüber, und der Würdenträger auf seinem Maultier wandte nicht einmal den Kopf.

Ein paar Tage nach der Rückkehr ins Standquartier nahm Gaal Abimelech abends unter einem Vorwand gegenüber den Kameraden mit in seine Stadtwohnung. Die Dienerin stellte einen großen Krug Wein hin. Gaal füllte die Becher, nahm einen Schluck und betrachtete dann Abimelech ausgiebig, als ob er ihn lange nicht gesehen hätte, und grinste ihm freundlich zu. „Hast dich rausgemacht, seit du bei uns bist. Wirst schon noch ein tüchtiger Krieger werden.“

Bin ich der nicht schon? fragte sich Abimelech im stillen.

Gaal bemerkte die Verstimmung seines Gastes nicht und kam auf sein eigentliches Anliegen: „Nun, was ist mit deinem Onkel Gideon, wird er ein zweiter Labaja werden?“

Abimelech sah ihn verständnislos an. „Wer ist Labaja?“

„Was“, rief Gaal verwundert, „du hast nie von Labaja gehört? Dem Großen von Sichem, vor dem die Männer von Megiddo und von Jerusalem gezittert haben? Was hat man dir, als du ein Kind warst, denn überhaupt erzählt?“

Abimelech entsann sich der Geschichten von Jakob und Mose und Josua, die ihm der Großvater erzählt hatte, und der Taten Baraks vom Naftaligebirge und der Keniterin Jael, von denen der Vater geschwärmt hatte. An einen Labaja erinnerte er sich nicht. Für Gaal schien nur zu zählen, was ihm selbst wichtig war. Aber freilich – er war eben der Hauptmann. „Erzähl mir von Labaja, damit ich deine Frage verstehe!“ bat er Gaal und sah ihn an wie ein Knabe seinen Vater.

Gaal stürzte seinen vollen Becher hinunter, schüttelte den Kopf über soviel Unwissenheit und schenkte sich erneut ein. Dann lehnte er sich zurück und berichtete von dem Mann, der ihm offenbar der größte war, von dem er wußte – außer den Königen Ägyptens natürlich. Der Bewunderte war zwar schon über 250 Jahre lang tot, aber Gaal behauptete, der Nachkomme eines von dessen engsten Gefolgsleuten zu sein. Labaja hatte den damaligen Herrscher Sichems entmachtet und sich selbst an seine Stelle gesetzt. Das Volk von Sichem liebte ihn. Er begann einen unversöhnlichen Krieg gegen die Ägypter und ihre Anhänger. Es gelang ihm, die Bauern des Berglandes und die Nomaden, die damals in großer Zahl mit ihren Herden das Land durchzogen, zu seinen Bundesgenossen zu machen. Im Bündnis mit der mächtigen Stadt Geser am Rande des Berglandes bekriegte er im Süden Jerusalem, und im Norden eroberte er viele Städte und belagerte sogar Megiddo. Das ganze Bergland zwischen den beiden Städten lag ihm zu Füßen. Als er dann vor Megiddo in Gefangenschaft geriet, kaufte ihn Sichem mit einem gewaltigen Lösegeld frei. Aber auf dem Rückweg in seine Stadt war er leider zu sorglos, so daß ihn die Blutrache eines seiner Feinde ereilte. Seine Söhne traten jedoch sein Erbe an und führten den Kampf weiter.

Gaal schwieg ergriffen vor der strahlenden Größe dieses Herrschers, von der ein später Abglanz noch auf ihm lag, wie er meinte. Abimelech war von der Geschichte Labajas begeistert. Sie war weit spannender als die Erzählungen, die er bisher kannte. Hier ging es weder um Gottesbegegnungen noch um einzelne Heldentaten, hier ging es um die Errichtung eines Königreiches und dessen Behauptung gegen die Weltmacht Ägypten. Zumindest gegen die Statthalter des Pharaos im Lande. Warum hatte ihm bisher niemand von Labaja erzählt? Warum nicht die Brüder seiner Mutter, wenn sie als Gäste Ofras mit Joasch und Jerubbaal beim Wein gesessen hatten? Sie waren doch Sichemiten wie Labaja! Und wieso bot Gaal hier in der Fremde seine Haut feil, wenn er doch in Sichem als Nachkomme eines Waffengefährten Labajas ein bedeutender Mann sein konnte? Aber diese Frage verkniff sich Abimelech, denn so direkt konnte er unmöglich fragen. Gaal war jetzt anders als am Tag der Ankunft sein Vorgesetzter. Und wie rasch war das Wohlwollen eines Großen verloren! So erkundigte er sich nach der Fortsetzung der Geschichte.

Die Dienerin hatte mittlerweile das Abendessen aufgetragen, und Gaal zeigte wenig Lust weiterzuerzählen. Aber wenn er schwieg, würde Abimelech annehmen, daß er ihm etwas verheimlichen wollte. Er machte sich hungrig über die Grütze her, die so gewürzt war, wie er es gern mochte. Seine Miene hellte sich auf, und er führte seinen Bericht zu Ende. Aber nun stellte sich heraus, daß die Geschichte von Labaja und seinen Söhnen eigentlich gar keine Fortsetzung hatte. Labajas Erben waren in den ständigen Kriegen gegen ihre Feinde umgekommen. So war schließlich wieder ein Mann aus den alten Familien König von Sichem geworden. Der hatte seine Macht auf die Stadt und die schon immer zu ihr gehörigen Dörfer und Weidegründe beschränkt. Als die Ägypter ihre Herrschaft wieder gefestigt hatten, war er von ihnen als ihr Amtsträger im Bergland bestätigt worden. Später, als sich dann die Tjeker und die Philister entlang der Küste zu Nachfolgern der Ägypterherrschaft gemacht hatten, wurde in Sichem das Königtum abgeschafft. Seitdem regierten die Häupter der vornehmen Familien gemeinsam. Keiner von diesen Ratsherren hatte noch einmal versucht, das Reich Labajas zu erneuern.

So lernte Abimelech ein wenig verstehen, warum die Sichemiten voller Stolz auf die lange Vergangenheit ihrer Stadt pochten und gegenüber den Abiesriten, die sie erst seit kurzem in ihrer Nachbarschaft dulden mußten, nie ganz ihren Hochmut ablegen konnten. Aber was war nun mit Gaal? Er fragte: „Aber die Waffengefährten Labajas, von denen du sprachst – haben die Sichemiten sie nicht geehrt?“

Doch, erfuhr er. Die engsten Gefolgsleute Labajas hatten nach dem Tod seiner Söhne gegenüber dem neuen König Sichems einen Vertrag durchgesetzt, wonach ihnen und ihren männlichen Nachkommen aus rechtmäßiger Ehe ihr Grundbesitz garantiert wurde. Dafür verzichteten sie für den kleinen Enkel Labajas auf die Königswürde. Der starb übrigens schon im Kindesalter.

Abimelech blickte Gaal abwartend an, als ob der die Hauptsache noch gar nicht erzählt hatte. Und der Hauptmann konnte sich denken, was sein junger Freund vor allem wissen wollte. Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und befingerte dann seine zerhackte Augenbraue. „Hier hat mich ein Schwert gestreichelt. Tut manchmal weh. Aber du willst ja nun auch noch wissen, warum ich mir hier in Dor statt in Sichem ein Schwert über den Schädel hauen lasse.“

Abimelech nickte heftig und hoffte, Gaal werde seine Geschichten noch zu Ende bringen, bevor er betrunken war. Seine Zunge war schon bedeutend müder als sein Geist.

„Nun denn“, sagte Gaal, und seine Miene wurde betrübt. „Ich bin aus Sichem verbannt. Ich darf mich dort nicht mehr blicken lassen. Vielleicht haben sie mich schon vergessen. Ist ja auch fast zwanzig Jahre her.“

Abimelech riß die Augen auf. Gaal ein Ausgestoßener! Deshalb also war er hier. Deshalb hatte kein Sichemit je seinen Namen erwähnt. Und vielleicht auch nicht den fernen Namen Labajas.

„Bei uns gibt es keine Verbannung“, erklärte Abimelech. „Meine Brüder hätten mich totschlagen können, aber ausstoßen aus der Familie und aus Ofra, das hätten sie nicht tun können.“

Gaal winkte müde ab. „Ihr seid ja auch keine Sichemiten!“ War er trotz allem noch stolz auf sein Sichemitentum? Oder wollte er sagen, daß die Abiesriten es in diesem Punkt besser hatten? Abimelech wußte nicht, wie der Hauptmann es meinte. Aber nun fragte er doch nach dem Grund der Verbannung. Vielleicht kam nie wieder die Gelegenheit, diese Frage zu stellen.

Gaal quälte sich mit mehreren Bechern Wein unter Seufzen und Fluchen seine eigene Geschichte ab. Er hatte einen Sohn gehabt, und mit ihm hatte der Sohn eines der Ratsherren, der aber einige Jahre älter war, oft gespielt. Eines Tages war der Kleine – er war damals fünf Jahre alt gewesen – in eine alte Zisterne gestürzt, die nicht mehr in Gebrauch war, und hatte sich das Genick gebrochen. Gaal war auch heute noch überzeugt, daß der Spielkamerad den Jungen absichtlich hineingestoßen hatte, angestiftet von seinem Vater. Dessen Grundstück grenzte nämlich an dasjenige Gaals, und er hatte mehrfach öffentlich geäußert, daß er Gaals Land gern seinem eigenen hinzufügen würde. Wenn er nun den Erben umbrachte und dann noch irgendwie ihn selbst, dann fiel das Land an die Stadt zurück, und er konnte sich darum bewerben, sicherlich mit der Aussicht auf Erfolg. Gaal war sowieso der einzige, der von den Nachkommen der Waffengefährten Labajas noch übrig war. Die anderen Familien waren bereits ausgestorben.

Gaal hatte seinen Sohn begraben, dann war er zum Vater des jugendlichen Mörders gegangen und hatte ihn erdolcht. Der Rat hatte über die Tat zu Gericht gesessen und mehrere Zeugen vernommen, konnte aber nicht eindeutig klären, ob es sich um Blutrache oder um Mord handelte. Demgemäß war das Urteil ausgefallen. Gaal wurde nicht getötet, sondern verbannt. Sein Erbbesitz wurde ihm jedoch auf Grund des uralten Vertrages bestätigt. Daraufhin hatte er seine Frau zu ihren Eltern zurückgeschickt und für seinen Besitz einen Verwalter eingesetzt. Er selbst war nach Dor gegangen. Hier hatte er sich vom einfachen Soldaten zum Hauptmann hochgedient.

„Da siehst du, was du hier werden kannst“, setzte er hinzu, um von seinem eigenen Schicksal abzulenken. Es reute ihn jetzt, sein wenig ruhmreiches Leben vor diesem Grünschnabel ausgebreitet zu haben. Zudem war er schon zehn Jahre in seiner jetzigen Stellung und der älteste der Hundertschaftsführer, und höher konnte er nicht mehr steigen – die Ränge über ihm waren den Tjekern vorbehalten.

Abimelech überhörte die Belehrung. Ihn interessierte eine ganz andere Frage. „Warum bist du nicht eines Tages einfach zurückgegangen nach Sichem? Mit deiner ganzen Hundertschaft. Du hättest doch die paar Soldaten Sichems verjagen und die Ratsherren erschlagen können. Und dann hättest du dich als Labaja zum König ausrufen lassen.“

Gaal starrte den Neunmalklugen mit finsterer Miene an. Abimelech bedauerte seine vorlaute Rede. Der verdammte Wein! Sie saßen sich eine Weile schweigend gegenüber. Abimelech glaubte schon nicht mehr, daß Gaal noch etwas sagen würde. Aber auf einmal brummte der Hauptmann: „Und wer soll mich zum König ausrufen, he? Wer bin ich denn für das Volk von Sichem? Ein Totschläger!“ Er brütete wieder vor sich hin. Dann sagte er lauter und mit klarer Stimme, als ob er plötzlich nüchtern geworden war: „Man kann nicht glücklich über ein Volk herrschen, das die Rücken unter Zwang beugt. Dem Labaja, dem jubelte das Volk zu.“

Er erhob sich ächzend. „Schluß jetzt! Es ist Nacht!“ verkündete er mit seiner dröhnenden Kommandostimme. Daß er Abimelech hatte über Gideon ausfragen wollen, war ihm ganz entfallen.

Abimelech bezog sein Nachtlager wieder in jenem Raum, der zum Hof hin offen war. Am nächsten Morgen, als er und sein Hauptmann sich mit frisch gebackenem Brot für den Weg ins Lager stärkten, kam Gaal doch noch auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen. „Was ist nun mit deinem Onkel? Will er ein neuer Labaja werden?“

Abimelech wußte nun, was der Hauptmann mit der Anspielung meinte, und erwiderte, daß nichts auf eine Machtentfaltung Gideons hindeute. Er gab wieder, welche Ansichten seine Gesprächspartner in Megiddo und Bet-Schean geäußert hatten, und er wiederholte auch die Worte des Krämers, daß die Bauernsippen dem Midianitersieger eher das Haus anzünden würden, als ihm die Erhebung von Steuern zu erlauben.

„Das mußt du ja am besten wissen“, warf der Sichemit grinsend ein.

Als Abimelech alles gesagt hatte, was er wußte, machte Gaal ein zufriedenes Gesicht. „Ich habe es mir schon gedacht“, äußerte er sich, „einer wie dein Gideon will gar kein Labaja sein. Ein Bauer will seinen Weizen ernten und seine Schafe scheren, weiter nichts. Gut, daß Gideon nicht noch mehr solcher Feinde hat wie diese Räuber aus dem Osten. Sonst würden ihm seine Leute eines Tages doch noch einen Ernteanteil abgeben, freiwillig, damit er Krieger anwerben und die Feinde fernhalten kann.“ Er stand auf. Mahl und Gespräch waren beendet.

Warum interessiert ihn das alles? dachte Abimelech, als er neben seinem Hauptmann zum Lager marschierte. Er ist doch nur einer, der Befehle erhält und ausführt. Was kann ihn das Land da hinter den Bergen kümmern? Aber dann fand er eine Antwort: Wahrscheinlich will er sich zum König von Sichem machen. Er wartet nur auf eine günstige Gelegenheit. Wenn er Sichems Macht nach Norden ausdehnt, könnte ihm Gideon ein unbequemer Nachbar sein.

Er betrachtete Gaal verstohlen. Sah so ein König aus? Sein wildes Gesicht und seine breiten Schultern konnten eine Menschenmenge sicherlich beeindrucken, so daß sie ihm mit Gehorsam und Achtung begegnete. Bei seinen Soldaten war er sogar beliebt, und seiner Meinung nach sollte ja ein König von seinem Volk geliebt werden. Trotzdem konnte sich Abimelech ihn als Herrscher nicht vorstellen. Unklar war ihm jedoch, was er an Gaal dafür vermißte. Gewiß, die Jugend lag schon lange hinter dem Hauptmann. Aber was fehlte ihm noch? Er konnte Gaal nicht einmal mit dem Fürsten vergleichen, dem er diente. Den hatte er bisher noch nicht gesehen.

12

Es war nach dem Herbstfest, das auch in der Küstenebene gefeiert wurde, da bekam Abimelech zum ersten Mal den Herrscher von Dor zu Gesicht. Es hatte ein Seegefecht zwischen den Flotten von Dor und von Akko gegeben, weil Boote von Dor angeblich Handelsschiffe, die von Ägypten nach Akko unterwegs waren, bedrängt hatten, damit sie den Hafen von Dor anliefen. Wachtschiffe von Akko hatten das jedoch verhindert. Daraufhin waren Teile der verfeindeten Flotten vor dem Karmelkap aufeinander gestoßen. Es hatte Tote und Verwundete gegeben, aber die

Seeleute von Dor hatten schließlich gesiegt und die Schiffe von Akko vertrieben. Die Tjeker hatten mit ihren Göttern im Stadttempel von Dor ein Siegesfest gefeiert, und nun wollte der Fürst auch noch dem Baal vom Karmel ein Dankopfer darbringen. Dieser Gott wurde zwar in Dor nicht offiziell verehrt, da ein Bild von ihm im Tempel von Akko aufgestellt war, aber man vermutete, daß er diesmal zugunsten Dors eingegriffen und den Sieg ermöglicht hatte.

Gaals Hundertschaft wurde beauftragt, am Meeresufer entlang zum Karmel zu marschieren und den Straßenzug zu prüfen und notfalls auszubessern, damit die Streitwagen des Fürsten nicht durch ein ausgewaschenes Bachbett oder eine landeinwärts gewanderte Sanddüne aufgehalten wurden. Der Befehl wurde ausgeführt und dessen Vollzug nach Dor gemeldet. Nun rückte ein Teil der Elitetruppen des Fürsten an und schlug am Aufstieg zum Karmel sein Lager auf. Zum ersten Mal sah Abimelech die Tjekerkrieger aus der Nähe, mit ihren Gestecken aus Vogelfedern rund um die bronzenen Helme. Sie trugen Panzerhemden aus Bronzeschuppen, ihre Schwerter aber waren aus Eisen. Hochmütig blickten sie auf die Krieger Gaals. Sie benutzten untereinander ihre eigene Sprache, und wenn sie zu Gaal oder einem der Unterführer etwas in der Landessprache sagten, dann in einer Weise, als ob die Verwendung dieser Sprache eigentlich unter ihrer Würde wäre.

Gaal und seine Leute waren froh, als sie abrücken durften. Der neue Befehl lautete, in kleinen Gruppen entlang der Straße Posten zu beziehen, um sofort zur Verfügung zu stehen, falls der Fürst auf seiner Reise irgendwo der Dienste von Hilfskräften bedurfte. Die Hundertschaft verteilte sich also, und dann hieß es warten.

Endlich kündigten drei einzelne Streitwagen als Vorauskommando das Kommen des Herrschers an. Abimelech glaubte zuerst, der Fürst sei schon dabei, und wollte seinen Speer grüßend erheben, aber seine Kameraden klärten ihn über seinen Irrtum auf. So richtete er seinen Blick vor allem auf die Pferde, die er erst hier in Dor zum ersten Mal gesehen hatte, aber noch nie so nahe. In Sichem gab es keine Streitwagen, und auch in Megiddo hatte er keine zu Gesicht bekommen.

Und dann kam endlich der Erwartete, mit ihm elf weitere Streitwagen. Sie näherten sich in rasender Fahrt, in einer Wolke aus Sand und Staub, die die Hufe der Pferde aufwirbelten, und diese Dreckfontäne verdeckte die goldenen Beschläge des fürstlichen Streitwagens, von denen der Zehnerschaftsführer vorher geschwärmt hatte. Die Krieger schüttelten die Lanzen und Schilde und erhoben ein gellendes Kriegsgeschrei. Abimelech reckte den Hals, um das Oberhaupt der Tjeker in dem Sandgeprassel, das auf sie niederging, überhaupt ausmachen zu können. Er sah ein ältliches Gesicht, einen freundlichen Blick, der verzerrt wirkte, aber das kam wohl vom Rumpeln des Wagens und der Mühe des alten Mannes, das Gleichgewicht zu halten, und über den Augen eine riesige Federkrone. Der Fürst hob grüßend den rechten Arm, und schon waren er und seine Begleiter vorüber.

So also sah ein König aus. Abimelech war versucht, vor Verwunderung den Kopf zu schütteln. Nein, so konnte Labaja nicht gewesen sein! Er stellte sich den einstigen König von Sichem jung vor und ließ dabei außer acht, daß der ja schon erwachsene Söhne gehabt hatte, als er Megiddo berannte. Und er konnte sich Labaja nie ohne seine Krieger denken, und ihn selbst immer an ihrer Spitze, ob in offener Feldschlacht oder beim Sturm auf eine Stadt. Aber dieser Tjekerfürst? Er hockte stets hinter seinen Mauern, kaum daß er sich seinen Fußtruppen ab und zu zeigte. Auch Gaal wußte nicht, was sein Fürst dachte und plante. Wozu hatte der eigentlich sein Königtum? Warum führte er keinen Krieg, um sein Reich zu vergrößern? Warum ließ er nicht gegen Akko oder gegen Megiddo marschieren? Warum zog er nicht gegen die reichen Städte im Süden der Küstenebene, ins Land, das, wie Abimelech erzählen hörte, ein Wunderland sein mußte? Wie sollte man Zehnerschaftsführer werden, wenn kein Krieg war, in dem man seine Fähigkeiten beweisen konnte?

Abimelech trug sein Lebensalterhölzchen, das einst Jerubbaal angelegt hatte, stets bei sich. Vor kurzem, am Herbstfest, am Beginn des neuen Jahres, hatte er eine weitere Kerbe eingeschnitzt. Achtzehn waren es nun. Hotam, sein Freund in Ofra, hatte vielleicht schon Frau und Kind. Und er?

Als die winterlichen Regengüsse und die lästigen Erkältungen vorüber waren und landeinwärts die Purpurblumen aus der Erde wuchsen, meldeten Bauern aus den Dörfern südlich von Dor, daß sich bewaffnete Philister in der Gegend umhertrieben. Es seien wenige, nur eine Handvoll, aber der Fürst gab Anweisung, der Nachricht auf den Grund zu gehen. Der Befehlshaber der Landtruppen erinnerte sich an Gaals Bericht über die Zerschlagung der Räuberbande am Karmel und ordnete an, daß jene Zehnerschaft zum Einsatz kommen sollte, in der der junge Kundschafter von damals diente. Der Befehl lautete, die Absicht der Eindringlinge zu erkunden, ob nun von ihnen selbst oder durch Befragung von Augenzeugen ihrer Aktion, aber die Anwendung von Waffengewalt gegen sie nach Möglichkeit zu vermeiden.

So nahmen Abimelech und seine Kameraden Ausrüstung und Marschverpflegung auf und marschierten nach Süden in die Scharonebene hinein, deren Eichenwälder berühmt und deren Sümpfe berüchtigt waren. Sie hielten sich abseits der großen Nord-Süd-Strraße und bemühten sich zugleich, den schlimmsten Mückenbrutgebieten auszuweichen. Denn mit dem Frühling war

auch das Ungeziefer nun wieder da, tagsüber die Fliegen und nachts die Mücken. Der Zehnerschaftsführer warnte seine Leute vor den Sümpfen.

Sie befragten mehrfach wandernde Hirten, ob sie die Philister gesehen hätten. Zweimal gab es nur Kopfschütteln, aber die Soldaten waren sich nicht sicher, ob das der Wahrheit entsprach, denn aus den Gesichtern der Befragten sprach Angst. Angst vor diesen hier, die fragten, und vor jenen, nach denen gefragt wurde. Endlich erhielten sie von einem alten Mann einen Hinweis. Er zeigte nach Süden. Gestern habe er dort vier Philister gesehen, unverkennbar mit ihrem Federkopfputz und ihren bartlosen Gesichtern.

Es war bereits Abend. Die Soldaten marschierten noch ein kleines Stück, dann befahl der Anführer das Nachtlager. Er hatte sich schon am Morgen nicht wohl gefühlt, und nun machte ihm offensichtlich ein Fieber zu schaffen. Einer der Soldaten hockte sich vor ihn und versuchte es mit Beschwörungen gegen den Dämon, der mit einem Mückenstich in den Körper des Anführers geschlüpft war. Der Kranke schwitzte die Nacht über wie im Hochsommer zur Mittagshitze, und gegen Morgen ergriff ihn ein heftiger Schüttelfrost, so daß sich seine Leute vor ihm entsetzten.

Nur Abimelech verlor trotz seiner Jugend nicht den Kopf. Das Unglück seines Anführers konnte sein Glück werden. Er schlug seinen Kameraden vor, aus Zweigen eine Trage zu bauen und den Kranken zu den Hirten vom Vortag zu bringen, die noch nicht weit sein konnten. Vielleicht wußten die ein Mittel gegen den Fieberdämon. Drei Mann sollten für diese Aufgabe reichen. Er selbst wollte mit den verbleibenden fünf noch bis zu den nächsten Dörfern vordringen, die es ja irgendwo vor ihnen geben mußte, und dort die Leute befragen – falls sie nicht vorher die Philister fanden.

Die Soldaten gehorchten Abimelech ohne Widerrede. Niemand wußte etwas Besseres, um beidem gerecht zu werden: der Hilfe für den kranken Anführer und der Erfüllung der gestellten Aufgabe. So wurde Abimelech Zehnerschaftsführer auf eine Weise, wie er sie sich weder vorgestellt noch erwünscht hatte. Der Kranke tat ihm ehrlich leid.

Die Gruppe trennte sich. Abimelech führte seine kleine Schar im Eilschritt weiter nach Süden. Ihm war nicht anders, als wenn er ein Wild aufspüren wollte. Er achtete auf jedes Zeichen, lauschte auf jedes Geräusch. Gegen Mittag fand er ein untrügliches Zeugnis, daß hier vor kurzem ein Mensch gewesen war – beim Wild hätte er es Losung genannt. Nun hoffte er, daß die Gesuchten vor ihnen waren.

Sie schlichen weiter, bemüht, kein Geräusch zu machen. Abimelech schritt an der Spitze. Plötzlich sah er vor sich einen Philister. Wo waren die anderen? Er ahmte das Grunzen eines Schweines nach. Der Philister sah sich um, erschrak vor den sechs Lanzenträgern und lief schreiend davon. Abimelech war jedoch schneller. Er holte ihn ein und rief, daß er stehenbleiben solle. Aber der Philister lief weiter, wie ein gehetztes Wild. Nun zählte für Abimelech der Befehl, Waffengewalt zu vermeiden, nicht mehr. Er war der Jäger, dort war die Beute. Im vollen Lauf durchbohrte er den Flüchtenden mit seiner Lanze.

Die Kameraden waren heran. „Warum hast du ihn getötet?“ rief einer. „Wir hätten ihn lebend fangen müssen!“ Aber schon kamen die drei Begleiter des Erschlagenen durch den Busch gekeucht. Sie hatten den Schrei des Zurückgebliebenen gehört und sahen nun entsetzt, was geschehen war. Wütend drangen sie auf Abimelechs Trupp ein, aber sie kämpften einer gegen zwei, und ihre eisernen Schwerter nutzten ihnen wenig gegen die Lanzen ihrer Feinde. Bald lagen auch sie am Boden und verbluteten.

Abimelechs Krieger reinigten ihre Waffen mit Blättern, die sie von den Bäumen rissen. Keiner sagte etwas. Es war unrecht, was sie getan hatten. Zwar war es ihr Beruf, Feinde zu verwunden und zu töten. Aber Gaal hatte befohlen, diese Philister zu schonen. Bei ihrer eigenen Überzahl hätten sie versuchen müssen, einen Kampf zu vermeiden. Die Toten konnten sie nun nicht mehr befragen. Was sollten sie Gaal antworten, wenn er wissen wollte, was diese Philister hier im Norden zu suchen hatten?

Auch Abimelech war klar, nachdem sein Tötungsrausch vorüber war, der ihn vorhin überkommen hatte, daß er Gaals Befehl mißachtet hatte. Aber geschehen war geschehen. Er hob eines der Schwerter der Toten auf und betrachtete Klinge und Griff. „Seht nur, die haben ebenso eiserne Schwerter wie die Tjeker! Gut, daß wir unsere Lanzen bei uns trugen.“ Aber seine Kameraden schwiegen beharrlich. Er betrachtete jeden einzelnen. Er begegnete keinen aufsässigen Blicken, eher bedrückten. Oder enttäuschten?

Wie hätte sich denn Labaja verhalten, wenn ihm ägyptische Spürhunde innerhalb seines Reiches über den Weg gelaufen wären? Natürlich hätte er sie erschlagen. Das war für Abimelech ganz klar. Und genauso hatte er selbst gehandelt. Feinde schonte man nicht. Gewiß, man hätte sie erst fangen und verhören können. Aber danach mußte ihr Leben ausgelöscht werden. Hätten seine Kameraden das jedoch verstanden? Wohl kaum. Für sie zählte nur der Auftrag. Aber wenn der nun nichts taugte?

Plötzlich, vor diesen Leichnamen, auf denen sich schon die Fliegen tummelten, und mit dem fremden Schwert in der Hand, glaubte er zu erkennen, wieso es Labaja gelungen war, sich als

König von Sichem durchzusetzen und Herrscher des Berglandes zu werden. Labaja hatte seinem Leben ein Ziel gegeben und dieses ohne Wenn und Aber verfolgt. Mit Härte und Gewalt. Dieser Wille, alle widrigen Umstände zu brechen und alle Gegner zu unterwerfen, der hatte ihn groß gemacht. Aber Gaal fehlte dieser Wille. Er würde seine Rache an Sichem so lange hinauszögern, bis ihm das Schwert vor Altersschwäche entfiel. Er würde niemals der Spur folgen können, die Labaja gezogen hatte.

Abimelech beobachtete seine Kameraden, die sich daran machten, ein Grab auszuheben. Was wußten die schon von Labaja und seinem Herrscherwillen! Er legte das eiserne Schwert auf den Boden und die drei anderen daneben. Dann befahl er, die Feinde zu durchsuchen und sie dann zu begraben.

Es fand sich nichts Besonderes in den Kleidern der Toten. Nach deren Bestattung griffen Abimelechs Leute die erbeuteten Schwerter und Dolche und ihre eigene Ausrüstung und machten sich auf in Richtung der Nord-Süd-Straße, um auf ihr abseits von den Sümpfen und in der Nähe lebendigen Wassers zurückzukehren. Es hatte keinen Zweck, nach den Nomaden und den drei Mann mit dem kranken Anführer zu suchen. Es wäre mehr als Zufall gewesen, wenn sie sie gefunden hätten.

Abimelech mußte an die beiden Midianiterhäuptlinge denken, die er nicht zu töten vermocht hatte. Er wurde das Bild nicht los: die knienden Männer, Gideon mit seinem Schwert vor ihnen, dessen Mitbürger im Kreis um die gräßliche Szene, er selbst, wie er sein Schwert wegwarf und sich erbrach. Wieviele Feinde mußte er noch töten, damit ihn das Bild seines Versagens verließ?

Bei der ersten Rast unterwies er seine Mitstreiter, wie das Geschehene zu sehen war: „Sie haben uns angegriffen, und wir mußten uns wehren. Entweder wir oder sie!“ Seine Begleiter nickten zögernd.

Sie haben angegriffen, wiederholte sich Abimelech im stillen. In der gleichen Weise, wie damals die Midianiter über uns hergefallen sind. Damals, nach dem Midianiterkampf, mußte ich die Ehre Jerubbaals retten. Jetzt aber muß ich mein eigenes Vorgehen rechtfertigen. Er brütete vor sich hin, und seine Kameraden spürten, daß er sich wie sie um den Bericht sorgte, den sie an Gaal erstatten mußten. Das verband sie mit ihm.

Ihre Besorgnisse vor dem Empfang bei der Heimkehr erwiesen sich als nicht übertrieben. Man hatte sie schon von weitem kommen sehen, und Gaal stellte sich ihnen breit und schwer und mit wildem Blick in den Weg. Hinter ihm stand der Unterführer. Sie waren noch gar nicht an ihn heran, da schrie Gaal schon: „Wo ist euer Anführer? Wo sind die anderen?“

Sie marschierten näher, bis sie vor ihm standen, schmutzig und müde, die Blicke gesenkt. Abimelech trat vor, hob den Kopf und erstattete seinen Bericht. Seine Stimme war fest. Er sparte nicht mit Lob für seine Kameraden.

Gaals Miene entspannte sich nicht. Er war wütend. Die Aktion schien ein einziger Mißerfolg. „Und was haben die Philister gewollt?“ dröhnte er. „Kann mir das einer von euch sagen, he?“

Die Männer sahen zu Boden, außer Abimelech. Er blickte seinen Hauptmann furchtlos an und sagte: „Spione waren es. Sie haben den Alten, der uns den Weg wies, schon auf ihrem Hinmarsch bedroht und ausgefragt, wie weit es bis zu den Dörfern von Dor sei und ob hinter dem Wald Soldaten stünden und ob manchmal Dors Streitkräfte das Wald- und Sumpfland durchstreiften.“

Die Krieger senkten die Köpfe noch tiefer. Gaals Miene aber erhellte sich ein wenig. „Warum hast du das nicht gleich gesagt? Denkst du, ich habe euch geschickt, damit ihr mit leeren Händen zurückkommt?“

Abimelech deutete den Vorwurf im ursprünglichen Wortsinn und ließ rasch die erbeuteten Schwerter zeigen. Jetzt leuchteten Gaals Augen auf. Er nahm eine der Waffen in die Hand und probierte einige Hiebe durch die Luft. Dann wandte er sich an den Unterführer: „Laß sie ins Verzeichnis eintragen und bewahre sie gut auf, bis ich sie haben will!“ Und Abimelechs Trupp entließ er: „Wascht euch jetzt und laßt euch zu essen geben! Und ruht euch aus!“ Nun hoben sich die gesenkten Köpfe.

Noch am selben Tag prägte einer aus der Zehnerschaft den Beinamen, der fortan an Abimelech haftete, solange er in Dor diente: der Listige.

Nach fünf Tagen kehrten jene Männer heim, die den Fiebernden hinweggebracht hatten. Die Hirten hatten ihn gepflegt, mit Kräutern, Salben und Beschwörungen, aber er war trotzdem gestorben. Sie hatten ihn neben ihrem Lagerplatz, wo schon das Grab eines der ihren war, bestattet.

Zwei Tage später ließ Gaal die Zehnerschaft antreten. Er sprach den sechs Kriegern, die die Philister erschlagen hatten, einen Verweis aus, weil sie die vier nicht gefangen und verhört hatten. Dann lobte er die drei Krieger, die sich um ihren kranken Anführer bemüht hatten. Schließlich würdigte er Abimelechs Verdienst um die Weiterführung des Streifzugs und den Abschluß der Aktion, wenn auch nur mit halbem Erfolg, und ernannte ihn zum Anführer der Zehnerschaft. Seine Kameraden stimmten ihr Kriegsgeschrei an. Sie bewunderten Abimelech wegen seines Draufgängertums, seines Spürsinns, seiner Listen. Aber ein wenig graute es ihnen auch vor ihm. Es hätte nicht viel gefehlt, und statt den Listigen hätten sie ihn den Totschläger genannt.

Die Lüge Abimelechs von der Spionage der Philisterstreifschar brachte beinahe die große Politik in Dor durcheinander. Die Hochzeit des Fürstensohnes mit einer Tochter des Philisterfürsten von Aschkelon stand nämlich bevor. Die Streifschar, die an der Grenze des Gebietes von Dor aufgetaucht war, stellte sie nun in Frage. Denn in Dor wollte man zuvor Gewißheit darüber, daß die Eindringlinge nicht im Auftrag eines der Philisterfürsten unterwegs gewesen waren, sondern, wie man sich gern beruhigt hätte, auf eigene Faust.

So gingen erneut Gesandtschaften zwischen Dor und Aschkelon hin und her, per Schiff, wie es üblich war, und im Herbst stand dann endlich der Einholung der Braut nach Dor nichts mehr im Wege. Aschkelon und die anderen Philisterstädte hatten beteuert, daß sie keinerlei Aktion über Afek hinaus, das in der Mitte der Küstenebene lag, durchgeführt hatten. „Sie sitzen also schon in Afek“, stellte der Fürst von Dor in der Beratung mit seinen Würdenträgern fest. Die letzte Nachricht von dort hatte gelautet, daß die Philister zwar ihre Verbindungen nach Norden ausbauten, aber die Macht des Königs von Afek ungebrochen sei. Vielleicht war die Nennung Afeks in der Botschaft aus Aschkelon nur Prahlerei. „Trotzdem wird es hohe Zeit für diese Heirat“, schätzte der Fürst ein. „Sie schützt unsere Grenze gegen die Philister sicherer, als es die Sümpfe des Scharon tun.“

Die Braut weigerte sich, mit dem Schiff zu reisen. Ihr schwacher Magen drehte sich schon um, wenn sie nur an die Seereise dachte. Es blieb nichts anderes übrig, als einen geräumigen Transportwagen zu bauen, wie sie die Philister auf ihrer großen Wanderung in ihre neue Heimat benutzt hatten. Während in Aschkelon die Reisevorbereitungen in vollem Gang waren, setzte sich in Dor das Geleit für die Prinzessin in Marsch. An der Spitze ritt einer der Großen von Dor auf einem weißen Maultier, umgeben von seinem Gefolge. Hinter dieser eigentlichen Gesandtschaft marschierten zwei Zehnerschaften der Tjeker-Elitetruppen und die Hundertschaft Gaals in voller Ausrüstung. Mit Akko herrschte zur Zeit Frieden, und deshalb hatte man die nördlichste Truppeneinheit abgezogen und zur Ehrenbegleitung für die Braut bestimmt.

So gelangte Abimelech in die südliche Küstenebene, von deren Reichtum und Fruchtbarkeit die Leute Wunderdinge berichteten. Und in der Tat – Abimelech war von seinen Eindrücken überwältigt. Schon die Ebene um Dor bot vielen Menschen Nahrung, verglichen mit der Besiedlung im eher kargen Bergland. Aber als sie sich Afek näherten, lagen die Dörfer so dicht beieinander, daß deren Feldfluren und Gärten fast aneinandergrenzten und kaum unbebautes Land zu erblicken war. Jetzt im Herbst wehte zwar der Wind dürres Distelgestrüpp über die kahlen Äcker, aber die Fülle der Weingärten in ihrer gelbgrünen Üppigkeit, der dunklen Olivenhaine und der künstlich bewässerten Gemüsegärten, überhaupt der Wasserreichtum zu dieser Jahreszeit machten das Land für Abimelech zum Paradiesgarten.

In Afek ließen es sich die Soldaten zwei Tage lang wohl sein, während der Botschafter des Fürsten von Dor mit dem König der Stadt Neuigkeiten austauschte. Sie sahen Philistersoldaten, aber daneben auch einheimische Truppen, und beide schienen sich gut zu vertragen. Vor dem Abmarsch teilte ihnen Gaal mit, daß der König von Geser wie den Philistern so auch ihnen den Durchmarsch durch sein Gebiet verweigerte. Aber das machte ihnen nichts aus. Statt die Straße am Fuße des Hügellandes zu nehmen, zogen sie hinüber nach Jafo und von da am Meer entlang.

Überall war das Land dicht besiedelt. Wie saftig und frisch mußte es sich erst im Frühling den Blicken darbieten! überlegte Abimelech. Und welche Schätze an Gold und Silber mochten die Städte in ihren Mauern horten! Je weiter sie nach Süden kamen, um so zahlreicher begegneten ihnen Philistersoldaten zu Fuß und im Streitwagen, und Abimelech gewöhnte sich an ihren Anblick, an ihre glattrasierten Gesichter und ihre Kopfbünde mit den Federn, die er ja schon von den Tjekern her kannte. Es war gar nicht recht zu spüren, wo das eigentliche Philisterland begann. Abimelech hatte den Eindruck, ein riesiges Militärlager zu durchziehen. So war es in Dor nicht. Und er verstand den König von Geser, der sich mutig dem Druck dieser Militärmacht widersetzte. Geser, die Stadt, die mit Labaja gegen die Ägypter gekämpft hatte! Er war auf ihrer Seite. Die Philister jedoch betrachtete er trotz ihrer Höflichkeit und Freundlichkeit, sobald sie vom Auftrag der Hundertschaft hörten, als seine Feinde.

Gaals Einheit lagerte über eine Woche vor Aschkelon, gut verpflegt und in ausreichendem Maß auch mit willigen Mädchen versorgt. Hier ließ es sich leben. Die Soldaten wünschten, daß sich die Abreise weiter verzögern möchte. Auch Abimelech fühlte sich wohl. Und er träumte vom Wiederkommen. Nicht als kleiner Zehnerschaftsführer in diplomatischem Spaziergang, sondern an der Spitze eines Heeres als Eroberer. Wie der Sturm würde er über das Land kommen, und all dessen Reichtum wäre sein. Später beschimpfte er sich wegen dieser Phantasien. Labaja hatte das Mögliche gewollt und erreicht, nicht das Unmögliche.

Endlich konnte die Rückreise erfolgen. Eines Morgens erschien der Wagen der Prinzessin vor dem Stadttor. Er hatte einen dachartigen Aufbau, mit hellen Stoffbahnen überzogen, und darunter saß die Braut mit ihren Dienerinnen wie in einem Zelt. Sechs Stiere zogen das Gefährt. Die Hundertschaft aus Dor stand angetreten, und auf ein Zeichen Gaals schüttelten die Männer ihre Lanzen und stimmten ihr Kriegsgeschrei an, um die hohe Dame zu begrüßen. Die zeigte ihr Gesicht in einem Spalt des Baldachins, lächelte huldvoll und winkte, und schon war sie wieder verschwunden.

Unterwegs erblickte Abimelech sie nur noch von weitem, wenn sie bei der Rast ihr Gefährt verließ. Aber das war ihm gleichgültig. Er fand sie mit ihrer spitzen Nase und dem eckigen Kinn wenig anziehend.

Bis Afek marschierte eine Hundertschaft der Philister an der Spitze des Zuges. Es schien fast, als ob der König von Afek bereits ein philistäischer Gefolgsmann war. Einen längeren Aufenthalt gab es nicht mehr.

Abimelech war froh, als er wieder in Dor war. Er hatte zwar viel gesehen und wußte nun, daß sich das Lebenszentrum der Länder zwischen Meer und Jordan weder in der Binnenebene zwischen Karmel und Tabor noch an der nördlichen Meeresküste in Dor oder Akko befand, sondern im Gebiet der Philisterstädte tief im Süden an der Grenze zur Wüste, auf deren anderer Seite das Wunderland Ägypten begann. Aber Unternehmungen wie diese boten so gut wie keine Möglichkeit, die eigene Tüchtigkeit zu beweisen. Ein Kriegszug wäre ihm deshalb eigentlich lieber gewesen, trotz des süßen Lebens vor den Mauern von Aschkelon.

Er feierte mit seinen Kameraden das Herbstfest, und als er wieder nüchtern war, holte er sein Hölzchen hervor und schnitt eine neue Kerbe hinein. Die neunzehnte. Wie alt mochte Labaja gewesen sein, als er sich anschickte, die Macht in Sichem zu ergreifen? Wer war er überhaupt vor seiner Königsherrschaft gewesen? Und wie war er König geworden? Hatte er seinen Vorgänger getötet? Oder vertrieben? Abimelech nahm sich vor, Gaal irgendwann danach zu fragen.

Labaja geisterte ständig durch seine Gedanken. Warum nur ließ ihn die alte Geschichte nicht los? Er sann darüber nach und begriff, daß es wohl zweierlei Geschichten gab. Solche, die sich in der Erinnerung ablagerten wie der Sand, den es in die Zisterne wehte und der an ihrem Grund liegenblieb, und solche, die eher dem Wasser glichen, das man täglich aus ihr schöpfte. An jene erinnerte man sich ab und zu, mit diesen jedoch lebte man. Die Taten Labajas waren eine Geschichte der zweiten Art. Seit Abimelech von Labaja wußte, setzte er unwillkürlich alles, was er erlebte, in irgendeine Beziehung zu seinem Helden. Labaja wurde ihm zum Maßstab seines Denkens und Tuns. Vor den erschlagenen Philistern hatte er einen durchaus richtigen Gedanken gehabt, meinte er. Das Streben nach Herrschaft und Eroberung – das war es, was Labaja von den Helden der anderen alten Geschichten unterschied, von Josua und Barak zum Beispiel. Auch von Gaal, diesem späten Nachfahren von Waffengefährten Labajas. Der Wille zur Macht – das war das Geheimnis Labajas.

13

Im Bergland ging das Leben seinen eigenen Gang. Die schrittweise Ausdehnung der Philisterherrschaft bis in die mittlere Küstenebene hinein, die Streitereien zwischen Dor und Akko, das Ringen Gesers und Afeks um Selbstbehauptung, der Argwohn Megiddos angesichts der Bewegungen im Küstenland, das alles interessierte die Herren von Sichem nur mäßig, das Volk von Sichem und die Abiesriten aber so gut wie gar nicht. Das alles war weit weg, und man hatte eigene Sorgen. Das Denken der Landleute kreiste vor allem um den rechtzeitigen und reichlichen Regen, um Sonne und Wind, um den Wechsel des Mondes, um Saat und Ernte, um die Fruchtbarkeit von Acker und Vieh. Darin unterschieden sich die Bauern in den Dörfern der Abiesriten und in denen Sichems in keiner Weise. Während aber den sichemitischen Bauern die Abiesriten gleichgültig waren, beobachteten die Abiesriten die Grenzen zum Land Sichems mit wachsamen Augen. Und die herrschenden Familien Sichems taten in der Gegenrichtung das gleiche. Über die unsichtbare Mauer zwischen Abieser und Sichem hinweg belauerten sich die Herren der Stadt und Elischama und seine Anhänger haßerfüllt. Jede Seite war vor der anderen auf der Hut und versuchte ihr nach Kräften zu schaden. Aber das Wagnis eines Krieges scheuten beide.

Elischamas Hochgefühl, als er die Straßenwache durchgesetzt hatte, verflog allmählich. Unzufriedenheit ergriff ihn wieder. Es geschah nichts mehr zwischen Ofra und Sichem, woran er seine Ziele festmachen konnte. Die Lage war gespannt, aber ruhig. Der Wachdienst an der Straße wurde mehr aus Gewohnheit als aus Wachsamkeit durchgeführt. Bei Kontrollen hatte er festgestellt, daß die Wächter mitunter schliefen. Und einer hatte sogar einmal seinen Posten verlassen und war zu seinem Mädchen gegangen. Die Unabhängigkeit von den Sichemer Handwerkern, die Überzeugung der Mitbürger von der Feindschaft Sichems, die Errichtung der Straßenkontrolle, das Wachstum seines Einflusses, das alles war ihm wie ein sprudelnder Bach lebendigen Wassers gewesen, aber nun schien der versiegt, und die Lage war eher mit dem reglosen, dumpfen Wasser der Zisterne vergleichbar. Wie sollte es nun weitergehen? Er wollte den Mauerbau um Ofra. Und er wollte in den Dörfern Sichems die Auflehnung gegen den Rat. Aber dazu waren Anlässe nötig. Ofra wachrütteln, Sichem reizen, das ging nicht, ohne daß etwas geschah. Ihm fiel nichts ein, was man veranlassen konnte. Es hieß abwarten. Aber das Warten zermürbte ihn.

Er versuchte, seine Mitbürger behutsam und geduldig für den Mauerbau zu gewinnen. Denn für ein so gewaltiges und langwährendes Vorhaben bedurfte es der tatkräftigen Mitwirkung aller

Bewohner Ofras. Durch hingeworfene Bemerkungen und vorsichtige Andeutungen tastete er die Meinungen dazu ab. Das Ergebnis war wenig ermutigend. Manche reagierten wie auf einen Scherz, andere sahen den Mauerbau zwar als wünschenswert, aber völlig undurchführbar an. Für viele schien Ofra keineswegs stärker bedroht als früher, und da hatte es ja auch keine Mauer gegeben. Elischama fand keinen Verbündeten, auch nicht unter jenen, die ihn in der Auseinandersetzung mit Sichem in dem Vergewaltigungsstreit unterstützt hatten. Im Gegenteil. Viele seiner Parteigänger überschätzten die Kraft Ofras und hielten Sichem für schwächer, als es war. Sie meinten, wenn Sichem Ofra überfallen wollte, dann hätte es das längst getan. Für einen Angriff auf sichemitische Männer wären sie zu begeistern gewesen, aber nicht für den Bau einer Mauer. Hinter Mauern hockten die Mutlosen.

Elischama wußte, daß von Sichem keine akute Bedrohung ausging. Er wollte ja die Mauer in erster Linie auch gar nicht als Befestigungsanlage, sondern als Geltungsbau. Wenn Ofra ein zweites Sichem werden sollte, brauchte es Mauer und Tor. Sonst blieb es ein Dorf unter Dörfern. Wer würde es ernst nehmen? Natürlich konnte die Mauer auch nützen, falls es Sichem doch einmal wagen würde, gegen Ofra und die Abiesriten vorzugehen. Er erkannte, daß seine Mitbürger nur zu gewinnen waren, wenn er ihnen einreden konnte, daß Sichem einen Überfall auf Ofra plante.

Als die Wolken den ersten Regen ankündigten, schickte der Zufall drei Männer an Ofra vorüber, die nach Sichem wollten, um dort ihre Dienste anzubieten. Die Wachtposten überredeten sie, eine Rast einzulegen, und benachrichtigten Elischama. Der knüpfte rasch einige Handvoll getrocknete Weinbeeren in ein Tuch und nahm einen Krug voll Wasser. Dann eilte er hinunter zu den Wanderern und setzte sich zu ihnen. Er sei der Sprecher Ofras, stellte er sich vor, und es sei Sitte, mit den Vorüberziehenden ein wenig zu plaudern, um zu erfahren, was es Neues in der Nachbarschaft gebe.

Die Männer verstanden das und erzählten bereitwillig, daß sie von Dotan her kämen und sehen wollten, ob es in Sichem nicht etwas für sie zu tun gebe. Elischama ließ den Blick über ihre abgerissene Kleidung und ihre verfilzten Köpfe gleiten und hielt sie für Leute, die eher mit Diebstahl als mit ehrlicher Arbeit ihren Unterhalt bestritten und den ganzen Sommer über in der Wildnis genächtigt hatten. Er fragte sie rundheraus, ob sie auch Waffendienst leisten würden, denn er habe gehört, daß Sichem seine Streitmacht auffüllen wolle. Die Landstreicher bejahten eifrig, aber er glaubte ihnen kein Wort. Doch das war nicht wichtig. Wichtig war, daß er die unverhoffte Begegnung für sein Ziel nutzen konnte. Eine Maßnahme Sichems, die allen sichtbar war, wäre ihm zwar lieber gewesen, aber darauf zu warten war völlig ungewiß.

Er setzte sich noch am selben Abend mit den anderen Familienhäuptern in seinem Haus zusammen, denn im Freien war es bereits zu kühl. Er berichtete von den drei Wanderern, die nach Sichem gegangen waren. „Sie wollen dort Waffendienste annehmen“, erklärte er. „Denn sie haben gehört, daß Sichem seine Streitmacht vergrößert und Krieger anwirbt. Und der es ihnen sagte, war selber ein Sichemit. Er war unterwegs, um überall den Entschluß Sichems bekanntzumachen. Wißt ihr, was das heißt?“ Er blickte beschwörend in die Runde.

Es herrschte allgemeine Betroffenheit. Einer vergewisserte sich: „Und sie haben wirklich von einer Vergrößerung der Truppe gesprochen, nicht bloß vom Ersatz der Abgänge?“

„Von Vergrößerung“, bestätigte Elischama.

Einer seiner Anhänger warf ein: „Vielleicht haben die Sichemiten Sorgen mit der Einziehung ihrer Steuern?“

Elischama paßte die Bemerkung nicht zu seiner Absicht. Zum Glück ging keiner der anderen darauf ein. Gareb, sein alter Widersacher, sah ihn mißtrauisch an, aber auch er sagte nichts.

Da nahm Elischama wieder das Wort. „Es ist ganz klar, was die Machthaber von Sichem wollen: zuerst ihre Streitmacht vergrößern und in ein oder zwei Jahren uns dann überfallen. Sie glauben natürlich, daß wir von ihrer Heimtücke nichts ahnen. Sie denken, daß wir sorglos sind und schlafen, weil sie uns eine Weile lang in Ruhe gelassen haben. Aber seht euch gegenseitig an! Sind wir etwa sorglos? Erkennen wir etwa nicht, was wir jetzt tun müssen? Wir brauchen einen starken Schutz für unsere Frauen und Kinder, für unsere Häuser, für unsere Vorräte! Wir brauchen eine Mauer um Ofra! Nur das wird den Sinn der Sichemiten ändern. Die Menge der Abiesriten fürchten sie offenbar nicht mehr. Aber ein fester Wall um unser Ofra wird sie abschrecken. Erst dann werden sie begreifen, daß sie uns nicht besiegen können.“

Jetzt war es heraus, was er mit der Versammlung bezweckte. Nun konnte Gareb nicht länger schweigen. Seiner Meinung nach hatte der Haß Elischamas Verstand getrübt. „Seit ich ein Kind war“, wandte der sonst so Bedächtige erregt ein, „weiß Sichem um seine Schwäche uns gegenüber. Kürzlich haben wir es mehrfach gereizt. Es hat uns gedroht, nun gut, aber angegriffen hat es uns nicht. Und das wird es auch künftig nicht tun, wenn wir unseren Übermut nicht zu weit treiben. Wir brauchen keine Mauer! Aber gesetzt den Fall, die Sichemiten wollen uns tatsächlich treffen. Was wäre wirkungsvoller, als nachts unsere reifende Saat zu zerstören? Würde eine Mauer um unsere Wohnhäuser sie davon abhalten können? Denkt darüber nach, und ihr werdet wissen, was ihr Elischama antworten solltet!“

„Er hat recht!“ ref einer, und mehrere nickten. Der Onkel des vergewaltigten Mädchens wischte den Ruf jedoch mit einer Handbewegung hinweg. „Ich bin für die Mauer! Damit keiner zu uns kommt, der bei uns nichts verloren hat.“

„Aber das Mädchen wurde doch draußen auf freiem Feld vergewaltigt!“ warf einer der Gegner des Mauerbaus ein. Ein dünnes Gelächter erhob sich.

Ein anderer rief die Lacher zur Ordnung. „Die Sache ist ernst! Ich denke, hinter einer Mauer würden wir sicherer leben als heute. Aber wie sollen wir einen solchen Bau zustande bringen? Wir können zwar Häuser bauen, aber eine Stadtmauer? Überlegt euch das! Die Mauer um Sichem wurde vor Hunderten von Jahren gebaut. Heute wird sie nur hin und wieder ausgebessert. Durch Leute, die etwas davon verstehen. Wir aber verstehen nichts vom Mauerbau. Wir sind Ackerbauer, keine Mauerbauer!“

Auch diese Meinung wurde benickt. Elischama war wütend. Er rief: „Wollt ihr ruhig zusehen, wie die Sichemiten Kriegsleute anwerben? Wollt ihr tatenlos warten, bis ihre Soldaten nach Ofra marschieren?“

„Warum ziehen wir nicht zuvor gegen sie?“ Das rief einer, der Elischama bisher unterstützt hatte. „Ehe sie unsere Saat zertrampeln, könnten wir ihre verbrennen! Sollen sie doch hinter ihrer Mauer verhungern!“

„Und wir hätten alle Bauern Sichems gegen uns“, erwiderte Elischama. Er zwang sich zur Ruhe. Er durfte nicht auch noch seine Anhänger gegen sich aufbringen. „Wir wollen doch aber“, fuhr er fort, „daß sie mit uns sind, gegen die Häupter Sichems.“ Es war das erstemal, daß er seine Idee vom Abfall der sichemitischen Dörfer andeutete. Aber jetzt ging es erst einmal um die Mauer. Er setzte deshalb hinzu: „Die Dörfer Sichems sollen sehen, daß fortan die Abiesriten im Land bestimmen, daß es mit der Macht Sichems vorbei ist. Und deshalb brauchen wir unsere Mauer.“ Er korrigierte: „Auch deshalb.“

Für Gareb war klar: Wenn Elischama so weitermachte, würde es irgendwann zu einem grausamen Krieg im Lande kommen. Und über die Abiesriten würden Not und Elend hereinbrechen, auch wenn sie siegten. Er sprang auf und rief mit beschwörender Stimme: „Hört mich, ihr Männer von Ofra! Wenn es mit der Macht Sichems vorbei ist, wie Elischama sagt, wozu dann seine dauernde Hetze gegen die Stadt? Warum sorgen wir uns nicht noch gründlicher um unsere Äcker und Gärten statt um die Bedrohungen, die sich Elischama ständig neu ausdenkt? Unsere lebendige Arbeit macht uns groß und stark und nicht das sinnlose Aufeinandertürmen toter Steine! Zwischen Ofra und Sichem ist die verbindende Rede versiegt, und es herrscht das Schweigen des Grabes – durch Elischamas Schuld. Schon das ist schlimm. Soll es noch schlimmer kommen? Wollen wir, daß nicht mehr die Menschen, sondern die Schwerter sprechen? Seht ihr nicht, daß Elischama drauf und dran ist, uns alle ins Verderben zu führen?“

Er setzte sich schwer atmend wieder hin. Die Männer schauten ihn noch immer erschrocken an. Solche Worte gegen einen der ihren waren in Ofra noch nie gesprochen worden. Aber nun sprang der so hart Beschuldigte auf und schien sich auf Gareb stürzen zu wollen. „Wenn ich nicht der Jüngere wäre“, schäumte er, „ich würde dir deine Beleidigungen hier und jetzt vor aller Augen heimzahlen! Auch wenn du in meinem Haus bist und ich das Gastrecht achte. Dein Blick ist getrübt, deine Ohren sind taub, dein Sinn ist verwirrt. Jammerst wie ein altes Weib, anstatt deine Mitbürger aufzurichten und ihnen Mut zu machen, unseren Feinden zu widerstehen.“ Er blickte über die Männer hin, von denen abhing, ob sein Entwurf des künftigen Ofra Wirklichkeit werden würde.

Die meisten Gesichter verrieten ernste Besorgnis und tiefe Betroffenheit. Einige begriffen, daß es eigentlich gar nicht um den Mauerbau ging. Es ging um das Verhältnis Ofras zu Sichem, dem Überbleibsel der alten Zeit in einem Lande, das sich gewandelt hatte. Und es ging um die Rivalität von Elischama und Gareb.

Elischama erschauerte. Mit diesen hier sollte er das zweite Sichem erbauen? Die ihn und Gareb verständnislos anstarrten, als wären sie vom Wein betäubt und könnten nicht mehr unterscheiden, was richtig und falsch ist? Es hatte keinen Zweck mehr weiterzustreiten. „Und wenn nur ich und meine Brüder und meine Knechte die Mauer bauen müssen – sie wird gebaut!“ beendete er trotzig seine Rede. „Aber wir werden dabei bestimmt nicht lange allein bleiben. Ihr werdet schon noch zur Besinnung kommen! Das ist gewiß!“

„Übernimm dich nicht, du Steineschlepper!“ höhnte Gareb. „Natürlich werden wir uns besinnen – gegen deine Mauer! Das ist gewiß!“

Elischama schlief sehr schlecht in dieser Nacht. Er durchlebte im Halbschlaf die Beratung noch einmal, grotesk verzerrt, und erst jetzt fühlte er sich völlig niedergeschmettert. Später lag er lange hellwach und war erleichtert, daß die Traumphantasien ihn verlassen hatten. Aber den anstürmenden Gedanken sah er sich hilflos ausgeliefert. War das Hin und Her der Meinungen nun seine Niederlage? Hatte Gareb mit seiner Anklage alle gegen ihn aufgehetzt? Warum fand er so wenig Zustimmung? Er wollte doch nur das Beste für Ofra und ganz Abieser! Hinweg mit Sichem, das nicht mehr in dieses Land gehörte! Wie sollte er ertragen, wenn Ofra seine Pläne verwarf und sich gegen ihn stellte? Doch dann faßte er wieder ein wenig Mut. Bisher hatte sich alles, was zu-

nächst schlecht für ihn aussah, zum Guten gewendet. So würde es auch diesmal sein. Es mußte so sein! Er würde mit seinem Beispiel die anderen letztendlich mitreißen. Mochte Gareb von weitem hämisch zuschauen – eines Tages würde sogar er mitmachen. Elischama war stärker als Gareb, das sollte sich erweisen. Ofra – das war Elischama! Das war sein Mut und nicht Garebs Feigheit!

Gegen Morgen schlief er sogar noch ein wenig, bis ihn das Knirschen der Mühlsteine weckte. Die Frauen bereiteten den neuen Tag vor.

Der herbstliche Frühregen kam zur rechten Zeit und in ausreichender Menge. Die Leute von Ofra bestellten ihre Felder und hofften auf ergiebige und sanfte Winterregenfälle, die die Saat kräftig zum Sprießen brachten und die Zisternen füllten. Aber dann kam das Wetter nicht wie erwartet, und als es doch noch verspätet regnete, war es zu wenig. Die Bauern blickten sorgenvoll zum Himmel, beteten zum Baal und machten sich mißmutig an den Rebenschnitt. Elischama fürchtete, daß der ausbleibende Regen seine Mitbürger noch störrischer gegen den Mauerbau machen würde. Wenn nur wenigstens die Spätregen im Frühjahr reichlich fielen!

Aber auch diese Hoffnung trog. Man mußte sich auf eine schlechte Ernte gefaßt machen. Elischama war wütend, und alle in seinem Haus außer Jimla fürchteten sich vor ihm. Jimla sagte: „Wenn wenig wächst, gehen Ernte und Drusch rascher. Es bleibt mehr Zeit für den Mauerbau."

Elischama knurrte: „Denkst du, die werden mit hungrigem Magen Steine schleppen?"

Es hatte keinen Zweck mehr, noch länger auf Regen zu warten. Eines Tages verkündete Elischama im Dorf, am nächsten Tag würde er rund um Ofra die Mauerspur ziehen. Er hatte längst im Kopf, wo entlang die Mauer verlaufen sollte. Schon kurz nach Sonnenaufgang spannten er und Jimla die Rinder an und zogen mit ihren Pflügen hangabwärts. Sie stellten sich nebeneinanderr auf und begannen rund um den Hügel ihre doppelte Pflugspur zu ziehen. Als sie wieder am Ausgangspunkt ankamen, setzten sie ihre Pflüge neben den eben gezogenen Spuren an und zogen erneut ihre Runde, und das taten sie solange, bis ihnen das Mauerbett breit genug erschien. Mit der gewaltigen Mauer von Sichem würde sich das Bauwerk zwar nicht messen können, das wußte auch Elischama, aber dafür würde es noch stehen, so glaubte er, wenn Sichems Mauer verfiel.

Die Leute von Ofra sahen, wie sich die Brüder abrackerten, und mußten sich nun entscheiden: für oder gegen die Mauer. Das hatte es noch nie gegeben, daß die Auffassungen zu einer Sache so unversöhnlich gegeneinanderstanden. Sie waren gewohnt, daß man sich nach langem Hin und Her einigte. Aber wie sollte das hierbei möglich sein?

„Morgen ebnen wir das Mauerbett, aber wir können das nicht allein", sagte Elischama zu den Neugierigen, die ihn und Jimla umstanden.

Tatsächlich fanden sich am nächsten Tag zwei Dutzend Männer mit Hacken und Schaufeln ein und machten sich gemeinsam mit den Jerubbaalsöhnen daran, das gelockerte Erdreich so zu planieren, daß ein gerades und ebenes Mauerbett entstand. Am Abend des zweiten Tages zog es sich schon um die Hälfte des Hügels herum, und man konnte sich einigermaßen vorstellen, welchen Anblick Ofra in einigen Jahren hinter seinem Mauerring bieten würde.

Auch Gareb besichtigte das Werk mit ein paar Gleichgesinnten. „Elischama ist verrückt", urteilte er. „Mit den wenigen Leuten wird er keine Mauer bauen." Er spuckte aus. Auch die anderen fragten sich, wer wohl die vielen Steine brechen sollte, die erforderlich waren, und wer sie zum Bauplatz bringen sollte.

An einer anderen Stelle der Mauertrasse stand Elischama mit seinen Getreuen. Auch hier ging es um den Fortgang der Arbeit. „Warum haben wir nicht mit dem Steinebrechen statt mit dem Mauerbett angefangen?" stellte einer die Tagesleistung in Frage. „Die Steine heranschaffen, das dauert doch! Indessen wuchern hier die Disteln."

„Nach dem bißchen Regen?" zweifelte einer.

„Die Männer von Ofra sollen täglich vor Augen haben, wie alles werden soll", erklärte Elischama. „Wenn wir zum Steinebrechen gehen, sehen sie nichts von unserer Arbeit. Nicht einmal von uns selbst. Redet mit ihnen! Schon morgen müssen wir hier mehr Leute sein!"

Am nächsten Tag waren es tatsächlich mehr. Elischamas Stimmung besserte sich. Er hatte ja immer gewußt, daß er die anderen mitreißen würde. Man mußte nur den Mut haben, einfach anzufangen.

Gegen Mittag frischte der Wind auf. Schwarze Wolken zogen rasch heran, und Donnergrollen ließ sich hören. Die Arbeitenden bekamen es mit der Angst zu tun. Einige nahmen ihr Gerät und machten sich auf und davon. Während die Mehrzahl noch zögerte, zuckte ein greller Blitz zur Erde, und es krachte, als ob der Hügel barst. Die Männer ließen ihr Werkzeug liegen und liefen in panischer Angst hinauf in ihre Häuser. Aber schon rauschte ein heftiger Regen vom Himmel, und alle waren völlig durchnäßt, ehe sie noch ein Dach über dem Kopf erreichten. Das Wasser stürzte so dicht herab, daß kaum von einem Haus zum anderen zu blicken war. Den meisten, die am Mauerbett gearbeitet hatten, und der Masse der Einwohner sowieso war klar, was das Gewitter bedeutete. Der Baal hatte mit seiner Donnerstimme kundgetan, was er vom Mauerbau hielt. Sie fürchteten sich und hofften, daß er seinen Zorn gleich jetzt ausgetobt hatte.

Elischama hockte sich in eine Ecke seines Hauses und beugte den Kopf kummervoll auf die Knie. Das war das Ende! Und soeben war er noch guter Dinge gewesen. Nun aber konnte er sein Vorhaben aufgeben. Wenigstens für dieses Jahr. Keiner würde mehr bereit sein, mit ihm und Jimla das große Werk anzupacken. Aber in einem dachte er anders als seine Mitbürger. War denn der Ortsgott wirklich gegen die Mauer? Je länger er darüber grübelte, um so weniger glaubte er das. Der Gott war immer mit ihm gewesen. Wie sollte er plötzlich gegen ihn sein? Hatte er den Regen nicht vielmehr gesandt, um den Ausfall der Winterregen wenigstens ein bißchen auszugleichen? War der ausgebliebene Regen vielleicht gar die Strafe für die Uneinigkeit in der Mauerfrage? Aber warum sandte der Gott, falls er die Strafe mildern wollte, einen Gewitterguß, der dem Acker wenig nutzte? Oder hatte den Sturzregen etwa der Gott von Sichem geschickt, um Ofra zu schaden? Doch diesen Gedanken verwarf Elischama gleich wieder. Das war unmöglich. Der Gott von Ofra war dem Gott von Sichem nicht untertan. Jeder der beiden Götter hatte Macht nur über sein Gebiet. Das stand für ihn fest. Wie konnte er daran nur für einen Moment zweifeln!

Nachdem sich das Wasser verlaufen hatte, schlich er hinaus und ging hinunter zur Trasse. Einige seiner Mitstreiter, auch Jimla, waren schon dabei, ihre Arbeitsgeräte unter dem Schlamm hervorzusuchen. Von dem Werk ihrer Hände war kaum noch etwas zu sehen. Der Wolkenbruch hatte alles überspült und zugedeckt. Elischama blickte düster über den Hang. Keiner der anderen sprach ihn an. Auch er hatte kein Bedürfnis nach einem Gespräch. Er war nicht einmal mehr zornig. Aber müde war er, unendlich müde.

14

Elischama wäre nicht Elischama gewesen, wenn er nun allen seinen kühnen Plänen entsagt hätte. Er quälte sich ab, um einen Weg aus seiner vernichtenden Niederlage zu finden. Er redete mit seinen Mitbürgern und gab ihnen recht, daß der Baal offenbar jetzt, da eine sehr schlechte Ernte bevorstand, den Mauerbau nicht wollte. Und er schlug vor, ein kleines Tempelhaus oben auf dem Kultplatz zu errichten, um den Gott zu versöhnen. Vielleicht ließ der dann die Ernte nicht gar so schlecht ausfallen, wie man befürchten mußte.

Er hatte in Jerubbaals Reisegepäck die kleine Ritzzeichnung des Gideonsohnes gefunden und sich zusammengereimt, daß sie den Tempel Gideons darstellte, denn er wußte ja, daß Jerubbaal auch für Ofra einen solchen hatte bauen wollen. In seinen Zukunftsplänen sollte das Gotteshaus ursprünglich den Höhepunkt und Abschluß aller Bauarbeiten bilden. Aber jetzt war er bereit, die Reihenfolge umzukehren. Hauptsache, es geschah überhaupt etwas. Und am Ende seiner Überlegungen war ihm der vorgezogene Tempelbau sogar mehr als eine Notlösung. Das Volk von Ofra konnte sich so leichter an die Arbeit für die Gemeinschaft gewöhnen.

Sein Plan ging auf. Für ihren Gott ein Haus zu bauen, dazu waren seine Mitbürger bereit. Nicht so sehr deshalb, weil sie ein solches Haus für notwendig hielten, sondern weil sie sich nach ihrer Spaltung in der Frage des Mauerbaus beweisen wollten, daß sie noch immer einheitlich und geschlossen zu handeln vermochten, wenn es um das gemeinsame Interesse ging. Das war ja die Stärke Ofras zur Zeit des Joasch gewesen, daß seine Bürger sich stets geeinigt und danach mit einer Stimme gesprochen hatten.

Alle Männer, die nicht dringende Arbeiten in ihrer Wirtschaft zu erledigen hatten, und die Heranwachsenden, soweit sie nicht im Haus oder beim Vieh oder beim Unkrautjäten gebraucht wurden, schleppten Steine aus der Feldflur hinauf auf den Hügel. Erfahrene Männer fügten sie dort auf dem Platz, den sie mit Elischama und Jimla ausgesucht hatten, passend zueinander und füllten die Zwischenräume zwischen den großen Steinen mit Geröll und Erde aus. So entstanden nach und nach die vier Umfassungsmauern des Häuschens. Immer wieder prüften die Steinsetzer mit Augenmaß, ob die Mauerfluchten auch einigermaßen gerade wurden. Die Steine für die Türöffnung meißelte Gareb zurecht, der sich darauf besonders gut verstand. Keiner sollte sagen, daß er bei einem Werk, das der Ortsgemeinde nützte, abseits stand.

Im Innenraum wurde wie bei Gideons Tempelhaus ein Podest aus Stampferde errichtet, und in die Mauer darüber kam eine Nische für das Gottesbild, das allerdings noch fehlte. Als schließlich nach zwei Wochen das Dach aus Balken, Zweiggeflecht und Erde auf den vier Wänden ruhte, war die Freude bei allen groß. Ein Opfermahl wurde veranstaltet, und Elischama lud den ganzen Sippenrat dazu ein. Der alte Ahischahar war allerdings nicht mehr dabei. Er war mittlerweile zu schwach, um noch zu reisen. Elischama war froh darüber. Mit ihm würde einer seiner Gegner aus dem Leben scheiden. Ein Freund Sichems.

Die meisten der Gäste lobten das Werk, und es war unverkennbar: Das Ansehen Ofras wurde durch den Tempel weiter gefestigt. Und einige der Sippenältesten machten das Angebot, daß sie sich an den Speise- und Trankopfern für den Baal von Ofra beteiligen wollten, die nun öfter gespendet werden sollten als nur zu den Festen und zu außerordentlichen Anlässen. Elischama und die anderen Familienhäupter hörten das gern, aber das Gespräch darüber machte auch deutlich,

daß man nun jemanden brauchte, der sich um die Gaben für den Gott und um sein Haus, überhaupt um den ganzen Kultplatz kümmerte. Elischama erinnerte sich, daß einer der jungen Männer beim Tempelbau mit besonders frommer Begeisterung gearbeitet hatte, der Sohn eines seiner Gesinnungsgenossen aus der alteingesessenen Bevölkerung. Er schlug ihn für das Amt des Kultdieners vor. Die anderen hatten nichts dagegen, denn ein Ehrenposten war es in ihren Augen nicht, eher vergleichbar mit dem Bronzegießer, dem Töpfer oder dem Zimmermann. Der junge Mann und sein Vater wurden geholt und gefragt, und beide sagten ja. So erhielt Ofras Tempel einen Priester.

Aber die vielfältigen Bitten um eine befriedigende Ernte erhörte der Gott nicht. Die Halme waren kurz, die Ähren klein, und die Leute von Ofra ließen die Köpfe hängen. Zwar schien es nicht so schlimm zu sein, daß ein Hungerjahr bevorstand, aber man würde sich einschränken müssen, und an Überschüsse war nicht zu denken. Und die Rinder und Esel würden wohl darben.

In einigen Dörfern Sichems war die Ernte noch schlechter. Dort hatte es im Frühling nicht einmal einen Gewitterguß wie in Ofra gegeben. Als im Spätsommer die Soldaten Sichems kamen, um die Abgaben an Gerste und Weizen einzutreiben, hörten sie nichts als Klagen und Jammern. Eines dieser Dörfer, am südwestlichen Rand des Gebietes von Sichem gelegen, nur knapp zwei Wegstunden von einem Dorf der Abiesriten entfernt, weigerte sich, angesichts der Mißernte überhaupt irgendeine Abgabe zu entrichten.

Nun hatte aber einer der Bauern eine Abiesritin aus dem Nachbardorf zur Frau. In Sichem wußte man gar nichts davon, man hätte sonst die Hochzeit verboten. Wenn sich abhängige und freie Bauern verschwägerten, konnte das der Macht Sichems über seine Dörfer schaden. Ganz etwas anderes war es, wenn Ehen zwischen den Vornehmen der Stadt und den führenden Familien Ofras geschlossen worden waren, wie zwischen Jerubbaal und der Schwester Heleds und Sabdiels – darunter litt die Herrschaft der Stadt über ihre Dörfer nicht. Der Bauer, der mit der Abiesritin lebte, hatte seine Hütte am Rand des Dorfes, auf Sichem zu gelegen. Wenn die Soldaten wiederkehrten, wovon er überzeugt war, würde er als erster ihre Gewalttaten spüren. Er besprach sich mit den anderen und machte sich dann auf, um hinüber zu den Abiesriten zu gehen. Man hatte im Frühjahr im Westen Donnergrollen gehört, vielleicht war die Ernte jenseits der Buschwildnis besser ausgefallen, und die freien Nachbarn konnten etwas leihen, so daß sie selbst wenigstens die Hälfte der Abgabe entrichten konnten.

Die Abiesriten hörten sich die Klage des Mannes an und schimpften auf die Herren von Sichem, die ihren Untertanen das Letzte nahmen, um ihre eigenen, faulen Bäuche zu füllen. Sie hatten aber nichts, womit sie helfen konnten, denn auch ihre Ernte war schlecht gewesen. Deshalb verstanden sie die Furcht ihrer Nachbarn gut, und voller Empörung rieten sie, der Forderung Sichems ein zweites Mal zu widerstehen. Sie versprachen sogar Unterstützung. Sobald sich eine Abteilung Soldaten näherte, sollte ein Bote den Abiesriten Nachricht bringen. Sie würden dann kommen und den bedrohten Nachbarn beistehen.

Dann sandten sie einen Kurier, wie es für den Fall der Gefahr im Sippenrat ausgemacht war, zum Sprecher des nächsten abiesritischen Dorfes, damit sich die Kunde vom Zusammenstoß des sichemitischen Dorfes mit den Steuereintreibern Sichems und vom eigenen Hilfsangebot rasch von Dorf zu Dorf bis hin nach Ofra verbreitete. Als Elischama die Nachricht erhielt, ging ein Leuchten über sein Gesicht, und der Bote wunderte sich, wie sich einer über die Aussicht auf Krieg mit dem mauerumwehrten Sichem freuen konnte. Für Elischama jedoch stand fest: Das war das Zeichen, um das er den Gott gebeten hatte. Jetzt galt es, das erste Dorf aus Sichems Land herauszubrechen. Schade, daß Ofras Mauer noch nicht stand! Er umgürtete sich mit seinem Schwert, übergab die Gewalt über sein Haus Jimla, bestieg seinen flinkesten Esel und machte sich auf, um vor Ort die Auseinandersetzung zu lenken.

Die Bauern in dem widersetzlichen Dorf nahmen das Anerbieten ihrer abiesritischen Nachbarn mit Zurückhaltung und gar Bestürzung auf. Die Frauen begannen laut zu klagen. Sollte es nun zum gegenseitigen Totschlagen kommen? Die Männer beruhigten sie und entschieden sich, auf den Beistand der Abiesriten zu verzichten. Wenn ihnen die Soldaten das Korn tatsächlich wegnahmen, dann mußte eben gehungert werden. Es wäre nicht das erstemal.

Nach einigen Tagen tauchte wie erwartet das Soldatenkommando am Horizont auf. Ein Junge von zehn Jahren, der die Beratung über das Beistandsangebot aus dem Nachbardorf mitangehört hatte und den Verzicht darauf nicht verstand, rannte vor Angst los, um die angebotene Hilfe auf eigene Faust zu holen. Es waren drei Zehnerschaften, die das aufsässige Dorf befrieden sollten. Mehr als die halbe Streitmacht Sichems! Der Rat von Sichem wollte keinerlei Schwäche zeigen, damit nicht noch andere Dörfer das böse Beispiel nachahmten.

Zunächst blieben die Bewaffneten in einiger Entfernung. Der zweirädrige Karren, mit zwei Eseln bespannt, der das Steuergetreide aufnehmen sollte, war schon zur Hälfte beladen. Die Dörfler sahen es verwundert. War denn woanders die Ernte besser gewesen? Der Steuerbeamte begann zu verhandeln. Er hatte Order, es zunächst noch einmal im guten zu versuchen. Als ihn die Bauern hoffnungsvoll zum Sitzen einluden, ging er sogar darauf ein. Aber von der Forderung ließ

er nicht ab, so wort- und bilderreich ihm auch die Not des Dorfes geschildert wurde. Schließlich drohte er, mit Gewalt in die Häuser einzudringen. Die Bauern wußten nicht mehr weiter. Das Unglück mußte also seinen Lauf nehmen. Ihr Sprecher kündigte unter Tränen an, sie würden in einigen Wochen alle nach Sichem kommen, um dort vor den Augen der Herren der Stadt zu sterben. Die Frauen und Kinder standen im Hintergrund und jammerten laut.

Dem Beamten taten die Leute leid, aber er fürchtete seine Vorgesetzten. So gab er dem Anführer der Soldaten seufzend ein Zeichen, und der schickte seine Männer immer zu fünft in die nächstliegenden Häuser, mit Säcken und Körben, während er eine Zehnerschaft bei sich behielt, um die Bauern am Widerstand zu hindern. Die Soldaten taten ihr Werk gründlich. Sie wußten, wenn sie die Abgaben nicht eintrieben, so würden sie selbst Mangel zu leiden haben. Die Bauern sahen ihnen kraftlos zu. Seit Jahrhunderten waren ihre Vorfahren der Stadt Sichem steuerpflichtig gewesen, und sie selbst hatten von ihnen die Ohnmacht gegenüber Sichems Bewaffneten übernommen.

Plötzlich erhob sich über der Bodenwelle, die zum Buschwald überleitete, eine Staubwolke, und in ihr zogen die Abiesriten aus dem Nachbardorf heran. Die Bauern, die Soldaten, der Steuerbeamte, sie alle schauten ungläubig und erschrocken auf die Schar der Männer, die immer größer wurde und mit zornigen Gesichtern heranstampfte, in den Händen Dolche und Äxte, Hacken und Knüppel. Sogar Schwerter und Lanzen waren zu sehen. Elischama eilte ihnen voran. Auch einige andere Sippenälteste hatten sich angeschlossen.

Der Anführer der Soldaten rief seine Leute zu sich und befahl ihnen, die Waffen aufzunehmen. Aber er erkannte, daß er gegen die Heranmarschierenden im Ernstfall keine Aussicht auf Erfolg hatte. Dreißig gegen Hundert oder mehr, das wagte er nicht. Er ging den Angreifern entgegen, formte seine Hände zum Schalltrichter und rief: „Bleibt stehen! Wir wollen miteinander reden!“

Auf der Gegenseite rief Elischama der Menge hinter ihm zu: „Haltet an! Wartet hier! Laßt mich vortreten!“ Die Abiesriten blieben stehen. Elischama sagte: „Paßt auf, gleich werden sie abziehen!“ Er trat ein paar Schritte vor und schrie dem Anführer der Soldaten zu: „Komm näher, damit wir alle dich hören können!“ Er grinste seiner Truppe zu.

Der Anführer war froh, daß die Angreifer erst einmal anhielten, fürchtete aber, überrannt zu werden, wenn er jetzt seinen Rest an Stolz herauskehrte. Er ging also zu der Räuberhorde, wofür er sie hielt, und richtete das Wort an Elischama: „Hier gibt es für euch nichts zu holen. Die Leute hatten eine Mißernte. Von dem wenigen, was sie haben, entrichten sie ihre Steuer an die Herren von Sichem. Wir sind hier, um diese abzuholen. Stört uns also nicht! Falls doch, so ist euch die Rache Sichems sicher.“

Elischama entgegnete würdevoll: „Wofür hältst du uns, du Knecht Sichems? Wir sind ehrbare Söhne Abiesers und kommen, diese armen Leute hier vor euch zu beschützen. Gebt ihnen ihr Korn zurück und schert euch davon! Sag deinen Herren, du hast Elischama von Ofra gegenübergestanden! Dann wissen sie Bescheid.“

Der Sichemit riß die Augen auf. Dieser Langaufgeschossene hier mit dem Schwert war also Elischama. Er kannte seinen Namen und wußte, welch üble Rolle er Sichem gegenüber spielte. Wenn es so stand, blieb wohl nur der Rückzug. Tat er das nicht, würden er und seine Leute elend umkommen. Da ließ er sich lieber in Sichem für seinen Entschluß maßregeln.

Die Abiesriten sahen sein Zögern und glaubten, er wolle Widerstand leisten. Mehrere nahmen Elischamas Worte auf und riefen gleichfalls, er solle sich schleunigst davonmachen. Noch habe er freien Abzug. Anderenfalls würden sie ihn mit Gewalt davonjagen. Aber das geraubte Getreide habe er dazulassen.

Das Geschrei wurde lauter und drohender, und der Soldat kam gar nicht mehr zu Wort, um sich einen ehrenhaften Abgang zu verschaffen. Die Abiesriten drängten vorwärts, und er hatte Angst, von ihnen umstellt zu werden. So wandte er sich wortlos um und eilte zu seinen Leuten. Er befahl ihnen, das beschlagnahmte Korn schnell vom Karren zu werfen, und dem Steuerbeamten, der den Wortwechsel nicht mitangehört hatte, rief er zu, es seien Abiesriten, und sie seien zum Angriff entschlossen.

Elischama und seine Gefährten folgten dem Anführer und trieben die Soldaten zur Eile an. Der Sprecher des Abiesritendorfes und die Verwandten der Frau, die ins sichemitische Dorf geheiratet hatte, traten zu den Bauern, die mit freudigem Staunen sahen, wie sie das Geraubte zurückerhielten, und beglückwünschten sie zu ihrem erfolgreichen Widerstand. Die Bauern hatten nicht geglaubt, daß die Soldaten so rasch und ohne Gegenwehr abziehen würden, und waren nun doch froh, daß ihnen die Nachbarn zu Hilfe geeilt waren. Und falls die Sichemiten mit großer Macht wiederkamen – sie selbst hatten sich ja nicht gewehrt. Als Aufrührer konnte man sie nicht bestrafen.

Sie ließen es sich nicht nehmen, trotz der Notlage zwei Schafe zu schlachten und ihre Weinlager zu plündern, um die Befreier im Schatten einiger Ölbäume zu bewirten. Zwar wurde keiner satt vom Mahl, aber der gute Wille war sichtbar. Mit warmen Worten dankten sie ihren Nachbarn.

„Wir brauchten nicht länger bloße Nachbarn zu sein – wir könnten Brüder werden“, sagte Elischama laut, daß möglichst viele ihn hören sollten. Sowohl die Sichemiten als auch die Abiesriten

blickten ihn mit großen Augen an. Die Sichemiten verwundert, weil sie auch jetzt während der Auseinandersetzung mit dem Steuereintreiber nicht daran gedacht hatten, sich von Sichem loszusagen. Und die Abiesriten neugierig. War Elischama etwa drauf und dran, diesem Dorf das gleiche anzutragen wie sein Großvater einst den Alteinwohnern von Ofra? Sollten diese Bauern hier in den Verband der Abiesriten aufgenommen werden? Warum eigentlich nicht? Nur den anwesenden Sippenältesten gefiel Elischamas Vorstoß nicht. Sie hatten zwar keine Einwände gegen die Sache selbst, aber Elischama maßte sich eine Vollmacht an, die ihm nicht zustand. Erst wenn der Sippenrat einen solchen Vorschlag abgewogen hatte, durfte er ihn öffentlich aussprechen. Jetzt aber überrumpelte er alle mit seinem Alleingang. Sie wußten ja nicht, welche grundsätzliche Bedeutung der Abfall der sichemitischen Dörfer von der Stadt für Elischama hatte.

Aber es kam zu keiner Entscheidung. Nachdem Elischama seine Idee erklärt und versichert hatte, daß die Abiesriten das Dorf sowieso weiterhin beschützen würden, und nachdem der Vorschlag ausgiebig erörtert worden war, erbaten sich die Sichemiten Bedenkzeit. Zu schwerwiegend war die Entscheidung. Ein Ja würde von geradezu umstürzender Wirkung sein. Das sah allerdings auch Elischama so. Er dachte dabei weniger an das Dorf und die herkömmlichen Bande, die es mit der Stadt verknüpften, sondern mehr an Sichem selbst. Wenn dieses Dorf sich den Abiesriten anschloß, würde der erste Stein aus dem Herrschaftsgebäude der verhaßten Stadt herausbrechen. Wenn aber ein Stein fehlte, würden sich andere lockern.

Nachdem die Abiesriten in ihre eigene Ortschaft zurückgekehrt waren, nicht ohne die Zusage der Sichemiten, um Hilfe zu schreien, falls die Soldaten wiederkamen, verabredeten sich die anwesenden Sippenältesten, sofort mit den anderen zusammenzukommen, um die neue Lage in Ruhe zu besprechen. Sie trafen sich in einem Ort inmitten des Siedlungsgebietes. Elischama hatte verhindern können, daß der Treff im Heimatdorf des Joasch stattfand, denn dort lag Ahischahar auf dem Sterbebett, und es konnte sein, daß dessen Ruf nach Versöhnung mit Sichem noch immer nachwirkte.

Aber es zeigte sich, daß die Mehrheit der Ältesten das jetzige Verhältnis zu Sichem, das eigentlich gar keines mehr war, hinnahm oder sogar guthieß. Sie hielten die Abiesriten für so stark wie nie zuvor. In Ofra gab es jetzt eigene Handwerker, die Mühe hatten, allen Aufträgen in angemessener Zeit nachzukommen. Feindliche Absichten Sichems von der Paßstraße zwischen dem Ebal und dem Garizim her würde man durch die Bewachung dieser Straße rechtzeitig erfahren. Mit der Teilnahme am Kult des Baal von Ofra durch alle Siedlungen wuchs zweifellos das göttliche Heil. Was also hatten die Abiesriten noch mit Sichem zu schaffen? Dort war Herrschaft, hier war Freiheit. Dort drückte die Steuerpflicht, hier konnte jeder über den Ertrag seiner Arbeit selbst verfügen. So sahen sie ihre Lage. Deshalb fielen die Einwände gegen Elischamas Vorstoß, um das sichemitische Dorf zum Abfall von der Stadt zu bewegen, auch milde aus. Und den Gedanken an sich hielten die Ältesten nicht für abwegig. Zu irgendwelchem Druck auf das Dorf sahen sie jedoch keinen Anlaß. Wenn die Bauern von dort zu dem Vorschlag ja sagten, war es gut, sagten sie nein, war es auch gut.

Elischama scheute sich, seine strategische Absicht preiszugeben, Sichem in den wirtschaftlichen Ruin zu treiben. Er spürte, daß die anderen ihn nicht verstehen würden. Also konnte er nur hoffen, daß sich jenes Dorf für sein Angebot entschied. Aber da war ja noch das Mauerprojekt! Wenn er jetzt den Sippenrat dafür gewann, könnten sich die Anhänger Garebs in Ofra nicht so einfach querstellen. Falls allerdings die Ältesten abrieten, dann sprach sich das bald herum, und alles war endgültig verloren. Dann würde Ofra kein zweites Sichem werden. Selbst wenn alle Dörfer Sichems von diesem abfielen.

Trotzdem wagte er es, das Vorhaben darzulegen. Die Sippenältesten hörten sich seinen Vortrag an, zuerst mit Befremden, dann mit Verwunderung und schließlich mit Anteilnahme. Dieser Elischama überraschte ständig mit neuen Ideen! Wer hätte ihm das damals zugetraut, als sie mit ihm um Jerubbaal und Ela trauerten!

Sie sprachen lange über Elischamas Vorschlag. Sie begriffen, daß die Maueridee das überkommene Selbstverständnis der Abiesriten, wie es bis zur Zeit des Joasch gegolten hatte, grundsätzlich in Frage stellte. Nämlich das Bild von sich als bescheidenen Bauern, die in ihren schutzlosen Dörfern alles vermieden, was zu Auseinandersetzungen mit den mauerumwehrten Städten führen konnte. So waren Elischamas bisherige Nadelstiche gegen Sichem von der bestehenden Lage ausgegangen: Dort die Stadt mit ihrer Herrschaft über die abhängigen Dörfer und hier die freien Bauern, gleichberechtigt in ihren Siedlungen. Die Herrschenden mußten ihren Reichtum mit Mauern schützen. Aber die Freien, die keine Reichtümer aufhäuften und Angreifern im offenen Feld entgegentraten, die brauchten keine Mauer. Trotz der heraufbeschworenen Entfremdung und Feindschaft zwischen den Abiesriten und Sichem war es gelungen, den Frieden zu erhalten. Wollte Elischama das nun ändern? Stimmte es, daß Sichem seine Streitkräfte vergrößern wollte und Ofra bedrohte?

Die Ältesten hatten nie gehört, daß sich irgendwo irgendein Dorf mit einer Mauer umgeben hatte. Und wer sollte sie überhaupt bauen? Das bißchen freie Zeit, das Acker und Vieh, Haus und

Hof den Bauern ließen, brauchten sie, um sich von der Mühsal des Alltags auszuruhen. Und waren sie überhaupt in der Lage, ein solches Bauwerk zu errichten? Niedrige Mauern um Äcker und Gärten und natürlich Häuserwände, auch Zisternen und Keltern, das alles verstanden sie herzustellen. Aber eine Stadtmauer? Waren die Mauern um Sichem und um die anderen Städte im Lande nicht schon in uralter Zeit erbaut worden? Erzählten nicht manche sogar, sie seien das Werk von Riesen, die in der Vorzeit gelebt hatten? Die Idee vom Mauerbau um Ofra war so ungeheuerlich, daß sich keiner der Sippenältesten ihrer Anziehungskraft entziehen konnte.

Elischama hielt sich im Streitgespräch zurück. Als er vorhin das Wort ergriffen hatte, war er bereit gewesen, für seine Mauer zu kämpfen. Aber auch ihm wurde erst jetzt so richtig bewußt, daß seine Idee auf eine grundlegende Veränderung im Antlitz des Landes abzielte. Wenn sich Ofra und möglicherweise auch andere Dörfer mit Mauern umgaben, dann gab es gar keinen sichtbaren Unterschied mehr zwischen Freiheit und Knechtschaft. Angesichts der Mauer um Ofra würden alle Vorüberziehenden glauben, daß Ofra über die anderen Dörfer der Abiesriten Macht ausübte, wie Sichem über seine Dörfer. Aber er wollte doch ein zweites Sichem! Ofra sollte doch die Stelle Sichems einnehmen! Würde diese Mauer etwa gar tatsächlich die unantastbare Gleichheit der Abiesriten aufheben? Ihnen die heilige Freiheit nehmen? Bei diesem Gedanken schauderte ihn. Das wollte er nicht. Nie und nimmer! Er wollte Ofras Größe, Ofras Ruhm, Ofra als die Stadt, zu der alle Abiesriten hinblickten, auf die sich auch alle Untertanen Sichems, solange sie es noch waren, als auf ihre heimliche Schutzburg verließen. Ofra – die Stadt der Freien im Lande! So sollte es sein.

Aus seinen Gedanken heraus warf er in die Aussprache, daß die Mauer einzig und allein dem Schutz und der Verteidigung Ofras dienen solle. Die anderen sahen ihn verständnislos an. Auf einen anderen Zweck kamen sie gar nicht. Elischama verstummte. Er ahnte, daß sie nicht so weit dachten wie er. Aber er war ja auch der Erfinder der Maueridee. Es war besser, er behielt seine Gedanken für sich. Und die Erörterung lief ja auch nicht schlecht für ihn. Die meisten neigten dazu, dem Mauerbau trotz aller Einwände und Bedenken zuzustimmen. Ofra war nun einmal der Ort, der an einem der Hauptverkehrswege lag, die von Sichem ausgingen, und der insofern dem Zugriff der Stadt am ehesten ausgesetzt war. Und man mußte damit rechnen, daß die Herren von Sichem nach ihrer erneuten Niederlage in dem rebellischen Dorf nun gegen die Abiesriten etwas unternehmen würden.

Elischama erhielt die Zustimmung des Sippenrates für seinen Mauerbau. Die Sprecher der Dörfer wollten ihre Mitbürger sogar zur Mithilfe auffordern, und zum Herbstfest sollte darüber beraten werden.

Elischama jubelte innerlich. Das war weit mehr, als er erwartet hatte. Jetzt mußten alle seine Mitbürger mitmachen! Auch Gareb! In seiner Antwortrede hielt er sich jedoch zurück, sondern sprach mehr von der Last des gemeinsamen Vorhabens, die er sich nun aufbürdete. Von dem versuchten Beginn der Arbeiten auf eigene Faust, der Zerstörung der Trasse und dem Glauben der Mitbürger an ein Gottesurteil hatte er kein Wort erwähnt.

Er konnte nicht wissen, daß seine Mauer vielleicht rascher gebraucht würde, als sie zu bauen war. Denn die Ratsherren von Sichem waren dermaßen erbost über den erneuten Hieb, den er ihnen versetzt hatte, daß sie drauf und dran waren, sofort ihre halbe Hundertschaft Soldaten und die Bürger der Unterstadt gegen Ofra zu werfen und es im Handstreich zu verwüsten. Dann machte einer den Vorschlag, Gaal zurückzurufen und Krieger anzuwerben, um die Abiesriten insgesamt in einem großen Feldzug zu demütigen. Ein anderer riet, einen Mörder zu dingen und Elischama aus dem Weg zu räumen. Nachrai, der Besonnene, der die Dinge oft schärfer sah als seine Kollegen, hatte Mühe, die Leidenschaften zu dämpfen. Er war der Meinung, daß Gaal, noch dazu mit einem Heer unter seinem Kommando, eine größere Gefahr für die Macht des Rates darstellte als die Herausforderungen der Abiesriten, die auf ihn auch immer ein bißchen lächerlich wirkten. Elischamas Streiche waren ihm wie das lästige Brummen einer Schmeißfliege, die man verjagen konnte, so daß man für kurze Zeit Ruhe hatte. Wenn man sie erschlug, war bald die nächste da. Deshalb hielt er auch nichts davon, den Quälgeist Elischama umzubringen. Der hatte bekanntlich Brüder, und die waren vielleicht noch schlimmer als er. Und bisher kratzte Elischama mehr an der Ehre Sichems als an seiner Macht.

Nachrai machte den Vorschlag, einen freundlichen, redegewandten Mann in das widersetzliche Dorf zu senden, der den Bauern die Steuer für dieses Jahr erlassen und im übrigen ihre Treue gegenüber Sichem erneuern sollte. Wenn auf diese Weise der plumpe Versuch Elischamas, in den Machtbereich der Stadt einzugreifen, zunichte gemacht sei, könne man weitere Schritte erwägen.

Der Rat beauftragte Nachrai selbst, das abtrünnige Dorf zurückzugewinnen. Der machte sich unverzüglich auf die Reise. Von unterwegs schickte er zunächst einen Boten ins Dorf, um zu prüfen, ob er ohne Gefährdung von Leib und Leben seine Mission erfüllen konnte. Aber im Gegenteil, die Bauern fühlten sich ernst genommen und geehrt, daß einer der Herren von Sichem persönlich zu so geringen Leuten wie ihnen kam. Keiner konnte sich erinnern, daß so etwas je der Fall gewesen war. Nachrai sprach mit leiser Stimme und lachte gern, und den Kindern strich er über die Köpfe und scherzte mit ihnen. Anders als Elischama, dieser ungeglättete Klotz mit den fanatischen

Augen. Als die Bauern hörten, daß ihnen die Steuer in ihrer Notlage für dieses Jahr erlassen sei, dankten sie tiefbewegt ihrem Wohltäter. Es gab also doch noch Gerechtigkeit in Sichem!

Nachrai überzeugte sich, daß die Weigerung der Bauern ihnen gar nicht von den Abiesriten eingeflüstert worden war, wie er angenommen hatte, und daß Elischama mehr zufällig in den Konflikt hineingeraten war. Ein Maulheld, dieser Elischama, weiter nichts, urteilte er. Aber trotzdem gefährlich, wenn ihm Massen folgten.

Als Nachrai sein Maultier zur Heimreise bestieg, war geklärt, daß im nächsten Jahr die Bauern ihre Steuer erneut wie ihre Väter und Vorväter entrichten würden. Und sie waren obendrein froh, so glimpflich davongekommen zu sein. Nun war für sie die Welt wieder in Ordnung.

Für den Rat von Sichem jedoch war nichts mehr in Ordnung. Der Vorfall in dem abgelegenen Dorf hatte gezeigt, wie verwundbar seine Herrschaft war. Überall lauerten Feinde. Im fernen Dor wartete Gaal, der geächtete Staatsfeind, auf eine Gelegenheit, in Sichem die Macht zu ergreifen. Im Norden beobachtete man argwöhnisch den Joaschsohn Gideon, der jederzeit, wie man meinte, das Volk rund um den Tabor einigen und gegen eine der Städte führen konnte. Und wenn eine Stadt fiel, wurden auch alle anderen geschwächt, trotz ihrer Rivalitäten. Und dann eigentlich zuerst Ofra und die Abiesriten! Man fürchtete Elischama nicht wegen dem, was er tat, sondern wegen dem, was er tun konnte.

15

Abimelech bekam einen neuen Mann in seine Zehnerschaft. Er hieß Schelef und stammte ganz aus dem Süden des Berglandes, aus dem Land Juda. Zuvor hatte er bei den Philistern gedient, aber das war ihm zu nahe der Heimat gewesen. Abimelech und er entdeckten bald, daß sie ein ähnliches Schicksal verband. Auch Schelef war Waise und hatte seine Heimat verlassen müssen. Seinem Vater war Vieh gestohlen worden. Der Dieb stammte aus dem Nachbardorf. Als ihn der Vater zur Rede gestellt hatte, war es zum Streit gekommen, und der Dieb hatte den Vater im Zorn erschlagen. Daraufhin hatten Schelef und seine Brüder Hab und Gut der Obhut der Sippe anvertraut, waren nachts in das Haus des Totschlägers eingedrungen und hatten alles, was männlich war, umgebracht. Seine Brüder waren in die Wüste geflohen, er aber war zu den Philistern gegangen, weil er sich zum Soldaten geboren fühlte. Dort hatten ihn jedoch die Bluträcher aufgespürt, und so war er nun hier und hoffte, seine Spur verwischt zu haben.

Für Abimelech war Schelef ein Mann nach seinem Geschmack – der gab sich nicht mit halben Sachen zufrieden. Der Judäer war ein paar Jahre älter als er, aber in Statur und Aussehen ähnelten sie sich seltsamerweise, so daß man sie für Brüder halten konnte. Und gleich ihm liebte der neue Freund die Wildnis und die Jagd. Nur in einem Punkt waren sie recht gegensätzlich: Schelef hielt nichts von Gedankenspielen und Träumereien. Die Taten Labajas, von denen ihm Abimelech an manchem Abend erzählte, beeindruckten ihn wenig. Und die Frage, ob die Philister sich eines Tages aufmachen würden, um das Bergland zu erobern, ließ ihn kalt. Er war ganz dem Praktischen zugewandt. Aber mit seinen Gedanken war Abimelech ja auch bisher allein gewesen, abgesehen von den zwei Gesprächen mit Gaal.

Und dann gab es noch einen Unterschied, der aber kaum ins Gewicht fiel. Schelef war ein Anhänger des Gottes Jahwe. Abimelech erinnerte sich, daß auch die Vorväter der Abiesriten einst diesen Gott verehrt hatten. Der Name des Großvaters, Joasch, war sogar noch ein Überbleibsel aus dieser fernen Zeit. Jahwe sollte die Urahnen aus Ägypten herausgeführt haben, wo sie als Sklaven geschuftet hatten. Aber das war sehr lange her, und keiner wußte mehr etwas Genaues davon. Als die Abiesriten in ihre jetzigen Wohnsitze gezogen waren, verehrten sie schon längst die freundlichen Götter des Landes, die den Regen schenkten und die Saat sprießen ließen. Abimelech selbst hatte keinen bevorzugten Gott – der Baal vom Tabor war weit weg, und zum Baal vom Karmel hatte er keine Beziehung. Als Soldat brauchte er ja auch keinen persönlichen Gott. Er war Teil der Truppe, und die stand unter dem Schutz der Stadtgötter von Dor, die er kaum kannte. Schelef wußte übrigens gar nichts von der Tat seines Gottes bei dieser Befreiung aus Ägypten. Für ihn war Jahwe der Gott des heiligen Berges in der südlichen Wüste, dem schon seine frühen Ahnen gedient hatten. Und er hoffte fest, daß ihn sein Gott auch hier fern der Heimat beschützen würde, wie bisher auf seiner Flucht.

Die Trockenheit führte auch in der Küstenebene zu niedrigeren Ernteerträgen als gewöhnlich. In einem Dorf nahe bei Dor wurde nachts ein staatlicher Getreidespeicher beraubt, und es hieß, das hätten Leute von Akko getan, von der See her, mit einem kleinen Boot wären sie gelandet. Dor verlangte die Auslieferung der Räuber, und nach einigem Hin und Her von Verdächtigungen und Drohungen kam es zu einem neuen Krieg. Die Tjeker bestiegen ihre Schiffe, und Akko schickte seine Landtruppen ins Gebiet von Dor, um diesmal dem Feind nicht nur auf See zu begegnen.

Es sah schlecht aus für Dor. Seine Fußtruppen vermochten die Akko-Leute nicht hinter den Karmel zurückzuwerfen, und seine Flotte errang nicht nur keinen Sieg, sondern wurde sogar ge-

schlagen. Während ein Bote, den die flüchtenden Schiffe an Land gesetzt hatten, die Elitekrieger der Tjeker zurückrief, um die Stadt selbst zu verteidigen, sah Abimelech eine neue Gelegenheit gekommen, sich auszuzeichnen. Er trug Gaal seinen Vorschlag vor, und die Kommandeure billigten ihn. Noch in derselben Nacht führten er und Schelef mit dem Spürsinn des Wildes die Hälfte der Truppen über den Hang des Karmel in den Rücken der Krieger von Akko. Bei Tagesanbruch griffen beide Heeresteile an und schlugen und versprengten die Feinde. Dor und Akko einigten sich daraufhin, die Waffen ruhen zu lassen.

Abimelech wurde für seinen Anteil am Friedensschluß, durch den große Gefahr von Dor abgewendet worden war, vom Oberkommandeur der Hundertschaften vor der versammelten Truppe zum Anführer einer Fünfzigschaft ernannt. Außerdem bekam er im Auftrag des Fürsten ein eisernes Schwert überreicht. Ein Schwert, wie sie die Tjeker und Philister trugen. Ein Schwert wie dasjenige Gideons

Abimelech war überaus stolz und nahm bei der anschließenden Siegesfeier glücklich die Gratulation seiner Kameraden entgegen. In kurzer Zeit hatte er eine weitere Stufe seines Aufstiegs genommen. Allein durch seine Tüchtigkeit. Seine Kameraden, allen voran Schelef, feierten ihn. Sie fanden, daß er seinen Beinamen „der Listige“ zu recht trug. Er selbst sah das genauso. Noch ein oder zwei solcher Feldzüge, und man übergab ihm bestimmt eine Hundertschaft. Der Gedanke, daß ihn sein Glück auch einmal verlassen, ja daß er verwundet oder gar getötet werden könnte, kam ihm nicht. Seit der grauenhaften Midianiternacht stand er zweifellos unter dem Schutz der Götter. Er war ihr Günstling, ein von ihnen Auserwählter. Er berauschte sich an seinem Erfolg, am Wein und der Bewunderung seiner Kameraden, und plötzöich überfiel es ihn wie ein Blitz: Vielleicht sollte er selbst der neue Labaja sein! Vielleicht war das die Absicht des Gottes, der seine schützende Hand über ihn hielt! Sein Geschick, sein Spürsinn, seine Tapferkeit, sein Aufstieg – das alles mußte doch zu einem Ziel hinführen! Er war kein Tjeker und kein Philister, er blieb einer aus dem Bergland – wenn er nun für ein Ziel bestimmt war, dann konnte es nur das Ziel Labajas sein: die Herrschaft über das Bergland!

Seine Kameraden wunderten sich, daß er ihnen plötzlich nicht mehr zuhörte, sondern wortlos vor sich hinstarrte. Sie stießen ihn freundlich an, und er erwachte aus seiner Entrücktheit. „Ein Gott hat zu mir gesprochen“, sagte er mit leiser Stimme, und nur die Nächstsitzenden verstanden seine Worte. Einige hielten sie für einen seiner Scherze und lachten. Aber als sie seine versteinerte Miene sahen, seine geweiteten Augen, die wohl etwas erblickt hatten, was ihnen verborgen war, erkannten sie ihren Irrtum und verstummten. Erst allmählich kehrte die Fröhlichkeit von vorhin in die Runde um Abimelech zurück.

Die Ausnüchterung am nächsten Morgen dämpfte Abimelechs Hochgefühl erheblich. Um so mehr, als ihm Gaal eröffnete, daß er in eine andere Hundertschaft versetzt sei und sie sich nun trennen müßten. Das hatte ihm der Oberkommandeur gestern verschwiegen. Um ihm nicht die Freude zu verderben? Aber freilich, hier in Gaals Hundertschaft gab es zwei Unterführer, hier war keine Stelle frei. Mißmutig packte er seine Sachen zusammen und verabschiedete sich schweren Herzens. Es war schon so, wie Gaal vor drei Jahren gesagt hatte: Das Lager war ihm zur Heimat geworden, und die Hundertschaft zur Familie. Aber das Umgewöhnen in eine neue Umgebung und eine andere Truppe war eben der Preis des Aufstiegs. Schade, daß er Schelef nicht mitnehmen konnte! Der war nicht sein Nachfolger als Zehnerschaftsführer geworden – dabei hatten sie beide gemeinsam den Feldzug zum Erfolg geführt. Das schien ihm ungerecht.

Der Standort der Hundertschaft, in die er nun versetzt war, lag südlich der Stadt. Das Lager glich im großen und ganzen dem von Gaals Einheit, aber der Blick aufs Meer fehlte. Abimelech vermißte ihn sehr. Sein neuer Hauptmann gefiel ihm auch nicht. Er kannte ihn vom Sehen, ein wortkarger Mann, bei dem man nie recht wußte, was er wollte. Seine Anweisungen waren mehrdeutig, und hinterher nörgelte er dann an seinen Unterführern herum, daß sie ihm nicht richtig zugehört hätten. Aber Abimelech tröstete sich mit seiner Unterkunft. Wenigstens die sagte ihm zu. Er hatte nun ein halbes Haus für sich. Die andere Hälfte bewohnte sein Kollege von der anderen Fünfzigschaft, mit dem sich zwar auskommen ließ, der aber kein Ersatz für seinen Freund Schelef war. Er stammte aus Jafo, aber mehr war aus ihm nicht herauszubekommen. Auch Abimelechs Herkunft und Schicksal interessierten ihn nicht. So lebten sie nebeneinander her, verbunden nur durch den Dienst, die Unterkunft und die ständigen Spannungen mit dem Hauptmann, der wie Gaal in der Stadt wohnte.

Was Abimelech vor allem mit seiner Rangerhöhung in Zwiespalt brachte, das war der Zustand der Truppe, ihre Disziplinlosigkeit, die mitunter schon an Aufsässigkeit grenzte. Er war aus Gaals Hundertschaft anderes gewöhnt. Dort hatten Zucht und Ordnung geherrscht, und keiner hatte gewagt, die Befehle Gaals oder der Unterführer sichtbar unwillig auszuführen oder gar über sie zu murren. Gaal war beliebt, gerade weil er zu fürchten war – diesen Kommandeur hier nahm jedoch niemand ernst, und man riß sogar Witze über ihn. Abimelech verlor oft die Beherrschung, wenn er seine Zehnerschaften im Gelände trainierte und sie sich dabei anstellten, als seien sie taub oder lahm. Dabei grinsten ihm manche der Soldaten frech ins Gesicht, und untereinander versicherten

sie sich, so daß er es mitunter hören konnte, daß sie ihm seinen unnützen Eifer schon noch austreiben würden. Auch sein Kollege schüttelte den Kopf über seinen Drang, die Männer umherzuscheuchen, und meinte, für den Sold, den sie erhielten, genüge es eigentlich, hier zu kampieren und auf den nächsten Einsatz zu warten.

Vorbei war die Zeit, da man Abimelech anerkennend den Listigen genannt hatte. Hier interessierten niemand seine Heldentaten, hier hieß er der Schinder. Er, der doch geachtet und geliebt sein wollte wie in seiner ehemaligen Zehnerschaft. Er war am Verzweifeln. Abends warf er sich entnervt aufs Lager und fragte sich, wie lange er diese faule und boshafte Horde noch ertragen würde. Oder wie er seine unerfreuliche Lage ändern könnte. Als der kommende Labaja fühlte er sich hier nicht, o nein! Er war wieder der ungeliebte Außenseiter, dem man das Leben schwermachte, den man mit Hohn und Spott demütigte, dem man alles Schlechte an den Hals wünschte. Er sehnte sich zurück zu seinen ehemaligen Kameraden. Dort hatte er von Labaja träumen können. Hier war ihm das vergangen. Hier dachte er immer nur daran, wie er diesem täglichen Kleinkrieg mit den eigenen Leuten entfliehen konnte.

Aber das Wie war eigentlich nicht so wichtig. Wichtiger war das Wohin. Er konnte weder zu Elischama noch zu Gideon. In Ofra erwartete ihn noch Schlimmeres als hier, und zu seinem Onkel zu gehen, hinderte ihn der Stolz. Aus Stolz war er geflohen – sollte er sich nun vor der herablassenden Güte Gideons demütigen und bitten, erneut in sein Haus aufgenommen zu werden? Sollte er sich dort jahraus, jahrein über des Onkels Acker quälen, eine ungeliebte Frau nehmen, Kinder zeugen und geduldig auf einen Krieg warten, in dem allein er zeigen konnte, wer er wirklich war?

Und wenn er nun nach Akko ginge? Oder nach Afek? Oder zu den Philistern? Aber auch das verwarf er. Dort würde es vielleicht nicht anders sein als hier. Und dort war er wieder ein Niemand. Nein, dann war es schon klüger, hierzubleiben und den Alltag zu ertragen. Hier war er Unterführer. Und vielleicht gab es ja bald wieder einen neuen Krieg.

Den gab es zwar nicht, aber im Laufe der Zeit kam es zwischen ihm und seinen fünfzig Mann zu einer Art Übereinkunft. Er gab es auf, aus ihnen Elitekrieger machen zu wollen, und ließ es sein, ihnen wegen ihrer Trägheit das Leben schwerzumachen, und sie hörten mit ihren Gehässigkeiten auf und nannten ihn nur noch selten den Schinder. Sie ertrugen ihn, weil er nun einmal ihr Vorgesetzter war, und er fand sich mit ihrer Auffassung vom Soldatenleben ab. Aber im Grunde schämte er sich für seinen Rückzug vor dieser Horde.

Im Frühling, zur Zeit der milden Sonne, der sprudelnden Quellen und der bunten Blumen, erhielt Abimelech den Auftrag, nach Bet-Schean zu reisen und eine schriftliche Botschaft zu überbringen. Ihm war, als ob ihm eine Hand gereicht wurde, um ihn aus der dumpfigen Grube, in die er gefallen war, herauszuziehen. Man hatte sich also in Dor an seine Zuverlässigkeit und Kühnheit erinnert. Man würde ihn nicht in dieser elenden Truppe bei diesem unfähigen Hauptmann verblöden lassen.

Er sollte sich einen seiner Soldaten als Begleiter aussuchen. Aber für ihn war klar: Schelef oder gar keinen. Er stellte den Antrag, und zu seiner Freude wurde ihm der Judäer genehmigt. Als sie zusammentrafen, strahlte auch Schelef über das ganze Gesicht. Glücklich über die Abwechslung im öden Alltag und über das Vertrauen, das sie genossen, brachen sie auf ins Abenteuer.

Abimelech ritt auf einem Esel, mit seinem eisernen Schwert umgürtet, erhobenen Hauptes wie ein großer Herr, Schelef ging neben ihm, bewaffnet mit seinem Bronzeschwert. Sie nahmen sich Zeit, denn der Auftrag lautete, auf eine schriftliche Antwort zu warten, und niemand wußte im voraus, wieviele Tage es dauern würde, bis diese abgefaßt war. Abimelech erklärte Schelef die Landschaften und die Orte, an denen sie vorüberzogen, und erzählte von seinem Jahr bei Gideon. Und auch von dem Mädchen Schomer. Seine Ablehnung als Schwiegersohn und seine Flucht ließ er jedoch weg.

Sie näherten sich der Siedlung des Onkels, und plötzlich überkam Abimelech der übermütige Wunsch, in seiner militärischen Würde und mit seinem eisernen Schwert vor Gideon zu treten, um ihm zu zeigen, daß er nicht untergegangen, sondern etwas geworden war. Sie verließen die Straße und stiegen den nahen Hügel hinan. Den Dorfleuten mußte Abimelech erst seinen Namen nennen, ehe sie ihn wiedererkannten. So sehr hatte er sich offenbar in den über drei Jahren, die er weg war, verändert.

Die Kunde von seiner Ankunft war schneller als er selbst. Gideons Frau begrüßte ihn und Schelef vor dem Haus. Sie betrachtete ihn unter Freudentränen von allen Seiten, lobte sein Aussehen und konnte es kaum fassen, daß er tatsächlich vor ihr stand. Untröstlich war sie, daß Gideon nicht zu Hause war. Er war im Land unterwegs und würde erst morgen zurückkehren. Aber nach Jeter und Ulam, den Söhnen, hatte sie schon geschickt. Abimelech und Schelef machten es sich im Hof bequem. Gideons Frau brachte ihnen Wasser und Wein und machte sich geschäftig daran, ihnen ein Essen zu bereiten.

Dann kamen die Gideonsöhne, und auch sie freuten sich ehrlich, ihren Bruder, wie sie ihn nannten, wiederzusehen. Abimelech stellte fest, daß er draußen im freien Feld auch sie wohl erst auf den zweiten Blick erkannt hätte. Besonders Jeter war zum Mann geworden und glich seinem

Vater mehr als früher. Die Brüder setzten sich zu den Gästen und lauschten, was ihnen Abimelech über seinen Dienst in Dor, seine Abenteuer und seinen Aufstieg berichtete. Er vermißte Schomer und blickte immer wieder umher, ob sie nicht irgendwo auftauchte, aber nach ihr zu fragen wagte er nicht.

Die Zeit verging, und Schelef mahnte zum Aufbruch. Sie hatten sich vorgenommen, noch bis zur Midianiterquelle, wie Abimelech sie nannte, zu ziehen und dort in der Nähe zu übernachten. Jeter lud sie zum Bleiben ein, aber Abimelech lehnte höflich ab. Ihre Mission dulde keinen Aufschub.

Er bedauerte, daß Gideon nicht da war. Ihn vor allem hatte er ja beeindrucken wollen. Es drängte sich ihm eine Frage auf, die ihm immer wieder einkam, die Frage nämlich, ob Gideon sein Ansehen und seinen Einfluß nach dem Sieg über die Midianiter nicht doch endlich nutzen wollte, um sich zum Herrscher über das Land am Tabor zu machen. Er sprach also von seiner Bewunderung für Gideons Kriegstaten und erwähnte, daß dessen Schlachtenruhm auch in Dor bekannt sei, und schließlich fragte er: „Blicken denn die Sippen im Lande zu eurem Vater nicht wie zu einem Fürsten auf? Erwarten sie nicht seinen Ruf zu neuen Taten?“

Die Gideonsöhne sahen ihn verständnislos an. Jeter sagte: „Was meinst du damit?“

„Vergeßt die Fragen!“ erwiderte Abimelech. „Ich sehe, hier leben alle noch immer für sich und denken nur an Regen und Ernte.“

„Woran lohnt es sonst zu denken?“ Jeter schüttelte den Kopf. „Ihr seid Kriegsmänner“, erklärte er, „wir aber sind Bauern. Ich freue mich für dich, Abimelech, daß du nicht einer von uns werden mußtest.“ Die Bemerkung war aufrichtig und freundlich gemeint, aber für Abimelech klang sie wie blanker Hochmut.

Mit frostiger Miene erhob er sich, aber nun fragte er doch noch: „Wie geht es eurer Schwester Schomer?“ Er erwartete als Antwort, daß sie verheiratet sei und nicht mehr hier wohne.

„Es geht ihr gut“, lautete Jeters Auskunft. „Sie ist heute bei einer Freundin, und bis zum Abend wollte sie dort bleiben.“

Abimelech meinte nicht recht zu hören. „Sie ist hier im Dorf?“ fragte er ungläubig.

„Ja, natürlich“, meinte Jeter.

Abimelech hielt nun nichts mehr. Er konnte die so leicht hingeworfene Antwort nicht fassen und war tief verletzt. Ihr hatten sie gar nicht erst Bescheid gegeben, daß er gekommen war. Es war immer noch wie damals am Tabor, als Gideon ihm den Umgang mit dem Mädchen verboten hatte. Er war der streunende Wolf, von dem man die Schwester fernhielt. Er verabschiedete sich rasch, dankte für die Gastfreundschaft und hinterließ Grüße an Gideon und Schomer. Seine Worte klangen kalt. Bloß weg hier, bevor er sich zu Vorwürfen hinreißen ließ!

Er schwang sich auf den Esel, und im Eilschritt verließ er mit Schelef den Hügel. Das Dorf lag jetzt wie verlassen, noch war die mittägliche Ruhepause nicht vorüber. Schelef bemerkte Abimelechs Verdruß und achtete sein Schweigen. Völlig verstehen konnte er dessen Verhalten allerdings nicht. Endlich sagte er: „Auch wenn es deine Verwandten sind – es sind Bauern! Sie verstehen uns nicht.“

Abimelech blieb weiterhin stumm. Von seiner Liebe zu dem Mädchen und dem Verbot dieser Liebe durch Gideon wußte der Freund nichts. Es war Zeit, Schomer ein für allemal zu vergessen. Fast war ihm das ja auch schon gelungen. Erst die Reise hatte sein Gefühl von einst wieder erweckt. Aber mit seiner Bemerkung hatte Schelef recht, obwohl der seine Verstimmung falsch deutete. Die Worte erinnerten ihn an Gaals Urteil: Ein Bauer will seinen Weizen ernten und seine Schafe scheren, weiter nichts. Gideon will gar kein Labaja sein.

Aber wie sollte dann ein neuer Labaja die Bauern für seine Kriegszüge gewinnen? Wenn er selbst für die Wiederaufrichtung des Labajareiches auserwählt wäre – wie sollte er aus dieser trägen Menschenmasse ein schlagkräftiges Heer formieren? Nicht einmal seine fünf Zehnerschaften bekam er in den Griff! In jener trunkenen Nacht, in der Gaals Krieger den Friedensschluß mit Akko und seine Ernennung gefeiert hatten, war ihm wohl doch kein göttlicher Auftrag zuteil geworden. Wahrscheinlich war es nur der Wein gewesen, der ihm vorgegaukelt hatte, er selbst solle der Spur Labajas folgen. Aber Gideon hatte mit diesen Bauern doch seinen Sieg errungen? Vielleicht brauchten sie nur einen Feind, um brauchbare Krieger zu werden.

In Bet-Schean wurden die beiden Boten freundlich aufgenommen. Schon am dritten Tag bekamen sie die Tontäfelchen mit der Antwort auf den Brief, den sie überbracht hatten. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätte ihr Aufenthalt länger dauern können, denn der Wein Bet-Scheans schmeckte gut, und die Freudenmädchen der Stadt waren hübsch. Aber nun hieß es, Abschied zu nehmen und sich auf den Rückweg zu machen.

Als sie außer Sichtweite der Wachen am Stadttor waren, hielt Abimelech an und machte den Vorschlag, die gewonnene Zeit für einen Abstecher hinab zum Jordan zu nutzen, den er schon so lange einmal sehen wollte. Vor drei Jahren, als seine Einheit den Gesandten nach Bet-Schean begleitet hatte, war ihm ja eine Wanderung hinunter in die Talebene verwehrt worden. Aber nun würde es niemand in Dor erfahren, wenn sie einen Tag länger blieben als notwendig.

Schelef hatte den Jordan auch noch nicht gesehen, aber er kannte das Salzmeer, in das sich der Fluß ergoß. Selbstverständlich war er von der Idee begeistert. So wandten sie sich nach Osten hinab in die Niederung, die jenseits des Jordans vom Bergland wie eine hohe Mauer begrenzt wurde. Von dort drüben also waren die Midianiterscharen über den Fluß gekommen, und dort hinüber hatte Gideon sie zurückgejagt. Abimelech war tief beeindruckt, und in seine Bewunderung für die Heldentat des Onkels mischte sich Neid. Aber sein eigener Ruhm konnte ja denjenigen Gideons noch weit übersteigen. Er brauchte dazu nur einen Feind und ein Heer.

In der Talsenke sahen sie sich einer dichten Waldwildnis gegenüber. Irgendwo mußte die Furt sein, die den Verkehr von Megiddo und Bet-Schean hinüber in die Länder Gilead und Baschan ermöglichte und die auch die Midianiter sicherlich benutzt hatten. Abimelech band den Esel an einen Baum, dann drangen sie zu Fuß in das Dickicht ein. Bald hörten sie das Rauschen des Flusses, und schließlich standen sie an seinem Ufer und blickten staunend auf die dahinschießenden, trüben Wassermassen. In den hohen Bergen des Nordens war der Schnee geschmolzen, und der Fluß führte Hochwasser. Lange standen sie schweigend vor den gurgelnden und tosenden Fluten. Sie konnten sich von dem Anblick nicht losreißen. Der Jordan war doch viel gewaltiger als die Bäche in ihrer Heimat zur Regenzeit, wenn sie über die kantigen Steine brausend abwärts schäumten.

Als sie sich dann endlich auf den Rückweg machten und das Rauschen ds Flusses schwächer wurde, hörten sie, wie ihr Esel schrie. Sie stürzten vorwärts, fanden das Tier jedoch unversehrt an seinem Baum. Niemand war in der Nähe. Vielleicht hatte ein Schakal den Esel erschreckt. Sie beruhigten ihn und fragten sich, wo die Furt sein mochte. Der Zugang zum Fluß mußte ja erkennbar sein, auch wenn jetzt während des Hochwassers der Übergang nicht passierbar war. Sie banden das Tier los und wollten flußabwärts suchen, wo sie die Furt am ehesten vermuteten. Aber der Esel stellte sich stur und war nicht zu bewegen, in diese Richtung zu gehen. Aber allein wollten sie ihn auch nicht mehr lassen. Schelef schlug vor, den Zugang zur Furt getrennt zu suchen. Abimelech sollte mit seinem Reittier nordwärts gehen, denn auch dort konnte ja der Übergang sein, er südwärts. Wenn die Sonne im Zenit stand, würden sie sich wieder an ihrem Ausgangspunkt treffen.

Abimelech stimmte zu, wenn auch hier in dieser fremdartigen Gegend nicht gern, aber der Judäer war einer, der sich in der Wildnis zurechtfand wie er selbst, und ihm würde schon nichts zustoßen. Menschen kamen zur Zeit des Hochwassers offenbar nicht hierher. Sie beide schienen weit und breit allein zu sein. Und um sich selbst machte er sich keine Sorgen – ihn beschützten die Götter.

So marschierten sie los, und nicht lange, da fand Abimelech eine breite Schneise durch das Uferdickicht. Sie lag also doch flußaufwärts. Er hatte falsch vermutet, und das wurmte ihn. Er drehte um, ließ den Esel an demselben Baum wie vorhin doch wieder allein und machte sich auf, um Schelef zu suchen, damit der nicht unnütz durchs Gelände irrte.

Er ging am Rande des Uferwaldes entlang und rief mehrmals den Namen des Gefährten. Angestrengt horchte er jedesmal, ob Antwort kam. Aber statt einer menschlichen Stimme hörte er auf einmal ein drohendes Knurren. Knurrte so etwa ein Löwe? Ihm kam die Erzählung von Gideons Knecht über dessen Begegnung mit dieser Raubkatze ein. War etwa Schelef …? Er riß das Schwert aus der Scheide und drang, so leise er konnte, ins Gestrüpp ein. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Und plötzlich sah er Schelef wenige Schritte vor sich, in komisch verkrampfter Haltung, den Rücken ihm zugewandt, den Kopf steif nach oben gerichtet. Ein erneutes, zorniges Knurren erklang ganz in der Nähe. Abimelech fuhr nervös zusammen. Und nun sah er die Katze, der Schelef ausgeliefert schien: ein Leopard. Auf einem mächtigen Weidenbaum, direkt vor dem Gefährten, kauerte das Tier über einer gerissenen Gazelle, im Fressen gestört und bereit, seine Beute gegen die Zweibeiner zu verteidigen. Wenn er nur jetzt seine Lanze bei sich hätte und mit Helm und Lederkoller geschützt wäre!

Schelef mußte sein Rufen und sein Kommen gehört haben. Wenn der nur jetzt nicht erschrak und mit einer heftigen Bewegung das Untier zum Angriff reizte! „Rühr dich nicht!“ flüsterte er ihm zu. „Zieh langsam dein Schwert!“ Er selbst packte sein eigenes mit beiden Händen.

Schelef war unfähig, den Kopf zu wenden, aber seine Rechte glitt am Gürtel vorsichtig nach links. Der Leopard fauchte.

„Komm ganz langsam rückwärts zu mir!“ flüsterte Abimelech erneut. Schelef hatte die Hand am Schwert, aber er wagte nicht, es aus der Scheide zu ziehen. Er tat einen zögernden Schritt zurück. Die Raubkatze erhob sich. „Komm weiter!“ forderte Abimelech. Schelef setzte gehorsam ein Bein zurück, zog das andere nach. Die Katze fauchte wieder kurz und wütend. „Weiter!“ befahl Abimelech. „Wir schaffen es!“

Schelef bewegte sich erneut rückwärts. Jetzt hatte er zu dem Tier schon mehr Abstand als zu seinem Retter. Nur zwei Schritte trennten ihn noch von diesem. Plötzlich verfing er sich mit den Füßen und strauchelte. Im selben Moment sprang der Leopard. Abimelech stürzte sich mit dem erhobenen Schwert ihm entgegen. Die Waffe traf und schlitzte dem Tier die Brust auf. Die sterbende Katze riß auch Abimelech zu Boden und blieb dann halb auf ihm liegen.

Schelef sprang auf, zog endlich sein Schwert und wollte dem Leoparden den Todesstoß geben. Aber der war bereits verendet. Abimelech versuchte, unter dem Tier hervorzukommen. Schelef wälzte es zur Seite und erschrak. Gesicht, Hals und Gewand seines Retters waren blutüberströmt. Aber schon richtete sich Abimelech auf und versuchte ein Lächeln. Der Schreck saß ihm jedoch noch in allen Muskeln, er zitterte, und das Lächeln mißlang. Schelef untersuchte ihn aufgeregt, und es fand sich, daß er nur am rechten Unterschenkel eine Kratzwunde hatte, offenbar von einer der Hinterpranken der Katze. Der Riß blutete, war aber nicht bedrohlich. Er hatte wirklich Glück gehabt.

„Du hast mir das Leben gerettet“, stammelte Schelef. „Fordere von mir, was du willst – mein Dank wird nie abgegolten sein!“ Er riß von seinem Untergewand mehrere Streifen ab und verband die Wunde an Abimelechs Bein. Dann streifte er Blätter von den Bäumen und wischte das Blut der Raubkatze von Gesicht und Hals Abimelechs. Dessen Kleider mußten ausgewaschen werden.

Abimelech fühlte besorgt nach dem Brief, den er in Dor abgeben mußte, und atmete erleichtert auf. Die Täfelchen in seinem Gürtel waren unversehrt. „Die Götter haben uns das Leben gerettet“, korrigierte er Schelef. „Ich weiß nur immer noch nicht, welcher es eigentlich ist, der die Hand über mich hält. Ich warte schon lange auf ein Zeichen.“

„Ich bin in der Hand Jahwes“, sagte Schelef, „und wenn dir ein Gott das Schwert geführt hat, dann war er es.“

„Vielleicht, ich möchte es glauben“, erwiderte Abimelech.

Schelef ging, um den Esel zu holen. Abimelech griff seinen Dolch und zog der Katze das gefleckte Fell ab, wie er es früher bei Gazellen oder Hasen getan hatte. Als Schelef zurückkam, war er schon fertig und schabte die letzten Fleischreste von der Innenseite der Haut. Als auch das getan war, bestieg er den Esel, und sie zogen zu dem Bach, der vom Bergland herabrieselte und noch genug Wasser hatte, so daß sie Abimelechs Kleidung waschen konnten. Sie rasteten, bis die Sonne Gewänder und Fell getrocknet hatte. Da trotz des Waschens der Stoff noch fleckig war, bot Schelef seine eigenen Kleider Abimelech an, und dankbar streifte der dessen Unter- und Obergewand über. Ein Bote des Fürsten von Dor konnte schließlich nicht in schmutzigen Kleidern reisen.

„Einen Menschen zu töten fällt mir leichter als ein solches Untier“, bekannte Schelef, und es klang wie eine Entschuldigung. Tatsächlich schämte er sich für seine lähmende Angst gegenüber der Raubkatze.

„Mir auch“, gab Abimelech zu, und jetzt gelang ihm schon wieder sein übermütiges Lachen.

„Du hast mich vor dem Leoparden gerettet“, erklärte Schelef, „ich werde dich vor deinem Feind retten. Du mußt mich nur rufen, wenn du mich brauchst, und ich werde dir zu Diensten sein.“

Abimelech sah ihn an. Ihre Blicke begegneten sich. Abimelech erkannte den tiefen Ernst in den Augen des Freundes. Er nickte. „Ich glaube, du wirst mir wirklich helfen können. Jetzt noch nicht, aber später.“

16

Zurückgekehrt nach Dor, wurden Abimelech und Schelef vom Oberkommandierenden für die zuverlässige Erfüllung ihres Auftrags belobigt und zur Erlegung der Raubkatze beglückwünscht. Sie hatten ihr Abenteuer berichtet, weil Abimelechs Verwundung und seine verschmutzte Kleidung nach einer Erklärung verlangten, aber den Schauplatz in die Wildnis an der Midianiterquelle verlegt. Abimelech bat, Schelef in seine Hundertschaft zu versetzen, aber die Antwort war, das sollten die beiden Hauptleute unter sich ausmachen.

Der Alltag mit seinen vielen kleinen Ärgernissen und Widerwärtigkeiten hatte Abimelech wieder. Was ihn allein freute, das waren die gute Heilung seiner Wunde, so daß er bald wieder gehen und laufen konnte wie vorher, und das Fell des Leoparden. Er ließ es in Dor so zurichten, daß er es sich über die Schulter werfen und seine Heldenbrust damit schmücken konnte. Vorerst legte er es zu seinen Kleidern.

Sein Hauptmann sprach mit Gaal wegen der Versetzung von Schelef, aber Gaal lehnte ab. Einen so guten Soldaten gebe er nicht her. Abimelech war enttäuscht.

Wochen später ließ Gaal ihm mitteilen, er würde sich freuen, wenn sie gemeinsam wieder einmal zusammensäßen und einen Krug Wein leerten. Am nächsten Abend erwarte er ihn in seinem Haus. Abimelech rätselte, was sein ehemaliger Hauptmann mit ihm besprechen wollte, denn bestimmt steckte irgendeine Absicht hinter der Einladung. Um Schelef ging es wohl kaum.

Er hatte richtig vermutet. Nachdem er Gaal sein Abenteuer mit dem Leoparden geschildert hatte, fragte der Hauptmann nach Gideon. Ob der denn weiterhin den friedlichen Bauern spiele, der aus seinem Sieg nichts machen wolle. Abimelech erwiderte, er habe auf seiner Reise genau diesen Eindruck bestätigt gefunden. Seinen Besuch bei den Gideonsöhnen verschwieg er jedoch, obwohl Gaal ja nicht mehr sein Vorgesetzter war. Er war unsicher, wie offen er gegenüber dem Hauptmann sein sollte, seit der ihm seinen Wunsch abgeschlagen hatte.

Gaal meinte: „Andere in deiner Familie sind da weniger bescheiden als Gideon. Ich weiß von einem, der hat zwar keinen Feind besiegt, aber trotzdem verhält er sich wie einer, der herrschen will.“

Abimelech blickte verständnislos. Von wem sprach denn der alte Haudegen? Zielten seine Rätselworte etwa auf ihn? Aber das konnte nicht sein. Denn er hatte ja erst im vorigen Jahr gegen Akko einen Sieg errungen, zumindest den Sieg Dors ermöglicht, und wie ein künftiger Herrscher trat er keinesfalls auf. Und seine Labajaträume hielt er geheim. Zögernd fragte er: „Sprichst du etwa von Elischama?“

Gaal lachte dröhnend. „Von wem denn sonst? Es scheint, dein lieber Bruder will sich mit Sichem anlegen. Das kleine Ofra gegen das große Sichem! Der Mann hat den Größenwahn!“ Er lachte erneut, wie über einen Witz.

Abimelech hörte überrascht zu. Fühlte sich Elischama denn als Erbe von Jerubbaals Wunsch, daß Ofra Sichem den Rang ablaufen sollte? Der grobe Klotz Elischama, der den Ochsen glich, hinter denen er über den Acker trottete? Um seine Verwunderung nicht allzu offen zu zeigen, warf er ein: „Elischama ist nicht mein lieber Bruder. Er ist mein Feind! Und was er tut, interessiert mich wenig.“

Aber das stimmte nicht. Zwar hatte er, seit er aus Ofra weg war, nichts mehr von dort gehört. Erinnert hatte er sich mitunter an Hotam, den Jugendfreund, aber kaum an die Halbbrüder. Ein für allemal hatten die ihn aus Jerubbaals Haus vertrieben. Das Sichem Labajas war ihm näher gewesen als das Ofra Joaschs und Jerubbaals. Was hatte er mit den Söhnen der Asuba noch zu schaffen? Aber diese sonderbare Nachricht, daß es Elischama offenbar nicht genügte, zu säen und zu ernten, sein Haus zu regieren und den Bewohnern von Ofra ein hilfreicher Mitbürger zu sein, die ging ihn sehr wohl etwas an, das spürte er. Auch hier blieb er ein Mann des Berglandes. Ein Sohn Jerubbaals. Und Elischama war nun einmal das Haupt der Jerubbaalfamilie, das war leider unabänderlich.

Gaal war der gleichen Auffassung. Daß Abimelech den Gleichgültigen herauskehrte, schrieb er ganz richtig dessen Überraschung und Abwehr gegen Elischamas Machtzuwachs zu. Um ihn aufzurütteln, rief er: „Was dein Feind vorhat, das geht dich nichts an? Spielst du Verstecken mit mir? Nun gut, wenn du nicht hören willst, was Elischama tut, dann ist er nicht dein Feind. Dann hast du mich beschwindelt. Also, was ist?“

Abimelech schämte sich für seinen albernen Einwurf, den Gaal so leicht durchschaute, und fragte wie einer, der an der Wahrheit des Gehörten zweifelt: „Woher hast du überhaupt deine Nachrichten?“

Gaal erzählte ohne Umschweife, was ihm ein Bote des Verwalters seiner Besitztümer mitgeteilt hatte. Abimelech erfuhr von den Handwerkern, mit deren Ansiedlung in Ofra Elischama erreicht hatte, daß die Leute nicht mehr nach Sichem gingen, wenn sie etwas brauchten, was sie nicht selbst herstellen konnten, und von dem Gotteshaus auf dem Kultplatz, für das ganz Abieser Opfergaben spendete, und vom Mauerbau, der in diesem Frühjahr begonnen hatte, und daß sich auch daran alle Abiesriten beteiligten. Dann kam Gaal auf die Feindschaft zwischen Ofra und Sichem zu sprechen, die von Elischama entfacht und geschürt worden war, auf Ofras Kontrolle des westlichen Zugangs zur Stadt und auf Elischamas Versuch, ein Dorf Sichems gegen die Stadt aufzuwiegeln und in den Verband der Abiesriten einzufügen.

Je länger das Sündenregister Elischamas wurde, um so mehr ging Abimelechs Verwunderung in Bestürzung über. Sprach Gaal denn von demselben, vor dem er als Kind und Heranwachsender beim Vater Schutz gesucht hatte, den er gefürchtet hatte, bis er mit Gideon weggegangen war? Der Bruder, der mehr auf die Kraft seiner Arme und Fäuste vertraut hatte als auf die seiner Worte, der gab nun in Ofra, ja mehr noch, in der ganzen Sippe den Ton an? Zu Hause war wohl alles anders geworden als zur Zeit des Großvaters Joasch. Gaal hatte recht. Sein Feind Elischama war auch ihm gefährlicher als früher. Falls er irgendwann nach Ofra zurückkehrte. Doch warum sollte er das tun? Mußte er Elischama nun nicht erst recht meiden?

Gaal beobachtete Abimelech und sah, wie die Mitteilungen auf ihn wirkten. Er fragte: „Weißt du etwas über Elischamas Pläne? Hat er damals, als du noch bei ihm warst, vielleicht schon über das gesprochen, was er jetzt tut?“

Abimelech verneinte. Und er spielte die Taten des Bruders herunter: „Elischama haßt Sichem, gewiß, aber er ist doch nichts als ein Bauer. Er wird nie etwas tun, was den Äckern und Gärten Ofras schaden könnte.“ Und zögernd nannte er Gaals Besorgnis beim Namen, um sie zu entkräften: „Elischama ist kein Labaja. Er will keinen Krieg – die Ernte könnte leiden.“

Warum sagte er das? Nach Gaals Bericht glaubte er doch eher das Gegenteil! Er blickte den Hauptmann unsicher an. Sollte er aber seine Zweifel an Elischamas Harmlosigkeit vor dem Sichemiten aussprechen? Da konnte er ja gleich Jerubbaals ehrgeizige Träume preisgeben. Außerdem hatte Gaal ja sein Urteil schon fertig: Größenwahn. Und dem konnte nur ein Sturz auf die Nase folgen. Es schien besser, dem Hauptmann nach dem Munde zu reden und die eigenen Befürchtungen zu verbergen.

Aber nun merkte er, daß Gaal Elischamas Taten doch ernster nahm, als er anfangs hatte zugeben wollen. Denn Gaal überlegte laut: „Du sagst, Elischama will keinen Krieg. Sicher. Als Bauer ist er gegen den Krieg, wie alle Bauern. Aber wenn er sich durch Sichem bedroht fühlt, und wenn er alle Abiesriten wie für den Mauerbau um Ofra so auch für einen Abwehrkrieg gegen Sichem begeistert – fühlt er sich dann noch wie ein Bauer? Denkt er dann nicht wie ein Kriegsheld? Und wenn er erst Sichem gedemütigt hat, könnte er sich dann nicht für einen kleinen Labaja halten? Vergiß nicht, er ist kein Gideon! Dessen Bescheidenheit ist ihm wahrscheinlich fremd."

Abimelech machte ein gleichgültiges Gesicht. Aber er staunte, daß Gaal so offen mit ihm sprach. Denn dadurch verriet er sich. Für Abimelech stand entgegen seinem bisherigen Eindruck jetzt fest: Der Sichemit wollte eines Tages nach Sichem zurückkehren, dort seine Herrschaft aufrichten und für die Wiederherstellung der alten Vormacht der Stadt im Bergland kämpfen. Und nun fürchtete der alte Fuchs, daß ihm in Elischama ein ernster Widersacher heranwuchs. Listig fragte er: „Müßtest du nicht froh sein, wenn Elischama deinen Feinden in Sichem das Leben schwermacht?"

Gaal zog seine zerhackten Brauen zornig zusammen. „Müßtest du nicht froh sein, daß ich dir das alles erzähle?" rief er so laut, daß seine Gespielin erschrocken den Vorhang ein wenig beiseite schob, hinter dem sie auf die Befehle ihres Herrn wartete. „Ich meine es gut mit dir", fuhr der Gastgeber ruhiger fort. „Einst wirst du heimkehren nach Ofra. Doch, das wirst du tun! Und nun kannst du ahnen, wie Elischama dich dann behandeln wird. Damals war er nur dein erstgeborener Bruder. Aber dann wird er vielleicht der Herr über alle Abiesriten sein. Und sein Haß gegen dich wird mit gewachsen sein."

Abimelech wollte antworten, daß er ja gar nicht wisse, ob er eines Tages nach Ofra zurückkehre, aber Gaal ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Du bist zwar noch nicht lange in Dor, aber so lange wie ich wirst du es hier kaum aushalten. Hast ja inzwischen mitbekommen, daß man es nicht weiterbringen kann als zum Hauptmann einer Hundertschaft. Und wo willst du dann hin ohne Grundbesitz? Sieh mich an, ich weiß, wo ich im Alter meine müden Glieder ausstrecken kann. Denn einen alt gewordenen Gegner werden die jetzigen Herrscher Sichems bei sich dulden. Aber du, du wirst auf Elischamas Land deinen Schweiß vergießen müssen. Es sei denn, du handelst jetzt, wo du noch jung bist und Elischama noch nicht mächtig ist. Es ist ein Rat, den ich dir gebe, weil ich dich mag."

Er blickte Abimelech freundlich an, aber der war auf der Hut. Er glaubte nicht an die selbstlose Güte des Älteren – dem ging es doch mehr um die eigenen Zwecke. Wollte er ihn gegen Elischama aufhetzen, damit er diesem wie ein bissiger Köter um die Beine sprang und ihn auf Schritt und Tritt belästigte, währenddessen Gaal seine Rückkehr nach Sichem vorbereitete? Er fragte mit Unschuldsmiene: „Ich verstehe dich nicht ganz. Was soll ich tun?"

Gaal strahlte. „Zieh nach Ofra und fordere von Elischama deinen Anteil am Erbe des Vaters! Ich weiß, daß ihr Abiesriten euer Land in der Familie ungeteilt laßt, aber wenn Brüder sich hassen, sollte dann eine Abtrennung des Anteils nicht erlaubt sein?"

Abimelech schüttelte den Kopf. „Das wird Elischama nie tun."

„Nennt man dich nicht den Listigen?" Gaal lag daran, daß der Jerubbaalsohn seinem Rat folgte. „Überrede deinen Bruder! Stelle ihm vor, daß er dich mit deinen Ansprüchen ein für allemal los ist, wenn er dir dein Land herausgibt! Trage ihm an, dein Land zu bewirtschaften und dessen Ernten zu behalten, solange du in Dor bist! Später kaufst du dir dann einen Knecht, bis du Söhne hast, die für dich sorgen. Na, ist das ein Rat? Meine ich es nun gut mit dir – ja oder nein?"

Abimelech war nachdenklich geworden. Auf die Möglichkeit, die ihm der lebenserfahrene Gaal darstellte, war er noch nicht gekommen. Der Vorschlag sagte ihm zu. Wenn er eigenes Land hätte, brauchte er, falls er nach Ofra zurückkehrte, nicht zu fürchten, von Elischama wie ein Knecht gehalten zu werden. Aber für den Erstgeborenen des Jerubbaal war die Vorstellung, den Grundbesitz der Familie zu teilen, sicherlich ganz und gar sittenwidrig und völlig unmöglich. Lustlos sagte er: „Dein Rat ist gut. Ich kann es versuchen."

„Versuchen, versuchen!" äffte Gaal. „Kämpfen mußt du! Hast du keine Freunde in Ofra? Gewinne sie, daß sie deine Sache vertreten, während du wieder nach Dor zurückkehrst!"

Der Rat war wirklich gut, fand Abimelech. Und kämpfen wollte er. Aber zuerst um Schelef. „Ich bin froh", schmeichelte er dem Hauptmann, „daß ich hier in der Fremde dich habe. Dein Rat gilt mir wie das Wort eines Vaters. Ich bin dir dankbar. Und mein Dank wäre doppelt so groß, wenn du mir einen Wunsch erfüllen würdest. Ich, der ich keine Brüder mehr habe, brauche einen Bruder. In meiner Nähe. Wer kann ohne Brüder sein? Gib mir Schelef in meine Einheit! Er ist mir wie ein Bruder geworden."

Gaals Miene verfinsterte sich schlagartig. „Ich habe auch keinen Bruder", warf er unwirsch hin. „Den Schelef gebe ich nicht her. Das habe ich schon deinem Hauptmann gesagt." Er sah, wie seine schroffe Ablehnung Abimelech traf, und ließ sich zu einer Erklärung herab: „Glaubst du, ich weiß nicht, was in eurer Hundertschaft los ist? Soll Schelef dort verwahrlosen? Er ist begabt, ich will einen Kommandeur aus ihm machen. Wenn dir Schelef ein Bruder ist, dann laß ihn bei mir!"

Abimelech war empört. „Ich kann wohl verwahrlosen? Um mich ist es dir wohl nicht schade?“

Nun wurde Gaal väterlich. „Schelef ist nur ein einfacher Krieger. Und ohne Ehrgeiz. Er braucht mich. Du brauchst mich nicht mehr. Du bist Unterführer. Setz dich durch in deiner Jammertruppe! Sei deinem Hauptmann wie der Floh in seinen Kleidern, der ihn nicht zur Ruhe kommen läßt! Und deinen Soldaten sei wie der Leopard, der dich bedroht hat – sie müssen dich fürchten! Setz deinen Willen durch!“

Der Wille zur Macht! durchfuhr es Abimelech. Labajas Geheimnis. Gaals Trostwort erinnerte ihn daran. Hoffentlich ahnte Gaal nichts von seinen verborgenen Gedanken.

Abimelech blieb nicht über Nacht. Er war nicht mehr Gaals Untergebener, er mußte zurück ins Lager. Aber er bedauerte das nicht. Heute war ihm klargeworden, daß Gaal ihn zwar mochte, aber zugleich auch benutzte. Bei seinem Aufbruch fand er das bestätigt. Gaal tröstete ihn noch einmal über den aufreibenden Dienst in seiner verbummelten Hundertschaft. Und er fügte hinzu: „Vielleicht kehrst du deiner Truppe früher den Rücken, als du denkst. Wenn du erst deinen Acker hast, willst du sicherlich ein freier Mann sein. Und bei deinen Abiesriten ein großer Anführer werden. Denk an meine Worte!“ Er grinste und schlug Abimelech vertraulich auf die Schulter. „Du wirst die Sache schon machen!“

Er übergab Abimelech Bogen und Köcher. „Jetzt hast du selbst Raum zur Aufbewahrung. Vielleicht willst du die Waffe mitnehmen, wenn du nach Ofra reist. Einmal wieder am Garizim jagen, wäre das nicht was?“ Der Hauptmann war bester Laune und lachte aufmunternd.

Ich hab ja begriffen, was du willst, dachte Abimelech. Die plumpe Art, mit der Gaal ihn zum Angriff gegen Elischama aufhetzte, ging ihm auf die Nerven. Hielt der ihn für ein Kind, das die Absichten der Großen nicht durchschaut? Vom Stumpfsinn in der Truppe schon angesteckt?

Auf dem Heimweg fiel Abimelech ein, daß er ja hatte fragen wollen, auf welche Weise Labaja eigentlich König geworden war. Aber vielleicht war das gar nicht mehr wichtig. Der Kampf um die Macht im Bergland rund um Sichem stand anscheinend bevor. Oder er hatte mit Elischamas Taten gegen die Herren von Sichem schon begonnen. Und wer in diesen Kampf eingreifen wollte, der mußte gegen Elischama antreten. Die Gegner waren ganz andere als zu Labajas Zeit. Die Frage nach Labajas Aufstieg half nicht weiter.

An den nächsten Abenden dachte Abimelech immer wieder über das Gespräch mit Gaal nach. Kein Zweifel, Ofra und Sichem waren Feinde geworden, und in einigen Jahren, falls Gaal es mit seinem Griff nach Sichem ernst meinte, hießen die Anführer der Gegner Elischama und Gaal. Und nach dem Willen des künftigen Herrschers von Sichem sollte er selbst sich seinem Bruder als Knüppel zwischen die Beine werfen, damit der von seinem Machtstreben abgelenkt würde. Erst sollte er den Streit um sein Erbe entfachen und später in Ofra als Rivale Elischamas auftreten. So wollte Gaal Ofra schwächen. Vielleicht hoffte der Hauptmann sogar, er werde aus alter Anhänglichkeit an ihn die Abiesriten Sichems Oberherrschaft geneigt machen. Es war klar: Er hatte Gaal bisher wohl doch unterschätzt. Wenn der allerdings glaubte, er könnte ihn für seine Zwecke einspannen, sollte er sich getäuscht haben. Der Lieblingssohn des Jerubbaal besorgte doch nicht die Geschäfte eines anderen! Im Kampf um die Macht zwischen Ofra und Sichem gab es nicht zwei, sondern drei Bewerber. Der dritte würde Abimelech heißen! Und ihm würde es nicht allein um Ofra und Sichem gehen, sondern um das ganze Bergland! Gaal und Elischama sahen nur so weit, wie von ihren Häusern der Blick reichte. Er aber sah weiter. Sein Standpunkt war der Garizim, von dem aus er vom Jordantal bis zur Meeresküste blickte. Er würde das ganze Bergland einigen. Gegen die Philister. Gegen die Feinde von morgen. Der neue Labaja würde weder Elischama noch Gaal heißen. Er würde Abimelech heißen!

Abimelech steigerte sich nun doch dauerhaft in den Glauben hinein, daß er zu Großem bestimmt sei. Je mehr ihn der Alltag anödete, um so heftiger. Und in einem gab er Gaal unbedingt recht: Er brauchte sein Erbteil. Ein eigenes Haus. Eine Frau und Söhne. Nur als Grundbesitzer konnte er über Ofras Geschicke mitreden und von da aus in der Sippe Einfluß gewinnen. Und deshalb mußte er zu Elischama. Er mußte sich selbst ein Bild machen. Und vielleicht war der Bruder seinem Vorschlag doch nicht gänzlich abgeneigt. Elischama konnte doch froh sein, wenn er die Verantwortung für ihn, den Verhaßten, loswürde.

Abimelech beschloß, bei seinem Hauptmann um eine Woche Urlaub zu ersuchen.

17

Abimelech fieberte Ofra entgegen. Er wollte den Besuch hinter sich bringen, ob er nun für oder gegen ihn ausging. So trieb er seinen Esel an, den er sich für die Reise gemietet hatte, um noch vor dem Mittag am Ziel zu sein. Schon sah er die heimatlichen Berge vor sich, links den Ebal, rechts den Garizim. Wie hatte er nur die vertraute Bergwelt um Sichem so lange entbehren können? Seit über vier Jahren war er schon in der Fremde. Aber andererseits, das Leben fern von Ofra hatte aus ihm einen neuen Menschen gemacht. Froh dachte er an Gaal. Wer er selbst nun

war und was er für seine Bestimmung hielt – beides verdankte er dem aus Sichem Verbannten. Selbst die Idee zu dieser Reise stammte von ihm. Von sich aus wäre er selbst nicht darauf gekommen, als Fordernder vor seine Familie zu treten, statt sich wie bisher als Leidender zu fühlen und eine Begegnung zu meiden. Er strich über das Leopardenfell, das er zum ersten Mal trug. Es machte ihm Mut, und deshalb waren seine Hoffnungen größer als seine Zweifel.

Er konnte Elischamas gegenwärtigen Gemütszustand nicht kennen. Die fröhliche Zeit der Weinlese hatte begonnen, aber der erste Mann Ofras lief wider einmal mit einer Miene zum Fürchten umher, und er entsprach so gar nicht dem Bild des starken Mannes, der sein Volk hinter sich weiß und sich mit Herrschergeste anschickt, die Machtfrage zwischen Sichem und Ofra praktisch aufzuwerfen. Das Bild, das man sich in Sichem von Elischama machte und das Gaal Abimelech übermittelt hatte, war schief. Was Elischamas anhaltenden Zorn hervorrief, das waren gleich zwei Mißerfolge. Der eine lag zwar schon ein Jahr zurück, aber er war von jener Art, deren Wirkung bleibt. Es war die gehorsame Rückkehr des sichemitischen Dorfes, das die Steuerzahlung verweigert hatte, in das Joch der Herren von Sichem. Elischamas Wutanfälle hatten daran nichts geändert. Der Sippenrat war sogar erleichtert gewesen, denn Sichem hätte bestimmt nicht tatenlos zugesehen, wenn sich das Dorf auf Dauer losgesagt und gar an Abieser angeschlossen hätte. In diesem Jahr nun war die Getreideernte gut ausgefallen, und es bestand wenig Hoffnung, daß sich irgendwo in Sichems Machtbereich die Steuerverweigerung wiederholen würde. Elischama war ratlos. Wie konnte er Sichems Herrschaft von innen her unterhöhlen? Wo sollte er ansetzen? Einen Krieg scheute er nach wie vor, und er wußte ja auch, daß die Abiesriten dabei sowieso nicht mitmachen würden. Es sei denn, Sichem fiel über eine der Sippengemeinden her. Aber damit war nicht zu rechnen.

Und dann der Mauerbau um Ofra! Tatsächlich waren die Arbeiten nach Ende des Winters in Gang gekommen. Keiner hatte mehr den Zorn des Gottes gefürchtet, nachdem die gesamte Sippe hinter dem Vorhaben stand. Elischama und Jimla hatten die Trasse erneut hergerichtet. Ein Steinbruch war in der Nähe des Wohnhügels erschlossen worden, und unter viel Schweiß und Stöhnen hatten Männer aus ganz Abieser Steine gebrochen, grob behauen und mit Stiergespannen zum Bauplatz geschleift. Die Frauen und Kinder Ofras hatten Lesesteine herangeschleppt. Es war vorwärts gegangen, und Elischama war wieder ein bißchen zuversichtlicher und darum umgänglicher gewesen. Aber dann stand die Ernte vor der Tür, und die Männer aus den anderen Dörfern waren heimgekehrt zur Arbeit auf Feld und Tenne, und der Mauerbau blieb liegen. Einige ganz Eifrige hatten sich zwar mit ihrer Arbeit beeilt und trotz der Sommerhitze den Mauerbau noch einmal fortgesetzt. Aber sie waren wenige, und sie schafften natürlich nicht viel. Und insgesamt war die Arbeitsbereitschaft vom Frühjahr nicht mehr da, sie war verdunstet und versickert wie das Wasser der Bäche und Tümpel von damals. Gareb ging umher und machte wieder Stimmung gegen die Mauer: Die Stärke der Abiesriten liege in ihrer lebendigen Anzahl, nicht in totem, aufgetürmtem Gestein, und Sichem sei keine Bedrohung. Ja, einige junge Leute, deren Väter Gareb recht gaben, fragten laut: „Sollen wir uns künftig von Steinen ernähren statt von den Früchten aus Feld und Garten? Sind wir denn Lastenschlepper geworden?“ Und ein ganz Mutiger rief: „Hält uns Elischama für seine Sklaven?“ Elischama hatte es nicht selbst gehört, aber man hatte es ihm zugetragen.

Und nun hatte also die Weinlese begonnen, und die Abiesriten waren in ihren Weingärten und erfreuten sich an den saftigen Trauben und den frischen Spätfeigen. Das Stückchen Mauer, das bereits gebaut war, wenn auch noch nicht zur vollen Höhe, lag verlassen und erschien Elischama wie der letzte Zahn im Unterkiefer eines Greises. Ihm schmerzte das Herz, wenn er es betrachtete.

Jimla versuchte, ihn aufzurichten: „Warum denkst du an den letzten Zahn eines Alten? Warum nicht an den ersten eines Kindes?“

Von den Spannungen in Ofra und von Elischamas brachliegendem Tatendrang und dessen gereizter Stimmung ahnte Abimelech nichts, als er den Hügel mit dem Dorf seiner Jugend vor sich sah. Er hielt an und überblickte das vertraute Bild. Sofort fiel ihm die Mauertrasse ins Auge, die sich am Hang hinzog, als ob eine Riesenhand versucht hatte, den Hügel schräg anzuschneiden. Dann entdeckte er das kleine Tempelhaus auf dem Kultplatz. Es stimmte also, was ihm Gaal berichtet hatte. Und er war offenbar zur rechten Zeit gekommen. Elischama war sicherlich guter Laune, wie sie den Erfolgreichen auszeichnet. Abimelech nahm sich vor, gute Worte für dessen Werk zu finden.

Er ritt weiter und erblickte dort, wo der Pfad zur Siedlung abbog, die Hütte der Straßenwache. Drei junge Leute lümmelten an der Wand und blickten ihm erwartungsvoll entgegen. Sie hielten ihn für einen Krieger, der in das feindliche Sichem wollte, und verabredeten sich, ihn gehörig auszufragen. Möglicherweise würden sie Elischama holen. Abimelech erkannte die Burschen eher als sie ihn, aber dafür war ihre Begrüßung für den Sohn Jerubbaals, der im Kinderspiel ihr Räuberhauptmann gewesen war, um so fröhlicher. Seine Heimkehr versprach Abwechslung im Alltag Ofras. „Elischama wird sich freuen“, sagten sie und wußten selbst nicht recht, ob sie es ernst oder spöttisch meinten. Abimelech nahm es wörtlich. Er war doch nicht mehr der kleine Außenseiter, der das Pflügen nicht lernen wollte, sondern ein Mann des Schwertes, siegreich gegen Feind und Raubtier,

und dem Hausvater und Sippenältesten Elischama gleich. Nur die Würde der Erstgeburt hatte ihm der Halbbruder voraus.

Er ritt ins Dorf hinein, traf aber niemanden, denn alles war in den Weingärten. Er hielt am elterlichen Haus, aber auch hier war das Tor verschlossen. Das Anwesen lag am Westrand der Siedlung, denn Joasch hatte dem erfrischenden Westwind besonders nahe sein wollen. Gleich dahinter stand das begonnene Mauerstück. Abimelech trat näher und betrachtete den Bau mit kritischem Blick. Elischama wollte wohl erst den Mauerring schließen und später dann in die Höhe bauen. Abimelech konnte noch über das Bauwerk hinwegschauen, wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte. Aber er war wenig angetan von diesem. Er kannte die Mauern vieler Städte – damit verglichen war das, was er hier sah, Spielzeugkram. Die Breite gering, die Steine mit wenig Sorgfalt aufeinandergeschichtet, die Füllung zwischen innerer und äußerer Steinsetzung locker und voller Hohlräume. Gewiß, einen Schutz gegen anrennende Räuber würde diese Mauer schon bieten, aber kaum gegen ausgebildete Krieger. Wenn sie so wie begonnen weitergebaut wurde, dann schütteten sich die Herren von Sichem, wenn sie den Wall sahen, wahrscheinlich aus vor Lachen. Wenn schon eine Mauer um Ofra sein sollte, dann müßte sie doppelt oder besser dreimal so stark und so fest gebaut werden.

Er bestieg wieder seinen Esel und ritt hinunter zum Weingarten der Familie. Er nahm sich vor, seine Meinung zum Mauerbau für sich zu behalten.

Schamma, nun im gleichen Alter wie Abimelech bei seinem Weggang, sah den Bruder als erster. Aber aus der Entfernung erkannte er ihn nicht und wunderte sich daher über den fremden Reiter, der sich hier offenbar auskannte und nach links und rechts freundliche Grüße wechselte. Er rief Jimla herbei. Aber auch die Mutter erblickte nun den bewaffneten Fremden. Sie kniff die Augen zusammen und rief erschrocken: „Aber das ist doch Abimelech!“ Der Sohn der sichemitischen Hure hatte ihr gerade noch gefehlt. Und mit Elischamas gereizter Stimmung würde es wohl jetzt noch schlimmer werden.

Nun erkannte auch Schamma den verschollenen Halbbruder. „Jimla“, rief er dem Herbeieilenden zu, als habe er eine gute Nachricht, „Abimelech ist heimgekommen!“

„Wo kommt der denn plötzlich her?“ fragte der Ältere überrascht. Und ausgerechnet jetzt war Elischama nicht da! Er war bei irgendeinem Nachbarn.

Mittlerweile hatten auch alle anderen im Garten vernommen, wer da kam, und drängten sich neben und hinter Asuba und ihren beiden Söhnen: die Frauen Elischamas und Jimlas, die Witwe Elas, der jüngste Jerubbaalsohn Dodo und die anderen Kinder. Jimla schickte die ältere Tochter Elas, die schon dreizehn war, aus, um den Familienvorstand zu suchen und zu holen.

Abimelech hielt es für ein gutes Zeichen, daß ihn seine ganze Familie umringte, als er von seinem Reittier stieg. So hatte er es sich als Kind in seinen Heldenträumen immer vorgestellt: Er kehrt ruhmbedeckt heim, alle erwarten ihn, heißen ihn willkommen und fiebern der Erzählung seiner Abenteuer entgegen. Der jetzige Empfang hatte zwar nicht jene Herzlichkeit wie in der damaligen Phantasie, aber Abimelech war trotzdem zufrieden. Kein böses Wort fiel, und immerhin hatte er ja seine Angehörigen mit seiner Ankunft völlig überrumpelt. Es stellte sich bald heraus, daß sie nicht gewußt hatten, wo er und ob er überhaupt noch lebte. Von einem reisenden Händler war ihnen zwar Nachricht gekommen, daß er Gideon verlassen hatte, aber von da an war er für sie verschollen. Jimla und Schamma luden ihn ein, im Schatten des Feigenbaums, der mitten im Garten stand, Platz zu nehmen, und setzten sich neben ihn. Elas Witwe, die ihn immer gemocht hatte, schöpfte aus der nahen Zisterne Wasser und wusch ihm die staubigen Füße. Die Kinder staunten ihn an und pflückten ihm auf Geheiß der Frau Elischamas Weintrauben zur Erfrischung von Körper und Seele. Einer der Kleinen, der fünfjährige Erstgeborene Elischamas, zeigte auf das Leopardenfell und fragte neugierig: „Was hast du da?“

Jimla hatte das Fell gleich als lächerlich empfunden. Er nahm an, daß es bei irgendeinem Händler gekauft war. Typisch Abimelech! Er wollte immer noch, daß ihn alle bestaunten. So erklärte er dem wißbegierigen Neffen rasch, bevor der Gefragte selbst antwortete: „Mit dem Katzenfell will er uns alle erschrecken.“ Lachend blickte er in die Runde.

Abimelech zwang sich, gleichfalls zu lächeln, aber er dachte: Jimla hat wie eh und je vor nichts Achtung. Alles muß er lächerlich machen. Und er mag mich noch immer nicht. Dem kleinen Frager antwortete er: „Das ist das Fell eines Leoparden. Einer großen Katze, die Menschen frißt. Ich habe sie getötet. Mit diesem Schwert hier.“ Er zog es ein Stück aus der Scheide, so daß alle die eiserne Waffe sehen konnten. Dann schob er sie zurück und schilderte seinen Kampf mit dem Raubtier, immer an den Jungen gewandt, aber auch alle anderen hörten ihm natürlich gespannt zu, und bis auf zwei sahen sie ihn bewundernd an. Jimla zweifelte an der Wahrheit der Erzählung. Wer weiß, vielleicht wollte sich der Heimkehrer bloß wichtig machen. Und Asuba schaute zu Boden und tat, als interessiere sie weder der Bastard, wie sie ihn bei sich nannte, noch dessen Erzählung.

In diesem Moment kam Elischama. Abimelech erhob sich, ging dem Familienhaupt entgegen und setzte zu seinen Grußworten eine demütige Miene auf. Noch immer bin ich soviel kleiner als er, dachte er neidisch. Und das würde leider so bleiben, denn er war ja längst ausgewachsen.

Elischama hieß ihn in steifer Haltung und mit unbewegtem Gesicht willkommen. Er setzte sich zu den Brüdern unter den Feigenbaum, und auch Abimelech nahm wieder Platz. Jimla berichtete Elischama von Abimelechs Abenteuer am Jordan, aber er übersteigerte kräftig, so daß die Darstellung eher zum Lachen reizte als zur Bewunderung. Abimelech war wütend. Dieser heimtückische Hund Jimla! Er war froh, daß Elischama gar nicht darauf einging, sondern ihn aufforderte zu erzählen, wo er lebe und was er treibe. Die Frauen und Kinder blieben nun, da Elischama da war, in gebührendem Abstand, aber doch nahe genug, um hören zu können, was der Heimkehrer berichtete.

Und sie kamen auf ihre Kosten. Abimelech erzählte von den Städten drunten an der Meeresküste, von den Tjekern und den Philistern mit ihren seltsamen Federbüschen auf den Helmen, von stampfenden Pferden vor goldbeschlagenen Streitwagen, von den Kriegen zwischen Dor und Akko, und er versäumte nicht, seinen Anteil an den Siegen Dors gehörig herauszustellen. Sogar das Auge des Fürsten sei auf ihn gefallen. Er zückte erneut sein eisernes Schwert. „Hier, mit diesem Geschenk hat er mich jüngst geehrt, nachdem ich ihm in großer Bedrängnis einen ehrenvollen Friedensschluß ermöglicht habe!“

Elischama nahm die Waffe, betrachtete sie mit begehrlichem Blick und lobte sie. Danach ging sie an Jimla, dann an Schamma. Jimla meinte: „Hier in Ofra ist es nicht recht, daß der jüngere Bruder das bessere Schwert trägt als der ältere. Du solltest es Elischama schenken, auf dem die Blicke ganz Abiesers ruhen.“

Abimelechs Gesicht verzerrte sich wie dasjenige Gaals, wenn den der Zorn packte. Die Frechheit Jimlas machte ihn für einen Moment fassungslos. Ehe er die passende Antwort fand, knurrte Elischama: „Vergiß seine Worte!“ Und er fragte, ob es da unten im Küstenland Leute gäbe, die besondere Erfahrungen im Mauerbau hätten. In Ofra könnte man solche Männer gebrauchen. Er kam auf seinen Plan zu sprechen, die Siedlung vor fremdem Zugriff zu schützen, und Abimelech spürte, wie ernst es dem Bruder mit dem Vorhaben war, wie er auflebte, wenn er davon sprechen konnte. Selbst als er einräumte, daß die Arbeiten eben jetzt ins Stocken geraten waren.

Abimelech war froh, daß der Bruder selbst auf seine Taten in Ofra zu sprechen kam. Und nichts von seiner ehemaligen Verachtung für ihn, von seinem Haß war zu spüren. Elischama redete mit ihm, wie es sich ziemte, mit einem erwachsenen Bruder, der auf eigenen Beinen stand und den man lange nicht gesehen hatte, umzugehen. Es gab keine Anspielungen auf sein landwirtschaftliches Ungeschick oder auf Jerubbaals und Elas Tod. Abimelech lobte die angefangene Mauer und versprach, sich in Dor nach Bauleuten umzuhören. Und er berichtete, als sei er ordentlich stolz auf Elischama, daß die Kunde von dessen Taten sogar bis Dor gedrungen sei. Man wisse dort von seinem zähen Ringen, um Ofra und ganz Abieser vor den gierigen Händen Sichems zu bewahren. Auch daß er seinem Gott ein Haus gebaut habe, sei bekannt, und man sei der Auffassung, daß die Macht des Baal von Ofra wachsen, die des El-Berit von Sichem trotz seines gewaltigen Tempels jedoch abnehmen werde.

Elischama, der nie aus der Gegend um Ofra und Sichem herausgekommen war und keine Vorstellung davon hatte, daß in Dor kaum der Name Sichems bekannt war, geschweige denn daß man von der Existenz der Abiesriten und Ofras wußte, glaubte Abimelechs Worten. Er hörte sie mit Wohlgefallen und dachte, daß der Bruder in der Fremde vielleicht doch ein verständiger und brauchbarer Mann geworden sei. Auch wenn er nach wie vor auf dem Acker sicherlich nicht viel taugte. Aber offenbar verstand er, mit dem Schwert umzugehen. Oder hatte er inzwischen auch gelernt, wie man den Pflug hielt, damit der nicht umfiel?

Abimelech ging zu seinem Esel, öffnete das Gepäck und holte seine Geschenke hervor: einen eisernen Dolch und einen ledernen Gürtel für Elischama, bronzene Dolche für Jimla und Schamma, ein Holzschwert für seinen jüngsten Halbbruder, den neunjährigen Dodo, Kopftücher für Asuba und die Wirwe Elas, Armringe für die Frauen Elischamas und Jimlas, eine Halskette für Elas dreizehnjährige Tochter und allerlei holzgeschnitzte Tiere für die kleineren Kinder. Fast all sein erspartes Silber hatte er hingegeben, um die Geschenke zu kaufen. Er fand viele gute Worte, als er seine Reichtümer verteilte, und die Kinder streichelte er liebevoll. Nur Jimla hatte er nichts zu sagen – mit steinerner Miene übergab er ihm den zugedachten Dolch. Er soll sich gegen dich kehren! wünschte er stillschweigend. Und auch bei Asuba kam er über einen dürren Satz nicht hinaus. Aber davon abgesehen, war er mehr als zufrieden. Er gehörte wieder zur Familie, und mit Elischama ließ sich reden. Er wußte nur noch nicht, wie er sein eigentliches Anliegen vorbringen sollte.

Aber Elischama gab ihm selbst ein Stichwort. Als später die vier Brüder im Garten umherschlenderten, um Abimelech zu zeigen, was seit seinem Weggang verändert war, klagte Elischama, daß ihm der eine der beiden Knechte, die er nach dem Tod von Vater und Onkel gekauft hatte, im Winter gestorben war. Abimelech zuckte bei der Erwähnung des schwärzesten Ereignisses in seinem Leben innerlich zusammen und hatte plötzlich wieder Elischamas Worte am Tag, nachdem Gideon und er die Toten nach Ofra gebracht hatten, im Ohr: „Es wäre wirklich besser, du wärst auch tot.“ Niemals würde er diesen furchtbaren Satz vergessen. Aber Elischama wollte jetzt gar keine Erinnerungen wachrufen, sondern sprach sachlich von den Sorgen, in die ihn der Tod des

Knechtes gestürzt hatte. Hätte ihm und den Brüdern nicht einer seiner Freunde ausgeholfen, wäre die Arbeit des Sommers kaum zu schaffen gewesen. Und er selbst mußte sich ja zugleich um den Mauerbau kümmern. „Die Kinder sind noch klein, ich brauche Männer im Haus Jerubbaals.“ Er sagte es mit Nachdruck und blickte Abimelech auffordernd an. Jetzt würde sich der Heimgekehrte hoffentlich äußern, was er vorhatte. Ob er zurückging nach dieser Stadt Dor oder ob er hierzubleiben gedachte. Und wie er zur Feldarbeit stand.

Abimelech deutete die Bemerkung richtig, aber sie war ihm noch zu unbestimmt. Solllte der Bruder ihn doch direkt fragen. Der brauchte Hilfe, und das war ein zusätzlicher Glücksumstand. Um so selbstbewußter konnte er selbst seinen Vorschlag einer Erbteilung vorbringen. Vorläufig meinte er nur: „Gideon geht es ähnlich. Auch er hat zwei Knechte. Aber mittlerweile werden ihm die Söhne herangewachsen sein.“ Seinen Besuch bei ihnen behielt er lieber für sich.

Elischama knüpfte an die ausweichende Bemerkung an und sagte nun eindeutig: „Falls du gekommen bist, um bei uns zu bleiben, brauche ich keinen neuen Knecht.“

Eine klare Feststellung erforderte eine ebenso klare Antwort. Elischama hoffte darauf. Statt dessen bekam er zu hören: „Wenn ich hier in Ofra das Schwert mit dem Pflug vertauschen soll, dann aber nur auf einem Landstück, das mir ganz allein gehört.“

Die Brüder blickten verständnislos erst Abimelech und dann sich gegenseitig an. „Wir verstehen dich nicht“, sagte Elischama. „Erkläre uns, was du vorhast!“

Abimelech wurde deutlicher. „Ich will nicht für immer in Dor bleiben. Ich möchte zurückkehren, um hier bei euch zu leben und euch gegen Sichem zu helfen. Ich denke, ihr könnt einen waffengeübten und unerschrockenen Mann wie mich gebrauchen. Aber ich werde hier auf meinem eigenen Land sein oder gar nicht.“

Elischama verstand allmählich die Absicht des Halbbruders, aber er begriff sie nicht. „Willst du roden?“ fragte er ungläubig. „Aber rund um Ofra ist alles Land bereits aufgeteilt und bearbeitet. Das weißt du doch!“

„Du sagst es“, bestätigte Abimelech und schlug vor, wieder unter dem Feigenbaum Platz zu nehmen, weil er einen Vorschlag machen wolle und dazu mehr als zwei Sätze sagen müsse.

Die Brüder kehrten überrascht zum Baum zurück, und Abimelech entwickelte nun die Idee einer Abtrennung seines Anteils am Erbbesitz des Joasch, wie es ihm Gaal geraten hatte. Die Erbteilung sollte erst wirksam werden, wenn er endgültig heimkehrte, bis dahin könnte alles bleiben wie bisher. Durch diese Teilung werde aller frühere Streit zwischen Elischama und ihm ein für allemal beigelegt und dessen Wiederaufleben verhindert. In brüderlicher Eintracht könnten sie dem Wohl Ofras dienen.

Er hatte in mildem, versöhnlichem Tonfall gesprochen und blickte nun mit leuchtenden Augen in die Runde. Wenn jetzt Elischama nicht gleich ablehnte, war schon viel gewonnen. Ihm war klar, daß den Brüdern sein Vorschlag unerhört vorkommen mußte und daß sie Zeit brauchten, den Vorteil einer Teilung des Landbesitzes zu erkennen.

Die drei saßen tatsächlich wie versteinert. Das gab es nirgends, daß Brüder über den Erbbesitz ihres Vaters herfielen und ihn in Stücke rissen. Wenn etwas unantastbar war, dann war es das Land der Großfamilie, das die Brüder unter Leitung des Erstgeborenen gemeinsam bewirtschafteten und von dem sie und ihre Frauen und Kinder lebten. Wurde die Familie zu groß, dann wurde zusätzliches Land gerodet, oder ein Teil der Familie zog mit Gleichgesinnten hinweg in ein Gebiet, wo neues Land erschlossen werden konnte. Auf diese Weise hatten sich die Abiesriten von Süden her bis hin nach Ofra ausgebreitet und war auch Gideon mit seinen Gefährten in der Ebene am Tabor seßhaft geworden. Aber ein Stück vom Erbbesitz abtrennen? Ein Mann, der an so etwas dachte, schloß sich dadurch aus der Familien- und Sippengemeinschaft aus.

Ein großes Schweigen trat ein. Die Frauen ließen die Hände ruhen und lauschten zum Baum hin. Hatte es schon wieder Streit gegeben? Zögernd traten sie näher.

Elischama hatte es die Sprache verschlagen. Das Gehörte übertraf alles, was der mißratene Halbbruder je gesagt und getan hatte. Die Nachricht, daß Abimelech da sei, hatte in ihm ja gleich den alten Widerwillen gegenüber dem Sohn der Sichemitin geweckt. Aber er hatte sich zusammengenommen und war dem Halbbruder höflich begegnet. Wozu jedoch, wenn der gekommen war, diese Ungeheuerlichkeit vorzutragen? Und es gab an seinen Worten nichts zu drehen und zu deuteln – es war ganz eindeutig, was er wollte. Und so erwiderte denn Elischama endlich mit Würde, und er sprach leise: „Ich habe dich willkommen geheißen wie einen, der in der Fremde gelernt hat, daß er und seine Familie unzertrennlich sind. Ich höre nun, daß ich mich getäuscht habe. Es ist besser, du verläßt uns jetzt gleich. Laß dir in deinem Dor ein Landstück geben! Da du die Achtung vor dem Erbbesitz deiner Väter verloren hast!“ Er erhob sich, und alle anderen taten es ihm nach. Jimla spottete: „Wir kommen dich in Dor gern besuchen, um uns daran zu erbauen, wie gewandt du den Pflug führst.“

Abimelech war bestürzt über die Wirkung, die er erzielt hatte, und rief in seiner Not, um vielleicht noch etwas zu retten: „Elischama, warum versuchst du gar nicht erst, über meine Idee nachzudenken? Überleg doch, ob unser Vater nicht anders entscheiden würde als du!“

Das war zuviel für Elischama. „Du beleidigst nicht nur mich und meine Brüder, sondern auch den Vater?“ schrie er, so daß die Nachbarn in den angrenzenden Gärten die Köpfe reckten und neugierig an ihre Gartenmauern liefen, um zu hören, worum der Streit ging. „Aber natürlich“, fuhr Elischama fort, „wer tatenlos zusieht, wie sein Vater erschlagen wird, dem verdorrt die Zunge auch nicht, wenn er das Land des Vaters verlangt.“

Abimelech griff nach seinem Schwert, das er abgelegt hatte, und befestigte es am Gürtel. Er war hochrot im Gesicht. Wie hatte er nur vermuten können, daß Friede und Eintracht mit den Asubasöhnen möglich seien! Sie haßten ihn und würden ihn bis zu seinem Ende hassen. Wie Elischama vor ihm stand, wie ein wütender Stier, bereit, ihn zu töten! Neben ihm Jimla, dieser giftige Skorpion! Einzig Schamma haßte ihn vielleicht nicht. Der schaute jetzt betrübt drein. Aber auch er hatte niemals offen zu ihm gehalten. Wie widerwärtig sie ihm alle waren! „Ich werde den Sippenrat anrufen!“ drohte er.

Elischama lachte höhnisch auf. „Tu das! Dort finden nur rechtmäßige Söhne Gehör!“ Und Jimla nahm des Bruders Worte auf und deutete sie mit grausamer Klarheit: „Glaubst du etwa noch immer, daß deine Mutter die Frau Jerubbaals war? Jerubbaals Frau heißt Asuba! Was geht uns der Sohn seiner Beischläferin an?“

Abimelech traf die Rede wie ein Schwerthieb. Er brüllte auf, und seine Rechte fuhr zum Gürtel. Aber die drei Brüder standen ihm so nahe, daß sie ihn überwältigten, noch ehe er Schwert oder Dolch zücken konnte.

Schamma faßte sich als erster. „Geh doch!“ bat er Abimelech. „Geh, bevor Schreckliches geschieht! Du bist doch kein Brudermörder!“ Er wandte sich an seine Brüder: „Laßt ihn gehen! Ein Dämon hat ihm den Sinn verwirrt. Er kann nichts dafür.“

Elischama und Jimla ließen den Verhaßten vorsichtig los, und Schamma stellte sich zwischen sie und Abimelech. Der zog sich wortlos das Gewand zurecht, ging zu seinem Esel und schickte sich an, den Ort seiner Niederlage zu verlassen. Alle beobachteten ihn, die Brüder wachsam, die Frauen und Kinder ängstlich. Er blieb noch einmal vor den dreien stehen und sprach Elischama und Jimla an: „Ihr habt unseren Vater beleidigt und sein Andenken gelästert. Aus seinem Grab soll euch sein Fluch treffen! Alles, was du planst, Elischama, soll dir nicht gelingen, und dir, Jimla, sollen die wilden Tiere auflauern! Da wird es dann mit dir und deiner giftigen Zunge aus sein!“ Sein Gesicht war verzerrt, und sein Atem keuchte.

Elischama erbleichte, und es brach aus ihm heraus: „Dein Fluch ist wirkungslos! Jerubbaal weiß, wer mitschuldig ist an seinem Tod! Er hat dich bereits verflucht, so daß du ohne Familie und ohne Heimat umherirrst und Fremden dienen mußt! Du hast die heilige Lebensordnung Ofras angegriffen und damit unseren Gott beleidigt – er wird dich Schandbuben in seinem Zorn zur Strecke bringen! Dann werden die Söhne Jerubbaals aufatmen!“

Jimla machte den Mund auf, um die Drohrede des Bruders fortzusetzen, aber Schamma rief: „Jimla, soll das denn kein Ende haben? Laß ihn endlich gehen!“ Und er mahnte Abimelech: „Sag nichts mehr! Geh, bevor Bruderblut fließt!“

Abimelech spuckte aus, schwang sich auf seinen Esel und ritt erhobenen Hauptes davon. „Folge ihm!“ befahl Elischama der Tochter Elas. Binnen kurzem schon kam sie zurück und berichtete, daß er bei Gareb eingekehrt sei.

Beinahe hätte Elischama einen neuen Wutanfall bekommen. Aber er bezwang sich und dachte an Wichtigeres. Er entschied, vorsichtshalber dem Geist Jerubbaals und dem Gott Ofras Opfer darzubringen. Schamma beauftragte er, sich zur Herde zu begeben, die der stumme Hirt am Fuß des Garizim weidete, und ein Lamm zu holen.

Als die Sonne dann über den Hügeln im Westen stand, machten sich die drei erwachsenen Jerubbaalsöhne zum Grabplatz am Ebal auf. Vor der Höhle, in der die Geister Joaschs, Jerubbaals und Elas hausten, goß Elischama feierlich eine Weinspende aus, und alle drei flehten, daß der Vater seinen Segen von seinem Haus nicht abwenden möge. Dann kehrten sie zurück nach Ofra und stiegen hinauf auf die Spitze des Hügels, wo die Frauen sie schon erwarteten. Elischama schlachtete das Lamm, und während sich die Flammen auf dem Altar in den Anteil des Gottes fraßen, hielt er stumme Zwiesprache mit dem Baal von Ofra und fand sich bestätigt. Das Recht und die Ordnung der Abiesriten – das war die Stärke Ofras im Ringen mit Sichem! Wer diese Ordnung in Frage stellte, hinderte den Aufstieg Ofras. Auch wenn er ein Sohn Jerubbaals war.

„Alles ist gut“, sagte er laut und zuversichtlich, als sie dann beim Mahl saßen. „Der Gott ist mit uns einverstanden. Wir werden die Mauer bauen. Ofra wird zunehmen, Sichem wird abnehmen. Abimelech wird uns weder stören noch schaden.“

„Er soll in der Fremde verrecken, dieser sichemitische Hurensohn!“ zischte Asuba ihrer Schwägerin und den Schwiegertöchtern zu.

Schamma fragte besorgt: „Und wenn er hierbleibt bei Gareb? Oder später zurückkehrt?“

Elischama beruhigte ihn: „Keine Sorge! Er bleibt nicht hier. Was soll er bei Gareb? Und falls er noch einmal zu uns zurückkehrt, dann wird er uns wie ein Knecht sein und die schwerste Arbeit verrichten. Er weiß das, und deshalb wird er nicht wiederkommen.“

In den Familien Ofras gab es an diesem Abend nur ein Thema: die Zwietracht im Hause Jerubbaals. Man verurteilte den Bruderhaß. Aber da der offenbar nicht aus der Welt zu schaffen war, wünschte man, daß Abimelech rasch wieder fortzog. Es gab wegen dem Mauerbau schon genug Hader und Streit im Ort.

Abimelech schwor sich in dieser Nacht, die er in Garebs Garten verbrachte, durch wüste Traumbilder an erholsamem Schlaf gehindert, niemals nach Ofra zurückzukehren, solange Elischama und Jimla am Leben waren.

18

Der Ritt hinunter in die Küstenebene erschien Abimelech endlos. Die spätsommerliche Landschaft hatte sich seit gestern und vorgestern nicht verändert, aber nun empfand er sie als trostlos. Ringsum Dürre und Staub, Distelwuchs auf rissiger Erde, verdorrtes Gestrüpp an grauen Felshängen. Weder die Dörfer mit ihren gelbgrünen Weingärten noch die dunkelgrünen Waldstücke, die das öde Landschaftsbild belebten, konnten ihn ein wenig aufheitern. Er fühlte sich krank. Seine Niederlage in der Erbschaftsfrage war endgültig. Sein Wunsch, in Ofra Fuß zu fassen und Einfluß zu gewinnen, glich einem entwurzelten Baum. Sein hochfliegender Labajatraum schien abgestürzt wie ein Vogel, den der Pfeil des Jägers vom Himmel geholt hat. Einzig der Haß gegen die Brüder war ihm geblieben.

Am Abend zuvor hatte er sich bei Gareb und dessen Söhnen ausgeklagt. Den Anlaß des erneuten Zerwürfnisses hatte er jedoch gar nicht erwähnt, sondern nur davon gesprochen, daß Elischama und Jimla seine Mutter und damit auch Jerubbaal in abscheulicher Weise beleidigt hatten. Er war sich nicht sicher gewesen, ob nicht auch in Garebs Haus die Stimmung gegen ihn umschlug, wenn er auf seine Idee zu sprechen kam, das Joasch-Erbe zu teilen. Nach Elischamas grundsätzlicher Äußerung dazu lag es nahe, daß Gareb in diesem Punkt genauso dachte wie sein Rivale. Gareb und seine Söhne hatten ihn ehrlich bedauert, und harte Worte waren gegen die Asubasöhne gefallen. Hotam prangerte ihren Hochmut an, mit dem sie allen Mitbürgern ihren Willen aufzwingen wollten. Gareb nannte den Mauerbau eine Verrücktheit und Lächerlichkeit.

Abimelech hatte die Anklagen gegen seine Brüder wie Balsam auf seinen Wunden empfunden. Und nun wußte er auch, daß Ofra keinesfalls so geschlossen hinter Elischama stand, wie ihm Gaal hatte weismachen wollen. Das war ihm eine kleine Genugtuung in seinem Elend. Doch bei Sonnenlicht besehen, was nutzte ihm dieses Wissen? Gareb schimpfte zwar auf Elischama und hetzte seine Anhänger gegen ihn auf, aber die Hand gegen den Widersacher würde er nicht erheben. Über aller zeitweiligen Spaltung der Familien Ofras stand für Gareb und für alle Bürger Ofras die Einheit der Ortsgemeinde als Bestandteil der Sippe und gegenüber Sichem und nicht zuletzt vor der Gottheit. Abimelech konnte nicht auf einen Aufstand der Garebpartei gegen die Elischamapartei hoffen. Ein solches Denken war Gaal angemessen und paßte sicherlich auf die Verhältnisse in Sichem. Auf die Lebensordnung Ofras bezogen war es unsinnig.

Überhaupt Gaal! Der hatte mit seinem hintergründigen Vorschlag einer Erbteilung völlig danebengegriffen. Aber woher sollte er auch die Abiesriten und ihre traditionelle Lebensweise kennen? Abimelech sah ein, daß er dem Sichemiten, trotzdem er dessen wahre Absicht durchschaut hatte, in die Falle gegangen war. Der kannte sich zwar in städtischen Verhältnissen gut aus, aber die freien Bauern des Berglandes waren ihm fremd. Anscheinend glaubte er, in Ofra hätte man, abgesehen von der Tatsache, daß man keine Steuer an Sichem zahlte, die gleichen Ansichten und Vorstellungen wie in Sichem. Abimelech wurde trotz seiner Niedergeschlagenheit erst jetzt so richtig bewußt, wie sehr sich die Abiesriten und die Sichemiten gerade darin, wie sie den Grundbesitz auffaßten, unterschieden, auch wenn ihnen sonst vieles gemeinsam war.

Was sollte er Gaal antworten, wenn der wissen wollte, wie sein Besuch ausgegangen war? Er konnte doch unmöglich seine Niederlage eingestehen! Und er wollte von Gaal nicht erneut kluge Ratschläge hören, die dann nichts taugten. Der Sichemit bezweckte ja doch nur, daß Ofra durch Zwietracht und Haß gelähmt würde, damit er selbst dann als Herr von Sichem leichtes Spiel hätte, die Abiesriten zu unterwerfen. Abimelech glaubte fest an diese Absicht Gaals. Er beschloß, seinen Besuch in der Heimat als erfolgreich auszugeben.

Er hatte Gaals Interesse am Ausgang seiner Reise richtig eingeschätzt. Erst eine reichliche Woche war er zurück, da erschien eines Abends sein ehemaliger Hauptmann bei ihm und fragte ohne Umschweife: „Na, darf ich dich zu deinem eigenen Grund und Boden beglückwünschen?“

Abimelech zwang sich ein Lächeln ab. „Du darfst.“ Und er berichtete, daß sich Elischama zwar zäh gewehrt habe, das Erbe zu teilen, daß er selbst den Bruder aber dann doch überzeugen konnte, daß es so besser sei. Wenn er eines Tages nach Ofra heimkehre, bekomme er das Landstück.

Gaal glaubte ihm, schlug ihm anerkennend auf die Schulter und meinte, daß der Fall nun wohl Nachahmung finden werde. Er zeigte seine Befriedigung über Abimelechs Erfolg ganz unverhoh-

len. „Und wann willst du denn nun zurück in die Heimat und deinen Besitz genießen?“ wollte er wissen.

Abimelech antwortete ausweichend, aber Gaal riet, möglichst bald den Abschied zu beantragen, denn sogleich dürfe er sowieso nicht aus dem Dienst ausscheiden. Und vielleicht erinnerte sich Elischama nach längerer Zeit nur noch ungern an seine Zusage.

Sie kamen auf den Mauerbau zu sprechen, dann auf die Weinernte und schließlich auf die Lage in Sichem, und beide waren auf der Hut, daß sie nichts von ihren geheimen Gedanken preisgaben. Abimelech strengte das an, denn er hatte mehr zu verbergen als Gaal, und er war froh, als ihn sein Gast verließ.

Mit Schelef war das Gespräch einfacher. Der Freund hatte ja keine geheimen Interessen im Bergland und wollte eigentlich nur, daß Abimelech in Dor blieb. Er hoffte immer noch auf eine Versetzung in dessen Hundertschaft. Abimelech war trotzdem vorsichtig und verheimlichte auch Schelef den Mißerfolg in Ofra. Es hätte ja sein können, daß Gaal dem die Wahrheit entlockte. So sprach er von schwierigen Verhandlungen, und daß er noch nicht wisse, ob er hierbleiben oder heimkehren solle.

„Du weißt, daß du auf mich zählen kannst“, versicherte Schelef erneut.

Ob der mir Elischama aus dem Weg räumen würde? durchfuhr es Abimelech. Und Jimla gleich dazu?

Der Gedanke ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Wenn Elischama und Jimla starben, wurde er als Drittgeborener das Haupt der Familie. Aber stand das wirklich fest? Was wäre, wenn dann auch Schamma behauptete, nur die Asubasöhne hätten Erbrecht? Gewiß, er konnte den Sippenrat anrufen. Auch Gareb würde wohl auf seiner Seite stehen. Aber die Entscheidung war trotzdem ungewiß. Und welche Folgen hätte es überhaupt für Ofra, wenn die beiden Brüder heimlich umgebracht würden? Wahrscheinlich glaubte man dann in Ofra, daß Sichem hinter den Morden steckte, und es käme zum Krieg. Felder und Gärten würden verwüstet, eine Hungersnot bräche aus. Viele Männer, die er doch brauchte, fänden den Tod. Und wie sollte Schelef die Tat überhaupt gelingen? Elischama und Jimla waren kaum jemals allein. Und sie waren stets bewaffnet. Und dann, und eigentlich als erster der Einwände: Brudermord war ein schlimmes Verbrechen. Elischama hatte ihm beim Abschied mit der strafenden Hand des Baal von Ofra gedroht. Die Drohung ängstigte ihn zwar nicht, denn in allen Todesgefahren war er ja bisher wunderbar bewahrt worden. Aber genoß er den göttlichen Schutz auch noch nach einem Brudermord? Und der Geist Jerubbaals? Zwar hatte er mit der großen Lüge die Ehre des Vaters gerettet, und Elischama und Jimla hatten das Gegenteil getan und dessen Ehre mit Schmutz beworfen, indem sie seine sichemitische Frau als Beischläferin beschimpften. Aber ob das rechtfertigte, den Erst- und Zweitgeborenen zu töten? Ging es ihm bei einem Mord an den Brüdern wirklich nur um die Ehre des Vaters? Oder wollte er die beiden nicht vielmehr sich selbst aus dem Weg räumen? Würde der Segen Jerubbaals weiterhin auf ihm ruhen? Oder würde sich dessen Geist gegen ihn wenden?

Immer wieder kam Abimelech in seinen Nachtgedanken auf den wunderbaren göttlichen Schutz, in dem er sich wähnte. Den er bisher genossen hatte, ohne je ernsthaft und dringlich danach zu fragen, welcher Gott denn eigentlich seine Hand über ihn hielt, ohne je seine ganz persönliche Verehrung zu genießen. Aber nun würde er ohne göttliche Hilfe seine Träume, seine Hoffnungen, seine Ziele nicht wiederfinden können. Was er tun mußte, um der gefürchtete Heerführer der Bergvölker zu werden, konnte ihm nur ein Gott weisen. Und zwar jener, der erstmals in der Midianiternacht die Hand über ihn gehalten und ihm durch den Sturz in die Grube das Leben gerettet hatte. Es mußte derselbe Gott sein, der in ihm den Traum von der Wiederherstellung des Reiches Labajas geweckt hatte. Der ihm gezeigt hatte, daß es dazu des Willens zur Macht bedurfte. Diesen Gott galt es zu finden. Und der würde ihm dann sagen, was zu tun war, wie er seine Schritte auf dem Weg, den er nach dem Willen des Gottes gehen sollte, setzen mußte.

Aber wer sollte ihm den Gott benennen? Er fand es heraus: Kein anderer als der Geist des Vaters. Den mußte er befragen. Der Vater würde ihm helfen. Er war der Liebling des Vaters. Er hatte verhindert, daß Schande das Andenken an den Joaschsohn Jerubbaal verdunkelte. Der Vater würde ihm antworten. Hatte der Großvater nicht einst erzählt, daß der geheime Wille der Götter den Lebenden zwar gewöhnlich verborgen, den Toten aber manchmal zugänglich sei? Und daß bestimmte Menschen die Gabe haben, den Geist eines Toten zu befragen?

Abimelech erkundigte sich bei den Huren in Dor, ob sie einen Mann wüßten, der einen Totengeist beschwören könne. Einen Mann mit dieser Fähigkeit kannten sie zwar nicht, aber sie nannten ihm das Haus einer Frau, die sich auf allerlei Wahrsagung verstand, und auch für wirksame Salben und Getränke gegen verschiedene Leiden war sie bekannt.

Eines Abends schlich sich Abimelech heimlich zu dem Häuschen, in dem die Magierin wohnte. Keiner brauchte von seinem Besuch bei ihr zu wissen. Er war ein wenig überrascht, daß die Wahrsagerin so gar nichts Auffälliges an sich hatte. Sie war in mittlerem Alter, hatte ein Dutzendgesicht, und ihre Sprache war wie die aller Menschen. Kein stechender Blick schüchterte ihn ein, und keine Verwachsung an ihr stieß ihn ab. Die sollte ihm helfen können?

Sie setzten sich gegenüber, und ein Mädchen reichte eine Schale mit frischen Trauben. Vielleicht waren es die letzten dieses Jahres, denn die Lese war vorüber, und das große Jahresfest stand bevor. Das Mädchen war häßlich, und das erfüllte Abimelech seltsamerweise mit ein wenig Vertrauen in die Zauberkünste seiner Herrin, denn irgendetwas in diesem Haus mußte doch vom Üblichen abweichen. Die Hausherrin hörte sich das Begehren ihres Kunden an und erwiderte, daß sie sehr wohl in der Lage sei, einen Totengeist zu rufen. Ob der allerdings antworte, das liege nicht in ihrer Macht. Abimelech sagte, daß der Tote nicht in Dor bestattet sei, sondern weit weg im Bergland. Sie zögerte, aber dann nickte sie. Sie wolle die Beschwörung ausführen, obgleich sie noch nie einen so weit entfernten Geist herbeigerufen habe. Ihre Mühe sei dadurch natürlich größer als im Normalfall. Und sie nannte den Preis für ihren Dienst.

Abimelech erschrak. Sein gesparter Sold, soweit er in Silber bestand, war fast aufgebraucht, vor allem für die Geschenke, die er völlig nutzlos nach Ofra mitgenommen hatte. Die Frau bemerkte seine Verlegenheit und wollte wissen, wonach er den Geist denn fragen wolle. Vielleicht gebe es eine billigere Möglichkeit, Auskunft zu erhalten. Eine geringere Einnahme, dachte sie sich, sei besser als gar keine. Aber Abimelech offenbarte sein Anliegen noch nicht und bestand auf der Totenbeschwörung.

„Dann komm wieder, wenn du es dir leisten kannst!“ beschied ihn die Magierin mit freundlicher Miene. Er versprach es und verabschiedete sich. „Du wirst weit und breit niemand anderen finden“, erklärte die Frau selbstbewußt, „der deinen Auftrag ausführen kann. Laß dir von deinem Hauptmann Vorschuß zahlen!“

Abimelech war verblüfft. Woher wußte sie, daß er Soldat war? Er hatte es nicht erwähnt. Und außer einem Dolch trug er keine Waffe bei sich. Hatte die Heimat des Toten sie darauf gebracht? Sein eigener Dialekt? Aber freilich, was konnte einer aus dem Bergland hier auch anderes tun, als Kriegsdienst zu leisten? Ihre Vermutung lag nahe. Und vielleicht verstand sie auch von ihrem Gewerbe mehr, als er ihr ansah. Auf jeden Fall hieß es jetzt sparen. Und das bedeutete, sich weiterhin dem Stumpfsinn des Alltags hinzugeben und zu warten. Ja, wenn er jemanden hätte, der ihm das Silber vorstrecken würde! Aber Gaals Mißtrauen durfte er nicht wecken, Schelef brauchte sicherlich seinen Sold selbst, und Schuldner seines Wohnnachbarn und Dienstkollegen wollte er nicht werden.

So wurde es Wintersende, bis er bei der zauberkundigen Frau erneut anklopfen konnte. Sie erkannte ihn wieder und ließ sich das Silber zeigen. Dann eröffnete sie ihm, daß die Beschwörung nicht hier in der Stadt möglich sei, sondern sie müßten dazu an den Karmelberg wandern. Dort kenne sie eine Höhle, die zur Welt der Abgeschiedenen hin offen sei. Nur dort könne sie den Geist des Gewünschten herbeirufen und befragen. In zwei Wochen, dann stehe der Mond günstig. Die Reise müsse an einem einzigen Tag zurückgelegt werden, ebenso die Rückreise, die Nacht dazwischen sei die Nacht der Erscheinung. Ein Reittier sei ihm aber nicht erlaubt, sondern er müsse demütig zu Fuß gehen. Und ein schwarzes Opfertier, Schaf oder Ziege, solle er mitbringen. Und eine Kanne Wein. Alles andere sei dann ihre Sache.

Abimelech war enttäuscht von der abermaligen Verzögerung und den beschwerlichen Umständen des Unternehmens. Nun mußte er schon wieder um zwei Tage Urlaub bitten! Wer weiß, ob er ihn bekam. Aber er hatte sich nun einmal für die Befragung des Vaters entschieden, und eine andere Möglichkeit, zur erforderlichen Klarheit über seinen Weg zu kommen, sah er ohnehin nicht. So mußte er sich an die Anweisungen der Totenbeschwörerin halten. Er war in ihrer Hand.

Er überredete seinen Hauptmann, ihm die benötigten zwei Tage zu bewilligen, unter dem Vorbehalt natürlich, daß kein plötzlicher Einsatz dazwischenkam. Zwei Tage vor der Reise zum Karmel kaufte er auf dem Markt in Dor eine kleine schwarze Ziege, die ihm das häßliche Mädchen, das ihn begleitete, auswählte. Er konnte das Tier bis zum Termin bei den beiden Frauen unterstellen.

Am Reisetag wartete er wie verabredet lange vor Sonnenaufgang am Stadttor. Es war noch einmal eine kalte Nacht gewesen, die Pfützen vom letzten Regen waren gefroren. Er zitterte. Vor Kälte und vor Aufregung. Dann aber öffnete sich das knarrende Tor, und auf einem Esel erschien die Frau, der er sein Schicksal anvertraut hatte. Dahinter die Dienerin mit der Ziege. Er glaubte, das Mädchen komme mit, aber es drückte ihm wortlos den Strick in die Hand, an dem sie das Tier geführt hatte, und verschwand zurück in die Stadt.

So machten sie sich zu zweit auf den Weg zu jener fernen Höhle, in der Jerubbaals Geist erscheinen sollte. Die Totenbeschwörerin erklärte Abimelech gleich anfangs noch einmal, daß ihr Vorhaben gefährlich sei und zudem ungewiß. Es konnte sein, daß der Geist ihrem Ruf nicht folgte, und wenn er es doch tat, daß er nicht antwortete. Abimelech mußte ihr den Toten und die Frage an ihn nennen. Nun machte sie ihm Mut. Es gelinge leichter, einen Vater heraufzuholen als einen beliebigen Verstorbenen.

Sie saß sehr aufrecht auf ihrem Esel. Wie eine Herrin, fand Abimelech, die in eigenen Geschäften reist. Sie trug eine dicke Felljacke, Kopf und Hals waren mit einem warmen Tuch umwunden, und ihre Beine schützte sie vor der Kälte mit fest gewickelten Stoffstreifen. Er dagegen war

weit dünner gekleidet, aber schon bald hatte er sich warm gelaufen. Verkehrte Welt! grollte er innerlich und dachte an seine Reise nach Bet-Schean. Damals war er es, der geritten war, und Schelef mußte dem Esel zu Fuß folgen. Jetzt jedoch lief er selbst wie ein Knecht neben seiner Herrin, und die Ziege mußte er auch noch mit sich zerren. Als das Tier sich müde stellte, blieb ihm nichts übrig, als es sich über die Schulter zu legen und zu tragen. Dazu mußte er ständig über sich und seine Herkunft und seine Lebensumstände Auskunft geben, denn die Frau auf dem Esel befragte ihn eingehend. Nach und nach erfuhr sie so seinen ganzen Lebenslauf. Nur seine Pläne für die Zukunft gab er nicht preis. Aber sie hatte im Umgang mit ihren Kunden gelernt, auch Verschwiegenes zu erahnen. Wenn dieser junge Soldat aus dem Bergland von seinem Vater wissen wollte, welchem Gott als seinem bisherigen Beschützer er sich anvertrauen sollte, und wenn zwichen diesem Nest Ofra und der Stadt Sichem, deren Namen sie schon gehört hatte, Zwietracht herrschte und wenn schließlich auch ihr Kunde und sein älterer Halbbruder im Streit lebten, dann hatte Abimelech zweifellos vor, in Ofra oder Sichem einzugreifen, vielleicht Männer umzubringen, die ihm im Weg standen. Nun, ihr konnte das egal sein. Aber es war zu erwarten, daß die Frage, die er seinem Vater stellen wollte, auf den Gott von Ofra oder den Gott von Sichem hinauslief. Sie war in ihrem Geschäft stets sicherer, wenn sie vorher schon ahnen konnte, wie die Antwort ausfallen würde.

Es war dunkel, als sie am Fuße des Karmel ankamen. Aber der Nordwind hatte den Himmel blank gefegt, so daß ihnen die Sterne leuchteten. Die Beschwörerin war lange nicht hier gewesen und hatte Mühe, sich zurechtzufinden. Es dauerte, bis sie endlich vor dem Einstieg in den Berghang standen. Abimelech schmerzten von dem anstrengenden Marsch mit der Ziege auf dem Rücken Arme und Beine. Dazu peinigte ihn doppelte Angst: vor dem Geist und vor der Möglichkeit, daß er schwieg. Zweierlei war es, den Geist des Vaters allgemein um Beistand zu bitten, wie er es gewohnt war zu tun, und dem Geist Auge in Auge gegenüberzutreten und eine ganz bestimmte Antwort zu fordern. Würde er den Geist sehen? Oder würde er ihn bloß hören können?

Sie banden die Tiere vor der Höhle an und tasteten sich ins Innere. Die Frau holte aus einer Art Lederfutteral, das sie um den Hals trug, eine brennende Lampe, goß Öl nach und richtete den Docht. Die Höhle war nicht groß. Aufs Berginnere hin verengte sie sich und wurde immer niedriger. Schließlich blieb nur ein schmaler Spalt, der sich endlos ins Gestein hineinzuziehen schien. Abimelech schauderte. Das also war der Zugang zur Unterwelt, in der die Totengeister hausten, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit in ihre Grabhöhle zurückkehrten, um sich an den Opfergaben ihrer Söhne zu laben. Vor dem Spalt lag ein mächtiger Steinquader auf dem Boden, mit geronnenem Blut verkrustet.

Abimelech erhielt den Auftrag, draußen vor der Höhle Holz aufzuschichten, damit er später das Fleisch der Ziege zum gemeinsamen Mahl zubereiten konnte. Als er fertig war, rief ihn die Frau zu sich herein. Sie hatte die Lampe auf den Boden gesetzt und ihren Schein gegenüber dem Felsspalt abgeschirmt, so daß es fast stockdunkel war. „Die Götter schlafen, aber die Geister der Toten erwachen jetzt“, flüsterte sie ihm zu. Sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn vor den blutigen Stein. Nun begann sie in den Spalt hinein mit lauter Stimme nach Jerubbaal, dem Sohn des Joasch aus Ofra, zu rufen. Nach jedem Ruf wartete sie eine Weile. Abimelechs Herz klopfte wie in der furchtbaren Midianiternacht. Wie würde sich der Geist bemerkbar machen? Nichts war zu hören als draußen vor der Höhle die Schritte der beiden Tiere, die den Spielraum ihrer Fesseln prüften.

„Er hört nicht“, flüsterte Abimelech. Fast wünschte er sich, daß es so blieb. Aber die Magierin ergriff erneut seine Hand und beruhigte ihn: „Hab Geduld! Noch ist es zu früh. Und sei still! Nur ich darf zu dem Geist sprechen.“ Und wieder rief sie mit volltönender Stimme in die Stille hinein: „Jerubbaal, Sohn des Joasch aus Ofra, komm herauf, dein Sohn Abimelech verlangt nach dir!“

Abimelech gab es bald auf, ihre Anrufungen zu zählen. Auf einmal befahl sie ihm: „Es ist Zeit! Hol die Ziege herein!“ Er war froh, etwas tun zu können. Die Ziege wollte nicht mit und schrie. Er mußte sie hineintragen. Dort versuchte er, ihr das Maul zuzuhalten. „Laß sie nur schreien!“ sagte die Frau. „Und nun schlachte sie und laß ihr Blut über den Stein laufen!“ Seine Augen waren bereits so an das kaum erhellte Dunkel gewöhnt, daß er mit zwar bebendem Herzen, aber scharfem Blick und geübter Hand den Opfertod des Tieres vollzog. Er ließ es über dem Stein ausbluten. Dann schaffte er es auf Geheiß der Beschwörerin wieder hinaus zu dem aufgehäuften Holz.

Als er ins Innere der Höhle zurückkehrte, hatte seine Begleiterin die Lampe auf den blutigen Stein gestellt und einen Totenschädel, den sie offenbar mitgebracht hatte, darüber gestülpt. Der Schädel hatte an der Rückseite ein kreisrundes Loch, so daß die Luft hindurchstreifen konnte. Er stand so, daß dieses Loch nach rückwärts zum Spalt in der steinernen Höhlenwand wies. Die Totenbeschwörerin und Abimelech knieten sich nun vor den feuchten Steinquader auf den Boden. Der Schädel sah sie mit feurigen Augen an. Sein Blick flackerte nicht.

Und wieder begann die Frau nach Jerubbaal zu rufen. Abimelech starrte in die leuchtenden Augenlöcher. Plötzlich lief an einer Stelle des Steins, die vorher trocken geblieben war, ein schmales Blutrinnsal nach unten. Die Frau zeigte mit dem Finger darauf und fragte, nun nicht mehr laut-

tönend, sondern mit einer durchdringenden Flüsterstimme: „Jerubbaal, bist du da?“ Nichts rührte sich. Die Lampe im Schädel brannte ruhig. „Gib uns ein Zeichen!“ forderte die Frau. Sie lauschten angestrengt in die Stille. Und erneut die Frage, ob der Geist da sei. Am Höhleneingang raschelte etwas. Auch draußen der Esel hörte es und stieß einen schmetternden Ruf aus.

Die Knienden fuhren zusammen. „Er ist bei uns!“ wisperte die Magierin Abimelech freudig zu, und schon sprach sie in geprägter Formel den Geist an und versicherte ihn ihrer beider Ehrerbietung. Und sie bat ihn, die Frage seines Sohnes zu beantworten, der in tiefer Demut sich vor ihm verneige und seine Antwort in einer dringenden Lebensfrage benötige. Er müsse jene Gottheit kennen, die bisher ihre Hand über ihn gehalten habe und die auch weiterhin bei all seinen Unternehmungen mit ihm sein wolle. Sie flüsterte Abimelech zu: „Nenne mir den ersten Gott!“

Er hatte unterwegs auf ihren Rat hin jene Götter ausgewählt, die er der Reihe nach abfragen wollte. So nannte er jetzt als ersten den Baal vom Tabor. Der würde es am ehesten sein, glaubte er noch immer.

Die Frau fragte mit ihrer lauten Flüsterstimme nach diesem Gott. Und ganz leise wies sie Abimelech an: „Sieh in die Augen!“

Aber nichts veränderte sich. Die Schädelaugen glühten ihn unbewegt an. War das denn möglich? Er war doch damals, als er bei Gideon lebte, überzeugt gewesen, daß dieser mächtige Gott ihn vor den Midianitern und vor Elischama gerettet hatte. War das ein Irrtum gewesen?

Also mußte er nun die Frage nach dem Baal von Ofra stellen, in dessen Schutz er und allerdings auch seine Brüder aufgewachsen waren. Aber wiederum kam kein Zeichen. Doch das wunderte ihn nicht allzusehr. Wahrscheinlich war der Gott Ofras doch auf Elischamas Seite und hatte mit ihm nichts im Sinn.

Er ließ nach dem Gott Jahwe fragen, dem ehemals die Abiesriten Verehrung erwiesen hatten. Aber auch der Gott aus dem Süden war nicht der Gesuchte. Nun war er die drei Götter, die er als mächtige Beschützer der freien Berglandbauern kannte, schon durch. Er ließ nach dem Baal vom Karmel fragen. Der konnte vielleicht auch noch in Frage kommen. Aber auch bei ihm kein Zeichen der Zustimmung des Geistes. Was nun? Sollte er etwa nach den Göttern der Städte fragen, Sichems oder Dors, die ihm bei dem Werk, das er vorhatte, doch Gegner sein mußten?

Die Frau neben ihm raunte: „Mach weiter! Sonst verläßt er uns!“ Und sie fragte ihn, ob der Gott von Sichem einen Namen habe. „El-Berit“, gab er verstört zurück. Sie stellte erneut ihre Frage. Da flackerten die Flammenaugen auf, als zwinkerten sie den Knienden zu.

„Du hast Antwort!“ wisperte die Beschwörerin Abimelech freudig zu und begann in ihrem durchdringenden Flüsterton ein langes Dankgebet an den Geist, das die Bitte an ihn einschloß, noch zu verweilen, sich auszuruhen und mit ihnen beiden die Gemeinschaft des Mahles zu genießen. Abimelech hörte allerdings gar nicht auf ihre Worte. Er versuchte, die unbegreifliche Antwort des Vaters anzunehmen. Der Gott von Sichem sollte sein Beschützer sein? Wie war das möglich? Es konnte nicht sein! Er war ein Abiesrit wie Jerubbaal, trotz seiner sichemitischen Mutter. Hatte die Totenbeschwörerin ihn genarrt? Ihn schauderte. Durfte man denn in Gegenwart des Geistes an dessen Antwort zweifeln? Er stierte in die Flammenaugen – unbewegt gaben sie seinen furchtsamen Blick zurück. Warum durfte er nicht selbst mit dem Vater sprechen? Wenn er ihn sonst um Hilfe bat, redete er ihn doch auch an!

Die Frau hatte ihre Ansprache an den Geist beendet. Sie stand auf, hob den Schädel ein wenig an und hielt einen Span in die Flamme. „Geh, mach Feuer, bereite das Fleisch zu!“ wisperte sie und reichte Abimelech das brennende Holz. Er nahm den Stab, ging gehorsam nach draußen und tat, wie sie ihm befohlen hatte, ohne daß seine Gedanken bei den Verrichtungen seiner Hände waren.

Als er dann wieder drinnen neben der Totenbeschwörerin vor dem Stein mit dem Schädel hockte und sich zwang, zu essen und zu trinken – auch dem Geist war ein Anteil vom Fleisch und ein Becher Wein hingestellt – , fragte er leise: „Darf ich ihn als Vater anreden?“ Die Frau sah erschrocken auf. Er erklärte ihr sein Vorhaben: „Er muß sich geirrt haben! Ich will ihn selbst fragen!“

Die ruhige Überlegenheit der Frau war dahin. Ihre Hand fuhr zu ihm hinüber und drückte sich wie eine Klammer auf seinen Mund. In ihren Augen stand das Entsetzen über seinen Frevel. „Schweig!“ zischte sie. „Willst du, daß er uns ein Leid antut?“ Mit zitternder Stimme sprach sie noch einmal ihr langes Dankgebet. Dann setzte sie hastig ihr Mahl fort. Abimelech, der nichts hinunterbrachte, gebot sie ängstlich: „Iß endlich! Oder willst du ihn noch einmal beleidigen?“

Er schaute zu seinem knochigen Gegenüber mit dem feurigen Blick. Nun war ihm, als ob ihn der Vater strafend ansah. Er nahm gehorsam einige Bissen zu sich, aber er kaute und kaute und konnte sie nicht hinunterschlucken. Er stürzte nach draußen und spuckte alles aus. Dann schlich er zu dem geduldig wartenden Esel und umklammerte seinen Hals, als ob das Tier ihn vor dem Totengeist in der Höhle beschützen könnte. Reglos verharrte er so, bis seine unheimliche Begleiterin mit ihren Gerätschaften ins Freie trat. Die Lampe hatte sie gelöscht. Er löste sich von dem Esel und trat beiseite. Wortlos verstaute sie alles, schwang sich auf ihr Reittier und ritt davon, ohne ihm auch nur einen Blick zu gönnen. Noch war es tiefste Nacht.

Er lief ihr nach und hielt sich neben ihr. Endlich sagte sie vorwurfsvoll: „Weißt du überhaupt, in welche Gefahr du uns gebracht hast?“ Und nach einer Weile fügte sie verächtlich hinzu: „Und du willst große Taten vollbringen!“

19

Abimelech schämte sich. Die Totenbeschwörerin hatte recht. Zum zweiten Mal hatte er vor dem verstorbenen Vater versagt, als es darauf ankam, nach einem ersten Schritt auch den notwendigen zweiten zu tun. Vor fünf Jahren, da hatte er zwar durch seine kühne Lüge die Ehre des Vaters gerettet, aber diese Ehrenrettung durch die Tötung der beiden Midianiter zu beglaubigen, das hatte er nicht vermocht. Geflohen war er, sich erbrochen hatte er. Und heute nacht? Er hatte den Geist des Vaters zwar rufen und befragen lassen, aber als es galt, die Antwort dankbar aufzunehmen und mit dem Geist die Mahlgemeinschaft zu pflegen, da hatte er erst an der Auskunft gezweifelt und dann dem Geist die Gemeinschaft verweigert. Beinahe hatte er sich erneut erbrochen. Doppelt hatte er den Geist beleidigt. Dabei liebte er doch den Vater. Sollte das etwa so weitergehen, daß er zwar Wichtiges in Gang setzte, aber den Zwängen, die sich daraus für ihn ergaben, entfloh?

Er entschuldigte sich bei der Magierin für sein frevelhaftes Verhalten und fragte zaghaft, ob der Geist des Vaters noch irgendetwas Bedrohliches getan habe. Sie erwiderte, daß sie ihn um Nachsicht für seinen ungehorsamen Sohn gebeten habe und daß er, nachdem sie ihn verabschiedet habe, in Frieden von ihr gegangen sei. Das beruhigte Abimelech ein wenig.

Als sie den Waldessaum erreichten und die Ebene vor sich hatten, rasteten sie. Abimelech fielen die Augen zu, und trotz der Nachtkälte schlief er ein. Erst bei Sonnenaufgang zogen sie weiter. Im Westen über dem Meer stand eine graue Wolkenwand. Brachte sie Regen? Das fehlte noch. Abimelech schüttelte sich schon im voraus.

Die Heimreise verlief schweigend, obwohl die Frau keine Anzeichen von Müdigkeit erkennen ließ. Abimelech dagegen trottete erschöpft und frierend neben ihr her. Aber seine Seele war immer noch aufgewühlt von dem Geschehen in der schaurigen Höhle. Kopfschmerzen plagten ihn. Er verstand nicht, was er mit der Auskunft des Geistes anfangen sollte. Zum Gott von Sichem hatten die Abiesriten keine festen Beziehungen. Sie verehrten ihn nicht. Auch Jerubbaal hatte das trotz seiner Ehe mit der Sichemitin nicht getan. Wieso verwies er nun als Geist seinen Sohn gerade an diesen Gott? Abimelech sah keinen Sinn darin. Aber einen Sinn mußte die Antwort doch haben! Er suchte verbissen danach, aber dann kamen ihm doch wider Willen erneut Zweifel, ob bei der Beschwörung alles mit rechten Dingen zugegangen war.

Als ob die Frau neben ihm seine jagenden Gedanken erriet, sagte sie mit Nachdruck: „Ein Vater hat immer recht! Und ein Totengeist irrt niemals! Wende dich an den Gott von Sichem, wie der Geist es dir geraten hat! Und mach was aus dem, was der Gott bestimmen wird!“

Erst jetzt wurde Abimelech die Tragweite der Auskunft des Geistes richtig bewußt. Er mußte nach Sichem! Nur dort konnte er mit dem Gott El-Berit Verbindung aufnehmen.

Aber hatte Gaal ihm nicht erzählt, daß die Sichemiten festgelegt hatten, falls ein Mann aus Ofra ihr Stadttor durchschritt, diesen Mann zu töten? Galt diese Verfügung noch? Aber vielleicht mußte er sich davor nicht fürchten. Er war ja eigentlich keiner mehr aus Ofra. Er war ein Heimatloser. Und man würde ihn ja auch gar nicht mehr erkennen. Selbst in Ofra war er bei seinem Besuch vielen auf den ersten Blick als Fremder erschienen. Und vor allem: Er würde ja Heled, den Bruder der Mutter und Ratsherr von Sichem, um Gastfreundschaft bitten.

Plötzlich schien sich ihm der Sinn des väterlichen Hinweises auf Sichem zu erschließen. Heled und Sabdiel, seine Onkel mütterlicherseits, sollten ihm die eigene Familie ersetzen, die er verloren hatte! Er sollte in Sichem suchen, was er in Ofra nicht finden konnte! Dort sollte er Fuß fassen, von dort aus sollte er die Bergvölker einigen und gegen die reichen Küstenstädte führen!

An die Brüder der Mutter hatte er bei seinen Träumereien über Labajas Reich und dessen Wiederaufrichtung niemals gedacht. Er war ihnen immer nur als Gästen Ofras begegnet, und auch der Vater hatte zu ihnen kein enges, persönliches Verhältnis gehabt, eher ein mehr öffentliches, auf besondere Anlässe beschränktes. Heled und Sabdiel waren im Grunde die Beauftragten Sichems für die Pflege der Beziehungen zu Ofra, Jerubbaal umgekehrt Ofras Sprecher in Sichem gewesen, wie früher ihre jeweiligen Väter. Er selbst war trotz seiner sichemitischen Mutter als Abiesrit aufgewachsen und erzogen worden. Er war gebunden an die Lebens- und Denkweise der freien Berglandbewohner. Und nun sollte er möglicherweise ein Sichemit werden? Das wollte der Vater? Aber wenn er sein großes Ziel anstreben wollte, mußte er wohl nach Sichem gehen. Er hatte keine Wahl. Den Weg nach Ofra hatten ihm Elischama und Jimla versperrt. Und durch sein Leben in Dor und Gaals Einfluß fühlte und dachte er vielleicht sogar schon ein bißchen wie einer aus Sichem, wo der Gegensatz von reich und arm, von Macht und Ohnmacht normal war, dauerhaft und allgegenwärtig.

Aber wie denn sollten die Abiesriten und die anderen freien Sippen ihm als einem Sichemiten folgen? Es herrschte doch tödliche Feindschaft zwischen Sichem und Abieser. Und davon abgesehen, auch wenn es wieder friedlich wäre wie zur Zeit des Großvaters Joasch – die Abiesriten würden doch argwöhnen, daß Sichem sie unterwerfen und besteuern wolle. Der Rat des Vaters führte unweigerlich in die Sackgasse! Sichem als Einiger und Führer der Berglandvölker – das war eine unmögliche Vorstellung! Labajas Zeiten waren andere gewesen. Deshalb hatte er selbst ja eben Ofra zum Fundament seiner Unternehmungen machen wollen.

Abimelech ließ seinen Kopf noch tiefer hängen. Wahrscheinlch wollte der Vater, überlegte er niedergeschlagen, indem er ihn an den Gott von Sichem verwies, lediglich erreichen, daß sein verstoßener Sohn eine neue Heimat erhielt, wo er im Alter Ruhe finden konnte, nachdem er im Dienst des Fürsten von Dor ergraut war. Mehr steckte vielleicht gar nicht hinter dem Gebot des Totengeistes. Das waren Aussichten!

Die Wolkenwand im Westen löste sich auf. Es würde keinen Regen und keine aufgeweichte Straße geben. Abimelech atmete auf. Und seine Grübeleien schlugen eine neue Richtung ein. Mußte er mit der Frage nach dem Sinn der Antwort aus der Unterwelt, statt immer nur über die Absichten Jerubbaals zu rätseln, nicht beim Gott von Sichem selbst anfangen? Gefragt hatte er den Geist doch nach jenem Gott, der bisher seine Hand über ihn gehalten hatte und offenbar auch weiterhin bei all seinen Unternehmungen mit ihm sein wollte. Dann mußte doch dieser El-Berit sein Lebensziel kennen, ja, ihn dafür ausgewählt und in allen Gefahren bewahrt haben? Dann war es aber doch gar nicht so widersinnig, von Sichem aus die Bergvölker zu einigen! Der Gott von Sichem würde ihm helfen, er würde das Unmögliche möglich machen.

Als das seltsame Paar kurz vor dem Dunkelwerden die Mauern von Dor erblickte, hatte Abimelech seinen Entschluß gefaßt. Er mußte sich unverzüglich aus seinem Dienstverhältnis lösen, so schnell wie möglich nach Sichem reisen und dort im Tempel den Gott befragen. Ab jetzt wollte er sein Ziel unbeirrt verfolgen und vor keiner Entscheidung mehr ausweichen. Er würde das harte, eiserne Schwert sein gegenüber all den Bronzeschwertern, die ihm entgegenstehen mochten. Er mußte rücksichtslos tun, was zu tun war. Ob in Sichem oder in Ofra oder in beiden Orten. Wer Feinde am Leben läßt, ist ein Schwächling! Ein toter Gegner stört nicht mehr! Nur über Leichen führt der Weg zur Macht!

Mit solchen markigen Grundsätzen sprach sich Abimelech Mut zu. Elischama und Jimla hatte er dabei nicht direkt und ausschließlich im Auge, aber unter seinen künftigen Feinden waren sie selbstverständlich diejenigen, von denen er jetzt schon wußte. Denn ohne Erbanteil am Land der Abiesriten brauchte er gar nicht erst vor seine Sippenbrüder hinzutreten und sie aufzufordern, unter seiner Führung in den Krieg gegen die Städte am Meer zu ziehen. Und den Schlüssel zur Erlangung dieses Erbbesitzes hielt Elischama in der Hand. Also galt es, den Widerstand des Halbbruders von Sichem aus zu brechen, wie auch immer. Erst dann konnte er Ofra zu seiner Ausgangsbasis machen.

Er hielt im unablässigen Fluß seiner Zwiegespräche mit sich selbst bestürzt inne. Etwas Entscheidendes hatte er nicht bedacht. Wenn El-Berit sein Gott war, wie konnte er dann weiterhin in Ofra seine Heimat sehen? Seine neue Heimat mußte zwangsläufig Sichem sein! Über Ofra wachte der Baal von Ofra. El-Berits Reich hieß Sichem. Wollte er etwa den Gott von Sichem, seinen Gott, hintergehen? Wollte er klüger sein als sein Gott?

Energisch verjagte er all seine endlosen Grübeleien dieser furchtbaren Reise der Aufregung und Mühsal, der Kälte und des Hungers. Das fiel ihm um so leichter, als sie nun am Stadttor angelangt waren. Als seine unheimliche Führerin darin verschwand, blickte er ihr dankbar nach. Vielleicht hatte sie ihm den folgenreichsten Dienst seines Lebens geleistet. Er wandte sich, um den letzten Abschnitt seiner Schicksalsreise hinter sich zu bringen. Die Sonne war ins Meer hinabgetaucht. Der Weg bis zum Quartier seiner Hundertschaft lag schwarz und schweigend vor ihm. Aber er hatte keine Angst vor den Dämonen, denen er begegnen konnte. Jetzt war ihm zumute, als ob er schon dem Morgenlicht über den fernen Bergen entgegenmarschierte. Als ob er schon nach Sichem aufbräche. Er war gewiß: Im Tempel des El-Berit würde ihm alles klar werden, was ihm jetzt noch den Kopf umnebelte.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr trug er dem Hauptmann seinen Wunsch vor, den Soldatendienst in Dor zu beenden. Der Kommandeur aller Hundertschaften, dem er eine Woche später Rede und Antwort stehen mußte, versuchte alles, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Er erinnerte ihn wortreich an seine Taten und seinen raschen Aufstieg. Er beschwor den Tag, als er ihn mit dem eisernen Schwert ausgezeichnet hatte. Er versprach ihm das Kommando über eine Hundertschaft noch im laufenden Jahr. Aber Abimelech blieb unbeeindruckt und führte hartnäckig sein Erbe ins Feld, das er in Ofra erhalten habe und ohne Aufschub antreten wolle. Die Auseinandersetzung war hart, und letztendlich blieb der Kommandeur unerbittlich. Dors Hundertschaften brauchten gute Hauptleute, und Abimelech werde einer der besten sein. Er riet dem Unterführer, sich seine Idee aus dem Kopf zu schlagen, und forderte ihn auf, die nächsten Jahre über Herz und Arme für den Ruhm der Armee Dors einzusetzen. Nach seiner Heimat dahinten im Bergland könne

er später immer noch zurück, da laufe ihm ja nichts weg. Er machte dazu ein Gesicht, als spreche er von einer öden, unwirtlichen Gegend, die jeder vernünftige Mensch mied.

Abimelech verließ wütend seinen hohen Vorgesetzten, und im nächsten Monat ließ er sich erneut bei ihm melden. Wieder erhielt er eine Absage. Wenn er im Alter Gaals wäre, so bekam er zu hören, da ließe man ihn unter Umständen gehen. Aber einen so jungen Mann, dem der Fürst eine große Zukunft zusichere, könne man wegen eines lächerlichen Stücks Acker in einem Land, das hier kaum einer kannte, nicht ziehen lassen. Er solle einsehen, daß es für ihn das beste sei zu bleiben. Eines Tages würde er dankbar sein, daß man ihn vor einem großen Fehler bewahrt habe.

Abimelech erwog nun, seine Truppe heimlich zu verlassen und aus dem Gebiet Dors zu fliehen. Aber falls man ihn ergriff, dann war der Traum seines Lebens so gut wie sicher ausgeträumt. Also wagte er einen dritten Anlauf, um den Abschied zu bekommen. Und endlich gab sich der Herr über sein Schicksal vor soviel Starrsinn geschlagen und erlaubte ihm, im Herbst zum Jahreswechsel aus dem Dienst auszuscheiden. Abimelech war zufrieden. Er fand seinen Vorsatz, unbeirrbar seinen Weg zu verfolgen und seinen Willen durchzusetzen, bestätigt und belohnt. Wer sollte ihn nun noch aufhalten?

Er sah keine Veranlassung, seinen früheren Gönner und womöglich künftigen Gegner Gaal ins Bild zu setzen. Als er dann mit dem aus Sichem Verbannten bei einem gemeinsamen Einsatz zufällig zusammentraf, sagte er ihm beiläufig, daß er im Herbst nach Ofra gehe, um sein Erbteil anzutreten.

Gaal freute sich. „Hast du also doch noch begriffen, daß mein Rat gut ist! Ich glaube, du wirst den Namen Ofras groß machen.“ Er lächelte verschmitzt. „Es wird noch dahin kommen, daß dir die Sichemiten einst dienen werden. Und ich als Greis mit ihnen.“

Abimelech ging auf den Ton des Hauptmanns ein. „Natürlich wird es dahin kommen! Deshalb gehe ich ja nach Ofra. Aber erst muß ich Elischama erledigen. Und wenn du zurückkehrst, mache ich dich zu meinem Statthalter in Sichem.“

Er war gespannt, ob Gaal jetzt seine eigenen Machtabsichten verriet. Aber der Hauptmann lachte nur wie über einen guten Witz. Mit seiner dröhnenden Heiterkeit überspielte er, daß er Abimelech im Grunde bedauerte. Der zog nun hin nach Ofra und würde sich im Kampf mit dem stärkeren und rücksichtsloseren Elischama die Zähne ausbeißen. Davon war er überzeugt. Schade um einen so guten Soldaten! Aber was allein zählte, das war, daß auch Elischama in diesem hoffentlich langwährenden Bruderkrieg, als dessen schlauen Urheber er sich sah, geschwächt wurde. Wenn er dann selbst eines Tages in Sichem eingriff – Ofra würde ihm nicht wie ein Felsblock im Wege liegen, den man umgehen mußte. Höchstens wie ein lästiger Feldstein, den man aufhob und beiseite warf.

Mit Schelef sprach Abimelech offen. Er erzählte ihm von der Totenbeschwörung am Karmel und verriet ihm, daß sein wahres Ziel Sichem sei, wo ihm der Gott dieser Stadt sagen werde, was er tun solle. „Ich werde dich dort brauchen und nach dir schicken“, versprach er dem Freund. Und er wies auf einen Ring an seinem Finger, den sein Bote als Beglaubigung vorweisen würde.

„Ich werde auf deine Botschaft warten“, erwiderte Schelef. „Welchen Auftrag du mir auch geben wirst, ich werde ihn ausführen.“

Am letzten Tag vor seiner Reise ins Bergland ging Abimelech in die Stadt, um seine Ausrüstung zu vervollständigen. Aber zuerst suchte er nach dem Straßenjungen Usa. Er hatte den elternlosen, verwahrlosten Zwölfjährigen im vergangenen Jahr kennengelernt, als der ihm zu den käuflichen Mädchen gefolgt war, um dort die günstige Gelegenheit zu nutzen, ihn zu bestehlen. Und noch ein zweites Mal hatte der Strolch das versucht. Als der jedoch begriffen hatte, daß ihm bei diesem jungen Soldaten seine Gewandtheit nichts einbrachte als Prügel, hatte er wortkarg seine Dienste angetragen. Aber damals hatte Abimelech mit dem Angebot noch nichts anzufangen gewußt. Ein Unterführer hielt sich keinen Diener. Sie hatten von da an jedoch immer wieder ein paar Worte miteinander gewechselt, wenn sie sich trafen. Nun also nahm Abimelech den jungen Straßendieb als Arbeitsburschen zu sich. Der konnte ihm überdies mit seinem Überlebenssinn, seiner Findigkeit und seinem Gespür für Gewinn und Verlust sicherlich sehr nützlich sein.

Usa war froh, daß er sich an jemand anschließen konnte. Er war zwar von Natur schweigsam und aus Erfahrung menschenscheu. Zu Abimelech jedoch fühlte er sich hingezogen und war bereit, ihm zu vertrauen, er wußte nicht wieso. Gemeinsam gingen sie zum Viehmarkt, und Usa suchte mit dem Sachverstand des Straßenjungen zwei fügsame, doch preiswerte Esel aus.

Am nächsten Morgen machten sie sich auf den Weg, den Bergen und der aufgehenden Sonne entgegen, Abimelech auf einem der Esel, Usa neben ihm zu Fuß. Der zweite Esel trug Abimelechs Habseligkeiten: sein eisernes Schwert und sein Bronzeschwert, seinen Bogen samt dem Köcher mit den Pfeilen, zwei Dolche sowie vier Gewänder, zwei Gürtel, zwei Paar Sandalen, das Leopardenfell, eine warme Decke, schließlich einen tönernen Trinkbecher, zwei silberne Ringe und einen kupfernen Armreif. Das war alles, was er nach fünf Jahren Dienst aus Dor davontrug. Helm und Harnisch, Schild und Lanze hatte er zurücklassen müssen, denn sie gehörten der Armee. Usa hatte nichts bei sich außer dem, was er auf dem mageren Leib trug.

Beide waren gut gelaunt. Abimelech, weil er nun endlich seinem Lebensziel und den Entscheidungen, die es verlangen würde, direkt entgegenritt, Usa, weil er der Stadt seiner freudlosen Kindheit den Rücken kehren konnte. Und beiden war zugleich ein wenig bange. Abimelech fragte sich, wie ihn die Brüder seiner Mutter aufnehmen würden, Usa konnte sich des Zweifels nicht erwehren, ob sein unverhofftes Glück auch von Dauer sein würde. „Werden wir in diesem Sichem in einem Haus wohnen?“ fragte er schüchtern. Das schien ihm im Moment am wünschenswertesten: im bevorstehenden Winter ständig ein Dach über dem Kopf zu haben.

„Aber selbstverständlich“, beruhigte ihn Abimelech. „Und du wirst jeden Tag zu essen haben. Ich werde dort Männer um mich sammeln, die mir gehorchen. Und eines Tages werden sich die Großen von Sichem vor mir verneigen. Und du wirst Vorsteher meines Hauses sein.“ Er lachte seinem Diener fröhlich zu.

Usa genoß die übermütigen Worte seines Herrn. Sie munterten ihn auf. Er streifte Abimelech mit einem dankbaren Blick. Der Zweifel an seinem Glück schrumpfte, aber ein Rest davon blieb.

20

Abimelech schlug von Dotan aus den Weg nach Tirza ein. Er wollte auf keinen Fall an Ofra vorüberziehen. Die Wächter dort würden ihn ausfragen und Elischama darüber berichten. Aber keiner in Ofra sollte wissen, daß er nach dem feindlichen Sichem unterwegs war, ja Dor überhaupt verlassen hatte. Seine Halbbrüder am allerwenigsten. Nachdem er und Usa in Tirza, einer Siedlung, die Sichem untertan war, übernachtet hatten, gelangten sie am späten Vormittag an ihr Ziel. Vor ihnen bauten sich die mächtigen Mauern der Stadt mit dem türmeflankierten Osttor auf. Usa schaute über die Ebene, die sich bis zur Stadt und den Bergen hinzog, und staunte wie schon mehrfach, seit sie ins Bergland hinaufgestiegen waren, über die schroffen Gegensätze von Felshängen und Talgründen, von Wald und Fruchtland, die ihm als Kind des flachen Meeresufers so fremd erschienen. Auch Abimelech war von dem Anblick ergriffen, vor allem davon, wie zierlich die gewaltige Stadtmauer vor dem Hintergrund der hochragenden Berge Garizim und Ebal wirkte.

„Mit den Bergen und der Stadt ist es wie mit den Menschen“, belehrte er seinen Diener. „Bist du von Mächtigen umgeben, kommst du dir klein vor. Gelingt es dir aber, ihre Macht zu überbieten, dann bist du wie der Garizim über den Mauern von Sichem. Wer sollte dich dann bezwingen?“

Usa interessierte der Vergleich wenig. Er würde ja doch immer in der Gewalt seines Herrn sein. Wenn Abimelech aber tatsächlich ein Großer wurde, dann konnte ihm das nur recht sein. Er löste seinen Blick von der Landschaft und wandte sich praktischeren Dingen zu, indem er nach dem Stadttor spähte. „Es steht weit offen“, teilte er Abimelech mit, als ob der das nicht auch sah. „Und nur zwei Mann scheinen es zu bewachen.“

Abimelech hatte sich schon zurechtgelegt, was er am Tor sagen wollte. Er durfte nicht den Verdacht erwecken, daß er mit Ofra zu tun habe, aber auch seine Herkunft aus Dor wollte er lieber verschweigen, damit man nicht etwa eine Verbindung zu Gaal, dem Verbannten, vermutete. So gab er sich als Abiel von Megiddo aus, der in Geschäften zu Heled, dem Ratsherrn, unterwegs sei. Die Torwächter sahen keinen Anlaß zu zweifeln und ließen ihn und Usa ohne Rückfragen passieren. Sie durchquerten rasch die enge Unterstadt, und kurz darauf standen sie in der vornehmen Oberstadt vor dem Haus Heleds, das Abimelech von seltenen Besuchen mit dem Vater her kannte. Es war ein weitläufiges Anwesen, wie alle hier. Das Haus des Joasch in Ofra konnte sich mit diesem hier nicht messen.

Ein Diener öffnete und ließ sie in den geräumigen Hof eintreten. Er gab an einen anderen Anweisung, die Esel zu versorgen. Seine Gäste hieß er warten und verschwand im Haus, um ihre Ankunft zu melden. Zwei kleine Kinder kamen gelaufen und betrachteten die Fremden neugierig, aber eine junge Frau rief sie energisch ins Haus zurück.

Und dann stand Abimelech vor Heled, dem Ratsherrn, zwar ein wenig beklommen, aber doch insgesamt zuversichtlich. Der Onkel hatte sich seit dem Totenmahl für Joasch vor sechs Jahren, als ihn Abimelech das letzte Mal gesehen hatte, nur wenig verändert. Seine Gestalt war straff wie früher, und aus seinem runden, glatten Gesicht sprach noch immer die Freude an den schönen Dingen des Lebens. Aber Bart und Schläfen waren grauer geworden, und seine Augen ließen wohl auch nach, denn er kniff sie zusammen, als er seinen Gast aufmerksam musterte.

Sie tauschten einige Höflichkeiten aus und nahmen einander gegenüber auf weichen Polstern Platz. Heled sah seinen Besucher Abiel aus Megiddo erwartungsvoll an – er erkannte Abimelech nicht wieder. „Hilf meiner schwachen Erinnerung!“ bat er. „Mir ist im Moment leider entfallen, wo wir uns begegnet sind.“ Er lächelte, auf die Nachsicht des jungen Mannes hoffend. Es war ihm wirklich peinlich, daß er nicht wußte, in welchen Bekanntenkreis er seinen Gast einordnen sollte, denn völlig fremd kam der ihm durchaus nicht vor.

Abimelech gab sich schuldbewußt. „Du mußt dir keine Gedanken machen, daß du nicht weißt, wer Abiel aus Megiddo ist. Ich habe in der Stadt und vor deinem Diener meinen wahren Namen

aus Furcht verschwiegen. Verzeih deinem kindischen Neffen, der von seinen Halbbrüdern verstoßen nun bei dir Schutz und Erbarmen sucht! Ich bin Abimelech, der Sohn deiner Schwester."

Heled riß überrascht die Augen auf und öffnete den Mund, aber er brachte kein Wort heraus. Natürlich erkannte er jetzt den Neffen, und er war ärgerlich, daß er nicht gleich gesehen hatte, wer da so völlig unvermutet über seine Schwelle getreten war. Und unsicher war er. Als Kind und jungen Burschen hatte er den Sohn der Schwester gemocht, obwohl der ein Abiesrit war. Aber nun saß da ein erwachsener Mann, seiner Herkunft nach und durch Elischamas Schuld zu den Feinden Sichems gehörend. Und er kam sicher mit bestimmten Absichten zu ihm, und wer weiß, ob es gute waren. Aber rasch faßte er sich und rief mit gespielter Freude: „Abimelech, du bist es? Wie du dich verändert hast! Ich habe dich vorhin wahrhaftig nicht erkannt. Willkommen in meinem Haus!" Und als ob er es nicht erwarten konnte, daß der Neffe seine Geschichte erzählte, ließ er sofort seine dringendste Frage folgen: „Kommst du aus Ofra? Man sagt hier, du seist verschollen. Warst du bei Elischama, deinem Bruder?" Seine hastige Wißbegier war schon fast unhöflich.

Abimelech zerstreute gleich die Befürchtungen Heleds, die ihm dessen Fragen verrieten, indem er kurz und knapp berichtete, was er die vergangenen Jahre über getrieben hatte. Er war voller Verständnis für die Betroffenheit des Onkels – es war ja keine Kleinigkeit, den Bruder des Staatsfeindes im Haus zu haben, und sein Auftreten als Verstoßener und Schutzsuchender konnte ja Tarnung sein. So sprach er von seinen Monaten bei Gideon, von seinem fünfjährigen Soldatendienst in Dor und dem endgültigen Zerwürfnis mit Elischama und Jimla. Und er faßte seine Lage und sein Anliegen zusammen: „Aus Familie und Heimat bin ich verstoßen, solange die beiden leben. Ich habe nur noch dich und deinen Bruder. Als Sohn deiner Schwester, die du liebtest, komme ich, um mich dir zu Füßen zu werfen. Ich flehe dich an: Schütze mich vor dem Haß Elischamas! Nur bei dir bin ich vor seinen Nachstellungen geborgen. Laß mich für dein Erbarmen mit mir dir und der Stadt Sichem dienen!"

Er versuchte, vor Heled niederzuknien, aber der Onkel gebot ihm mit milder Stimme Einhalt: „Laß gut sein, Abimelech, du mußt es nicht wirklich tun! Du weißt, daß ich dir schon immer gewogen war. Meine Schwester hat dich geliebt – warum nur mußte sie so früh von uns gehen!" Er knüpfte einige allgemeine Bemerkungen über die Vergänglichkeit alles Schönen an und bedachte sich im stillen hastig, wie er auf das Schutzverlangen des Neffen am klügsten reagierte. Er mußte ihn jedenfalls erst einmal hinhalten, ehe er sich mit einem Versprechen band. Hier ging es nicht um Familienkrach und persönliche Wünsche, sondern um die Sicherheitsbelange ganz Sichems. Abimelech mußte sich aufrichtig und ausführlich offenbaren, damit er und der Bruder sich ein Bild von des Neffen plötzlicher Anhänglichkeit an die Familie seiner Mutter machen konnten. Und dann mußte ja auch der Rat verständigt werden. Die Entscheidung, ob Abimelech auf Dauer in der Stadt bleiben durfte und was er hier tun sollte, mußte der Rat treffen, denn damit wurden öffentliche Interessen berührt.

Heled erhob sich. „Nein, bleib nur sitzen, mein lieber Abimelech!" Er legte die Hand leicht auf die Schulter des Neffen, um seine Erlaubnis zu unterstreichen. Mit lauter Stimme rief er den Diener und gab Anweisung, den werten Gast sowie dessen Burschen und die Tiere zu betreuen. „Ich werde meinem Bruder selbst die frohe Nachricht von deiner Ankunft überbringen", erklärte er dem Neffen und ging über den Hof hinüber in die Gemächer Sabdiels und seiner Familie.

Während ein Mädchen Abimelech die Füße wusch und der Diener ihn mit Wasser und Wein und süßen Rosinen versorgte, unterrichtete der Hausherr seinen Bruder von der unerwarteten Ankunft des Neffen. Sabdiel war genauso überrascht wie er selbst, aber seine Bedenken gegen Abimelechs Auftauchen hielten sich in Grenzen. Er sah den Besuch eher als ein angenehmes Ereignis und eine willkommene Abwechslung in Sichems Alltag.

„Halte dich zurück!" mahnte Heled. „Solange wir nicht genauer wissen, warum er sein sicheres Auskommen in Dor aufgegeben hat und was er hier wirklich will, sollten wir seine Hoffnungen auf unsere Hilfe nicht nähren. Er muß uns reinen Wein über sich und seinen Streit mit Elischama einschenken. Wenn wir alles wissen, werde ich dem Rat berichten."

Sie stimmten sich ab, worauf es ihnen beim Gespräch mit dem Neffen besonders ankommen sollte, und gingen dann zu ihm. Abimelech erhob sich höflich, als er sie kommen hörte. Er fand Sabdiel anders als dessen älteren Bruder recht verändert im Aussehen, älter geworden. Er ähnelte jetzt Heled sehr. Man sah auf einen Blick, daß sie Brüder waren. Sabdiel schickte sich an, den Neffen zu umarmen, aber Heled räusperte sich warnend, und so unterließ er es. „Dein Gesicht gleicht noch immer dem unserer lieben Schwester", sagte er freundlich, „auch wenn dein Bart dich jetzt als erwachsenen Mann ausweist. Sei auch mir willkommen!" Sie nahmen Platz, und Heled wiederholte seinem Bruder, was Abimelech ihm bereits berichtet hatte, als ob er es ihm nicht schon soeben gesagt hätte. So begann das Verhör Abimelechs, wie Heled das Gespräch vorhin gegenüber Sabdiel genannt hatte, und es dauerte bis zum Abendessen, wenn auch aufgelockert durch einen ausgiebigen Imbiß.

Abimelech nahm Heled seine Zurückhaltung und sein heimliches Mißtrauen nicht übel. Er selbst hätte sich in ähnlicher Lage auch so verhalten. Ausführlich erzählte er vom Tod Jerubbaals

durch die Hand der Midianiter – mittlerweile glaubte er selbst schon fast daran – , mit dem seine Wanderjahre begonnen hatten, weil Elischama ihn der Mitschuld an der Katastrophe bezichtigte, und dann kam er auf seinen Versuch, Gideons Schwiegersohn zu werden, und dessen Weigerung, ihm die Tochter zu geben, was dazu geführt hatte, daß er ohne Abschied zu Gaal nach Dor gegangen war. Beim Namen Gaals horchten die Gastgeber in besonderer Weise auf. Abimelech hatte diese Wirkung erwartet. Sie gab ihm Gelegenheit, vorerst mehr über die Taten und Absichten des Verbannten zu sprechen als über sich selbst, denn Heled und Sabdiel hatten viele Fragen, waren sie doch im ungefähren Alter wie Gaal, kannten natürlich seine Geschichte und waren wie der Rat voller Argwohn, ob er etwa eines Tages zurückkehrte, um den Aufruhr nach Sichem zu tragen. Abimelech beruhigte sie, er habe nicht den Eindruck gehabt, daß sein Gönner – ja, er nannte Gaal bewußt so, um seine Zuhörer von seiner rückhaltlosen Offenheit zu überzeugen – sich nach Sichem zurücksehne. Er genieße in Dor Achtung und Anerkennung und wolle sicher dort bleiben, bis ihn das unerbittliche Alter zum Abschied zwinge. Heled und Sabdiel wechselten Blicke, mit denen sie sich gegenseitig bestätigten, wie bedeutungsvoll diese Auffassung für den Rat sein werde.

Abimelech schilderte seinen Soldatendienst und seine Abenteuer, aber seine Onkel interessierte mehr, wie es zu dem jüngsten Zerwürfnis mit seinen Halbbrüdern gekommen war. Abimelech wechselte gehorsam das Thema und erzählte von seinem Ritt nach Ofra und dem vergeblichen Versuch, aus dem Grundbesitz der Joaschfamilie seinen Anteil herauszutrennen und sich persönlich anzueignen. „Ich hatte vor“, erklärte er seine Beweggründe, „im Kreis der Hausväter Ofras die Auseinandersetzung mit Elischama und Jimla aufzunehmen, ihren Anhang auf Garebs, den ihr als besonnenen Mann kennt, und meine Seite zu ziehen und die Versöhnung Ofras und Sichems herbeizuführen. Die guten Zeiten eures Vaters und meines Großvaters wiederherzustellen, das war und ist meine Absicht.“ Er schaute Heled und Sabdiel mit treuherzigem Blick an und prüfte, ob sie ihm glaubten. Befriedigt las er aus ihren Mienen nur Neugier, keinen Zweifel. Er berichtete mit bebender Stimme, daß Elischama im Streit so weit gegangen war, seine Mutter als Beischläferin Jerubbaals zu beschimpfen, und mit Wonne lauschte er den Verwünschungen und Drohungen, die seine Gastgeber daraufhin gegen den verhaßten Feind ausstießen.

„Ich habe es immer gewußt“, versicherte Sabdiel, zu Heled gewandt, „wäre Abimelech der Erstgeborene Jerubbaals, wir alle auf beiden Seiten des Garizim lebten in Ruhe und Frieden. Die Sichemiten und die Abiesriten könnten zu einem Volk zusammenwachsen, wie es auch Joasch gewollt hatte.“

„Ich stimme dir zu“, erwiderte Heled, „aber wir wissen, und Abimelech als Soldat sieht es auch, daß Sichem keinen Krieg gegen Elischama führen kann, weil es ein Krieg gegen die Abiesriten wäre.“ Er fragte Abimelech: „Warum ist es angesichts dieser Lage dir nicht besser erschienen, in Dor zu bleiben und dort ein berühmter Hauptmann zu werden? Versteh uns nicht falsch! Du bist uns willkommen, nur fürchten wir, deinen Erwartungen an uns möglicherweise nicht entsprechen zu können. Du siehst, wir sind ehrlich zu dir. Sag du uns genauso offen, warum du zu uns gekommen bist!“

Abimelech spürte, daß sich jetzt entscheiden würde, ob er bleiben durfte, daß sich jetzt offenbaren mußte, ob der Hinweis des Totengeistes auf El-Berit tatsächlich darauf abzielte, zu den Brüdern der Mutter zu gehen und sich ihnen anzuvertrauen. Er machte ein ernstes Gesicht. „Ich weiß, daß ich euch diese Auskunft schon seit meinem Eintritt in euer Haus schulde, und ich will sie euch freudig geben“, erklärte er feierlich. „Ich habe euch geschildert, wie ich Familie und Heimat verloren habe und nun als Verstoßener fremden Göttern diene. Gaal wollte mir einreden, die Truppe sei meine Ersatzfamilie, und meine neue Heimat sei das Lager. Ich glaubte ihm, aber es war ein Irrtum. Da erinnerte ich mich, viel zu spät, ich gestehe es reumütig ein, an euer früheres Wohlwollen für mich, und daß ich ja auch Bein und Fleisch von eurem Bein und Fleisch bin. Und ein Gott pflanzte die Hoffnung in mein Herz, in Sichem eine wirkliche zweite Heimat zu finden und vielleicht sogar eine Familie, der ich als Schützling nahe sein dürfte. Und wenn ich schon in der Fremde zuverlässig Waffendienst leistete, mit wieviel mehr Pflichteifer und Treue würde ich mein Schwert dem heimatlichen Sichem leihen. Und wenn ich durch diesen Dienst meinem und Sichems Feind Elischama schaden kann, so wäre mir das eine geringe Genugtuung für die Demütigungen, die ich in Ofra hinnehmen mußte.“

Die Brüder sahen sich an und waren sich wortlos einig, daß sie Abimelech doch wohl trauen konnten, daß er weder ein Nichtsnutz noch gar ein Spion Elischamas war, sondern eine wirkliche Hilfe für Sichem sein konnte. So erwiderte Heled würdevoll: „Mein lieber Neffe, deine Rede hat unseren Ohren wohlgetan. Noch einmal heiße ich dich in unserem Haus willkommen. Sei unser Gast, solange es dir gefällt! Ich und Sabdiel, wir werden dich beschützen und deinen Wunsch fördern, in den Dienst der Männer von Sichem zu treten. Schon morgen werde ich dem Rat deine Ankunft melden und mich für dich verwenden. Laß dich umarmen!“

Er erhob sich, und Abimelech und Sabdiel taten es ihm nach, und beide Brüder drückten den Neffen an sich. Dann befahl Heled dem Diener, die Frauen und Kinder herbeizurufen, und als sie

alle versammelt waren, stellte er Abimelech und seine Familie einander vor. Abimelech hatte Mühe, sich all die Gesichter und Namen der Frauen seiner Onkel, ihrer Söhne und Schwiegertöchter sowie von deren Kindern einzuprägen. Er entschuldigte sich, daß er als armer Flüchtling keine angemessenen Geschenke mit sich führe, und holte aus seinem Gepäck, was unterwegs teils billig gekauft, teils von Usa mit geübter Hand gestohlen war. Die Familie erblickte ein grün gefärbtes Obergewand, einen kupfernen Spiegel, ein tönernes Krüglein für Salböl oder Schminke, ein einfaches Messer, einen kupfernen Armring und einen Skarabäus aus blaugrünem Stein. Er überreichte seine Gaben, denen man den Zufall des Erwerbs ansah, Heled mit der Bitte, sie nach seinem eigenen Ermessen zu verteilen. Und ihn reuten aufs neue diejenigen Geschenke, die er im vorigen Jahr in Ofra gelassen hatte, für nichts und wieder nichts als Hohn und Demütigung. Er schämte sich für den Plunder, den er hier ausbreitete. Gerade in diesem Haus, von dem aus er seinen Aufstieg in Sichem betreiben wollte, hätten sich wahrhaftig kostbarere Geschenke gelohnt.

Aber als er sich dann spätabends in den Gemächern Sabdiels, wo er vorläufig wohnen sollte, zur Nachtruhe legte, war er zufrieden. Der Tag war gut, ja eigentlich hervorragend verlaufen. Das hatte er zweifellos dem Gott dieser Stadt zu verdanken. Gleich morgen wollte er ihm ein Opfer darbringen und sich ihm anvertrauen. Dann würde auch Gelegenheit sein, seinen Gastgebern und Schutzherren die Weisung des Totengeistes Jerubbaals mitzuteilen. Er fand es für richtig, sich diesen Höhepunkt seiner Geschichte noch aufgespart zu haben. Jetzt erst schien es ihm so gut wie sicher, daß El-Berit sein Heil ihm durch Heled und Sabdiel und vielleicht sogar durch den ganzen Rat von Sichem zuwenden wollte. Mit dieser Gewißheit würde er morgen vor den Altar des Gottes treten, mit dieser Sicherheit konnte er seinen Gastgebern das Geheimnis seiner göttlichen Erwählung offenbaren. Sie mußten wissen, daß sie nicht schlechthin den Sohn ihrer Schwester, den heimatlosen Flüchtling, aufgenommen hatten, sondern einen Liebling ihres Gottes, der Sichem zu alter Größe und Macht zurückführen würde.

Diese angenehmen Gedanken begleiteten ihn bis in den Schlaf.

21

Abimelech war noch nicht auf den Beinen, sondern wehrte sich im Traum gegen eine Schar Verfolger, die ihm den gestohlenen Skarabäus wieder abjagen wollten, da war Heled schon unterwegs zu Nachrai, der in diesem Jahr den Vorsitz im Rat innehatte. Der erste Mann Sichems empfing ihn liebenswürdig wie immer und erkundigte sich beiläufig, ob ihm sein Gast Abiel aus Megiddo gute Nachrichten überbracht habe. Heled stutzte, auch von diesem Besuch wußte also der alte Fuchs bereits. Nachrai überraschte seine Gesprächspartner gern mit der Kenntnis interner Begebenheiten in Sichems Familien, um seinen Ruf zu erhalten, daß ihm nichts verborgen blieb.

„Deshalb komme ich schon am frühen Morgen zu dir“, erklärte Heled. „Mein Gast heißt nämlich nicht Abiel.“ Er deutete ein Lächeln an, um sein Vergnügen darüber zu zeigen, daß der schlaue Nachrai eben doch nicht alles wußte. Und von der Bedeutsamkeit dieses Besuchers für Sichem gleich gar nichts.

Nachrai blickte seinen Kollegen aufmerksam an. Der verriet ihm: „Es ist Abimelech, der Sohn meiner Schwester und Jerubbaals von Ofra, der verschollene Halbbruder Elischamas!“

Nachrai machte ein Gesicht, als ob er nicht recht gehört habe. „Abimelech? Der traut sich hierher?“ Er schüttelte ungläubig den Kopf, dann dankte er Heled für die rasche Benachrichtigung und forderte ihn auf zu berichten. Heled schilderte, wo und wie Abimelech die Jahre seit dem Tod Jerubbaals und dem Beginn der Feindschaft zwischen Sichem und Ofra verbracht hatte. Er sprach über den Haß seines Neffen auf Elischama und dessen Wunsch, in Sichem zu bleiben, Waffendienst zu leisten und sich am Halbbruder zu rächen. „Ich bin überzeugt, daß Abimelech uns die Wahrheit gesagt hat. Er ist der Feind unseres Feindes. Ich habe ihm meinen Schutz zugesagt und versprochen, mich für ihn vor dem Rat einzusetzen. Er kann uns nützlich sein, Nachrai! Und er ist der Sohn meiner Schwester, Bein und Fleisch von meinem Bein und Fleisch – bedenke das!“

Nachrai sagte nichts. Er dachte nach. Er begriff, wie wertvoll dieser junge Abiesrit, waffengewandt und offenbar ehrgeizig, der da so unverhofft das Stadttor durchschritten hatte, für Sichem unter Umständen sein konnte. Aber trotzdem spürte er ein leichtes Unbehagen, weil Heled die Sache seines Schützlings eine Spur zu lebhaft vertrat. Er schien befangen. Offensichtlich hatte es Abimelech verstanden, das Mißtrauen seines Onkels gegen alles, was mit Ofra zu tun hatte, einzuschläfern und ihn für sich zu gewinnen. Vorsicht gegenüber Heleds Bericht war also angebracht. Und dann war da noch etwas, was sein Kollege wahrscheinlich übersehen hatte. „Und wenn er ein Spion Gaals ist?“

Das hatte Heled tatsächlich noch nicht in Betracht gezogen. Aber er glaubte es nicht. „Für Abimelech war Gaal sein Hauptmann, der ihm half, in Dor heimisch zu werden, weiter nichts. Als er in die andere Hundertschaft versetzt wurde, sahen sie sich kaum noch. Und Gaal hat vorläufig nicht die Absicht, zu uns zurückzukehren.“

Nachrai jedoch meinte zweifelnd: „Das alles sagt Abimelech, und es muß nicht so sein. Aber da wir es nicht besser wissen, sollten wir uns seine Auskünfte trotzdem merken. Ihnen blind glauben dürfen wir allerdings nicht.“ Sein Tonfall wurde offiziell: „Wir werden uns im Rat über deinen Neffen aussprechen und einen Entschluß fassen. Sei du ihm ein freundlicher Gastgeber und stärke sein Vertrauen zu dir und deinem Bruder! Aber versuche, noch genauer seine Absichten zu erkunden! Laß ihn beobachten, wenn er aus deinem Haus geht! Und rede ihm aus, die Mauern der Stadt zu verlassen! Sollte er das wollen, gib ihm einen Begleiter mit!“

Heled war ein wenig verstimmt über Nachrais Mißtrauen, aber er sah ein, daß der Vorsitzende schließlich die Verantwortung für ganz Sichem trug. Wenn Abimelechs Beweggründe für sein Kommen doch nicht so ehrlich waren, wie er sie darstellte, dann würde man ihnen beiden die Schuld dafür geben.

Als er zurück in sein Haus kam, waren Sabdiel und Abimelech in heller Aufregung. Usa war verschwunden. Abimelech fürchtete, daß der Junge eine seiner Diebestouren unternommen hatte, und Sabdiel erschien dessen Eigenmächtigkeit prinzipiell nicht ganz geheuer – ein Diener hatte auf die Befehle seines Herrn zu warten und konnte nicht gehen und kommen, wie es ihm beliebte. Heled aber erschrak aus einem anderen Grund. War Abimelech etwa doch in Gaals Auftrag in der Stadt, und sein Zorn gegen seinen Burschen war geheuchelt? Vielleicht hatte er selbst Usa ausgeschickt, um die Bewachung der Tore auszukundschaften?

Während Abimelech Heled erklärte, wie er erst direkt vor seiner Abreise in Dor den Straßenjungen in Dienst genommen hatte, und um Verständnis für den Elternlosen bat, tauchte der Entlaufene plötzlich wieder auf. Er war sich keiner Verfehlung bewußt, hatte sich nur ein bißchen in der Stadt umsehen wollen, in der er nun leben sollte. Abimelech schimpfte ihn aus und untersagte ihm, noch einmal ohne seine Erlaubnis das Haus zu verlassen.

„Ob er dir gehorcht?“ meinte Heled zweifelnd, als Usa sie verlassen hatte. „Zu jungen Sklaven sollte man besser den Stock sprechen lassen.“

„Er ist nicht mein Sklave“, berichtigte Abimelech.

„Was ist er dann?“ gab Heled spitz zurück. „Zahlst du ihm etwa Tagelohn? Wovon?“

Abimelech ließ sich auf keinen Wortwechsel ein, sondern teilte dem Onkel mit, daß er dem Stadtgott ein Dankopfer darbringen wolle, und daß er ihn und Sabdiel und ihre Söhne herzlich zum Opfermahl einlade. Heled gefiel die Idee, gab sie ihm doch sogleich Gelegenheit, seinen Neffen noch genauer auszuforschen. Als sich dann alle draußen im Hof für den Gang hinüber zum Tempel sammelten, durchfuhr Abimelech ein gelinder Schreck. Nicht nur Heleds zwei Söhne und der Sohn Sabdiels, sondern auch die Frauen schickten sich an, ihm zu folgen, und Heled hatte sogar deren zwei wie einst Jerubbaal, weil ihm die erste nur Töchter geboren hatte. Wie sollten zwölf Menschen von einem Lämmlein, für das sein letztes Silber gerade noch reichte, satt werden? Nun konnte ihm nur noch der Gott selbst, dem das Opfer galt, helfen.

Bei den Viehhändlern, die am Tempeltor ihre Tiere feilboten, wählte er ein dürres Lamm aus, das den kommenden Winter sowieso kaum überleben würde. Als Heled den Neffen mit dem Kümmerling sah, nahm er ihn beiseite und drückte ihm heimlich ein Stück Silber in die Hand. „Ich schenke es dir“, flüsterte er ihm zu. „Kauf ein ordentliches Tier und erwirb dir damit die Gunst El-Berits!“ Abimelech konnte nicht ablehnen und tat, wie ihm geraten.

Sie traten in den Tempelhof ein, der in dieser Mittagszeit recht verlassen lag. Aber Elihu, der Priester, hatte sie sogleich kommen sehen und kam mit eiligen Schritten auf sie zu. Er verneigte sich vor Heled und bat ihn, seine Wünsche anzumelden. Mit einem Seitenblick taxierte er das Opfertier und war gespannt, welchen Anlaß es in der Familie des Ratsherrn für ein solch reiches Opfer gab. Aber Heled verwies ihn an Abimelech und stellte diesen als seinen Neffen vor. „Er ist der Herr des Opfers. Er wird dir sagen, was uns heute hierherführt, um vor den Gott hinzutreten.“

Elihu betrachtete den Sohn Jerubbaals voller Interesse, erkannte ihn aber kaum wieder. Er hatte ihn nur gelegentlich gesehen, als Heranwachsenden, das letzte Mal, als Heled in das Ratskollegium aufgenommen worden war und Jerubbaal ins Opfermahl hereinplatzte, um den Tod des Joasch mitzuteilen. Daran erinnerte er sich genau. Abimelech dagegen schien der Priester unbekannt. Aber er faßte sofort Zutrauen zu ihm. Der Priester war noch kein Greis, aber strahlte bereits die Güte und Weisheit des Alters aus. Der würde ihm sicher helfen können, wenn er El-Berits Rat erlangen wollte. Er erklärte in wohlgesetzten Worten, daß ihn Sichems Gott vor Jahren aus großer Gefahr errettet und ihn nun aus der Fremde in seine Stadt gerufen habe, wo die Familie der Mutter eine der mächtigsten sei. „Hier will der Gott, der bisher mit mir gewesen ist, mir offenbaren, was er mir zu tun aufträgt. Und nun komme ich, um ihm im Kreis derer, die mir die Nächsten sind, meinen Dank dafür abzustatten, daß er mich bis hierher geführt hat.“

Heled und Sabdiel horchten auf. Ganz so wie jetzt vor Elihu hatte ihnen der Neffe gestern seine Reise nach Sichem nicht begründet. Wollte er dem Priester schmeicheln? Oder steckte doch mehr hinter seiner Ankunft, als sie gestern aus seiner Erzählung entnommen hatten? Gespannt verfolgten sie die Vorbereitung und Darbringung des Opfers, aber es geschah nichts Auffälliges, alles vollzog sich dem Ritual entsprechend, und Elihus Bescheid, daß El-Berit das Opfer annehme,

war nichts als die vorgeschriebene Formel und ließ nicht auf eine besondere, enge Beziehung zwischen dem Gott und dem Opferherrn schließen. Die Brüder hätten etwas darum gegeben zu wissen, was Abimelech dem Gott im Gebet vortrug. Aber sie wären enttäuscht gewesen, hätten sie es erfahren können. Abimelech war wirklich nur erfüllt von tiefer Dankbarkeit, daß bisher alles so gut gelaufen war, und er bat den Gott, zugleich mit dem Opferduft seine Gefühle gnädig entgegenzunehmen und zu ihm durch Elihu zu sprechen. Und im übrigen war er bemüht, eine gute Figur abzugeben, denn elf Augenpaare ruhten auf ihm, neugierig und kritisch, und die der Frauen, so hoffte er, mit Wohlgefallen.

Das Opfermahl wurde auf Grund des gesellschaftlichen Ranges Heleds in der Halle des Rates eingenommen. Sie saßen in zwei Gruppen, die Männer und Frauen je für sich. „Sag mir doch, mein lieber Abimelech“, bat Heled, „seit wann weißt du eigentlich, daß es El-Berit ist, der sich deiner angenommen hat?“

Für Abimelech zeigte sich in der Frage die Unsicherheit des Onkels darüber, woran er mit ihm war. Sicherlich hatten dessen Kollegen geraten, ihn weiter auszuforschen, weil sie wissen wollten, worum es zwischen dem Gott und ihm ging. So antwortete er: „Ich danke dir, lieber Onkel, daß du mich aufforderst, euch jenes Geheimnis anzuvertrauen, das ich mir für dieses Opfermahl heute vorbehalten habe.“ Und er erzählte ausführlicher als am Vortag seine wunderbaren Errettungen, zuerst vor den Midianitern, dann im Kampf gegen die Räuber, gegen die Philister und gegen die Krieger von Akko, schließlich in der harten Auseinandersetzung mit dem persönlichen Feind Elischama und endlich auch vor der wilden Raubkatze im Jordandickicht. Die jungen Männer hingen an seinen Lippen und fanden ihr eigenes Leben ein wenig langweilig gegenüber den Abenteuern ihres neuen Vetters. Auch im Kreis der Frauen war das Gespräch verstummt. Sie lauschten gleichfalls dem Erzähler und freuten sich, daß der fremde Verwandte bei ihnen eingekehrt war und ihr eintöniges Dasein für eine Weile unterbrach. Abimelech beschrieb seinen wachsenden Wunsch, jenen Gott kennenzulernen, der unablässig die Hand über ihn hielt – es hätte ja auch der Baal vom Tabor sein können oder der Baal vom Karmel – , und er schilderte mit starken Worten, wie unerträglich ihm nach der Rückkehr aus Ofra die Lage geworden war, in der er sich befand. Seine Zuhörer kosteten die Spannung gehörig aus, in die er sie versetzte. Aber nun kam er endlich zur Auflösung des Rätsels seiner Schutzgottheit. Mit gesenkter Stimme erzählte er die nächtliche Totenbeschwörung. Die Frauen reckten die Köpfe, um keines seiner Worte zu verpassen. Und sie bewunderten seinen Mut in allen Gefahren, die er bestanden hatte, am meisten aber seine Kühnheit gegenüber dem Totengeist. In seiner Erzählung verschwieg er natürlich seine Angst vor dem Geist und seine Flucht aus der Höhle, sondern er war der Held und die Magierin nur seine Helferin. Auch die Männer waren von dem schauderhaften Geschehen, das in seinen Worten wieder lebendig wurde, gepackt. Keiner von ihnen hatte je die Beschwörung eines Totengeistes miterlebt. Und Heled überlegte: Wenn einer mit der Unterwelt das Gespräch suchte, weil er sich anders nicht zu helfen wußte, da mußte ihm sein Anliegen doch wohl todernst sein. Und ohne daß er es recht bemerkte, wuchs sein Vertrauen in den abiesritischen Neffen.

Abimelech beschloß seine Erzählung: „So hat mir also mein eigener Vater bestätigt, was ich ungläubig ahnte: Der mächtige Gott Sichems ist mein Retter und Beschützer. Er hat mich zu euch geführt, um mir hier in seiner Stadt zu sagen, wozu er mich erwählt hat.“

Das waren starke Worte, und Heled war eigenartig berührt von dem Selbstbewußtsein, das aus ihnen sprach. Schickte sich denn für einen jungen Mann solch eine Rede vor einem der führenden Männer Sichems? War es nicht Sache des Rates, den Willen des Gottes zu erkunden? Und hier kam einer mit dem Anspruch einer unmittelbaren Beziehung zum Gott? Wie sie vielleicht einer jener wilden Gottesmänner hatte, die ab und zu hier und da auftauchten, aber doch nicht ein junger Krieger? Entweder war Abimelech ein Schwindler oder tatsächlich zu Großem bestimmt. Aber ein Schwindler war er nicht, das stand wohl fest.

Er sagte in die Stille hinein: „Lieber Neffe, deine Worte sind von der Art, daß sie nicht morgen schon vergessen sein werden. Ich erkenne in dir einen gottesfürchtigen Mann. Ich bin gewiß, El-Berit wird die Männer des Rates wissen lassen, wozu er dich in seine Stadt gerufen hat. Deine und Sichems Feinde sind dieselben. Deshalb sind deine Wünsche auch die Wünsche Sichems, und deine Absichten werden sich mit den Absichten der Männer von Sichem treffen. Plane also nichts ohne Wissen des Rates! Wir werden mit dir sprechen, und du wirst uns alle deine Gedanken offenbaren. So können wir dir helfen, und du wirst Sichem helfen.“

Als sie nach dem Mahl zum Heimweg aufbrachen, kam Elihu herbei, um sie aus dem heiligen Wohnbereich El-Berits zu verabschieden. Und wie nebenbei bat er Abimelech, ihn am Vormittag des nächsten Tages zu besuchen. „Du bist ein Weitgereister, und ich möchte auch gern von deinen Abenteuern hören.“ Er zwinkerte ihm vertraulich zu, und Abimelech war sicher, daß der Gott vorhin seine Bitte erhört hatte, ihm durch diesen ehrwürdigen Priester mitzuteilen, was er tun solle, damit das Reich Labajas unter seiner Führung wiedererstehe.

Heled forderte Elihu auf, bis zur Ratssitzung für sich zu behalten, daß Abimelech der Sohn Jerubbaals sei, da vorläufig nur Nachrai davon Kenntnis habe. Und er verabschiedete sich ziemlich

frostig von dem Priester. Er war über dessen Einladung an den Neffen ungehalten. Es gefiel ihm nicht, daß sich der neugierige Priester an Abimelech heranmachte und womöglich Einfluß auf ihn gewann. Der Aufenthalt des Jerubbaalsohnes in Sichem war eine Sache zwischen ihm und dem Rat, und so sollte es bleiben. Aber er konnte dem Neffen leider nicht verwehren, morgen in den Tempel zu gehen.

Zu Hause angelangt, erlebte Heled die nächste unliebsame Überraschung. Abimelech teilte ihm mit, daß er mit Usa auf den Garizim steigen wolle, bis zum Dunkelwerden könne er zurück sein, wenn er gleich aufbreche. Heled fragte sich, was Abimelech auf dem Berg wollte. Stand er etwa doch mit Ofra in Verbindung, wenn nicht mit Elischama, dann etwa mit Gareb, dessen Widersacher? Wollte sich der Neffe ihm entziehen? Und das schon am zweiten Tag? Doch er verscheuchte seinen Argwohn. Blieb Nachrais Forderung, den Abiesriten nicht allein aus der Stadt zu lassen. Nachrai hatte gut reden. Der sollte lieber so schnell wie möglich den Rat einberufen, damit Abimelech eine Aufgabe erhielt und er selbst nicht länger den Aufpasser spielen mußte. Er versuchte, Abimelech von seinem Vorhaben abzubringen, aber der bestand darauf, den Berg seiner Jugend gleich heute noch zu besteigen. Das wäre ein guter Abschluß dieses bedeutsamen Tages. Heled beauftragte nun seufzend seinen jüngeren Sohn Kimham, die Gäste zu begleiten. Abimelech war das gar nicht recht. Er wollte in der Bergeinsamkeit überlegen, was er morgen dem Priester anvertrauen wollte und was nicht. Aber er sah doch ein, daß es beim Aus- und Eingang am Stadttor besser war, wenn der Sohn des Hausherrn mitging, und so machten sie sich zu dritt auf den Weg.

Kimham war in Abimelechs Alter und fühlte sich nicht im entferntesten als Bewacher, sondern mehr als Ehrenbegleiter seines Vetters. Er freute sich über seine Aufgabe, und als Abimelech bemerkte, wie redselig er war, fragte er ihn nach dem Grundbesitz der Familie und überhaupt nach den Besitzverhältnissen in Sichem aus. Der Heledsohn gab ihm bereitwillig Auskunft und kam vom Land auf die führenden Familien der Stadt zu sprechen, so daß Abimelech die Ratsherren gewissermaßen schon kennenlernte, ehe er vor ihnen stand. Es war vielleicht gar nicht so schlecht, daß ihm Heled den Begleiter aufgedrängt hatte, meinte er im stillen.

So gelangten sie auf den Berg, der eine beständig redend, der andere aufmerksam zuhörend, Usa schließlich weniger damit beschäftigt, was er hörte, sondern mit dem, was er ringsum sah. „Es ist sechs Jahre her, daß ich hier stand“, erklärte Abimelech, als sie jene Stelle erreicht hatten, wo er auf die Stadt hinabgeblickt hatte. Er erinnerte sich lebhaft. Schon damals hatte er im Grunde gewußt, daß Ofra niemals Sichem den Rang ablaufen konnte. Auch wenn Jerubbaal davon geträumt hatte und Elischama jetzt glaubte, mit seiner Feindseligkeit und der lächerlichen Mauer den Aufstieg Ofras erzwingen zu können. Er fragte Kimham: „Warum fürchtet ihr eigentlich Elischama? Diese gewaltigen Mauern um unsere Stadt sind unüberwindbar, selbst wenn die Hundertschaften des Fürsten von Dor uns umzingeln würden.“

Der Gefragte schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, daß jemand in Sichem den Sturm auf die Mauern fürchtet. Es ist etwas anderes. Man spricht nicht darüber, aber so wie ich und mein Bruder wissen auch unsere Freunde um dieses Geheimnis.“

Abimelech wurde neugierig. „Was für ein Geheimnis? Denkt ihr, Elischama wird eure Felder und Gärten zerstören? Das wird er nicht tun. Er ist ein Bauer, er weiß, wie mühsam es ist, dem Acker das Brot abzuringen. Nicht nur die Stadt, auch eure Dörfer würden verhungern, und ich glaube, für eure Bauern hat er etwas übrig.“

„Du sagst es“, bestätigte der Vetter, „und genau darin trifft er unsere Schwäche.“

Usa, der ein wenig abseits am Boden hockte, aber alles gehört hatte, warf ein: „Wenn ich euer Elischama wäre, ich würde alle Dörfer Sichems aufwiegeln, damit sie ihre Abgaben verweigern, und schon hätte ich die Stadt. Da nutzen auch die dicken Mauern nichts.“

Die beiden jungen Männer sahen den sonst so schweigsamen Jungen verwundert an. Kimham lobte seinen Scharfsinn. „Genau das ist es, was Sichem fürchten muß“, erklärte er Abimelech. „Wenn Elischama unsere Bauern aufhetzt, und zwar alle auf einmal, da kann Sebuls Mannschaft nichts gegen sie ausrichten. Da ist es mit Sichems Macht vorbei.“

Für Abimelech waren die Erkenntnisse seiner Begleiter nichts Neues, denn er kannte ja aus Gaals Erzählung Elischamas Versuch, der Stadt eines der Dörfer wegzunehmen. Und trotzdem trafen ihn die Bemerkungen wie eine Offenbarung, denn er sah plötzlich ganz klar: Er selbst mußte an Elischamas Stelle rücken! Dann konnte er nicht nur die Mehrheit der Abiesriten hinter sich bringen, sondern er hatte auch Sichem in der Hand. Sprach denn der Gott heute schon zu ihm durch diesen verwahrlosten Straßenjungen und diesen vornehmen Sichemiten, die beide dasselbe sagten?

Als sie wieder abwärts stiegen, übte sich Kimham weiterhin darin, die Stärken und Schwächen Sichems abzuwägen. Er hielt es für ausgeschlossen, daß die Dörfer tatsächlich irgendwann von Sichem abfielen. Abimelech versuchte während der Erörterungen seines Vetters, eigenen Gedanken nachzuhängen. Wenn er in Ofra an Elischamas Stelle träte und in Sichem auf einem führenden Posten Waffendienst leistete, dann könnte er Ofra und Sichem gegeneinander ausspielen.

Falls es ihm gelänge, in Sichem die Furcht vor Ofra und in Ofra die Furcht vor Sichem zu schüren, so machte er sich beiden Seiten unentbehrlich und konnte seinen Einfluß festigen. So wie der Garizim hoch über Sichem und Ofra aufragte, so würde er, der Heimatlose, sich beide, die Stadt und den Sippenvorort, zu Füßen legen. Diese Überlegung gefiel ihm außerordentlich.

Auf seinem Nachtlager konnte er dann endlich ungestört über seine Einfälle nachsinnen. Worauf beruhte denn Elischamas Einfluß? Natürlich darauf, daß ihn die Männer von Ofra als ihren Vertreter in den Sippenrat gewählt hatten. Und daß sie ihn und nicht Gareb dafür bestimmt hatten, das hatte ohne Zweifel seinen Grund darin, daß er der Erstgeborene Jerubbaals und Erbe des Joaschbesitzes war. Wenn er selbst also die Stelle des verhaßten Halbbruders einnehmen wollte, dann brauchte er den ganzen Erbbesitz. Mit einem Anteil daran war es nicht getan. Wenn er jedoch an Elischama und Jimla Rache nahm und sie aus dem Weg räumte, dann fiel ihm das Familienerbe von selbst zu. Dann war er der älteste der Söhne Jerubbaals. Schamma konnte er notfalls mit Gewalt zwingen, auf irgendeinen erlogenen Anspruch zu verzichten. Aber Schamma war gutmütig und würde die zweite Frau des Vaters nicht zur bloßen Beischläferin herabwürdigen.

Doch dann kamen Abimelech die unlösbar scheinenden Fragen ein, die er schon einmal so ähnlich erwogen hatte, nachdem er von Ofra nach Dor zurückgekehrt war. Der Rat von Sichem würde nicht dulden, daß bei der Tötung Elischamas und Jimlas auch nur der Schatten eines Verdachts auf Sichem fiel. Und auch ihn selbst durfte natürlich kein Argwohn treffen. Wie also sollte der Mord geschehen? Wo und wann sollte Schelef – denn nur er kam dafür in Frage – sein blutiges Werk vollbringen? Und der Geist Jerubbaals – würde er den Tod von zweien seiner Söhne so einfach hinnehmen? Oder würde er sie rächen? Abimelech schauderte es. Er hatte viele Fragen für die Begegnung mit seinem Gott, und sie drückten ihm schwer aufs Gemüt.

Er schlief schlecht in dieser Nacht. Er lag in der Grube am Midianiterbrunnen, und die ungelösten Rätsel seines Aufstiegs fielen wie Steine auf ihn nieder, so daß er immer fester auf den modrigen Grund des Erdlochs gedrückt wurde. Er wollte aufstehen und sehen, wer die Steine auf ihn warf, aber er konnte sich nicht rühren. Endlich gelang es ihm, sich aus dem Alptraum zu befreien. Er tappte hinaus in den Hof und atmete tief die kühle Nachtluft ein. Er wurde hellwach, aber nun waren statt der Alpträume alle seine Fragen wieder da.

22

Elihu blickte Abimelech erwartungsvoll entgegen. Freundlich begrüßte er ihn und lud ihn in seine Wohnräume ein, die sich hinter der Ratshalle befanden. Er beauftragte seine beiden Söhne, den priesterlichen Dienst ohne ihn zu versehen, und bat seine Frau um Wein und einen Imbiß für den Gast. Dann waren sie allein, und er ermunterte Abimelech, ihm offen zu berichten, was ihn nach Sichem geführt habe und welche Auskunft er vom Gott Sichems brauche, damit er selbst ihm raten könne, wie er sich am günstigsten dem Gott anvertrauen solle.

Abimelech erzählte nun zum dritten Mal, wie es ihm ergangen war, seit er nach dem Tod des Vaters mit Gideon aus Ofra weggegangen war, und er rechnete damit, daß er vor dem Rat ein viertes Mal würde Rede und Antwort stehen müssen. Allmählich bekam er Fertigkeit darin. Wie gestern stellte er die Gefahren, denen er entronnen war, in den Mittelpunkt, besonders den letzten Zusammenstoß mit Elischama, um deutlich zu machen, daß es nur ein Gott sein konnte, der die Hand über ihn hielt, denn jeder andere Mann wäre unter gleichen Umständen umgekommen oder wenigstens erheblich verletzt worden. Der Geist seines Vaters habe ihm dann offenbart, daß es kein anderer als El-Berit sei, der Gott der Mutter, der sich seiner angenommen habe. „Ich glaube fest daran“, versicherte Abimelech dem Priester, „daß der Gott Sichems mich nicht ohne Grund aus allen Gefahren errettet hat. Er hat etwas vor mit mir! Er hat mich erwählt! Und hier in seiner Stadt wird er mir sagen, was ich tun soll.“

Elihu hatte mit großem Interesse zugehört. Es kam selten vor, während seiner Amtszeit eigentlich noch nie, daß da einer mit solch einem Anspruch auftrat und von El-Berit eine Weisung von dieser Tragweite erhoffte. Er vermutete, daß Abimelechs eigentliches Anliegen die Ausrottung seiner Halbbrüder in Ofra und die Übernahme des Familienbesitzes war, und das berührte selbstverständlich auch Sichem und seine Beziehungen zu den Abiesriten. Kein Wunder, daß Heled sofort Nachrai von der Ankunft des Neffen verständigt hatte. Wenn Abimelech nun vom Gott wissen wollte, was er tun sollte, so bezog sich das höchstwahrscheinlich auf die Tötung Elischamas und seiner anderen Brüder. Verständlich, wenn er vor dem Brudermord zurückschreckte. Soweit schien Elihu klar, was Abimelech nach Sichem geführt hatte. Zu hochtrabend fand er es allerdings, wenn der junge Mann in diesem Zusammenhang von göttlicher Erwählung sprach. Er kannte ja dessen Traum vom Labajareich nicht. Den hatte Abimelech für sich behalten, denn sein eigentliches Ziel wollte er nicht gleich von Anfang an preisgeben. Und wenn überhaupt, dann nicht dem Priester, zu dem er zwar Vertrauen hatte, der aber keine Machtperson war. Höchstens dem Rat, aber darüber war er sich noch nicht schlüssig.

Elihu dankte Abimelech für seine Offenheit. „Ich verstehe dich so“, spitzte er dessen Wunsch zu, „daß du zwar genau weißt, was du tun möchtest, aber noch unsicher bist. Du brauchst die Entscheidung El-Berits, ob du es wirklich tun sollst. Habe ich recht?“

Abimelech nickte. „Ich glaube, dein Gott hat mich ausersehen, das zu vollenden, was mein Großvater Joasch erfolgreich begonnen hat. Der wollte die friedliche Nachbarschaft von Abiesriten und Sichemiten, die dauernde Freundschaft von Ofra und Sichem. Ich will dasselbe. Ich will das Ende der gegenwärtigen Feindschaft und die Aussöhnung. Aber ich will noch mehr. Ich glaube, dein Gott hat mich vor allem dafür erwählt, mit dem Bündnis zwischen Abieser und Sichem der Stadt ihre einstige Macht im Bergland zurückzugewinnen.“

Der Mann wollte offenbar wirklich mehr als nur die Rache an seinen Brüdern, dachte Elihu. Er fragte: „Wie willst du denn die Feindschaft Ofras gegen Sichem beenden?“

„Elischama muß sterben“, erklärte Abimelech unumwunden. „Er hat mir Feigheit vorgeworfen und mir so eine Mitschuld am Tod des Vaters angelastet. Er hat meine Mutter als Beischläferin des Vaters beschimpft. Er hat die Abiesriten in die Feindschaft zu Sichem hineingetrieben. Er hat das Andenken an Joasch und Jerubbaal geschändet. Und Jimla hat ihm bei allem geholfen. Beide sind meine Feinde, und wer seine Feinde am Leben läßt, den richten ihre Anschläge irgendwann zugrunde. Nur der Tod Elischamas und Jimlas kann meine Ehre und die Ehre meiner Familie wiederherstellen.“ Er hielt inne. Der Haß wollte mit ihm durchgehen, aber er wehrte sich dagegen. Sein Kopf mußte kühl bleiben. „Nur ihr Tod kann Sichem von ihrem heimtückischen Treiben befreien und der Stadt den Frieden sichern“, fuhr er ruhiger fort. „Ich bin der Erbe des Familienbesitzes. Ich werde dafür sorgen, daß ich in den Sippenrat der Abiesriten komme. Unter meinem Einfluß wird der Sippenrat die Versöhnung mit Sichem einleiten. Ich werde die Festigung der Macht Sichems betreiben.“

Ein bißchen verworren das ganze, ging es Elihu durch den Kopf. Der Heledneffe wollte unbestreitbar Großes, aber sein Ziel war nicht ganz klar und der Weg dahin von vielen Wenn und Aber gesäumt. Doch das zu beurteilen, war Sache des Rates, nicht die seine. Seine Sache war es, die Meinung des Gottes zu dieser kühnen Idee einzuholen. Er sagte: „Ich höre, du bist dir sehr sicher, daß dir El-Berit deine Pläne und Absichten eingegeben hat. Warum willst du dann aber dazu den Gott befragen? Versteh mich recht, ich bin der letzte, dich davon abzubringen, aber ich muß ganz genau wissen, was dich bei alledem noch bewegt, ohne daß du es bisher ausgesprochen hast. Nur so kann ich dich sachkundig beraten.“

Abimelech sah den Priester nachdenklich an. Der hatte ja recht. Warum sagte er selbst nicht klipp und klar, was ihm vergangene Nacht den Schlaf geraubt hatte? War es, weil er ein falsches Spiel vorhatte, indem er dem Rat die Herrschaft über die Abiesriten, den Abiesriten jedoch die Herrschaft über Sichem versprechen wollte? War es, weil er vor allem dafür den Segen des Gottes brauchte? Weil er das aber auf keinen Fall aussprechen durfte? Und weil er in all seiner Sicherheit über das große Ziel, für das er die beiden Kräftegruppen unvermeidlich gegeneinander ausspielen mußte, doch zugleich unsicher war, ob ihm der Gott seine Zustimmung kundtun würde? Er wischte für jetzt jedoch diese großen Fragen hinweg. Jetzt ging es zunächst um den ersten Schritt auf seinem Weg.

„Du hast recht“, räumte er ein, „mich bewegen die Gefahren, die mit der Tötung meiner Feinde verbunden sind. Es sind Jerubbaals Söhne! Zwar haben sie ihn schwer beleidigt und entehrt. Aber könnte es nicht sein, daß sein Geist trotzdem gegen ihren Tod ist und daß er mir dafür ein Leid antut, obwohl ich sein Lieblingssohn war? Und da ist noch etwas. Ich weiß nicht, wie ich verhindern kann, daß in Ofra die Schuld am Tod der beiden Sichem angelastet wird. Oder mir, dem Erben. Dann wäre zwar meine Rache gelungen, aber meine Absicht zunichte. Wenn ich auf diese Fragen Antwort erhielte, wüßte ich zugleich, daß El-Berit zu dem, was ich tun will, ja sagt.“

Es schien Elihu angesichts der verwickelten Ideen und Fragen des Heledneffen nicht angebracht, das Losorakel des Gottes anzuwenden. Ernst und würdevoll entschied er: „Mein lieber Abimelech, komm heute abend wieder zu mir und verbringe die Nacht im Tempel! Unser Gott wird dir im Traum sagen, ob er deine Tat gegen deine und Sichems Feinde gutheißt. Am Morgen wirst du mir dann berichten, was du im Traum gesehen oder gehört hast, und du wirst Antworten auf deine Fragen finden. Bist du damit einverstanden?“

Abimelech seufzte erleichtert auf und versprach froh, sich heute abend wieder einzufinden. Der Tempelschlaf sagte ihm sehr zu. Er würde die Antwort des Gottes unmittelbar vernehmen, ohne daß ein anderer, selbst wenn es einer wie Elihu war, sich zwischen ihn und den Gott drängte.

Als Abimelech gegangen war, eilte der Priester hinüber ins Haus Nachrais. Der erste Mann Sichems war außerordentlich erfreut über das, was er zu hören bekam. Der Bericht Elihus war doch schon um einiges deutlicher als derjenige Heleds vom Vortag. „Und er will tatsächlich die Abiesriten unserer Herrschaft unterstellen?“ vergewisserte er sich.

Elihu nickte. „So habe ich ihn verstanden. Er will Mitglied des Sippenrates der Abiesriten werden, um die alte Macht Sichems im Bergland wiederherzustellen. Dafür sei er von El-Berit erwählt. So hat er es gesagt.“

Nachrai starrte nachdenklich vor sich hin. Es war kaum zu begreifen. Der Jerubbaalsohn wollte unter seinem Volk freiwillig die Interessen Sichems vertreten? Er wollte ein Verräter sein? Ein Mörder an seinen Brüdern und ein Verräter an seiner Sippe? Wer machte sich dazu ohne teure Gegenleistung? Er hob den Kopf und blickte Elihu an wie einer, dem ein Rätsel großes Kopfzerbrechen bereitet. „Was will er dafür haben? Hat er das wirklich nicht irgendwie angedeutet?“

„Nein.“

„Hat er nicht wenigstens durchblicken lassen, ob er die Streitmacht Sichems befehligen will?“

„Nein.“

Ein bißchen undurchschaubar, dieser Abimelech, dachte Nachrai. Nein, nicht nur ein bißchen, eigentlich sehr. Dazu grausam und rücksichtslos. Doch aus welchem Grund? Entweder war sein Rachedurst maßlos und beherrschte ihn völlig, aber dann konnte er für Sichem kaum gefährlich werden. Denn Rachsüchtige sind blind für alles, was nicht ihrer Rache dient. Oder er verheimlichte seine wahren Absichten. Dann war Vorsicht angebracht.

Er wandte sich wieder an den Priester: „Es ist gut, Elihu. Du hast dich wie immer als treuer Diener der Männer von Sichem erwiesen. Ich glaube, unser Gott will nicht länger dulden, daß Elischama ungestraft vor unseren Mauern sein Unwesen treibt. Abimelech könnte von ihm gesandt sein, um uns von unserem Feind zu befreien. Wenn meine Überlegungen stimmen, dann wird El-Berit deinem Schützling heute nacht günstigen Bescheid geben. Sowohl, was den Geist Jerubbaals, als auch, was die Schuldfrage betrifft.“

Der Priester erhob sich und verneigte sich. Aber Nachrai ging noch etwas durch den Kopf. „Erinnerst du dich, Elihu, als wir vor Jahren die Räuberbande zur Strecke brachten, die unsere Dörfer bedrohte? Sicher erinnerst du dich. Wäre es nicht denkbar, daß eine solche Bande auch einmal Ofra heimsucht?“

„Das erscheint mir durchaus denkbar“, bestätigte der Priester. „Mitunter kommen diese Räuber ja sogar aus dem Küstenland.“ Er deutete ein winziges Lächeln an.

Nachrai gab das Lächeln zurück. Und er sagte: „Es liegt alles in der Hand unseres Gottes. Morgen früh wirst du wissen, ob dem Heledneffen günstiger Bescheid zuging. Und auch ich werde es wissen, weil du es mir mitteilen wirst.“ Er stand nun gleichfalls auf und brachte seinen Gast zur Tür. „Laß mir doch Nachricht zukommen, wenn du Abimelech heute abend zu seinem Nachtlager geführt hast!“ war seine Bitte zum Abschied.

Er blickte dem Priester dankbar nach, wie der zurück zum Tempel eilte. Er war zufrieden. Er wußte nun immerhin soviel über den Jerubbaalsohn, daß sich der Rat eine erste Meinung über ihn bilden konnte. So sandte er einen Boten zu allen Ratsherren mit der Bitte, sich nach Sonnenuntergang für eine Besprechung bereitzuhalten.

Heled traf der Bote in schlechter Stimmung an. Abimelech hatte dem Onkel soeben mitgeteilt, daß er heute abend in den Tempel gehen werde, um im Schlaf die Weisung El-Berits zu empfangen. Es war also genau so gekommen, wie Heled befürchtet hatte: Der Priester hatte sich zwischen ihn und den Neffen gedrängt, und nun hatte er selbst die Kontrolle über Abimelechs Gedanken und Absichten verloren. Jeder im Rat wußte, daß Elihu alles, was er im Tempel sah und hörte, Nachrai zutrug. Wer auch immer den Vorsitz führte – Nachrai war stets am besten von allen informiert. Und wenn sich nun heute abend die Ratsherren zusammensetzten, war schon von vornherein klar, daß Nachrai mehr über Abimelech wußte als er selbst, sein Onkel, Gastgeber und Beschützer. Aber schließlich sah er auch Gutes an der kommenden Ratssitzung. Sie würde ihn entlasten. Er wäre nicht mehr länger für die Überwachung aller Schritte des Neffen allein verantwortlich. Und die Geheimnistuerei hörte auf. Ab heute abend würde Abimelech nicht mehr nur sein persönlicher Gast, sondern offizieller Gast Sichems sein.

Am leichtesten war Abimelech selbst zumute. Ihm war, als habe er bereits alles, was ihm in der vergangenen Nacht das Herz abgedrückt hatte, vor dem Gott ausgebreitet. Und der würde in der kommenden Nacht zu ihm sprechen. Alles würde gut werden. Das heißt, so, wie er es wollte. Kaum konnte er erwarten, daß der Tag verging und die Sonne sank. Heute hatte es den ersten Regenschauer gegeben. Das war ihm wie ein Zeichen. Er mußte die Zeit nutzen. Wenn alles sich weiterhin so günstig anließ, dann wurde möglich, was er sich heute vorgenommen hatte: Elischama und Jimla sollten noch vor dem Beginn der Hauptregenfälle dieses Winters ausgelöscht werden.

Voller Zuversicht machte er sich nach dem abendlichen Mahl auf den Weg zum Tempel. Elihu erwartete ihn schon und führte ihn in einen kleinen Nebenraum des Gotteshauses. Im Schein der Lampe erblickte Abimelech eine erhöhte Lagerstatt und eine Herdgrube, in der noch Reste der Glut davon zeugten, daß man versucht hatte, die Kammer ein wenig zu erwärmen. Eine Fensteröffnung gab es nicht, nur ein Loch, damit der Rauch abziehen konnte. Aber das tat er nur zögernd, und Abimelech war wenig begeistert von der Aussicht, die Nacht in diesem Dunst zu verbringen. Doch dann merkte er, daß der Rauch irgendwie anders roch als von einem gewöhnlichen Herdfeuer. Irgendein Duftstoff schien ihm beigemengt. Gehörte das zum Tempelschlaf? Aber es war ihm zu albern, danach zu fragen. Elihu wünschte ihm einen erfolgreichen Schlaf und ging mit seiner Lam-

pe davon, nachdem er die Tür verriegelt hatte. Abimelech war eingeschlossen, aber auch das, so beschwichtigte er sein Befremden, gehörte wohl zum Ritual.

Während er sich auf dem Lager ausstreckte und seine Orakelwünsche noch einmal ordnete, huschte Elihu zu Nachrai, um ihm die Ankunft des nächtlichen Tempelgastes zu melden. Nachrai schickte nun seinen Boten erneut aus, um die Ratsherren zur angekündigten Beratung zu bitten.

Sie trafen sich in der Ratshalle neben dem Tempelhaus. Die Nacht schien kühl zu werden, der Winter kündigte sich an. Sie standen fröstelnd beieinander und warteten auf Nachrai. Sie vermuteten richtig, daß die Beratung mit Heleds Gast zusammenhing, aber sie verstanden nicht, warum sie nachts stattfinden mußte. Die meisten waren darüber ungehalten. Aber ihr Verdruß legte sich, als Nachrai bei Eröffnung der Sitzung das Rätsel um den Fremden löste und darlegte, was der Heledneffe seit dem Tod des Vaters getrieben und was ihn offenbar hierhergeführt hatte. Das war allerdings eine Nachricht, die ungewöhnliche Maßnahmen rechtfertigte. Der verschollene Sohn des Jerubbaal in der Stadt! Abimelech – Abiesrit, Freund Gaals und Feind Elischamas! Die Ratsherren begriffen, welche Gefahren, aber auch welche Möglichkeiten sich damit für Sichem ergaben. Aber daß der Ankömmling jetzt eben im Tempel auf göttliche Unterstützung für seine Rache an Elischama hoffte, unterwarf auch den Rat in dieser Sache dem Urteil des Gottes.

Alle, die sich nacheinander äußerten, begrüßten es, daß sich endlich einer anbot, den Erzfeind aus dem Weg zu räumen. Und um so besser, daß es sogar dessen Halbbruder war. Aber mehrere waren der Meinung, man solle erst abwarten, welche Antwort der Gott heute nacht erteilen werde, ehe man das Für und Wider einer Unterstützung Abimelechs weiter erwog. Sie schlugen vor, auseinanderzugehen und morgen bei Tage wieder zusammenzukommen.

Das war überhaupt nicht im Sinne Nachrais. „Ja, wir werden uns morgen wieder treffen“, warf er ein, „aber gemeinsam mit Abimelech!“

Die anderen sahen ihn fragend an. Einer meinte: „Ich halte nichts davon, daß wir uns so offen mit ihm gemein machen. Er wird übermütig werden und Forderungen stellen. Außerdem weißt du doch noch gar nicht, ob nicht El-Berit gegen den Brudermord ist.“

„Wird es Sichem nützen, wenn Elischama stirbt?“ fragte Nachrai. Er erhielt allgermeine Zustimmung. „Wird unser Gott nicht das gutheißen, was Sichem nützt?“ Auch dagegen erhob sich kein Widerspruch. „Müssen wir dann nicht heute noch festlegen, was wir morgen Abimelech zugestehen werden, damit er gerade nicht übermütig wird und etwa mehr fordert, als wir ihm geben können?“

„Was will er denn haben?“ fragte einer.

„Das eben ist unklar“, erwiderte Nachrai. „Zu Heled hat er vom Waffendienst für die Stadt gesprochen. Aber ich vermute, er meint damit nicht, unter Sebuls Befehl als Soldat am Tor zu stehen oder in den Dörfern die Steuern einzutreiben. In Dor hat er fünfzig Mann befehligt, und wenn er dort nicht weggegangen wäre, hätte man ihm eine Hundertschaft gegeben. Ich könnte mir vorstellen, daß er zuerst die Abiesriten dem Schutz der Stadt anvertraut und danach auch bei den anderen freien Bauernsippen für engere Beziehungen zu Sichem wirbt. Vielleicht auch mit dem Schwert in der Hand an der Spitze einer Hundertschaft, die wir neu aufstellen werden. So weit würde ich mit unserer Gegenleistung gehen. Weiter aber nicht.“

Manch einem der Ratsherren blieb vor Staunen der Mund offenstehen. Was Nachrai so gelassen aussprach, das hieß nichts anderes als Wiederherstellung der alten Macht Sichems! Und das mit Hilfe eines abiesritischen Brudermörders!

In die Stille hinein ergriff der alte Ardon das Wort, den seine tiefe Abneigung gegen Ofra und die Abiesriten und sein gewaltiger Haß gegen Elischama trotz seiner körperlichen Gebrechlichkeit noch immer aufrecht hielten. „Jeder hier weiß, wie ich es herbeigesehnt habe, daß einer auftritt und uns von diesem boshaften Schurken Elischama befreien will. Aber nun ist dieser junge Mann eben nicht nur ein Neffe Heleds, sondern zugleich ein Abiesrit, ein Enkel des Joasch, jenes Mannes, der mit seinem frechen Griff nach Ofra einst unsere Macht gestutzt und unsere Ehre gekränkt hat. Was soll von so einem für Sichem schon Gutes kommen? Er wird den Leuten von Ofra einreden, daß der Mord Sichems Tat ist. Und die Abiesriten werden wie die Heuschrecken über uns kommen. Ihr Anführer aber wird Abimelech heißen. Deine Klugheit, Nachrai, hat dich im Stich gelassen. Traut diesem Abiesriten nicht, ihr Männer von Sichem, auch wenn er Heleds Neffe ist! Er wird euch in den Abgrund reißen!“

Heled verhinderte, daß der Greis noch weitersprach. Aufgeregt fiel er ihm ins Wort: „Ardon, dein Haß ist maßlos, und das macht dich taub. Hast du nicht gehört, daß Abimelech sechs Jahre fern von Ofra gelebt hat, von seiner Familie verstoßen und seinem Volk entfremdet? Berührt es dich nicht, wenn einer in seiner Not den Geist des toten Vaters beschwört, weil er sich anders nicht zu helfen weiß? Fürchtest du unseren Gott, der sich Abimelechs Elend erbarmt und ihn zu uns geführt hat, damit er uns von der Übermacht der Abiesriten befreit, so wenig, daß du an seinem göttlichen Ratschluß zweifelst? Wenn ich nicht dein Alter ehrte, ich würde dir noch ganz anders antworten. Warst du es nicht, der einst meinem Vater zuriet, seine Tochter dem Jerubbaal von Ofra zu geben? Abimelech ist nicht nur ein Sohn Jerubbaals! Er ist genauso und mehr noch auch der

Sohn meiner Schwester! Er ist Bein und Fleisch von meinem Bein und Fleisch! Und wer seine Ehre anzweifelt, der tut auch meiner Ehre Abbruch!“

Der Standpunkt Heleds gefiel den Ratsherren besser als die Warnung Ardons. Man hielt dem Alten entgegen, daß El-Berit, wenn er für Abimelechs Anschlag sei, dann auch Sichem vor dessen möglichem Verrat schützen werde. Die meisten fühlten sich von der Aussicht angezogen, den Feind, der jenseits des Garizim auf der Lauer lag und dessen ganzes Sinnen und Trachten darauf aus war, Sichem zu schaden, nun endlich loszuwerden. Und wenn es der Stadt obendrein gelang, ihre Macht zu festigen und ihren Einfluß auszudehnen – um so besser.

Die Mehrheit des Rates stimmte Nachrais Vorschlägen zu. Ardon und seine wenigen Anhänger mußten sich grollend unterordnen. Man kam überein, daß sich Nachrai am Morgen bei Elihu erkundigen sollte, ob ein Gotteswort an Abimelech ergangen und wie es zu deuten sei. Am Nachmittag sollte dann Abimelech vor dem Rat seine Absichten und die Gründe dafür erläutern. Und darlegen, wie er die Tat vollbringen werde. Und eindeutig sagen, auf welche Weise er danach für Sichem wirken wolle. Die Ratsherren ahnten, es würde eine lange Sitzung werden. Und eine, die über die Zukunft der Stadt entschied.

Als Heled zu Hause von der stattgefundenen Beratung und den Festlegungen seinem Bruder erzählte, meinte Sabdiel: „Vielleicht war es ein Ratschluß El-Berits, daß unser Vater damals die Schwester dem Jerubbaal gab – nämlich damit uns gegen die anderen Jerubbaalsöhne ein Rächer entstehe. Und womöglich darüber hinaus einer, der Sichems Macht wiederherstellt. Nicht zum eigenen Ruhm, wie es Gaal täte, wenn er könnte, sondern zum Ruhm unseres Gottes.“

Heled stutzte erst, nickte dann lächelnd und fügte hinzu: „Und zum Ruhm des Rates. Als dessen treuer Diener.“

23

Abimelech war am Einschlafen, mit seinem Gott allein, wie er meinte. Da hörte er ein leises Geräusch, wie das Klappen einer Tür. Sofort war er hellwach. Er setzte sich auf. Das Dunkel war undurchdringlich. War jemand im Raum? Aber Götter traten nicht durch Türen ein. Wenn jemand hier war, dann ein Mensch. Er griff nach seinem Dolch, den er stets bei sich trug. Eine Stimme flüsterte. „Abimelech!“ Eine weibliche Stimme. El-Berit war ein Mann und rief ihn nicht mit Frauenstimme. Also war doch jemand eingetreten. Eine Frau. Er verharrte reglos und wartete. Die Stimme flüsterte: „Abimelech, fürchte dich nicht! Leg dein Messer aus der Hand! Ich komme jetzt zu dir.“ Er tat, wie ihm geheißen, und schon glitt die Frau zu ihm auf das Lager und setzte sich neben ihn.

„Wer bist du?“ fragte er beklommen.

„Ich bin eine Dienerin der Aschera“, flüsterte die Frau. „Ich bringe deine Wünsche vor meine Göttin, und sie wird deine Fürsprecherin bei ihrem Gemahl El-Berit sein.“

Abimelech war verwirrt. Warum hatte ihm der Priester diese Begegnung nicht angekündigt? Die Frau neben ihm duftete wie das Räucherwerk, das in der Kammer verbrannt worden war, nur stärker. Und angenehmer. War sie eines der heiligen Mädchen, die an manchem Tempel den Betern zu Diensten waren, wie er gehört hatte? Wollte sie, daß er sie in Liebe umfing? Aber eigentlich war er ärgerlich. Das Mädchen gehörte nicht hierher. Er wollte in dieser Schicksalsnacht mit seinem Gott allein sein. Das Mädchen störte. Aber es war nun einmal hier, und vielleicht gehörte der Besuch zum Ritual des Tempelschlafes. Ob das Mädchen hübsch war? Er scheute eine Berührung. Auch er flüsterte nun, als er fragte: „Wie willst du meine Wünsche kennen?“

„Du wirst sie mir nennen. Aber mach es kurz, damit ich sie mir einprägen kann“, kam die Antwort.

Gut, daß er vorhin noch einmal seine Fragen geordnet hatte. Nun zählte er sie auf: „Ich habe vor, meine beiden älteren Halbbrüder zu töten. Ich möchte, daß der Geist unseres Vaters meine Rache geschehen läßt. Und ich möchte, daß kein Verdacht auf mich fällt, und auch nicht auf Sichem. Ich will den Familienbesitz erben und eine Stimme im Sippenrat der Abiesriten haben.“ Er ließ es bei diesen dürren Sätzen bewenden. Er war überzeugt, daß der Gott Sichems diese und alle seine Wünsche bereits kannte. Die nochmalige Befragung durch das Mädchen der Aschera hielt er für unnötig. Aber wenn es das Ritual nun einmal so vorsah, dann mußte er sich wohl fügen.

„Ist das alles?“ fragte das Mädchen zweifelnd.

Nein, über sein Ziel, wie ein zweiter Labaja über Sichem und die Abiesriten und das ganze Bergland zu herrschen, würde er mit dieser Unbekannten nicht sprechen. Auch nicht mit dem Priester. Sondern nur mit dem Gott selbst. Um keinen Verdacht zu erwecken, daß er etwas verschwieg, murmelte er: „Wenn diese meine Wünsche erfüllt sind, will ich die Macht Sichems festigen.“

Die Fragerin war noch nicht zufrieden. „Du befreist die Sichemiten von ihrem Feind. Welche Gegenleistung wünschst du dir von ihnen? Du mußt es mir sagen, sonst kann meine Herrin Aschera nicht für dich eintreten.“

Abimelech stutzte. War sie etwa geschickt, um ihn auszuhorchen? Aber das traute er dem Priester nicht zu. Oder hatte hier der Rat seine Hände im Spiel? Wurde der heilige Tempelschlaf etwa zu profanen Zwecken mißbraucht?

„Antworte!“ drängte das Mädchen.

Er flüsterte: „Für meine Tat brauche ich Leute, und die wollen entlohnt werden. Aber ich besitze nichts. Sichem soll mir das Silber für ihren Lohn geben.“ Er grinste über seinen Einfall, aber das konnte das Mädchen in der Dunkelheit nicht sehen.

„Willst du meiner Herrin noch etwas anvertrauen?“ Die Dienerin der Aschera ließ nicht locker, aber er verbat sich mit einem trotzigen „Nein. Ich habe alles gesagt!“ jede weitere Frage. Nun schmiegte sie sich an ihn und verlangte: „Denk an alle deine Worte und nimm mich!“

Er erschrak. Nicht davor, was sie ihm antrug, sondern vor der Vorstellung, daß es hier geschehen sollte, wo El-Berit ihnen zusah. Denn um dem Gott zu begegnen, war er doch hier eingeschlossen worden, und nicht, um eine Dienerin der Göttin zu umarmen. Mit ihr hatte er hier nichts zu schaffen. Er war wie gelähmt. Sie spürte seine Befangenheit und wurde nun selbst aktiv und tat mit ihm das, weshalb er in Dor regelmäßig zu den Mädchen ins Hurenhaus gegangen war. Sie war kräftig, und er wehrte sich ja auch nicht. Nein, das denn doch nicht. Und in ihrer Umarmung war es ihm rasch egal, ob der Gott dem Liebesspiel zuschaute oder nicht. Als er irgendwann wieder klar hätte denken können, weil auch das Tempelmädchen erschöpft war, da schlief er fest ein, und der Gott war erneut vergessen.

Er erwachte erst, als ihn jemand schüttelte. Im Tageslicht, das durch die offene Tür und das Abzugsloch in die Kammer drang, erblickte er den Priester. Die nächtliche Gefährtin war nicht mehr da. „Wach auf!“ rief Elihu. „Sag mir ganz rasch, was du geträumt hast! Noch ist deine Erinnerung frisch!“ Er setzte sich auf den Rand der Lagerstatt und sah seinen Schlafgast fordernd an.

Abimelech richtete sich auf und rieb sich die Augen. Er empfand sofort eine tiefe Unzufriedenheit. Da kam dieser Priester und hoffte, Bedeutendes zu vernehmen, aber außer an die Begegnung mit dem Ascheramädchen erinnerte er sich an nichts von Belang. Er war enttäuscht. Kein Gott hatte mit ihm gesprochen, und seine Träume waren nicht anders gewesen als sonst auch, gaukelnde Erinnerungsfetzen, die nie zusammenpassen wollten. Nur farbiger waren sie in dieser Nacht gewesen, bunt und leuchtend. Aber was hatte er denn überhaupt gesehen?

Elihu drängte zur Eile. „Du mußt dich aussprechen, sonst entgleitet dir die Botschaft des Gottes, und ich kann sie dir nicht deuten!“

„Ich wollte mich mit Schelef treffen. Schelef ist mein Freund in Dor“, begann Abimelech sich zu erinnern. „Ich stand vor einem Haus, und dessen Tür war offen, aber niemand ging ein und aus. Schomer, die Tochter meines Onkels Gideon, war bei mir. Warum ich vor dem Haus wartete, weiß ich nicht. Aber daß ich eigentlich zu Schelef wollte und ungeduldig war, daran erinnere ich mich. Dann waren auf einmal Männer um mich, aber sie taten mir nichts. Es war, als ob sie zu mir gehörten, aber ich wußte davon nichts. Und Schomer war nicht mehr da. Plötzlich war Schelef bei mir.“

„Was hat er gesagt? Was habt ihr getan?“ wollte Elihu wissen. Aber Abimelech konnte ihm nicht mehr sagen. Der Traum war zu Ende gewesen. Und auch das Haus konnte er nicht näher bestimmen. „Und was hast du danach gesehen?“ fragte der Priester.

Abimelech seufzte. Der zweite Traum war noch verworrener gewesen. „Ich stand an einem reißenden Fluß, und drüben war eine fremde Stadt. Schomer war erneut bei mir. Damals, als ich bei Gideon lebte, war ich in sie verliebt, aber ich habe sie seitdem nicht wiedergesehen. Im Traum wollte ich mit ihr hinüber in die Stadt, ich weiß nicht warum. Aber der Fluß führte Hochwasser. Doch dann waren wir am anderen Ufer, ich weiß nicht wie. Wir gingen durch die fremde Stadt, und meine Gefährtin war gar nicht mehr Schomer, sondern irgendeine andere Frau. Ehe ich sie betrachten konnte, stand ich jedoch auf einem Berg hoch über der Stadt. Die Frau aber war weg, und ich blickte allein auf die zahllosen Menschen zu meinen Füßen. Aus der Stadt war ein Zeltlager geworden, aber es waren keine Krieger, die da ruhelos hin und her wanderten. Es waren Männer, Frauen und Kinder. Und dann das Merkwürdigste: Ich war plötzlich ein Halbwüchsiger und hatte meine Freude an jenen Menschen, die wie Ameisen zu meinen Füßen umherkrabbelten. Und das ganze Land war in ein leuchtendes helles Blau getaucht.“

„Hast du keine Stimmen gehört?“ erkundigte sich Elihu. Aber das war es ja eben, was Abimelech bedrückte. Er hatte sich gestern seinen Traum viel klarer vorgestellt und angenommen, daß die Bilder durch ein Gotteswort auf ihn und seine Absichten bezogen würden. Aber was er tatsächlich im Schlaf gesehen hatte, das hätte er überall träumen können. Warum war er denn überhaupt die Nacht über im Tempel gewesen? Vielleicht gehörte das Mädchen wirklich nicht zum Tempel, sondern war nur eine kleine Hure, die ihm der Rat geschickt hatte, und sie hatte den Gott vertrieben und den Tempelschlaf entweiht.

Mißmutig folgte er dem Priester hinüber in dessen Wohnräume. Er wusch sich Gesicht und Hände und genoß dankbar das frische Brot, das ihm die Frau Elihus vorsetzte. Er hatte Hunger. Elihu selbst war verschwunden. Abimelech vermutete, daß der sich die Deutung der Traumbilder überlegte. Er trat hinaus auf den Hof und hielt Ausschau, ob er irgendwo zufällig das Mädchen von

heute nacht erblickte. Aber außer des Priesters Frau schien es hier kein weibliches Wesen zu geben. Und schon trat Elihu aus dem Tempelraum und kam mit strahlender Miene auf ihn zu. „Ich gratuliere dir, mein lieber Abimelech! Der Gott von Sichem sagt ja zu allen deinen Wünschen!“ Trotz seiner tiefen Zweifel hörte Abimelech das gern, und neugierig folgte er dem Priester ins Haus.

„Dein erster Traum“, erklärte Elihu, „der zeigt dir dein Vorhaben in Ofra als bereits vollzogen an. Das Haus mit der Tür, die keiner mehr schließt, ist das Haus deiner Feinde. Du hast deinen Freund und seine Männer mit der Tat beauftragt und wartest nun auf Nachricht von ihnen. Du kannst nicht ins Haus hineingehen und nachsehen, ob die Tat schon geschehen ist. Aber dann umringen dich deine Helfer, und du kannst aufatmen – es ist vollbracht nach deinem Willen.“

Abimelech fragte sich, ob das Mädchen dem Priester seinen Wunsch nach Entlohnung der Täter durch die Stadt Sichem zugetragen hatte. Wie konnte der sonst wissen, daß Schelef zur Ausführung der Tat einige weitere Männer verpflichten sollte? In seinem Gespräch mit Elihu hatte er nichts davon angedeutet. Er war sich ja gestern selbst noch im unklaren gewesen, wie alles vorzubereiten war. Aber der schlaue Priester folgerte es sicherlich aus dem Traum. Und plötzlich überfiel ihn die eigentliche Botschaft seines Traums: Keiner ging in dem Haus mehr aus und ein! Es war leer. Auch Schamma und die Frauen und Kinder waren also nicht mehr da. Und das hieß: Es genügte nicht, daß Elischama und Jimla starben. Alle, die Anspruch auf den Erbbesitz des Joasch erheben konnten, hatten ihr Leben gleichfalls verwirkt! Und niemand würde die Schuld bei Sichem suchen, denn nur Elischama war dessen Feind. Weshalb sollten die Sichemiten die ganze Familie umbringen? Und auch ihm selbst fiele es leichter, Anschuldigungen abzuwehren. Denn jeder in Ofra wußte, daß er nichts gegen Schamma hatte, und überhaupt gegen niemanden in der Familie außer Elischama und Jimla. Und außer Asuba.

Elihu sah Abimelech verständnislos an. Der Heledneffe hatte doch allen Grund zur Freude, und nun hockte er da, als ob ihm ganz andere Dinge im Kopf herumgingen. Und einen Blick hatte er plötzlich – zum Fürchten. „Ist dir nicht gut?“ fragte Elihu verärgert. Da mühte er sich ab, die Botschaft El-Berits in Worte zu fassen, und der, den sie anging, hörte nicht zu!

„Entschuldige!“ murmelte Abimelech. „Ich habe dir aufmerksam zugehört.“ Und um das zu beweisen, fragte er: „Du sagst nichts zur Gideontochter, die anfangs bei mir war. Auch im zweiten Traum. Was bedeutet es, daß ich sie zweimal sah?“

Elihu war um eine Antwort nicht verlegen. „Nicht alles im Traum ist von tieferer Bedeutung. Dieses Mädchen, das dir in deiner Familie offenbar der liebste Mensch war, es steht im Traum für deine Familie, von der du getrennt bist, um Großes für den Gott von Sichem zu tun. Deshalb verschwindet die Kleine jedesmal aus deinem Traum.“

Abimelech war überrascht. Nicht über die Erklärung der Schomer-Gestalt, die leuchtete ihm ein, sondern über Elihus Auslegung seiner Familien- und Heimatlosigkeit: um Großes für den Gott von Sichem zu tun. Also nicht nur die wunderbaren Errettungen aus großen Gefahren, sondern auch die Zerwürfnisse mit den Halbbrüdern hatten demnach einen verborgenen Sinn! Seine Erwählung durch El-Berit, den Gerechten und Gütigen, war damit bestätigt. Seine Miene hellte sich auf. Nun ahnte er schon, welche Deutung der zweite Traum erhalten mußte.

Und er hatte recht. Elihu erklärte ihm in feierlichem Ton: „Du wirst Sippen und Städte dem Gott zu Füßen legen. Der reißende Fluß – das sind die Gefahren, die du bestehen mußt. Die fremde Stadt – sie und andere Städte wirst du gewinnen. Und schließlich wird das ganze Bergland unseren Herrn als den mächtigsten der Götter anerkennen und ihm dienen. Die Menschen werden fleißig wie die Ameisen den Reichtum des Landes El-Berits mehren. Es wird wiederkehren, was einst gewesen ist. Unser Gott wird es durch dich wirken. Das leuchtende Blau über dem Land – das ist sein Segen über deinem Werk.“

Abimelech war tief berührt von der Orakelrede des Priesters. Genau das war seine eigene Idee. Nur der Name Labajas fehlte noch. Aber zwei Dinge in dem gewaltigen Traumbild störten ihn. „Was ist mit der unbekannten Frau, in die sich Schomer verwandelte?“

Elihu lächelte. „Wenn Schomer für deine ehemalige Familie steht, so diese Frau für die neue, die du gründen wirst. Weil du aber dein Werk nicht für deine Familie tun wirst, sondern für den Gott Sichems, deshalb verschwindet die Frau wieder.“

Abimelech nickte, ohne weiter über die Antwort nachzudenken. Viel mehr interessierte ihn die andere Frage: „Wieso bin ich am Ende des Traums nur noch ein Knabe, der aus bloßem Vergnügen vom Berg herabblickt? Warum befehle ich nicht den Völkern zu meinen Füßen?“

Jetzt lächelte Elihu nicht mehr. „Ich habe deine Frage erwartet und die Lösung dieses Rätsels bis zum Schluß aufgehoben“, erwiderte er mit ernster Miene. „Ohne den Sinn dieses Bildes ist die gesamte Botschaft des Traumes ein Nichts. Das Ende bestimmt alles, was dir vorher gezeigt wurde. Denn alles, was du mit dem Gott an deiner Seite vollbringen wirst, das wirst du im Auftrag der Männer von Sichem tun. Du bist ihr Diener. Ihr Erster Diener.“

Ein Schatten huschte über Abimelechs Gesicht, aber er hatte sich sofort wieder in der Gewalt. Mit allem, was Elihu vorher gesagt hatte, war er einverstanden, aber in dieser letzten Deutung irrte

sich der Priester. Er selbst wußte es besser. Mit seinem Kinderbild mußte es eine andere Bewandtnis haben. Darüber aber konnte nur der Gott selbst Aufklärung geben. Laut sagte er: „Für alle deine kostbaren Worte bin ich dir dankbar, ehrwürdiger Elihu. Nun weiß ich, daß El-Berit auch künftig mit mir sein wird. Und mir ist klar, was ich den Männern von Sichem sagen werde, wenn sie mich vor ihr Angesicht rufen werden. Du hast mir sehr geholfen.“ Er verneigte sich tief und korrigierte im stillen seine Meinung, daß der Tempelschlaf nutzlos gewesen war.

„El-Berit hat dir geholfen“, wehrte Elihu den Dank bescheiden ab. „Ich durfte dir lediglich seine Botschaft erklären.“

„Und der Geist meines Vaters wird meine Tat hinnehmen, ohne mir zu schaden?“ mußte Abimelech doch noch fragen.

Elihu lächelte väterlich. „Sei unbesorgt! Wenn ein Gott spricht, lauschen die Geister der Toten.“

Abimelech war unschlüssig, ob er nach der Unbekannten dieser Nacht nun auch noch fragen sollte. Er hatte ihr sicher unrecht getan, als er sie verdächtigt hatte, die Hinwendung des Gottes zu ihm unterbrochen und verhindert zu haben. El-Berit hatte ja dennoch zu ihm gesprochen. Vielleicht war das Mädchen wirklich eine Priesterin der Aschera und hatte ihm geholfen, seine Anliegen vor den Gott zu bringen. Er würde sich noch lange an sie erinnern, da war er sich ganz sicher. An ihren drängenden Körper und ihren betörenden Duft. Wie sie wohl aussehen mochte? Er fragte den Priester jedoch nicht nach ihr.

Der machte sich auftragsgemäß auf den Weg zu Nachrai, nachdem er Abimelech verabschiedet hatte. Der Ratsherr strahlte, als er den Bericht des Priesters hörte. „Unser Gott hat sich also für unseren jungen Mann ausgesprochen. Habe ich es dir nicht vorausgesagt? Die Zeit der Demut Sichems ist zu Ende! Gott hat sich unseres Elends erbarmt und uns diesen Abimelech als Retter gesandt:“ Und er lobte den Priester für seine kluge Deutung der Traumbilder, vor allem des Schlußbildes mit dem siegreichen Helden als harmlosem Jungen.

Elihu fühlte sich genötigt zu erklären, daß dieses Bild anders gar nicht zu deuten sei.

„Gewiß nicht“, stimmte ihm Nachrai zu und lächelte vergnügt. Es war gut, daß der Priester Abimelech so eindeutig in seine Schranken verwiesen hatte. Man konnte ja nie wissen, ob ihm später sein Erwählungsglaube nicht zu Kopf stieg.

Elihu sagte: „Ich habe Baara zu ihm geschickt, bevor er einschlief.“

„Und?“ fragte Nachrai neugierig.

„Er hat nichts anderes zu ihr gesagt als zu mir“, erwiderte Elihu. „Bis auf eines: Er kann die Männer, die er mit der Tat betrauen wird, nicht bezahlen. Deshalb hofft er, daß die Kosten der Rat übernimmt. Er sieht das als eure Gegenleistung dafür an, daß er euch vom Feind Sichems befreit.“

Nachrai grinste. „Vor allem befreit er sich doch selbst vom älteren Bruder und erbt dessen gesamten Besitz. Aber er soll das Silber haben. Daß er mit dieser Forderung kommen würde, ahnte ich schon, denn er ist ja wirklich ein Habenichts. Um das herauszufinden, bedurfte es gar nicht der Künste deiner Baara. Sonst hat er ihr nichts von seinen geheimen Absichten ausgeplaudert?“

„Leider nein“, bestätigte Elihu. „Er scheint tatsächlich ein bescheidener Mann zu sein.“

Nachrai dachte erleichtert: Vielleicht ist er doch nur ein harmloser Schwärmer und hat mit der Macht nichts im Sinn.

Die Ratssitzung am Nachmittag dauerte entgegen den Befürchtungen der Ratsherren nicht länger als die Beratung vom Abend vorher und verlief sogar ruhiger als diese. Es hatte schon seinen Sinn gehabt, daß Nachrai seinen Kollegen Gelegenheit verschafft hatte, sich über Abimelech auszusprechen, bevor dieser selbst vor ihnen erschien. Nun kannten sie bereits dessen Absichten und wußten, wie Nachrai mit ihm verhandeln wollte. Sie betrachteten den Jerubbaalsohn voller Interesse, die meisten aufgeschlossen, manche auch mißtrauisch, Ardon und seine Anhänger mit unverhohlener Ablehnung. Abimelech hatte sich herausgeputzt. Seine Brust umspannte das Leopardenfell, und darüber trug er ein Festgewand, das den Blick auf den Beweis seiner Heldentat freigab. An seinem Gürtel hatte er eigentlich das eiserne Schwert tragen wollen, aber zu seinem Leidwesen hatte ihn Heled belehrt, daß man vor die Männer von Sichem unbewaffnet trete.

Nachrai wies ihm einen Schemel als Sitzplatz an, er selbst und seine Kollegen nahmen auf ihren Stühlen Platz. Heled stellte seinen Neffen dem Rat offiziell vor und bat Nachrai, diesem das Wort zu erlauben, auf daß er sein Auftreten vor den Männern von Sichem begründe.

Abimelech war darauf vorbereitet, ausführlich seine Lebensgeschichte zu erzählen, um aus ihr heraus seine Absichten und Ziele zu entwickeln. Deshalb fühlte er sich ein wenig verunsichert, als Nachrai die Verhandlung mit den Worten begann: „Ich kenne keinen Mann, der sich rühmen kann, einem Leoparden gegenübergestanden und ihn erlegt zu haben. Erzähle uns doch von deinem Kampf mit der Raubkatze!“

Abimelech kam der Aufforderung gern nach und strich gehörig seine Kaltblütigkeit und Kühnheit heraus. Aber ihm war unklar, was mit der Schilderung dieses Abenteuers bezweckt war. Wollte der Ratsherr ihm bloß Gelegenheit geben, sich ins rechte Licht zu setzen? Aber das hieß ja, daß der auf seiner Seite war!

„Du bist ein unerschrockener Mann, Abimelech“, lobte ihn Nachrai, als er seine Erzählung beendet hatte. „Und gottesfürchtig dazu. Die Männer von Sichem bewundern auch deinen Mut, den Geist deines Vaters heraufzurufen, damit er dir sagt, welcher Gott dir in allen deinen Kämpfen beigestanden hat. Dein Onkel Heled hat uns nämlich davon und von vielem anderen berichtet, und wir sind im Bilde über dich. Heute morgen nun hat uns der Priester Elihu mitgeteilt, daß der große Gott von Sichem dir auch künftig beistehen will. Ist es so, Abimelech?“

„Du sagst es“, bestätigte Abimelech. Er war nicht allzu überrascht über die Auskünfte des Priesters und zufrieden darüber, daß er sein Vertrauen zu Elihu gezügelt hatte. „Euer Gott hat mich ausersehen“, fuhr er fort und gewann an Sicherheit, „die Männer von Sichem von ihrem ärgsten Feind zu befreien. Ich will Elischama töten und Ofra mit Sichem aussöhnen.“

„Warum willst du das tun?“ fragte Nachrai freundlich.

Auf diese Frage war Abimelech vorbereitet. „Mein Vater hat mich zwar gezeugt, und ich war sein Lieblingssohn, aber als ich heranwuchs, wurde mir immer mehr bewußt, daß ich im Herzen ein Sichemit bin, Bein und Fleisch vom Bein und Fleisch meiner Mutter, die mein Vater liebte, und ihrer Familie.“ Er schilderte die Entzweiung mit seinen Halbbrüdern und sein Umherirren ohne Familie, Heimat und Gott, bis ihm der Geist Jerubbaals gesagt hatte, wohin er gehöre. „Ich möchte, daß die friedlichen Zeiten meines Großvaters Joasch wiederkehren“, verkündete er. „Aber nicht so, daß Ofras Macht zunimmt und Sichems Macht abnimmt. Ich bin Sichemit! Sichem muß herrschen wie einst, und die Abiesriten sollen seine Macht anerkennen.“

Der Mehrheit der Männer auf ihren Stühlen gefiel die Rede, obwohl vieles unklar blieb. Auch Nachrai ging es so. Er fragte: „Wie willst du denn erreichen, daß dir die Abiesriten folgen?“ Ein anderer gab zu bedenken: „Auch wenn du den Besitz deines Vaters erbst – wirst du ihnen nicht immer ein Sichemit sein und bleiben? Oder willst du ihnen verheimlichen, daß du hier bei deinem Onkel Aufnahme gefunden hast, nachdem sie dir von deinen Brüdern verweigert wurde? Wie willst du dann aber für uns wirken?“ Einer von Ardons Anhängern fragte: „Oder willst du uns etwa hintergehen und an Elischamas Stelle dessen Bosheiten fortsetzen?“

Nachrai gebot Ruhe und forderte Abimelech zur Stellungnahme auf. Der spürte, daß die Fragen genau in die Mitte seiner Pläne zielten. Wenn er jetzt nicht den Rat von sich überzeugte, dann konnte er seiner Wege ziehen und vergessen, daß er ein zweiter Labaja werden wollte. „Ich habe im Auftrag des Fürsten von Dor das Land der Philister durchzogen“, begann er. Er schilderte die Philister als kraftvolles, waffengewandtes Volk, das unaufhaltsam nach Norden drängte und bald auch versuchen würde, sich herauf ins Bergland auszubreiten. „Es werden nur noch wenige Jahre vergehen, und wir werden ihren Streifscharen in unserem Lande begegnen“, warnte er. „Und danach werden sie über uns kommen wie die Heuschrecken und uns gnadenlos ausplündern, und niemand wird vor ihnen fliehen können, weder Sichemiten noch Abiesriten, weder die Söhne Machirs noch die Söhne Issachars, weder Megiddo noch Bet-Schean. Aber wenn sich alle, die ich nannte, zu ihrer Abwehr zusammenschließen und ihre Kräfte vereinigen, dann können die Philister geschlagen werden, so daß ihre Reste heulend hinab in ihr Land fliehen und nie wieder das freie Bergland in Angst und Schrecken versetzen. Das Bündnis aller Sippen und Städte kann jedoch nur dann siegreich sein, wenn Sichem die Führung erhält, das ja von jeher die Freiheit des Berglandes schützte und selbst dem König von Ägypten die Stirn bot. Das ist es, was ich den Abiesriten sagen werde, als Erbe des Jerubbaal und Sprecher Ofras im Sippenrat und als derjenige, den die Männer von Sichem beauftragen werden, das große Bündnis gegen die Philister zu knüpfen. Schaut auf mich! werde ich allen sagen, denn in meiner Person ist das Bündnis schon Wirklichkeit, indem ich ein Mann Sichems und ein Mann der Abiesriten bin. So werde ich alle überzeugen und Sichems Herrschaft aufrichten. Der Abwehrkrieg gegen die grausamen Philister unter Sichems Kommando, das ist der Auftrag El-Berits an seinen gehorsamen Diener Abimelech.“

Still war es in der Halle. Den Ratsherren hatte es die Sprache verschlagen. Der Anspruch dieses Mannes übertraf bei weitem, was ihm gestern Nachrai hatte zubilligen wollen. Litt der Neffe Heleds an Selbstüberhebung? Aber er berief sich auf den Gott Sichems! Die Herren von Sichem waren durchaus im unklaren, was sie von dem Gehörten halten sollten. So hatte noch niemand vor dem Rat gesprochen. Und der Mann, der da bescheiden auf seinem Schemel hockte, kannte die Welt vor den Toren Sichems besser als sie. Von den Philistern wußten viele nicht mehr als deren Namen, und daß sie im Süden an der Meeresküste in der Nähe zu den Ägyptern wohnten. Gab es die Gefahr wirklich, daß sie herauf ins Bergland gezogen kamen? Oder war das nur ein Trick Abimelechs, um die Abiesriten und andere Sippen Sichem zu unterwerfen? Fragen über Fragen, und ihre Erörterung konnte Tage dauern!

Auch Nachrai war bestürzt. Von dieser Philisteridee des Jerubbaalsohnes hatte ihm keiner berichtet. Er suchte den Blick Heleds, aber der schaute Abimelech verwirrt an wie alle anderen und bemerkte Nachrais Blick gar nicht. Auf jeden Fall war nun gewiß: Abimelech war kein harmloser Schwärmer. Nein, er wollte Großes. Er wollte Macht. Fragte sich nur, ob die Macht derer, die in Sichem herrschten und sich stolz die Männer von Sichem nannten, oder die eigene Macht. Falls er jedoch selbst herrschen wollte, dann war er gefährlicher als Gaal. Weit gefährlicher. Gaal wollte die

Stadt, Abimelech wollte das ganze Bergland. Was war tatsächlich der Wille des Gottes, auf den sich Abimelech berief? Aber diese Frage war doch schon beantwortet! Den Willen des Gottes hatte ja Elihu bereits richtig erkannt: Der Sieger am Ende seiner Taten nicht als machtgieriger Empörer gegen die herrschenden Familien Sichems, sondern als staunender Knabe vor den Völkern, die Sichems Macht unterworfen waren.

Nachrai beruhigte sich. Seine Miene glättete sich. Gefaßt sagte er: „Es ist etwas Gewaltiges, worauf El-Berit deine Tatkraft richtet, mein lieber Abimelech. Es wird dich freuen, wenn wir dir verraten, daß sich deine Absichten mit den unseren treffen, die uns der Gott Sichems seit längerem schon ins Herz gelegt hat, als er uns die künftigen Geschicke seiner Stadt enthüllte."

Die Ratsherren horchten auf. Wovon sprach Nachrai? Davon wußten sie doch gar nichts!

Nachrai fuhr fort: „Sei gewiß, Abimelech, daß wir über unseren gemeinsamen Auftrag mit dir weiter beraten werden, wenn die Zeit dafür gekommen sein wird. Im Moment geht es um den ersten Schritt auf deinem Wege. Sage uns, Abimelech: Wie willst du Hand an deinen Feind legen?"

Nun bewunderten die Ratsherren dankbar Nachrais Geschick, dem Hochmut des Heledneffen zu begegnen, ohne seinen Stolz zu verletzen. Und sie waren froh, daß sich das Gespräch wieder den unmittelbar anstehenden Fragen zuwandte. Erst sollte dieser Halbsichemit beweisen, daß er wirklich imstande war, die Lage in Ofra zu wenden. Ardon hielt die Rede des Jerubbaalsohnes sowieso für Lug und Trug und knurrte, daß es jeder hören konnte: „Ja, ich möchte wissen, wie er verhindern will, daß Sichem in Verruf kommt, seine Feinde heimtückisch zu ermorden."

Abimelech bezog sich auf die Frage des Alten, als er Nachrai antwortete: „Es scheint mir in der Tat so: Wenn nur Elischama und Jimla umkommen, dann könnten die Leute von Ofra den Täter in Sichem suchen. Wenn aber das gesamte Haus Elischamas ausgelöscht wird, dann wird man meinen, es seien Räuber gewesen. Und damit recht haben. Der Mann, den ich vor dem blutgierigen Leoparden gerettet habe, wird jene anwerben und anführen, die es tun werden. Sie werden in der Nacht kommen und in der Nacht gehen, und niemand in Sichem wird je erfahren, wer sie sind. Auch ich nicht."

Heled war von allen am meisten bestürzt. Er kannte die Familie Jerubbaals wie kein anderer hier. Erschrocken vergewisserte er sich: „Du willst alle töten lassen? Auch Schamma, der nach dir zur Welt kam? Und die Frauen? Und ihre Kinder?"

Abimelech erwiderte ungerührt: „Niemand, der sich mit dem Erbbesitz meines Großvaters Joasch zum Nachfolger Elischamas machen kann, darf am Leben bleiben. Was getan werden muß, das darf nicht halb getan werden. Aber über die Frauen und Kinder werde ich mich noch bedenken. In Ofra bleiben dürfen auch sie nicht."

Nachrai ging sein Urteil von gestern erneut durch den Kopf: Er ist rücksichtslos und grausam. Und verschlagen – auch seinem Onkel hat er seine Absicht nicht enthüllt. Was wird er noch vorhaben, von dem er hier schweigt? Falls er wirklich die Macht in Sichem will, dann wird er auch hier über Leichen gehen! Nachrai fröstelte es.

Abimelech wandte sich wieder an ihn und bat, einige Bitten vortragen zu dürfen. Nachrai erlaubte es ihm. „Im Dienst des Fürsten von Dor konnte ich keine Reichtümer sammeln", begann er. „Aber die Männer, die mein Freund dingen wird, verlangen natürlich den Lohn für ihren Einsatz. Ich bitte euch, meine Herren, diese Kosten zu übernehmen, als Gegenleistung dafür, daß ich den Feind der Stadt zur Strecke bringe, der eure Dörfer gegen euch aufhetzen will. Ferner bitte ich um euer Wort, daß mein Freund Schelef, da er ja seinen Dienst in Dor beenden muß, nach der Tat und nach der Entlassung der Männer, die sie tun, hierher in die Stadt kommen und an meiner Seite euch dienen darf. Daß ich ihn zur Vorbereitung des Unternehmens treffen muß, versteht sich von selbst. Wenn ihr erlaubt, so würde ich morgen die Stadt zu diesem Zweck verlassen wollen. Denn die Sache eilt, wie ich meine. Und noch eins scheint mir nicht ganz unwichtig: Sorgt doch dafür, daß sich kein Bote zu Gaal auf den Weg macht und ihm meinen Aufenthalt hier zuträgt. Er denkt nämlich, daß ich in Ofra lebe. Wenn er hört, daß ich hier bin, könnte ihn das möglicherweise auf dumme Gedanken bringen."

Einige der Ratsherren schlugen vor, Abimelech für die Reise zu Schelef einen Begleiter mitzugeben. Heled bot seinen Sohn dafür an. Auch Nachrai dachte einen Moment lang, daß Kontrolle nicht schaden könne, obwohl er eigentlich kein Mißtrauen hegte. Abimelech meinte jedoch, daß es schon viel sei, wenn Sichem die Tat bezahle. Je weniger der Rat von dieser selbst wisse, um so unbesorgter könne er später ihre Früchte ernten. Nachrai gab ihm recht und verwarf den Vorschlag.

Bedenken rief auch hervor, daß Schelef nach Sichem kommen sollte. „Sichem nimmt keine Mörder in Dienst!" empörte sich einer. Ardon stimmte ihm lauthals zu, und auch andere taten das. Abimelech witterte die aufziehende Gefahr für seine Pläne, denn für diese brauchte er Schelef unbedingt als Helfer und Gefährten. Nur ihm vertraute er bedingungslos. Er mußte den Widerwillen gegen ihn rasch brechen. Er rief: „El-Berit hat die Tat gegen den Feind Sichems gutgeheißen! Wenn ihr nun meinen Waffengefährten Schelef einen Mörder nennt, dann bin auch ich einer. Und wie wollt ihr mit diesem Wort auf den Lippen vor euren Gott treten?"

Verlegenes Schweigen folgte. Aber nun griff Ardon die Frage der Kosten auf. „Du willst ihm doch nicht etwa das Silber schenken?“ fragte er Nachrai grimmig. Andere forderten gleichfalls: „Ja, laß es ihn zurückzahlen!“

Nachrai hatte das zwar nicht vorgehabt, denn es erschien ihm kleinlich und krämerhaft, aber angesichts der Stimmung seiner Kollegen gab er nach. „Ich habe nie an etwas anderes gedacht.“ Und was Gaal anbetraf, so beruhigte er Abimelech: Nur zweimal im Jahr ließ Gaals Verwalter seinem Herrn von den Früchten des Feldes und Gartens bringen. Der letzte Botengang hatte vor kurzem stattgefunden. Abimelech war froh, daß niemand Näheres über sein Verhältnis zu Gaal wissen wollte, obwohl er auch dafür Antworten vorbereitet hatte.

Die Ratsherren verließen das Tempelgelände, von Unruhe und Besorgnis erfüllt. Sie ahnten, daß die Zeit des beschaulichen Lebens in Sichem zu Ende ging. Natürlich waren sie dafür, daß sie von der ständigen Furcht vor dem Unhold Elischama befreit werden sollten. Aber sie hättene es lieber gehabt, wenn danach alles wieder so gewesen wäre wie in ihren früheren Jahren. Sie hatten zwar die verlorene Macht Sichems immer beklagt, aber zugleich Ruhe und Frieden mit Behagen genossen. Wenn nun aber Abimelechs Pläne aufgingen, dann würde eine neue Zeit anbrechen. Eine Zeit voll Bewegung, eine Zeit des Aufbruchs, eine Zeit der Unsicherheiten. Es würde starken Gottvertrauens bedürfen, um Abimelechs Taten mitzutragen. Aber das mußte man ja schon deshalb, damit der junge Mann nicht der Herrschaft des Rates entglitt. Und war man doch nicht immer schon ernsthaft dafür gewesen, daß die alte Macht Sichems wiederhergestellt wurde? Wohlan – da war einer, der würde es tun.

24

Abimelech und Usa ritten auf den Eseln, die sie in Dor gekauft hatten, fröhlich zum Stadttor hinaus. Nachrai hatte noch gestern die Torwachen von der Reise verständigen lassen, so daß die Soldaten dem Neffen des Ratsherren Heled und seinem Diener keine Fragen stellten, sondern glückliche Rückkehr wünschten. Beide fühlten sich wie befreit, obwohl erst vier Tage seit ihrer Ankunft in Sichem vergangen waren. Es schien ihnen länger her zu sein, Abimelech wegen der ständigen Gespräche, die er hatte bestehen müssen, jedes seiner Worte klug abwägend, Usa wegen der Langeweile im Haus des Heled. Nun lachte Abimelech ausgelassen über die Unterwürfigkeit der Torhüter, und auch Usa grinste zufrieden vor sich hin. Sie trugen alte Gewänder und hofften, nirgends aufzufallen. Sein Leopardenfell und sein eisernes Schwert hatte Abimelech zu Hause gelassen, sein Bronzeschwert trug er unter dem Gewand. Niemand sollte ahnen, welchen Schatz er mit sich führte: das Silber des Rates für die Männer, die Schelef dingen sollte, und für die Sachkosten des Unternehmens sowie ein Darlehen Heleds für die Kosten der jetzigen Reise.

Sie ritten die Straße nach Westen, und als sie Ofra erblickten, begann Abimelech das Herz zu klopfen. Erst jetzt empfand er mit bestürzender Deutlichkeit, auf welche Ungewißheiten und Gefahren sie sich mit dieser Reise eingelassen hatten. Aber anders war die erste Stufe seines Aufstiegs nicht zu nehmen. Er konnte nur hoffen, daß ihm zunächst das gelang, was er hier in Ofra vorhatte.

Die jungen Männer, die an der Straße auf Wache standen, umringten die beiden Fremden und forderten sie barsch auf, von den Eseln zu steigen, denn man müßte ihnen einige Fragen stellen. Abimelech kannte zwei der Burschen gar nicht – vor sechs Jahren waren die noch halbe Kinder gewesen. Aber vom dritten, dem ältesten, wußte er sogleich, wer der war, und während er sich vom Esel schwang, fragte er den Altersgenossen höflich nach der Gesundheit seines Großvaters und seines Vaters und nach seinem eigenen Ergehen. Erst jetzt sah der Angesprochene, wen er vor sich hatte, und auch die anderen erkannten ihn nun. Alle drei staunten darüber, wie er so unvermutet dahergeritten kam, noch dazu aus dem verfeindeten Sichem. Er gab vor, als Bote des Fürsten von Dor unterwegs zu sein. Sein Auftrag habe ihn zuerst nach Bet-Schean und von dort nach Sichem geführt, und nun sei er mit seinem Diener auf der Heimreise.

Was für eine Botschaft es denn sei, wollten die Wächter Ofras wissen. Abimelech lachte. „Glaubt ihr, für wichtige Dinge wählen die einen wie mich als Boten aus?“ Er begann mit einer langen Geschichte von einer Hochzeit, die zwei hochgestellte Familien in Dor und Bet-Schean verbinden sollte. Er langweilte seine Zuhörer mit den verwickelten Verwandtschaftsverhältnissen und kam endlich darauf zu sprechen, daß die Großmutter des Bräutigams, der in Bet-Schean wohnte, aus Sichem stammte, und die hatte durchgesetzt, daß die Bettstatt für das junge Paar aus Holz vom heimatlichen Ebal sein sollte. Die Braut in Dor war aber in Sorge, ob man in Sichem das Holz überhaupt so zu bearbeiten imstande wäre, damit dann in Bet-Schean ein Bett daraus verfertigt werden könnte.

„Hör auf!“ forderten seine Zuhörer und hielten sich die Ohren zu. „Und deswegen schickt man einen Soldaten wie dich?“

„Weil ich die Wege kenne“, erklärte Abimelech. „Und Soldat bin ich erst wieder in Dor.“ Er wollte vorbeugen, damit sie seiner unkriegerischen Aufmachung wegen nicht in Zweifel gerieten.

„Möchtest du deine Brüder besuchen?“ fragte der älteste der Wächter.

Abimelech schüttelte den Kopf. „Wir haben uns seit meinem letzten Besuch nichts mehr zu sagen. Sie sind hier, und ich bin in Dor, und so soll es bleiben. Ich habe mit Elischama nichts mehr zu schaffen. Und ich habe mich entschlossen, Ofra nicht mehr zu betreten. Aber gerade deshalb könnt ihr etwas für mich tun. Ich möchte gern meinen Freund Hotam wiedersehen, wenn mich nun mein Auftrag schon zufälligerweise hier vorüberführt. Wäre einer von euch so freundlich, mir den Freund hierherzuholen, damit wir uns hier außerhalb Ofras begrüßen können?“

Der jüngste der drei wurde ausgeschickt, Hotam zu suchen und mitzubringen. Die Reisenden machten es sich am Wege bequem, und Abimelech fragte die beiden anderen aus, wie es im Dorf stehe, ob noch immer Feindschaft sei zwischen Ofra und Sichem und warum der Mauerbau gar nicht vorangehe. Denn das hatte er gleich gesehen: Seit seinem Besuch vor über zwei Jahren hatte es keine großen Fortschritte am Bau gegeben.

„Erinnere uns nicht an das Steineschleppen!“ murrte der ältere der Wächter. „Manches war ja ganz gut, was Elischama getan hat, aber mit der Mauer hat er sich übernommen. Wir sind Ackerbauer und keine Steinbrecher und Mauerbauer! In dem Punkt hat Gareb recht: Ofra braucht keine Mauer. Und wenn wir uns mit Sichem besser stünden, da lebten wir noch sicherer als ohnehin.“

Abimelech war überrascht von der Auskunft. Hatte sich die Stimmung in Ofra geändert? Stand die Mehrheit nicht mehr zu Elischama? „Denken denn viele wie du?“ wollte er wissen.

„Mehr als früher“, war die Antwort. „Darüber ist dein Bruder wütend. Viele sagen, daß man mit ihm nicht mehr vernünftig reden kann. Und er glaubt immer noch, daß er uns dazu bringen wird, die Mauer weiterzubauen. Er hofft, daß es ihm gelingt, Spezialisten anzuwerben. Die sollen uns das richtige Arbeiten beibringen.“

„Als ob wir nicht schon genug zu tun hätten!“ hieb der Jüngere in dieselbe Kerbe. „Mein Vater sagt: Bloß gut, daß die Ernte reichlich war, sonst wäre die Unzufriedenheit noch größer.“

„Er will Spezialisten heranschaffen?“ fragte Abimelech nach. „Woher denn? Und ist er so reich, daß er sie ernähren und entlohnen kann?“

Aber die beiden jungen Leute wußten nichts Genaueres über Elischamas Pläne. Abimelech jedoch kam ein Gedanke: Wenn sich nun Schelef Eintritt in das Haus des Todfeindes verschaffte mit dem Vorwand, etwas vom Mauerbau zu verstehen? Dann würde man sofort Zutrauen zu ihm haben. Die Idee mußte er unbedingt mit Schelef erörtern.

Mit langen Schritten kam Hotam den Hügel herabgestapft. Sein Begleiter hielt das Tempo kaum mit. Abimelech war erleichtert, daß nicht etwa auch Elischama oder Jimla auftauchten. Er ging dem Freund entgegen und begrüßte ihn herzlich, und Hotam war gerührt, daß sich Abimelech an ihn erinnerte, wenn er in der Nähe Ofras vorüberzog. Er war bereits über dessen angeblichen Botenritt im Auftrag seines Fürsten unterrichtet und erkundigte sich nun, wie er in Dor lebe und ob er schon Kommandeur einer Hundertschaft sei.

Sie gingen ein Stückchen abseits, so daß die anderen ihr Gespräch nicht verstehen konnten, setzten sich nieder, und Abimelech sagte: „Hotam, ich verrate dir ein Geheimnis, das vorläufig keiner der Abiesriten erfahren darf.“ Hotam versprach zu schweigen, und Abimelech fuhr fort: „Daß ich als Bote des Fürsten von Dor unterwegs bin, das war nur für die Wachmannschaft bestimmt. Ich diene nicht mehr in Dor. Ich lebe als freier Mann in Sichem, im Hause Heleds, des Bruders meiner Mutter. Du kennst ihn.“

Hotam sah ihn erschrocken an. „Bei unseren Feinden bist du? Aber wieso denn?“

Abimelech bat ihn, leiser zu sprechen. Und er erzählte, daß er es nicht mehr ausgehalten habe ohne Heimat und Familie und daß der Geist seines Vaters ihm gesagt habe, wohin er sich wenden solle. „Du weißt, Hotam, daß Jerubbaal meine Mutter mehr liebte als Asuba. Sein Geist war sicher der Meinung, es sei besser, daß ich in Sichem bei der Familie der Mutter lebe als in der Fremde. So bin ich jetzt auf sein Geheiß Soldat in Sichem. Ich bin unseren Bergen und Ofra und dir nahe. Es gefällt mir, hier zu sein, und es geht mir und dem Burschen da, den ich aus Dor mitgebracht habe, gut in Heleds Hause.“

Hotam mußte mit dieser Neuigkeit erst fertigwerden. Abimelech fühlte sich offenbar nicht mehr als Mitbürger von Ofra, und für die Sichemiten wog seine Dienstzeit in Dor vermutlich schwerer als seine Kindheit in Ofra. Warum also sollte er nicht in Sichem Aufnahme gefunden haben und sich dort wohl fühlen? „Wohin reitest du?“ fragte er.

Abimelech lächelte wie über einen gelungenen Streich. „Ich reite um den Ebal herum, um eure Wachen zu täuschen, und dann wieder zurück nach Sichem. Ich bin nur gekommen, um dich wiederzusehen.“

Hotam hatte Mühe, das zu glauben und den Freund überhaupt zu verstehen. „Warum soll ich keinem sagen, wo du bist? Kann ich es nicht wenigstens meinem Vater mitteilen? Du weißt, daß er zu den Gegnern Elischamas zählt. Und selbst wenn Elischama dein Geheimnis wüßte – denkst du, er würde dir auflauern?“

Ob es richtig gewesen war, Hotam seinen Aufenthalt zu verraten? Abimelech kamen Zweifel. Aber wenigstens einer in Ofra mußte doch wissen, wo man ihn finden konnte, wenn die unaus-

sprechliche Tat geschehen war und der Besitz des Joasch nach dem Erben verlangte. Er beschwor den Freund: „Keinem einzigen darfst du es sagen! Warst du nicht vorhin auch der Meinung, daß ich bei euren Feinden sei? Ganz Ofra würde über mich herziehen, wenn es wüßte, daß ich in Sichem bin. Vielleicht würdet ihr mich sogar verfluchen. Ich weiß, daß Sichem nicht euer Feind ist. Aber Ofra weiß es nicht."

„Es ist nicht ganz so, wie du sagst", erwiderte Hotam. „Das mit den Feinden ist mir so herausgerutscht, weil uns Elischama jahrelang gegen Sichem aufgehetzt hat. Aber jetzt sagen viele, daß es besser wäre, mit Sichem friedlich auszukommen. Wir pflügen und ernten zwar wie immer, aber ständig leben wir in Sorge, ob sich irgendwo Sichemiten und Abiesriten schlagen, ob nicht unsere Felder in Gefahr sind, verwüstet zu werden. Viele glauben nicht mehr daran, daß uns Sichem bedroht."

„Und Elischama?" fragte Abimelech. „Was glaubt er? Und was tut er?"

Hotam grinste. „Es ist vielleicht gar nicht mehr so wichtig für uns, was er glaubt und was er tut. Elischama ist nicht mehr Elischama. Er möchte zwar weiterhin gern der starke Mann in Ofra sein, aber er verliert an Einfluß und Anhängerschaft. Er ist am Ende. Seine Mauerverrücktheit hat sich gegen ihn selbst gekehrt und hat ihm den Stiernacken gebrochen."

Und vor dem hatte der Rat von Sichem noch immer schlotternde Angst! durchfuhr es Abimelech. Es war höchste Zeit, die unnennbare Tat zu tun – ehe man in Sichem den Umschwung der Lage in Ofra mitbekam. Er fragte: „Willst du mit deinen Worten sagen, daß Elischama sanftmütiger geworden ist? Daß er mich willkommen heißen würde, wenn ich in sein Haus zurückkehrte?"

Das jedoch verneinte Hotam. „Wenn ich sage, er ist nicht mehr Elischama, dann meine ich, daß er nicht mehr der ist, auf den die Leute in Ofra hören. Aber in seinem Haus, da ist er noch derselbe Starrkopf und Grobian wie früher."

„Aber wenn er nun sieht, daß ihm keiner mehr folgt", führte Abimelech seine Frage weiter, „ob er dann nicht doch ein anderer wird und sich auf mich besinnt? Vielleicht kommt er darauf, daß er mich doch brauchen könnte. Vielleicht als Vermittler einer Aussöhnung mit Sichem. Wo ich doch der Neffe Heleds bin. Hältst du das für völlig unmöglich?"

Hotam machte zwar ein ungläubiges Gesicht, aber er hielt die Gedanken des Freundes für nicht ganz ausgeschlossen.

„Siehst du, Hotam", meinte Abimelech mit betonter Überlegenheit, „deshalb ist es gut, wenn du als mein Freund weißt, wo mich die Abiesriten finden können, wenn sie mich brauchen. Aber du mußt schweigen, bis die Zeit gekommen ist! Wenn vor der Zeit bekannt wird, wo ich bin, wird das Gegenteil dessen eintreten, was wir wollen. Elischama wird mich verfluchen, und der Haß gegen Sichem wird wieder aufleben. Die Versöhnung wird zwar kommen, das ist gewiß, aber nicht vor der Zeit, die ihr bestimmt ist. Also wahre das Geheimnis, das ich dir anvertraut habe, bis die Männer von Ofra nach mir fragen! In diesem Falle darfst du deinem Vater sagen, wo sie mich wirklich erreichen können – bevor sie einen Boten nach Dor schicken."

Hotam hatte Abimelech nun verstanden, und er versprach, dessen Aufenthalt solange zu verschweigen, bis sich Ofra mit oder gegen Elischamas Stimme entschied, der Feindschaft gegen Sichem zu entsagen und Verhandlungen aufzunehmen.

Abimelech brach auf. „Grüßt Elischama von mir!" trug er den drei Straßenwächtern auf. „Sagt ihm, daß es mir in Dor gut geht und daß ich seine Reichtümer nicht brauche! Falls ich ihn einmal treffe, werde ich ihm ins Gesicht lachen!" Er lachte schon jetzt in der Vorfreude darauf, und er und Usa setzten sich in Trab. Hotam und die drei blickten ihnen nach. Abimelech winkte fröhlich zurück, aber als sie außer Sichtweite waren, erlosch sein Lachen. Das Gespräch mit dem redlichen Hotam, der nicht ahnen durfte, für welchen Fall er das Geheimnis erfahren hatte, war ihm nicht leichtgefallen, und er sorgte sich, ob der Freund wirklich nichts vor der Zeit von seinem vertraulichen Wissen ausplaudern würde. Er freute sich auf Schelef. Das war ein Freund, mit dem er endlich würde offen reden können. Aber mit der Aussicht, in Ofra die Furcht vor Sichem auszunutzen und anzuheizen, hatte er sich wohl getäuscht. Nun mußte er seinen Einfluß einzig darauf errichten, daß er sich als Befreier von der Philistergefahr anpries.

Da sie sich vor Ofra verweilt hatten, waren sie noch gar nicht ganz vom Bergland herabgestiegen, als es dunkelte. Obendrein hatte sie ein Regenschauer gezwungen, unter einer Eiche Zuflucht zu suchen. So übernachteten sie unter einem Felsüberhang, wo sie vor Regen und Tau geschützt waren.

Am nächsten Tag erreichten sie das Gebiet von Afek. Hier trennten sie sich. Abimelech hatte am Abend Usa dessen Auftrag erläutert. Er sollte allein nach Dor ziehen, spätabends, wenn Gaal das Lager verlassen hatte, dorthin gehen und sich als Bote von Schelefs Bruder ausgeben, der angeblich jetzt in Megiddo lebte. Wenn er dann mit Schelef sprach, sollte er ihm Abimelechs Ring zeigen, und beide sollten sich noch in derselben Nacht nach Afek auf den Weg machen. Wenn dann die Flucht Schelefs bemerkt wurde, so würde man ihn in der Richtung nach Megiddo suchen.

Usa war begeistert von dem Auftrag. Es galt nicht nur, einen Schlauch Wein oder ein Gewand zu stehlen, sondern einen Menschen zu entführen! Einen, den sein Herr brauchte! Nun konnte er

beweisen, daß er mehr war als ein gewöhnlicher Dieb. Die beiden Esel, die er hatte mitnehmen sollen, ließ er allerdings bei Abimelech. Sie würden ihn mehr behindern als ihm nützen, meinte er, und auch wenn er zu Fuß ging, so könnte er in vier bis fünf Tagen mit Schelef zurück sein. Falls alles gut ausging.

Ja, falls alles gut ging. Abimelech sah dem Jungen beklommen nach. Dann wandte er sich nach Afek und nahm in der dortigen Herberge Quartier. Ihm ging wie schon gestern im Kopf herum, was Usa alles begegnen und den Zweck seiner Reise behindern oder gar zunichte machen konnte. Wenn nun Gaals Hundertschaft irgendwo im Einsatz war! Oder der Hauptmann erwischte den Jungen und machte Schelefs Flucht unmöglich! Oder Usa wurde unterwegs von Räubern aufgegriffen!

Jeden Tag verließ Abimelech am Vormittag die Stadt und trieb sich mit seinen Sorgen bis zur Schließung der Tore im Freien umher. Aufs neue fesselte ihn die fruchtbare Gegend rings um die Stadt, die trotz der spätherbstlichen Dürre lieblich anzuschauen war. Wie vor vier Jahren, als er hier als Soldat hindurchgezogen war, wimmelte es von Philistern. Aber es herrschte Frieden im Lande. Abends in der Herberge wurden seine Gesprächspartner jedoch einsilbig, wenn er die Rede auf die Fremdlinge aus dem Süden brachte. Es waren vorwiegend Händler, mit denen er sprach, und die waren vorsichtig und wollten ihre Geschäfte nicht gefährden. Denn Abimelech konnte ja auch ein Spitzel sein, der von den Philistern ausgesandt war, um die Meinungen zu erforschen. Da war es unverfänglicher, über das Wetter und über die Preise zu reden oder einander Geschichten zu erzählen.

Abimelech erinnerte sich immer wieder an die Ratssitzung in Sichem, und er prüfte, ob er etwa zuviel von seinen Absichten preisgegeben hatte, so daß die Ratsherren Verdacht schöpfen konnten, daß er sie entmachten wollte. Aber er kam zur Auffassung, daß er weniger nicht hätte sagen dürfen und daß er überhaupt eine gute Figur abgegeben hatte. Dieser Nachrai, so glaubte er, war zweifellos auf seiner Seite. Natürlich war er über die Kühnheit der Vorstellungen, die er zu hören bekam, genauso bestürzt wie die anderen gewesen, und mit seinem Gerede, daß der Rat bereits die gleichen Pläne hege, hatte er das nur verbergen wollen. Den anderen Herren war doch anzusehen gewesen, daß sie nichts von dem wußten, was ihr Vorsitzender von sich gab. Aber wie auch immer die einzelnen dachten: Der Rat hatte sich an ihn, den Auserwählten El-Berits, und an seine Pläne gebunden. In Worten und mit seinem Silber. Wenn Nachrai verkündete, El-Berit habe dem Rat schon früher die gleichen Ziele gewiesen wie jetzt ihm, dann konnte der Rat gar nicht anders: Er mußte ihn unterstützen, ja, ihm einen bestimmten Anteil an der Macht einräumen. Da der Rat die Mordtat in Ofra bezahlte, hatte er sich selbst schon die Hände gebunden. Ein Zurück gab es für ihn nicht mehr. Abimelech kam zu dem Schluß, daß er eigentlich zufrieden sein konnte.

Aber jetzt ging es nicht mehr um Gedankenspiele, sondern um die Durchführung der vorgesehenen Taten, und da konnte ein kleiner, boshafter Stein auf dem Wege bewirken, daß ein starker Mann stolperte und stürzte und seinen Feinden eine leichte Beute wurde. Wenn nur endlich Usa zurückkäme, und mit ihm Schelef!

Und dann kam der ersehnte Augenblick, als er endlich schon von weitem die beiden erblickte, wie sie staubig und müde im Eilschritt Afek zustrebten. Es war am vierten Tag, seit Usa allein losgezogen war, und es blieb noch einige Zeit bis Sonnenuntergang. Sie schienen wenig geschlafen und nur kurze Rastpausen eingelegt zu haben. Abimelech rannte ihnen entgegen, und dann lagen er und Schelef einander in den Armen, und Usa, der sonst so wortkarg war, berichtete aufgeregt, wie er mit List und Gewandtheit bis zum Lager und zu Schelef vorgedrungen war. Abimelech lobte ihn und fragte dann den Freund besorgt: „Und Gaal ahnt nicht, wohin du gegangen bist?“

Schelef lachte. „Für den bist du in Ofra und bin ich in Megiddo! Niemand hat uns verfolgt. Wir sind die ganze erste Nacht durch gegangen und von der zweiten die Hälfte, und weder tags noch nachts ist uns einer begegnet, dem wir mißtrauten.“

Abimelech war froh, das zu hören, und glücklich machten sich alle drei auf den Weg zur Herberge. Am Abend erzählte Abimelech dem Freund, wie es ihm bisher in Sichem ergangen war und daß der Rat auf seiner Seite stand. Von der Tat, die Schelef tun sollte, verriet er noch nichts. „Zu viele Ohren hier“, meinte er, und er teilte Schelef mit, daß sie in aller Frühe aufbrechen würden. Nach Süden, und dann bei Bet-Horon hinauf auf die Höhe des Gebirges.

„Aber wollen wir denn nicht nach Sichem?“ fragte Schelef überrascht. Er wußte, daß man auf dem Weg, den Abimelech nehmen wollte, nach den Städten Gibeon und Jerusalem kam und, wenn man wollte, weiter ins Land Juda.

„Ich kann es dir erst morgen erklären“, vertröstete ihn Abimelech.

Schelef drang nicht in ihn. „Du weißt“, sagte er, „daß ab jetzt deine Wege auch meine Wege sind. Seit zwei Tagen bin ich ein freier Mann, und was du willst, das werde ich tun, wie ich es dir versprochen habe.“

Sie brachen am nächsten Tag auf wie verabredet. Schelef und Usa hatten wie tot geschlafen, und nun fühlten sie sich frisch und zu dem neuen Marsch imstande. Wobei nur der Junge weiterhin zu Fuß gehen mußte, denn Schelef konnte sich auf den zweiten Esel schwingen.

„Es ist etwas Scheußliches, worum ich dich als erstes bitte“, eröffnete Abimelech das entscheidende Gespräch mit Schelef. „Es ist sehr gefährlich, und du wirst dabei ganz auf dich allein gestellt sein. Aber wenn du es vollbracht hast, werden wir beide Sichem aus den Angeln heben.“

„Sage nur rundheraus, was ich tun soll!“ forderte Schelef. „Du wirst ja nicht gerade verlangen, daß ich zum Jordan ziehen und einen Leoparden aufspüren und erlegen soll.“ Er lachte Abimelech unternehmungslustig an.

„Einen Leoparden zu erlegen ist leichter als das, was zu tun ist“, erklärte der mit ernster Miene.

Aber Schelef ließ sich nicht bange machen und hielt dagegen: „Für mich nicht, wie du weißt. Ein Mensch ist irgendwann feige oder wehrlos und dann leicht zu töten, eine Raubkatze aber kann man nicht überraschen, und sie ist schneller als ein Mensch. Ich vermute, ich soll deinen Bruder umbringen, der in Ofra auf seinem Grundbesitz hockt und dir dein Stück davon mißgönnt. Ist es so?“

„Du hast es erraten“, bestätigte Abimelech düster, „aber nur zum Teil. Ich habe mehr als einen einzigen Bruder, und Elischama und Jimla haben Söhne, und auch mein Onkel Ela hat außer Töchtern einen Sohn hinterlassen. Solange sie leben, kann ich des Erbes meines Vaters nicht sicher sein. Aber dieses Erbe muß ich haben, um bei den Abiesriten Einfluß zu erlangen. Und dieser Einfluß ist notwendig, damit ich in Sichem aufsteige. Und in Sichem aufsteigen muß ich, um mir das Bergland zu unterwerfen. Und die Krieger des Berglandes brauche ich, um den Reichtum der Städte des Küstenlandes in unsere Berge zu holen. So, nun weißt du alles.“ Er war jedoch unsicher, ob der Freund seine Begründung völlig verstanden hatte.

Der hatte sie nicht verstanden. Die Aufzählung war ihm zu schnell gegangen. Er wußte zwar, daß Abimelech große Gedanken wälzte, aber er hatte sich noch nie sehr dafür interessiert. Auch jetzt schien es ihm das beste, nur aufs Nächstliegende einzugehen. „Ich soll also deine gesamte Familie ausrotten“, faßte er nüchtern zusammen. Das Lächeln war nun auch auf seinem Gesicht erloschen. Die Tötung sovieler Menschen war tatsächlich eine scheußliche Sache, da hatte der Freund recht. „Ein schwieriges Unternehmen“, urteilte er, „aber natürlich nicht unmöglich. Und selbstverständlich werde ich es tun, denn daß du selbst als Bruder und Erbe es nicht tun kannst, das verstehe ich. Du hast sicherlich schon einen Plan, wie es geschehen soll.“

Abimelech fiel ein Stein vom Herzen. Er hatte gewußt, daß ihm Schelef mehr als ein Bruder war. Er dankte ihm in bewegten Worten und versuchte noch einmal, die Tat in das Gesamtgefüge seiner Ziele zu stellen. „Wenn ich wie einst Labaja meine Herrschaft im Bergland aufrichten will, dann ist der Tod der Asubabrut die erste Stufe zu meinem Thron.“

Schelef lauschte den Worten nach. Auch Usa tat es, der alles mit angehört hatte. Abimelech hoffte auf ein Wort der Bewunderung, aber Schelef fragte sachlich: „Wer soll mir helfen, so viele zu erschlagen?“

„Ich bitte dich, dir zuverlässige Männer zu suchen. Es darf niemand mit dir sein, den man in Ofra oder Sichem kennt. Ich bin sicher, daß du die richtigen finden wirst.“

„Das erfordert Zeit, und jene wollen entlohnt werden.“

Abimelech ließ einen der Beutel voller Silberstücke sehen. „Die Kosten haben die Sichemiten übernommen, denn Elischama gilt ihnen als Todfeind. Und was die Zeit anbetrifft, die du zur Vorbereitung brauchst: Ich möchte, daß es vollbracht ist, bevor der Winterregen die Wege unbegehbar macht. Es eilt, Schelef, es eilt!“

„Du hast mir damals am Jordan das Leben gerettet, und nun werde ich dich von denen befreien, die dich hindern, dein Ziel zu erreichen. Dein Vertrauen zu mir wird dich nicht enttäuschen.“ Schelef erwiderte es mit Würde, aber er war sehr nachdenklich geworden. Ihm war klar: Bei diesem Auftrag gab es nur zwei Möglichkeiten – den raschen Tod der Gegner oder den eigenen Tod.

Bevor sie den Aufstieg ins Bergland begannen, rasteten sie. Die Sonne schien, und die vorgeschrittene Jahreszeit hatte den Vorteil, daß man aus Licht und Wärme nicht mehr in den tiefsten Schatten flüchten mußte. Abimelech erklärte nun Schelef, wie er sich den Ablauf der Tat dachte. Aber er war mit seinen Überlegungen selbst noch nicht ganz zu Ende gekommen. Schelef und seine Leute sollten vom Küstenland, von Afek her den normalen Aufstieg nach Sichem nehmen, so daß sie an Ofra vorüberkamen, also denselben Weg, den er und Usa vor fünf Tagen herabgekommen waren. Den Straßenwächtern von Ofra sollten sie eine Geschichte aufbinden, die diese veranlaßte, sie zu Elischama zu bringen. Die Geschichte mußte so sein, daß der sie in sein Haus einlud und bewirtete. In der Nacht sollte dann die Tat geschehen. Im Schutz der Dunkelheit müßten sie sogleich aus dem Dorf fliehen und sich durch die Feldflur ostwärts hinüber in die Buschwildnis des Garizim durchschlagen. Dort gebe es eine Höhle, wo sie sich drei Tage verbergen sollten, bis die Suche nach ihnen eingestellt sei. Danach sollten sie sich östlich wenden und die Straße erreichen, die von Sichem nach Jerusalem führt, und auf dieser südwärts ziehen, bis sie dann nach Westen auf denselben Weg abbiegen konnten, den sie jetzt eben heraufsteigen wollten. So würden sie wieder hinab ins Küstenland gelangen, wo Schelef seine Leute entlohnen und entlassen sollte.

„Ich verstehe“, sagte Schelef, „wir ziehen jetzt den Rückweg entlang, und du willst mir die Höhle zeigen.“

„So ist es“, bestätigte Abimelech. „Präge dir den Weg ein! Den Hinweg können wir nicht bereisen, den mußt du allein finden. Aber das ist nicht schwierig, und jeder kann dir darüber Auskunft geben. Wenn du dann die Berge Ebal und Garizim vor dir siehst, die unverkennbar sind, dann weißt du, daß ihr euch Ofra nähert. Die Wächter dort werden euch sowieso anhalten und befragen.“

„Sage mir, wen wir alles im Haus deines Feindes vorfinden werden!“ forderte Schelef.

Abimelech hatte diese Auskunft so lange wie möglich hinausgezögert, denn er wußte zwar genau, wen er den Dolchen ausliefern wollte, aber was mit den übrigen geschehen sollte, darüber war er noch im unklaren. „Du wirst drei Männern gegenübersitzen“, begann er die gewünschte Auskunft. „Es sind meine Halbbrüder Elischama, Jimla und Schamma.“ Er beschrieb ihr Aussehen und ihre Art zu reden. „Unter den Kindern sind vier Jungen, darunter mein jüngster Halbbruder Dodo. Auch sie dürfen nicht am Leben bleiben, wie ich schon sagte. Ferner gibt es vier Frauen, oder eigentlich sind es fünf: die Mutter meiner Halbbrüder, die Frauen Elischamas und Jimlas, die Witwe meines Onkels und eine Tochter meines Onkels, die fast erwachsen ist. Und schließlich sind da noch vier kleinere Mädchen. Ein stummer Knecht ist auch noch da, aber er geht euch nichts an, und er wird wohl gar nicht im Hause sein.“

Schelef hatte mitgezählt, wiegte bedenklich den Kopf und meinte: „Das sind eine Menge Menschen. Die drei Männer zu töten, das ist nicht schwer. Wir werden uns streiten, und schon ist es geschehen. Aber wie sollen wir die vier Knaben im Angesicht ihrer Mütter umbringen? Und falls uns das gelingt – was sollen die Leute Ofras davon halten, daß nicht nur die Männer, sondern auch die Knaben erschlagen liegen? Müssen sie dann nicht zwangsläufig nach dem Nutznießer der Tat fragen und auf dich als deren Urheber kommen? Hast du das bedacht?“

„Das ist selbstverständlich auch mir klar“, erwiderte Abimelech gereizt. „Deshalb müssen auch die Frauen und Kinder aus Ofra verschwinden. Ich weiß nur noch nicht wie. Aber ich will von Elischamas Haus niemanden mehr sehen, wenn ich nach Ofra komme, um mein Erbe anzutreten.“

Schelef war entsetzt. „Sollen auch sie alle sterben? Das kannst du nicht von mir verlangen, Abimelech! Jawohl, ich bin in deiner Schuld, und auch wenn es nicht so wäre, dann würde ich dir als dein Freund helfen, deine Feinde loszuwerden. Und ich bin bereit, nicht nur einen zu erschlagen, sondern sieben! Darunter vier Kinder! Aber an Frauen und Mädchen werde ich mich nicht vergreifen. Ich kann sie verschleppen und in der Wildnis aussetzen, obgleich ich nicht weiß, wie ich das anstellen soll. Aber daß auch ihr Blut über mich kommt – das wird nicht geschehen!“

Abimelech brütete vor sich hin. Er war aufs heftigste verärgert. Nicht über Schelef, denn der hatte im Grunde recht. Ein Mann tötete keine Frauen und Mädchen. Und er brauchte Schelef ja auch und durfte sich mit ihm nicht entzweien. Sein Zorn richtete sich gegen Elischama. Sogar wenn es um dessen Tod ging, hörte der Verdruß nicht auf. Welche Lösung konnte denn nur für die Frauen und Mädchen gefunden werden?

Usa, der neben seinem Herrn herumlümmelte und wie immer den Unbeteiligten spielte, wenn Abimelech ein Gespräch führte, warf plötzlich in das Schweigen hinein: „Nehmt doch die Frauen mit und verkauft sie im Philisterland auf dem Markt! Da habt ihr dreifachen Lohn: das Silber aus Sichem, euer Vergnügen mit den Frauen und dann den Erlös für sie. Und die kleinen Mädchen würde ich einfach einsperren und zurücklassen.“ Er grinste und fühlte sich mit seinen Erfahrungen aus den verrufenen Gassen von Dor einen Moment lang den beiden Männern überlegen.

Schelef rief freudig: „Aber ja, das ist die Lösung! Junge, wenn wir dich nicht hätten! Frage ihn öfter um Rat, Abimelech!“

Auch Abimelechs Miene entspannte sich. Es gefiel ihm zwar nicht, daß er zum Landbesitz nun auch noch vier kleine, elternlose Mädchen erben sollte, mit denen er nicht wußte wohin und die als lebende Erinnerung an die Mordtat um ihn sein würden. Aber Usas Vorschlag war eine Lösung, bei der nur Böswillige auf ihn als den Anstifter zeigen würden. Er lobte Usa und freute sich im stillen, ihn zu sich genommen zu haben. Dessen Spürsinn hatte ihm auch in diesem Fall geholfen.

„Und was soll ich Elischama vorlügen, damit er uns in sein Haus einlädt?“ wollte Schelef wissen, nachdem die für ihn wichtigste Frage geklärt war.

Nun kehrte die Heiterkeit in Abimelechs Miene zurück. „Du sagst, daß du von Gideon kommst. Ich glaube nicht, daß es in Ofra neue Nachrichten von ihm gibt. Und wenn doch, dann wirst du es bemerken, und du kannst dann entsprechend vorsichtig sein. Und deine Männer gibst du als Steinbrecher aus. Elischama gäbe viel drum, wenn er Leute bekäme, die etwas vom Mauerbau verstehen.“ Und er erzählte Schelef von Elischamas verrückter Idee, Ofra mit einem Mauerring zu umgeben.

„Das Märchen von uns als Bauleuten ist gut“, lachte Schelef, „das wird ihm gefallen. Du bist der Listige geblieben.“ Abimelech freute sich über die Anerkennung und mehr noch darüber, daß zwischen ihm und Schelef wieder Eintracht herrschte.

Als sie aufbrachen, um ihren Weg fortzusetzen, hatten sie sich über die wichtigsten Fragen ihrer Untat verständigt. Auch Usa war zufrieden. Es schien, als ob sein Leben in Sichem nicht so langweilig weitergehen würde wie vor ihrer Abreise. Sie stiegen hinauf auf die Höhe des Berglandes und zogen am nächsten Morgen eilig durch das Land Efraim nordwärts dem Gebiet von Sichem entgegen. In der Nähe des Garizim bogen sie westwärts ab ins Buschland und suchten jene Höhle, die Abimelech vor sechs Jahren das letzte Mal aufgesucht hatte, bevor er im folgenden Frühjahr mit Jerubbaal und Ela zu Gideon gezogen war. Es war nicht leicht, sie von dieser Seite des Berges aus zu finden, aber der Spürsinn Abimelechs führte sie endlich ans Ziel.

Alles war unverändert. Schelef war zufrieden. Er befand, daß es hier ein paar Tage auszuhalten ging. Hier konnten die Frauen mit dem Korn aus Elischamas Haus sogar Brot backen. Die Quelle in der Nähe der Höhle floß allerdings spärlich, aber bis zum Tag der Tat würden die Frühregenfälle sie sicherlich zum Sprudeln bringen.

„Und wie weit ist es von Ofra bis hierher?“ wollte er wissen. „Und werde ich auch den Weg finden?“

Abimelech blickte nach dem niedrigen Sonnenstand und schlug vor, in der Höhle zu übernachten. Morgen könnten sie dann in der Richtung nach Ofra den Wald durchstreifen. Er sah ein, daß sich Schelef hier nur schlecht zurechtfinden würde. Bis zum Dunkelwerden sammelten sie dürres Holz und schichteten es als Vorrat in der Höhle auf.

Am nächsten Morgen ließen sie die Esel zurück und marschierten bis an den Rand des Buschlandes, und hier mit der nötigen Vorsicht, damit sie nicht etwa einem Holzsammler begegneten. Sie erblickten den Hügel von Ofra, und Schelef prägte sich die Landschaft und den Weg, den sie nahmen, genau ein. Abimelech ließ ihn den Rückweg ohne seine Hilfe finden, und Schelef bestand die Probe. Als sie wieder bei ihren Tieren waren, versicherte er Abimelech, daß er nun ausreichend vorbereitet sei, und die Unternehmung könne beginnen. Die Freunde waren sich einig, daß es zwischen ihnen keiner Schwüre bedurfte. Die Abmachung galt: Schelef würde Abimelech den Weg zu seinem Erbbesitz freimachen, und Abimelech würde Schelef in den Dienst Sichems nehmen, so daß er versorgt war und – wenn alles gelang – der zweite Mann neben Abimelech werden würde.

Sie zogen zurück zur Nord-Süd-Straße auf dem Kamm des Gebirges. Dort übergab Abimelech dem Freund das Silber und die beiden Esel. Er und Usa blickten Schelef nach, der eilig nach Süden ritt, um im volkreichen Philisterland seine Helfer anzuwerben. Usa sagte altklug: „Ich verstehe mich auf Menschen – dem kannst du vertrauen.“

Abimelech tat das Wort des Jungen gut, obwohl er an Schelefs Treue nicht im geringsten zweifelte. Ihn ergriff das Hochgefühl eines großen Ereignisses. Er hatte es kühn geplant und in die richtigen Hände gelegt, und es würde ihn emportragen über alle Menschen dieses Landes. Diesmal würde er nicht versagen! Was er in die Wege geleitet hatte, das würde er zum Ziel führen! Der Wille zur Macht – der trug ihn! Und El-Berit war mit ihm!

Daß er seine halbe Familie dem Tod überantwortet hatte und die andere Hälfte in Knechtschaft und Elend stoßen wollte, war ihm in diesem Glücksmoment gar nicht mehr bewußt. Anders Usa. Noch immer fühlte er den Schauder, den er trotz seiner gespielten Gleichgültigkeit verspürt hatte, als er von der vielfachen Mordtat und ihrer besonderen Grausamkeit vernommen hatte. Aber er war in einer Umwelt aufgewachsen, wo ein Menschenleben nicht viel galt. Am besten, man kümmerte sich nur um sich selbst. Außerdem hing er an Abimelech. Und was gingen ihn dessen Untaten überhaupt an?

25

Für Hotam wurde das Geheimnis vom Aufenthalt Abimelechs in Sichem bald schon zur Last. Er war wie seine Brüder gewohnt, alles, was er wußte und was ihn bewegte, dem Vater mitzuteilen. Nun aber fühlte er sich Gareb gegenüber fast wie ein Lügner. Ab und zu brachte er wie zufällig das Gespräch auf Abimelech, aber Gareb und die beiden älteren Brüder sahen keinen Grund, über den fernen Jerubbaalsohn zu sprechen. Der war zwar zu bedauern, so wie ihn Elischama und Jimla behandelten, aber ein bißchen aus der Art geschlagen war er natürlich, das mußte man zugeben. Man konnte ihm nur wünschen, daß er in Dor glücklich wurde.

Als es nach den Frühregenfällen ans Pflügen und Säen ging, gelang es Hotam, einmal mit dem Vater allein auf dem Feld zu sein. In Gegenwart seiner Brüder wollte er nicht so bedeutsame Fragen wie die Feindschaft zwischen Ofra und Sichem zur Sprache bringen. Er fürchtete, daß sie ihn auslachten, denn ihr Interesse beschränkte sich auf Haus und Vieh, Saat und Ernte. Themen, die darüber hinausgingen, überließen sie gern den Hausvätern Ofras.

Zur Arbeitspause lagerten sich Gareb und Hotam am Ackerrand unter einem alten Ölbaum. Hotam fragte den Vater: „Wollt ihr nicht endlich etwas gegen Elischama unternehmen? Wenn der Winter vorbei sein wird, fängt er todsicher wieder an, uns mit dem Mauerbau zu quälen. Und es

kann doch auch nicht so weitergehen, daß keiner von uns mehr nach Sichem gehen kann, ohne dort bedroht oder gar umgebracht zu werden."

Gareb war erstaunt über die Worte des Sohnes. Natürlich kannte er dessen Ansichten und teilte sie, aber warum brachte er gerade jetzt die Rede darauf, wo sie von der Arbeit erst einmal ermüdet waren und ausruhen wollten? War es, weil sie allein waren? Gab es einen Anlaß für Hotam? Er fragte danach.

Aber der Sohn verneinte. „Es ist nur, weil es so nicht bleiben kann. Abiesriten und Sichemiten sind Nachbarn, aber zugleich Feinde. Ich weiß, daß das dir und vielen anderen auch nicht gefällt. Wenn du im Sippenrat wärst statt Elischama, du könntest dafür wirken, daß es wieder wie früher würde, als wir nicht ständig die Waffe griffbereit haben mußten."

Gareb wurde nicht schlau aus Hotam. Was wollte der? Oder ließ er nur seinen Gedanken freien Lauf? „Was haben wir soeben getan?" fragte er den Sohn. Der wunderte sich über diese banale Frage und antwortete, daß sie gepflügt und gesät hatten. „Und glaubst du, daß wir in einem halben Jahr unser Korn ernten werden?" fragte Gareb weiter. Hotam glaubte das, sofern der Baal es ausreichend und zur rechten Zeit regnen ließ. „Und du fürchtest nicht, daß die Sichemiten unsere Saatfelder zertrampeln und unser Vieh abschlachten werden?" bohrte Gareb weiter. „Eigentlich nicht", gab Hotam zögernd zu und fragte nun seinerseits: „Worauf willst du hinaus?"

„Ich will darauf hinaus", erklärte Gareb, „daß die Feindschaft zwischen Ofra und Sichem nur noch in den Herzen solcher wie Elischama nistet – in Ofra wie in Sichem. Und die Mauer wird nicht weitergebaut werden, da kannst du sicher sein. Elischama hat nur noch wenige Anhänger. Die meisten unserer Mitbürger kümmern sich gar nicht mehr um seine Ansichten. Du siehst, wie es gekommen ist, seit Joasch und Jerubbaal tot sind: Nicht Elischama bestimmt, was in Ofra geschieht, sondern unser Gott hat ihn gedemütigt, weil sich Elischama über ihn erheben wollte. Was willst du also, was noch geschehen soll?"

„Ich habe dich verstanden", erwiderte Hotam. „Aber wäre es nicht an der Zeit, Verhandlungen mit den Sichemiten aufzunehmen, um der Feindschaft wirklich in allen Herzen ein Ende zu machen und den alten Nachbarschaftsvertrag zu erneuern? Ob das nicht der Wille unseres Gottes ist?"

„Wer gibt dir solche Gedanken ein?" fragte Gareb, und jetzt klang es nicht nur verwundert, sondern mißtrauisch. Besprachen etwa die Altersgenossen Hotams untereinander solche Dinge, und er wußte nichts davon?

Hotam seufzte und kaute lustlos seine Oliven. Jetzt müßte er eigentlich das Geheimnis enthüllen, das ihn belastete. Nur deshalb hatte er ja das Gespräch begonnen. Er tastete sich vor. „Warum soll mir jemand diese Gedanken eingegeben haben? Ich dachte nur neulich wieder einmal an Abimelech, und daß er als Sohn einer Sichemitin aus angesehener Familie ein guter Unterhändler für uns wäre."

„Abimelech? Ja, wie kommst du auf den? Der ist doch in Dor, was geht den noch unser Leben an?" Gareb schüttelte den Kopf über soviel Unverstand des Sohnes. „Wenn wir einen nach Sichem schicken wollten, um Frieden anzubieten", erklärte er, „da würde ihn der Sippenrat auswählen und mit Vollmacht ausstatten. Und da käme nur das Haupt einer der Familien in Frage. Nicht ein Nachgeborener wie Abimelech, der noch dazu Ofra seit vielen Jahren den Rücken gekehrt hat. Leuchtet dir das ein? Aber niemand denkt an solch einen gewagten Schritt. Weder ich noch meine Freunde. Sichem könnte uns das als Schwäche auslegen. Gerade das, was wir beabsichtigen, könnte ins Gegenteil umschlagen. Jetzt besteht Gleichgewicht zwischen den Abiesriten und Sichem. Wenn wir es stören, kann Unheil daraus entstehen. Deshalb denke ich, so wie es ist, so ist es gut, und so soll es bleiben. Wir brauchen Sichem nicht." Damit sah er das Gespräch als beendet an. Er erhob sich und forderte Hotam auf, wieder an die Arbeit zu gehen.

Der ging mißmutig hinüber zu den Pflugrindern und legte ihnen wieder das Joch auf. Warum nur hatte Abimelech von ihm gefordert, daß er keinem seinen Aufenthalt verrate? Warum verlangte er, daß es ein Geheimnis sei? Er spannte die Tiere an den Pflug und dachte, daß es wohl besser gewesen wäre, wenn Abimelech ihm gar nicht erst seine Übersiedlung nach Sichem berichtet hätte. Mochte er leben, wo er wollte – das ging doch eigentlich nur Elischama etwas an.

Aber Elischama war der letzte in Ofra, der von Abimelech etwas hören wollte. Die Straßenwächter hatten ihm selbstverständlich von dessen unvermutetem Auftauchen vor Ofra und von seinem Gespräch mit Hotam berichtet, und er war in Wut geraten, weil sie ihm nicht sagen konnten, was die beiden miteinander gesprochen hatten. Aber Hotam selbst fragte er nicht. Er wußte, daß er sich damit lächerlich gemacht hätte. Aber was sollten die zwei Nichtsnutze sich schon erzählt haben, sagte er sich. Über ihn gehetzt hatten sie, das war klar. Und vielleicht über den stockenden Mauerbau gelacht. Er bezwang sich, nicht erneut in Wut zu geraten, und versuchte, nicht mehr an den mißratenen Halbbruder zu denken. Gerade der Mauer galt nach wie vor all sein Sinnen und Trachten, soweit es nicht durch die Wirtschaft in Anspruch genommen war. Er hatte jenen Händler, der ihm vor Jahren die beiden Knechte beschafft hatte, beauftragt, sich nach Steinarbeitern umzuhorchen, die bereit waren, im Frühjahr nach Ofra zu kommen und den Weiterbau der Mauer zu leiten. Tagtäglich erwartete er den Händler mit günstigem Bescheid zurück.

Im Gegensatz zu Elischama glaubte Jimla nicht an einen Erfolg dieses Auftrags. Er hatte eingesehen, daß die Mitbürger nichts mehr vom Steinebrechen hören wollten. Für ihn war die Maueridee erledigt. Da er das dem Bruder aber nicht zu sagen wagte, versuchte er, diesem einen anderen Gedanken nahezubringen, wobei der nicht neu war. Die Dörfer Sichems müßten gegen die Stadt aufgewiegelt werden. Das sei das sicherste Mittel, die Herren Sichems von Ofra abzulenken und zu schwächen.

„Du weißt genau, wie es damals gekommen ist, als jenes Dorf die Steuerzahlung verweigert hat“, entgegnete Elischama finster, als Jimla die alte Idee wieder ins Gespräch brachte. „Das sind doch allesamt Knechte Sichems. Die sind doch viel zu feige, sich der Stadt ernsthaft zu widersetzen. Wenn sie die Steuereintreiber von fern kommen sehen, schleppen sie doch schon bereitwillig ihr Korn zum Abgabeplatz. Die gegen Sichem aufzuhetzen, das ist verlorene Mühe.“

Jimla grinste hinterhältig. „Nicht, wenn wir uns Zeit dafür nehmen. Aber dazu müßten wir uns im Land Sichems frei bewegen können. Und das geht nur, wenn die Feindschaft zwischen uns und der Stadt beendet wird.“

Elischama glaubte, er habe sich verhört. „Hast du soeben gesagt, daß ich Frieden schließen soll mit den Feinden?“

„Zum Schein, Elischama, zum Schein!“ bekräftigte Jimla seinen Einfall. Und er beschwor den Bruder: „So, wie es ist, kann es nicht weitergehen! Wie willst du Ofra groß machen, wenn Sichem groß bleibt? Die Mitbürger hören mehr auf Gareb als auf dich. Er hetzt gegen den Mauerbau, und sie weigern sich, dafür Hand anzulegen. Wir müssen etwas tun, damit sie wieder auf uns hören! Ich glaube, sie wollen den Frieden. Wenn wir ihn zustande bringen, wird Garebs Einfluß schwinden.“

Jimlas Vorschlag drang wie ein Stachel in Elischama und setzte sich fest. „Wie willst du es anstellen“, fragte er nach Tagen den Bruder, „daß Sichem unser Angebot nicht für ein Zeichen von Schwäche hält und uns überfällt? Ohne Mauer, wie wir bisher sind? Und wer soll zu den Sichemiten gehen?“

Jetzt rückte Jimla mit seinem ausgefallenen Vorschlag völlig heraus: „Du hast recht, unser Unterhändler muß glaubhaft sein. Wer wäre es mehr als einer, der sowohl mit uns als auch mit den Sichemiten verwandt ist?“

Elischama erfaßte nicht gleich, wen der Bruder meinte. Aber dann begriff er den Vorschlag und fand ihn ungeheuerlich. Die Zornesröte stieg ihm ins Gesicht. Aber Jimla ließ sich nicht beirren. „Glaube mir, gerade weil er weder bei uns noch bei der Familie seiner Mutter lebt, ist er der Richtige. Er soll ja auch nur die Vorverhandlungen führen. Laß Schamma nach Dor ziehen und mit ihm reden! Laß ihm ausrichten, wenn er zurückkommt und dein Bote an die Sichemiten wird, dann kann er danach das Stück Land, das er unbedingt haben will, bekommen! Du wirst sehen, bei einem solchen Köder kann er nicht widerstehen, und wir haben einen, auf den wir die Schuld wälzen können, wenn unser Vorstoß schiefläuft.“

„Was soll ich?“ brüllte Elischama entsetzt.

„Auch das nur zum Schein“, beruhigte ihn Jimla, rückte zur Vorsicht aber ein Stück weg vom Bruder. „Wir müssen ihm das Land doch nicht wirklich geben! Aber wenn uns der Friede mit Sichem gelingt, dann bringen wir, wie gesagt, die Mehrheit in Ofra wieder hinter uns und bekommen die Gelegenheit, unsere Wühlarbeit unter den Bauern Sichems in Gang zu bringen. Ich wüßte auch schon, welche unserer Freunde wir dazu aussenden könnten.“

Elischama schwieg lange. Er kämpfte seinen Zorn nieder, gegen Jimla, gegen Abimelech, gegen Ofra, gegen Sichem. Seine Antwort stand fest, aber er wollte, daß sie ruhig ausfiel und so mehr Gewicht erlangte. Als er soweit war, sagte er nur: „Jimla, ein Dämon hat deinen Geist verwirrt. Sprich zu mir nie wieder von diesem Hurensohn!“ Er stand auf und ging hinaus.

Jimla, der schon viele Beleidigungen des Bruders eingesteckt hatte, verzieh ihm dieses Mal nicht. Da mühte er sich um einen Ausweg aus der mißlichen Lage, in die sie beide geraten waren, aber Elischama rannte wie ein geblendeter Stier ins Unglück.

So kam es, daß in Ofra nicht nur die Familien untereinander gespalten waren, je nachdem, ob sie zu Elischama oder zu Gareb hielten, sondern daß nun sogar zwischen den beiden unzertrennlichen Jerubbaalsöhnen Zwietracht herrschte. Und nicht nur zwischen ihnen. Der Riß ging durchs ganze Haus. Schamma, die Frau Jimlas und Elas Witwe hielten zu Jimla, aber Asuba und Elischamas Frau zu Elischama. Das Zerwürfnis ergriff auch die älteren Kinder. War es früher schon nicht allzu freundlich im Haus zugegangen, so begegneten sich nun die Familienmitglieder geradezu unfreundlich. Die Widersacher schwiegen sich feindselig an, und nur die gemeinsame Wirtschaft hielt ein Mindestmaß an Rede und Gegenrede aufrecht, in gehässigem Ton und durchsetzt mit Boshaftigkeiten.

Das Dorf bemerkte den Hader in Elischamas Haus, aber niemand wußte genau, worum es eigentlich ging. Gareb meinte zu seinen Söhnen, jetzt gehe es völlig abwärts mit Elischama. Der Baal von Ofra strafe ihn für seinen Hochmut. Elischama habe dem Gott ein Haus gebaut, aber der Gott von Ofra sei nicht wie die Götter der Städte – er brauche und wolle kein Haus.

Wenn Abimelech die Überlegungen Hotams und Jimlas für einen Friedensschluß mit Sichem gekannt hätte, er wäre kaum erfreut, sondern noch beunruhigter gewesen, als er ohnehin schon war. Denn die Versöhnung sollte ja sein Werk sein, und das Haupt Ofras wollte er werden. Er hätte noch sehnsüchtiger auf die Nachricht gewartet, daß die Bluttat endlich vollbracht sei.

Denn es ging ihm wie in Afek, als er gefürchtet hatte, Usas Auftrag, Schelef zu ihm zu bringen, könnte scheitern. Nun malte er sich zwanghaft aus, was Schelef unterwegs zustoßen konnte. Fand der überhaupt die richtigen Gesellen für die Tat? Und was erst in Ofra selbst alles schiefgehen konnte! Er vertraute zwar Schelef, und dessen Helfer kannten den wahren Auftraggeber nicht, aber hundert Hindernisse konnten eintreten, die er nicht berücksichtigt hatte. Und auch, ob Hotam das Geheimnis seines Aufenthalts für sich behielt, ging ihm im Kopf herum. Und zu alledem kamen ihm noch Zweifel, ob der Geist des Vaters wirklich hinnehmen würde, wenn alle seine anderen Söhne umgebracht wurden. Abimelech mißtraute zwar der Auslegung seiner Tempelträume durch den Priester nicht. Aber wenn der sagte, daß die Geister der Toten einem Gott gehorchten mußten, dann hieß das doch nur, daß der Geist nicht schaden durfte. Aber das genügte nicht! Man brauchte doch den Segen der Ahnengeister! Ob Jerubbaals Geist nach der Ermordung der Asubasöhne noch dazu bereit war? Wenn nicht – wie sollte man ohne Schutz und Hilfe des verstorbenen Vaters leben?

Abimelech verbarg die trüben Gedanken tief in seinem Inneren. Gegenüber Heled und Sabdiel gab er sich zuversichtlich, und auch Usa verschwieg er die Fragen, die ihn abends vor dem Einschlafen oder morgens gleich nach dem Aufwachen quälten.

Der Rat war von Heled darüber informiert worden, daß Abimelech alle Vorbereitungen gemäß seinen Zusagen getroffen hatte, und wartete nun genauso wie Abimelech darauf, daß die Nachricht vom Vollzug der Hinrichtung des Erzfeindes eintraf. Nachrai hielt es nicht für erforderlich, erneut mit dem Jerubbaalsohn zusammenzutreffen, solange noch nichts entschieden war. Wenn sie sich zufällig trafen, beschränkte er sich im Gespräch auf einige nichtssagende Floskeln und eilte rasch davon. Heled hatte er ans Herz gelegt, daß sein Neffe nach wie vor Sichem nicht allein verlassen sollte. So durchstreiften Abimelech und Usa die engen Gassen der Stadt, knüpften Bekanntschaften an, was ihnen nicht verwehrt wurde, und langweilten sich. Sabdiel, ihr unmittelbarer Gastgeber, gab sich väterlich gegenüber beiden, und er nannte Abimelech sogar das Haus einer jungen Witwe, die gegen Bezahlung zu Liebesdiensten bereit war. Ein Hurenhaus wie in Dor gab es in Sichem nicht, und die Magd, die Sabdiel hätte seinem Neffen anbieten können, ließ leider Schönheit und Liebreiz vermissen. Doch die Witwe sagte Abimelech zu, und so hatte wenigstens er ab und zu ein bißchen Abwechslung. An einem schönen Tag bestiegen er, Usa und Heleds Sohn Kimham noch einmal den Garizim und schauten sich Sichem von oben an. Abimelech bildete sich ein, daß vielleicht gerade an diesem Tag eine Nachricht eintreffe. Aber als sie abends heimkehrten, war wiederum keine da.

Dann kam Abimelech der Einfall, dem Geist des Vaters an der Grabhöhle ein Trankopfer darzubringen und ihn um den Fortbestand seines Segens zu bitten. Vielleicht half ein solches Gebet, den Geist zu versöhnen, und schaden konnte es ja auf keinen Fall. Heled war alles andere als begeistert von dem nächtlichen Ausflug, noch dazu in die unmittelbare Nähe Ofras. Aber Abimelech bestand auf seinem Wunsch, und die Begleitung durch Kimham lehnte er in diesem Fall ab. Wie würde der Totengeist sich verhalten, wenn ein Fremder seine Ruhe störte? Nur Usa sollte mitgehen. Heled gab nach.

Die Torwächter allesamt kannten mittlerweile den Neffen des Ratsherrn Heled und seinen Diener, und da sie keine Anweisung hatten, ihn am Verlassen der Stadt zu hindern, öffneten sie das Tor einen Spaltbreit, so daß beide hindurchschlüpfen konnten. Es war eine wolkenverhangene Nacht. Abimelech hatte sein eisernes Schwert am Gürtel. Usa trug einen Krug, halb gefüllt mit Wein aus Sabdiels Vorrat. Eilig schritten sie zwischen Garizim und Ebal dahin, ängstlich bemüht, in der Finsternis über keine Steine zu stolpern. Als sie sich dem Hügel von Ofra näherten, blieben sie stehen und lauschten. Aber drüben im Dorf war alles still. Wie erstorben lag die Siedlung. Und vor ihnen die Wächter in ihrer Hütte schliefen offenbar. Solch eine Nacht müßte es sein, wünschte Abimelech, in der die unvermeidliche Bluttat geschah. Oder war sie etwa schon geschehen? Was wäre, wenn Hotam ihm keine Nachricht sandte?

Sie schlugen sich seitwärts ins Gebüsch und schlichen sich in die Nähe des Platzes, wo Ofra seine Toten bestattete. Hier ließ Abimelech den angstschlotternden Usa zurück. „Fürchte dich nicht!“ gebot er dem Jungen. „Du bist weit genug weg von den Gräbern. Aber nahe genug, daß dich kein Nachtdämon belästigt.“

Dabei fürchtete sich Abimelech selbst. Wenn jetzt die Totenbeschwörerin aus Dor bei ihm wäre! Wie sollte er wissen, ob er das Richtige tat? Joasch war der erste männliche Tote gewesen, der in der Höhle beigesetzt worden war, und in den wenigen Monaten zwischen seinem Tod und Jerubbaals Reise zu Gideon hatte es kein Totenopfer für ihn gegeben. Und dann war er selbst aus Ofra weggezogen. Er wußte nur vom Hörensagen, daß man den Toten Trankopfer darbrachte und ihnen bei dieser Gelegenheit seine Bitten vortrug.

Mit dem Krug in der Hand schlich er vorsichtig zu der Höhle, hinter deren Türsteinen Joasch, Jerubbaal, Ela, seine Mutter und Elas erste Frau ruhten. Er lauschte. Alles war still. Er drückte sich an die Steine und rief halblaut in die Ritze zwischen dem oberen Stein und der Felswand: „Jerubbaal, wach auf, dein Sohn Abimelech ist hier und will dir ein Trankopfer bringen!“ Ihn schauderte. Sollte er noch einmal rufen oder den Wein jetzt gleich darbringen? Er wollte den Vater lieber erst noch ein zweites Mal anreden, aber die Stimme versagte ihm. So hob er den Krug mit zitternden Händen an die Ritze und goß ihn aus, in Erwartung, daß der Inhalt ins Innere der Höhle floß. Dann trat er zurück und stellte den Krug auf der Erde ab. Ob sich der Geist irgendwie bemerkbar machte? Aber eigentlich hoffte er das nicht. Zu lebhaft erinnerte er sich noch an die Nacht in der Höhle am Karmel. Und er wollte ja keine Auskünfte vom Vater, sondern ihn nur anflehen, sich von ihm nicht abzuwenden.

„Vater, hör mich an!“ flüsterte er zum Höhleneingang hin. „Deine Söhne Elischama und Jimla haben dich und mich verhöhnt und beleidigt. Sie haben sich des Erbes des Großvaters unwürdig erwiesen. Ich aber bin von Dor nach Sichem gegangen, wie du gesagt hast. Ich habe mich dem Gott von Sichem anvertraut und seinen Rat gesucht. Mit seinem Segen habe ich nun die Hand gegen meine Brüder erhoben. Ich mußte es tun, um ihren Missetaten ein Ende zu machen und erneut deine Ehre zu retten. Verzeih mir die vielfache Mordtat und wende dich nicht ab von mir! Ich flehe dich an: Wende dich nicht ab von mir!“

In der Ferne heulte ein Schakal. Abimelech fuhr zusammen. Sprach der Geist des Vaters durch dieses Tier? Wie am Karmel durch den Esel? Ein zweiter Schakal antwortete dem ersten. Abimelech zitterte jetzt am ganzen Leib. Aber er riß sich zusammen und fuhr lauter als vorher fort: „Vater, ich werde mich einst zum Herrscher dieses Landes machen. El-Berit wird mir dabei helfen. Er hat es mir im Traum zugesagt. Und meine Söhne werden mir nachfolgen. Du wirst durch mich zum Ahnherrn eines Geschlechts von Königen werden. Aber nur, wenn ich dein Erbe werde, dein Erstgeborener. Dein Erstgeborener bin ich ja eigentlich schon immer, zwar nicht der Reihenfolge nach, ich weiß, aber ich bin es als Sohn der Frau, die du liebtest. Ich bin dein wahrer Erbe, denn ich werde aus deinen Träumen Taten machen.“

Wieder heulte einer der Schakale. Es klang näher als vorhin. Kein Zweifel – Jerubbaals Geist antwortete durch jenes Tier, denn Totengeister hatten ja keine menschliche Stimme mehr. Abimelechs Zittern ließ nach. Der Vater hatte seine Worte gehört. Das wenigstens hatte er erreicht. Doch wie war die Antwort zu deuten? Abimelech wußte nicht, woran er damit war. Aber es konnte ja gar nicht anders sein, als daß der Vater seinem Lieblingssohn verzieh, was er zu tun gezwungen war. Sonst hätte er sicher geschwiegen.

„Vater, sei auch du mit mir“, bat Abimelech, „so wie der Gott Sichems mit mir ist! Der neue Labaja wird Abimelech heißen, Sohn des Jerubbaal aus dem Geschlecht der Abiesriten! So wird es kommen, und du wirst deine Freude daran haben!“ Er verneigte sich vor der Grabhöhle, dann nahm er den Krug auf und hastete zurück zu Usa.

Der Junge kauerte furchtsam am Boden und fror. Die Nacht war kühl. Der Winter rückte immer näher. Sie gingen in schnellem Tempo, und allmählich wurde es auch Usa warm. Auf einmal jagte vor ihnen ein Schakal über den Weg. Sie blieben erschrocken stehen. Ein zweiter Schakal folgte. „Das waren sie“, flüsterte Abimelech. „Mit ihrer Stimme hat mir der Geist meines Vaters Antwort gegeben. Hast du sie vorhin auch gehört?“

Usa bejahte. Er war froh gewesen, daß er am Friedhof ganz normale Tierstimmen vernommen hatte, und nicht irgendwelche Laute, die er nicht deuten konnte.

Abimelech meinte: „Es ist ein gutes Zeichen, daß sie sich uns gezeigt haben.“

Plötzlich hörten sie hinter sich ein merkwürdiges Geräusch ganz anderer Art. Abimelech klang es ungefähr so, wie eine Gazelle stürzte, wenn ein Pfeil sie tödlich traf. Sie blieben erneut stehen und lauschten in die Nachtstille. Zu sehen war nichts. Usa flüsterte: „Bloß weg hier!“ Da wurde ein Stöhnen vernehmbar, wie von einem Menschen. Es schien ein ziemliches Stück entfernt zu sein. Wenn nur Mond und Sterne geleuchtet hätten! Abimelech tastete nach dem Schwertgriff. Eine schwache Stimme rief: „Abimelech, hilf mir!“

Die Nachtwanderer sahen sich bestürzt an. Wer außer ihnen trieb sich hier umher und kannte ihre Namen? Überwachte jemand ihre Schritte? Wurden sie in eine Falle gelockt? Oder trieb einer der Nachtdämonen einen Scherz mit ihnen?

Wieder rief es: „Abimelech, hilf mir!“ Zögernd gingen sie zurück. Abimelech trug das blanke Schwert in der Hand. Vor ihnen lag einer. Es war kein Dämon, sondern Kimham. „Helft mir, ich bin fehlgetreten und kann nicht mehr auf!“ bat er und streckte ihnen die Arme entgegen. Sie setzten ihn auf einen Felsblock am Wege, und Abimelech untersuchte wortlos das verletzte Bein. „Der Schakal war schuld“, berichtete der Gestürzte. „Plötzlich war er vor meinen Füßen. Ich erschrak heftig und sprang zur Seite, und schon war es geschehen.“

Für Abimelech war nun ganz klar, daß die beiden Tiere vom Geist Jerubbaals gesandt waren, um die Hinterlist des Onkels aufzudecken. Denn normalerweise mieden die Schakale den Menschen. Aber die beiden hatten zuerst seine und Usas Aufmerksamkeit erregt und dann den Späher

zu Fall gebracht. „Gebrochen ist nichts“, sagte er und stellte das Bein seines Vetters unsanft auf den Boden. Der schrie vor Schmerz auf. „Wer hat dich geheißen, uns zu folgen?“ fragte Abimelech. Er hatte sich nicht getäuscht. Natürlich war es Heled gewesen.

„Verzeih mir!“ jammerte dessen Sohn. „Ich habe dem Vater versichert, daß du nichts Unrechtes tust, aber er hat gesagt, selbst wenn auch er das glaube, so müßte ich trotzdem hinter euch her. Er habe Nachrai versprochen, daß du nicht ohne mich die Stadt verläßt.“

Abimelech war wütend. So stand es also. Man mißtraute ihm noch immer. Und er hatte angenommen, dieser Nachrai glaubte an ihn und stand auf seiner Seite. Er sprach kein Wort mehr auf dem Heimweg, der endlos schien, denn der Verletzte mußte sich auf seine Begleiter stützen, weil er mit dem verstauchten Fuß nicht auftreten konnte. Usa keuchte unter der Last, und statt zu frieren schwitzte er nun.

Heled war sofort wach, als die drei zu Hause anlangten, und schaute sie entgeistert an. „Kimham sollte dir zu deinem Schutz folgen“, murmelte er verlegen zu Abimelech.

„Wozu sonst?“ meinte der und blickte den Onkel kalt an. Mehr sagte er nicht. Auch Heled schwieg. Seine Frau und die Schwiegertochter kümmerten sich um den Sohn.

Am nächsten Tag, den die drei nächtlichen Ausflügler zur Hälfte verschliefen, ging das endlose Warten weiter. Abimelech, Heled und Sabdiel, nicht zuletzt der gesamte Rat fieberten einer Nachricht aus Ofra entgegen. Aber auch in Ofra wurde gewartet, wenn auch nicht mit jener kurzatmigen Ungeduld wie in Sichem. Alle hofften auf ein Ende der Lähmung, die das Leben ergriffen hatte. Elischama wollte, daß endlich der Händler mit guter Nachricht zum Mauerbau auftauchte. Jimla grübelte, wie zu einem normalen Umgang mit Sichem zu kommen sei. Gareb und seine Anhänger hatten den längsten Atem. Sie waren sicher, daß Elischamas Machtstellung am Zusammenbrechen war und es langfristig zu einer Aussöhnung mit Sichem kommen würde. Aber auch sie gestanden sich ein, daß sie darauf warteten. Am meisten Hotam.

Gareb ging das Gespräch mit seinem jüngsten Sohn nicht mehr aus dem Kopf, auch wenn er dessen Gedanken zurückgewiesen hatte. „Mir ist, als ob unser Gott eine Entscheidung über uns treffen wird“, sagte er zu seinen Söhnen. „Ich denke, vielleicht im Frühjahr.“

26

Ein arbeitsreicher Tag wie all die anderen Tage auch, seit die Bauern Ofras die neue Saat ausbrachten, ging zu Ende. Müde trottete alles, was auf den Äckern gewesen war, hinter den Rindern und Eseln her zurück ins Dorf. Wenn die winterlichen Regengüsse noch zwei oder drei Tage warteten, dann konnte das Pflügen in Ruhe beendet werden. Danach sollte es der Baal regnen lassen, nicht zu heftig, damit die Saat nicht Schaden nahm, aber auch nicht zu schwach, damit die Zisternen ordentlich gefüllt wurden.

Auch Schelef hoffte aus vollstem Herzen, daß es noch eine Woche lang trocken blieb, oder besser noch zwei. In zwei Wochen wäre er, wenn alles gut ging, bei Abimelech in Sichem und hätte ein Dach über dem Kopf. Im Eilmarsch zogen er und seine Gesellen von Afek aus hinauf aufs Gebirge. Wenn er nur mehr Gehilfen hätte! Aber er mußte froh sein, die vier Leute überhaupt zusammenbekommen zu haben. In Jafo, in Aschdod, in Aschkelon, überall hatte man bedauernd die Schultern gehoben. Der Winter stand bevor, und niemand wollte zu dieser Zeit ins Bergland reisen. Erst in Gaza hatte er Erfolg gehabt. Der Wirt einer schäbigen Herberge, um die ehrsame Händler einen Bogen machten, hatte bei der Erwähnung der jungen Frauen, die man erbeuten würde, Interesse gezeigt. Gegen doppelten Lohn erbot er sich, die richtigen Männer auszusuchen und selbst am Raubzug teilzunehmen. Er hielt Wort und marschierte nun neben Schelef, ein stiernackiger Kerl, der sich ständig als Anführer des Trupps aufspielte. Damit das Silber des Rates von Sichem ausreichte, hatte sich Schelef auf nur drei weitere Leute beschränken müssen. Der Wirt hatte sie im Umgang mit dem Dolch als ebenso erfahren wie er selbst geschildert. Es waren zwei Brüder, deren Räuberbande aufgerieben worden war und die nun neuen Anschluß suchten, und ein Mann aus der Wüste, der gemordet und in Gaza vor den Bluträchern Zuflucht gefunden hatte. Von Sichems Silber hatte Schelef außerdem noch zwei Esel hinzugekauft und Lebensmittel für zwei Wochen beschafft. Er war froh, daß Usa die Idee gehabt hatte, die Frauen aus Ofra zu entführen und zu verkaufen. Ein großartiger Einfall! So konnte er etwas ruhiger schlafen und mußte nicht befürchten, daß die Kerle ihn umbrachten und ausraubten, bevor der Auftrag ausgeführt war. Die Frauen lockten mehr als das Silber.

Bei der letzten Rast prüften alle noch einmal ihre Dolche und die Stricke und Knebel für die Frauen und Kinder. Daß sie als Steinebrecher auftreten wollten, die nach Sichem unterwegs waren, wußten die Männer bereits. Schelef schärfte ihnen erneut ein, daß die Tat erst ihren Lauf nehmen dürfe, wenn er das Zeichen gab. Und alles mußte schnell und leise geschehen. Ein einziger Schrei konnte das ganze Dorf wecken, und dann waren sie verloren. Deshalb durfte das Morden erst beginnen, wenn Ofra in tiefem Schlaf lag. Sicherlich hatte keiner der Dorfbewohner sein

Nachtlager auf dem Dach – das war der Vorteil der kalten Jahreszeit. Und sie mußten die Tat solange hinauszögern, bis auch im Hause Elischamas zumindest die Kinder schliefen.

Es war bereits geraume Zeit dunkel, als sie sich Ofra näherten. Vor sich sahen sie die gewaltigen Gipfel des Ebal und des Garizim, auf denen der Nachthimmel zu lasten schien. Nun begannen sie, laut ihre Eindrücke auszutauschen, und ließen absichtlich Sand und Steine unter ihren Schuhen knirschen. Die Straßenwächter liefen aus ihrer Hütte und wunderten sich über den lärmenden Trupp, der zu dieser späten Zeit noch über Land gezogen kam. „He, ihr Nachtwanderer!“ rief der Wortführer. „Ihr durchzieht die Flur Ofras, und Ofra möchte gern wissen, woher ihr kommt und wohin ihr wollt. Das ist der Brauch hier.“

Schelef löste sich von seinen Männern und gab Bescheid: „Wir sind ehrbare Leute, die mit Steinen umzugehen wissen, und unterwegs von Akko nach Sichem. Wir wollten in der Stadt ankommen, ehe das Tor geschlossen wird, aber die Nacht hat uns überrascht. Und bevor wir nun unseren Weg fortsetzen, habe ich hier in Ofra eine Nachricht zu überbringen, an Elischama, Sohn des Jerubbaal. Ich hoffe, er schläft noch nicht.“

Die Wächter hörten, daß sie Steinarbeiter vor sich hatten, und sie vermuteten, daß die Nachricht mit dem Mauerbau zu tun hatte. Elischama würde toben, wenn dieser späte Reisende nicht sofort zu ihm gebracht wurde. Einer der Wächter forderte deshalb Schelef auf, mit ihm zu kommen. Der hieß den Trupp, sich zu lagern und zu warten, bis er zurück sei oder Nachricht von ihm komme, und folgte beklommen dem jungen Mann. Der fragte ihn neugierig, von wem die Nachricht denn stamme, und Schelef, der mit seinen Gedanken schon in Elischamas Haus war, erwiderte, daß er von Gideon komme, der in der Ebene von Megiddo wohne. Die Dorfbewohner, die sich noch draußen zu schaffen machten, blickten verwundert und mißtrauisch nach dem Fremden, der so auffallend Abimelech glich, daß ihn mancher im ersten Moment für den fernen Bruder Elischamas hielt. „Ein Bote an Elischama von Gideon“, beruhigte sie der Wächter. Schelef erschrak. Das hatte er nicht bedacht! Die Dörfler würden sich morgen an diese Auskunft erinnern, und man würde sich fragen, wieso eine Räuberbande von Gideon wußte. Das konnte Abimelech belasten. Aber nun war es zu spät.

Ihn munterte auf, daß Elischamas Haus wirklich am Rande der Siedlung stand, wie Abimelech gesagt hatte. Und er sah dahinter das Stückchen Mauer, das möglicherweise die Flucht erleichterte. Aber die kleine Freude verging ihm sogleich, als er Elischama gegenüberstand. Dieser Hüne mit den gewaltigen Fäusten und dem grimmigen Blick war ein gefährlicher Gegner. Kein Wunder, daß Abimelech den Unhold haßte. Auch er empfand sofort Widerwillen gegen ihn. Wenn der nachher nicht gleich tödlich getroffen wurde, würde es einen gräßlichen Kampf geben. Aber nun hieß es erst einmal, den Feind zum Gastgeber für alle zu machen.

Elischama bat ihn unwirsch, Platz zu nehmen, und Schelef richtete ihm Grüße Gideons aus. Der Onkel nutze die Gelegenheit, um seine Neffen wissen zu lassen, daß es ihm und seinem Haus gutgehe. Elischama fragte Schelef mißtrauisch, wieso er Gideon kenne und ob er zu dieser Nachtzeit etwa nach Sichem unterwegs sei. Bei der Nennung Sichems wurde seine Miene noch finsterer. Schelef sah es mit Genugtuung und wußte: Entweder es gelang ihm jetzt, das Herz dieses Wüterichs zu verführen, oder das Unternehmen war gescheitert. Er berichtete, daß er mit seinen Gesellen von Akko komme, wo sie bis zum Herbst gearbeitet hätten, und den Winter über brauche man sie in Sichem. In Megiddo hätten sie nun zufällig Gideon getroffen, und der habe erzählt, daß er sich mit dem Gedanken trage, eine Mauer rund um sein Dorf zu bauen. Da seien sie mit ihm gezogen und hätten sich das Gelände angeschaut. „Wir sind nämlich Männer, die sich aufs Steinebrechen und den Bau von Mauern verstehen“, flocht er wie beiläufig ein. Und als Gideon gehört habe, fuhr er rasch fort, daß sie nach Sichem unterwegs seien, da habe der gesagt …

Weiter kam er nicht. Elischamas mürrische Miene war einem strahlenden Lächeln gewichen. Schelef sah es mit Staunen. Der Wüterich hatte ja auch ein freundliches Gesicht! Es war, als sei eine Eisschicht darauf geschmolzen. „Du bist ein Steinarbeiter?“ rief Elischama froh. „Ihr alle seid es? Wieviele seid ihr denn? Und Gideon will eine Mauer bauen?“ Die Fragen sprudelten aus ihm hervor, und ohne Zweifel hatte er noch viele weitere.

Schelef jubelte innerlich: Gewonnen! Ich habe gewonnen! Aber er ließ sich nichts anmerken und nahm den Freudenausbruch des Hausherrn gar nicht zur Kenntnis. Nüchtern antwortete er, daß sie fünf Mann seien, allesamt Handwerker wie er selbst, und daß Gideon sie gedungen habe, im Frühjahr zu ihm zu kommen und seine Mitbürger zu lehren, eine Stadtmauer zu bauen. Aber vorher müßten sie für Sichem Steine brechen, den Winter über. Die Sichemiten wollten damit dann im Frühjahr ihre Mauer selbst ausbessern.

Elischama saß in sich gekehrt, mit seliger Miene, und murmelte vor sich hin: „Ich habe es gewußt. Unser Gott verläßt mich nicht. Er hat mein Rufen erhört.“

Schelef hob seine Hände und ließ sie auf seine Oberschenkel herabklatschen wie einer, der aufbrechen will. „Die Nacht schreitet fort, und meine Leute warten draußen bei deinen Wächtern“, sagte er. „Gestatte, daß ich mich verabschiede, damit wir nicht erst zur Mitternacht ans Stadttor von Sichem klopfen.“

„Was?“ schreckte Elischama hoch. Er begriff. „Nein, nein!“ wehrte er den Aufbruchsversuch ab. „Du darfst jetzt nicht gehen. Nicht, ehe ich dich bewirtet habe. Und du mußt mir noch viel mehr erzählen.“ Er versuchte, liebenswürdig zu sein. Diesen Gast ließ er heute nicht mehr weg.

Aber Schelef gab sich unschlüssig. Elischama beschwor den vermeintlichen Steinsetzer: „Nach Sichem könnt ihr morgen immer noch! Ich werde sogleich meine Brüder rufen. Sie werden sich genauso wie ich über deinen Besuch freuen. Sei unser Gast heute nacht! Du mußt nämlich wissen, daß auch wir eine Mauer errichten wollen. Um uns vor den Sichemiten zu schützen. Wir brauchen also dringend deinen Rat.“

„Aber meine Leute lagern am Wegesrand unter freiem Himmel“, warf Schelef ein. „Sie warten dort auf meine Rückkehr. Inzwischen wird ihnen kalt sein.“

„Richtig, deine Leute.“ Elischama kratzte sich den Kopf. „Wieviele sind es? Vier?“ Er kratzte sich erneut. „Nun gut, auch sie sollen mir willkommen sein, auch wenn mein Haus eng ist“, entschied er. „Ich lasse sie holen.“ Er erhob sich.

„Ich werde selbst gehen“, schlug Schelef vor und stand gleichfalls auf. „Sie kennen deinen Boten nicht und möchten sich vielleicht vor ihm fürchten.“ Er wollte den Gefährten seine Eindrücke schildern und letzte Absprachen treffen.

„Sei unbesorgt!“ erwiderte Elischama und rief nach seinem jüngsten Bruder Dodo. Der Zehnjährige erschien und erhielt den Auftrag, hinunter zur Straßenwache zu laufen und die Männer, die dort lagerten, in sein Haus zu bitten. Schelef mußte sein Vorhaben aufgeben. Er äußerte einen schwachen Widerspruch gegen Elischamas Entscheidung und ließ sich wieder auf die Matte nieder, auf der er vorhin gesessen hatte. Er betrachtete den unerschrockenen Jungen, der sich in der Nacht aus der Geborgenheit des Dorfes hinauswagte, und es tat ihm leid, daß auch er sterben sollte. Und er dachte an die anderen Knaben, die das gleiche Schicksal ereilen würde. Aber es half nichts, er mußte seine Mörderrolle spielen, er hatte es Abimelech versprochen, und der hatte ihm schließlich das Leben gerettet. Wenn nicht die Kinder wären, er könnte mehr als zufrieden sein. Alles lief, wie er und Abimelech es sich ausgedacht hatten. Aber sein Herz war schwer.

Elischama eilte zu Jimla und Schamma, und er hatte in diesem Moment vergessen, daß zwischen ihm und den Brüdern das Schweigen der Zwietracht herrschte. „Ein Zeichen hat uns erreicht!“ rief er glücklich, und Schelef konnte es hören. „Unser Gott hat uns Männer gesandt, die sich auf den Mauerbau verstehen! Er will, daß wir unser Werk vollenden! Versteht ihr?“ Sie hatten bereits gelauscht und waren im Bilde. Und sie waren neugierig auf die Fremden. Jimla dachte sich, daß es klüger sei, beim Gespräch dabeizusein und aufzupassen, daß der Bruder in seiner kindischen Freude die Vorsicht nicht außer acht ließ, die hier zweifellos angebracht war. Während Elischama die Frauen aufscheuchte, die sich müde zur Ruhe legen wollten, denn sie mußten früh als erste heraus, verständigten sich Jimla und Schamma, möglichst zu hintertreiben, daß die Fremden für Ofra angeworben wurden. Denn für sie stand fest: Die Bürger von Ofra würden von dem Mauerbau nichts mehr hören wollen. Alle wußten das, nur Elischama wollte es nicht wahrhaben. Und nun fühlte er sich sogar in seinem Wahn bestärkt und hielt die zufällige Begegnung mit den Männern für ein göttliches Zeichen. Sie beide waren da ganz anderer Meinung.

Die Frauen bereiteten gehorsam das Gastmahl und mischten den Wein, aber voll stiller Unlust, denn sie fürchteten, daß die Männer lange wach blieben und die Nacht laut wurde. Als alles fertig war, zogen sie sich zu ihren Kindern zurück und legten sich schlafen, die Zudecken über dem Kopf, damit der Lärm sie nicht allzusehr störte. Elischama, Jimla und Schamma saßen mit Schelef zusammen, hörten ihm zu, wie er vom Mauerbau in Akko erzählte, und warteten auf die Rückkehr Dodos mit Schelefs Gefährten.

Im Dorf blieb es natürlich nicht unbemerkt, daß vier Männer mit ihren Eseln zu Elischamas Haus kamen. Erst einer, und nun noch vier! Und alle in der Nacht! Sie schüttelten die Köpfe. Dodo erklärte jedem, der sich im Freien zeigte, voller Stolz, daß er Gäste zu seinen Brüdern führe. Und der Wirt aus Gaza machte sich einen Spaß daraus zu verkünden, daß sie kämen, um die Mauer um Ofra zu bauen.

Auch Hotam hatte die Fremden gesehen und die Worte des Dicken gehört und berichtete alles dem Vater. Männer aus dem Dorf kamen trotz der Nachtzeit in Garebs Haus und bestätigten Hotams Bericht. Das halbe Ofra war in Bewegung. Was für einen neuen Streich hatte Elischama nun wieder ausgeheckt? Und das im Winter!

Gareb beruhigte seine Mitbürger. Sie sollten sich nicht wegen der Fremden trübe Gedanken machen. Die allein könnten keine Mauer bauen. Elischama würde sich erneut die Zähne ausbeißen. Morgen früh wollten sie alle zu ihm gehen und ihn zur Rede stellen, wieso er fremde Arbeiter ins Dorf hole, ohne das vorher mit den Familienvätern zu besprechen. Und sie wollten ihm klipp und klar sagen, daß sie nichts mehr von seiner Mauer hören mochten. So gingen die Männer wieder nach Hause und legten sich zur Ruhe. Aber Gareb blieb noch lange wach und lauschte hinüber nach dem Haus des Widersachers. Erst als es dort still wurde, ging auch er schlafen.

Aber zunächst wurde es laut in Elischamas Haus. Die Gäste versorgten ihre Tiere im Hof, folgten dann der freundlichen Einladung des Hausherrn zum Mahl und ließen die Weinkrüge krei-

sen. Elischama erzählte voller Stolz, wie er schon viel früher als Gideon darauf gekommen sei, daß man sich vor den Städten mit einer eigenen Mauer schützen müsse. Er gab zu, daß gegenwärtig sein Bau leider ins Stocken geraten war. Jimla warf ein, daß es schon Jahre her sei, als sie damit begonnen hatten. Elischama blickte ihn böse an. Schelef bemerkte die Uneinigkeit der Brüder und verteidigte nun Elischamas Idee. Die Zeiten seien unsicher, und eine so große Siedlung wie Ofra müsse einfach eine Schutzmauer haben. Wenn er und seine Leute nicht schon für das ganze Jahr vergeben wären, sie könnten sich schon vorstellen, hier ihre Kunst unter Beweis zu stellen. Seine Gefährten bestätigten es ihm gern. Der Wirt aus Gaza schlug grinsend vor, daß Elischama in Sichem anfragen solle, ob die Stadt auf ihre Dienste zugunsten Ofras erst einmal verzichte. Er wußte von der Feindschaft zwischen beiden Orten und wollte Elischama reizen.

Der nahm den Köder sogleich auf und begann, die Sichemiten als Unmenschen zu beschimpfen, die sich anschickten, das wehrlose Ofra zu überfallen. „Ihr dürft auf keinen Fall nach Sichem!“ forderte er, hochrot im Gesicht, vor Haß und vom Wein. „Oder wollt ihr unseren Feinden helfen? Das lasse ich nicht zu!“ Der Wirt aus Gaza blickte Schelef fragend an. Aber der schüttelte kaum merklich den Kopf. Es war ihm noch zu früh. Während Jimla dem Bruder entgegenhielt, daß er wandernde Handwerker nicht einfach an ihrer Weiterreise hindern dürfe, und die beiden in Streit gerieten, trat Schelef hinaus ins Freie. Er ging die paar Schritte bis zu dem Stückchen Steinwall, das eine Mauer hatte werden sollen, und sah den Hang hinab. Hier mußten sie abwärts und dann in weitem Bogen um den Hügel herum hinüber zum Garizim. Wenn sich die Frauen nicht allzusehr wehrten und ihnen keiner der Dörfler über den Weg lief, würde es schon gehen.

Der vierschrötige Wirt kam herbei und trat neben ihn. „Wie lange willst du noch warten?“ flüsterte er. „Hier draußen ist doch alles ruhig.“

Schelef warnte: „Dieser Elischama ist ein gefährlicher Gegner.“

„Na und?“ meinte der Kraftmensch selbstbewußt. „Laß mich ihn erledigen! Du bist zu schwach für ihn. Nimm du den Zweitältesten!“

Schelef schluckte die spitze Bemerkung hinunter, zumal sich nun auch noch der Wüstensohn zu ihnen gesellte. Sie verabredeten, daß er den Jüngsten töten sollte. Schelef wollte gleich jetzt einen Streit mit Elischama beginnen. „Wozu denn erst noch Streit?“ maulte der Wirt aus Gaza, der alles besser wußte. „Wir gehen einfach rein und stechen sie ab. Streiten macht die Sache bloß gefährlicher.“ Schelef widerstrebte es, die Brüder einfach so abzuschlachten. Er fühlte sich auch hier als Soldat und war der Auffassung, wenigstens ein bißchen müßte der Mord etwas mit Kampf zu tun haben. „Ich gebe das Zeichen!“ sagte er mit Nachdruck.

Sie gingen zurück ins Haus. Dort war ein heftiger Wortwechsel im Gange. Es ging jedoch nicht mehr um Sichem. Die beiden Räuberbrüder hatten geflunkert, daß man ihnen in den Städten außer der Bezahlung gewöhnlich auch noch die schönsten Töchter überlasse, und Elischama wies das aufgeregt als Lüge zurück. Er fürchtete um seine Absicht, die Männer doch noch für sich zu gewinnen. Aber was diese da forderten, das war eine Frechheit. Als er Schelef erblickte, rief er: „Sag, daß das nicht wahr ist, daß sie euch ihre Töchter anbieten müssen!“

Schelef grinste, dann meinte er herausfordernd: „Willst du uns Lügner schimpfen? Aber da eure Töchter noch klein sind, so geben wir uns zur Not auch mit euren Frauen zufrieden!“

Elischama sprang auf, und die Augen traten ihm aus den Höhlen. Auch Jimla war im Nu auf den Beinen. Elischama schrie: „Du wagst eine solche Beleidigung? Das sollst du mir büßen!“

Es waren seine letzten Worte. Ehe er nach seinem Dolch greifen konnte, taten Schelef und seine beiden Kumpane, wie sie draußen verabredet hatten.

In diesem Moment stürzte Asuba von nebenan herein. Sie hatte nicht schlafen können und im Nebenraum gelauscht. Nun starrte sie auf ihre erdolchten Söhne. Nur Schamma rührte sich noch, aber auch er verblutete. Ehe Asuba jedoch schreien konnte, hatte das Brüderpaar, das dem dreifachen Mord erst einmal untätig zugesehen hatte, sie überwältigt und geknebelt. Sie fesselten ihr Arme und Beine und legten sie neben die Leichen. „Wartet!“ flüsterte Schelef und huschte hinaus. Er lauschte in die Nacht. Ein schwacher Wind war aufgekommen. Im Dorf schien alles ruhig. Er ging wieder hinein und befahl weiterzumachen.

Sie ergriffen die zwei Lampen und machten sich auf den Weg ins Innere des Hauses. Dort weckten sie die Frauen, bedrohten sie mit ihren Messern und trieben sie in Asubas Kammer zusammen, in der Dodo geschlafen hatte. Aber Schelef hatte ihn als ersten der Knaben schon umgebracht und zu seinen Brüdern getragen. Die Witwe Elas, die wenig älter war als die Frauen Elischamas und Jimlas, denn sie war die zweite Frau Elas gewesen, nachdem ihm die erste gestorben war, versuchte, sich zu wehren und zu schreien, mehr wegen ihrer vierzehnjährigen Stieftochter als wegen sich selbst. Das Mädchen und die beiden jungen Frauen jedoch waren wie starr vor Entsetzen und ließen Knebelung und Fesselung über sich ergehen, als wären sie gelähmt. Dann machten sich die Männer über die Kinder her. Schelef befahl, die Mädchen zu ihm zu bringen. Er hatte die jüngere Tochter Elas bei sich, ein Kind von sechs oder sieben Jahren, schätzte er. Als die Männer sich wieder um ihn sammelten, hatte aber keiner ein Mädchen bei sich. Einer der beiden Brüder versuchte, sich und die anderen zu rechtfertigen: „Meinst du, wir haben in der Dunkelheit

unterscheiden können, was männlich und weiblich ist?“ Sein Bruder unterstützte ihn: „Sollten wir etwa erst allen zwischen die Beine gucken?“

Der Wirt drängte zum Aufbruch: „Was gehen uns die Kinder an? Die Frauen sind wichtiger!“ Schelef schnaufte vor Abscheu. Was hatte ihm Abimelech bloß aufgetragen! Er haßte die Tat, und er haßte seine Spießgesellen. Und sich selbst auch.

Sie lösten den Frauen nun die Fesseln, befahlen ihnen, Mäntel und Tücher zu nehmen, und trieben sie hinaus in den Hof. Zwei Mann sackten von den Vorräten ein. Schelef wollte Asuba holen, aber der Wirt eilte ihm nach und riet: „Laß sie hier! Die ist zu alt, die kauft keiner.“ Asuba hörte es. „Sie muß mit!“ beharrte Abimelech und dachte an Abimelechs Geheiß. Aber der Stiernackige stellte sich ihm in den Weg. „Ich sage, die bleibt hier!“ Schelef mußte sich fügen. Jetzt bloß keinen Streit! War er überhaupt noch der Anführer?

Sie nahmen das Gepäck auf ihre Rücken und hoben die Frauen auf die Esel. Fast lautlos setzten sie sich in Marsch, Schelef an der Spitze, da er den Weg wußte, der Wirt aus Gaza am Schluß. Ofra schlief. Auch die Wächter an der Straße nach Sichem dösten in ihrer Hütte und ahnten nichts von der grausigen Bluttat und dem Elendszug, der an der Rückseite des Hügels dem Niemandsland zustrebte. Für den Rest der Nacht störte nichts mehr die Ruhe Ofras.

Als die Sonne aufging, zeigte sich der Morgen klar und wolkenlos. Gareb lauschte dem Knirschen der Mühlsteine in den Häusern und freute sich auf den Tag. Er würde mit seinen Freunden Elischama kräftig die Meinung sagen, auch in Gegenwart der Fremden, wenn es nicht anders ging. Danach wollte er mit den Söhnen aufs Feld – eigentlich müßten sie heute die Aussaat beenden.

Als er sich mit seinen Anhängern traf, war Schelefs Trupp längst in der Höhle am Garizim angekommen und holte den versäumten Schlaf nach. Die Männer schliefen gut, denn sie waren dem gefährlichen Abenteuer mit heiler Haut entronnen, und die Frauen, die sie gleich noch ausprobiert hatten, bevor sie ruhten, sagten ihnen zu. Auch die Frauen schliefen, aber schlecht – vor Leid und vor Erschöpfung.

Gareb und seine Freunde fanden Elischamas Hof und Haus offen, ohne daß jemand aus- und einging. Die Esel der Fremden waren weg. Die Männer sahen sich besorgt an und traten ins Haus. Dort fanden sie die blutverkrusteten Leichen der vier Jerubbaalsöhne. Daneben Asuba, völlig weiß geworden in dieser Nacht, und in ihrem Blick aus aufgerissenen Augen saß das Grauen. Einer der Männer löste ihr mit zittrigen Fingern Knebel und Fesseln. Sie warf sich über ihre toten Söhne und schrie mit gellender Stimme ihren Schmerz heraus, so daß im Dorf die Menschen zusammenliefen. Alles lauschte und eilte dann dorthin, woher die Totenklage schallte. Unterdessen fanden die Männer um Gareb die Leichen der Kinder, sechs an der Zahl, teils erstochen, teils erdrosselt, und beinahe wären es sieben gewesen, denn die kleine Tochter Elas, die Schelef verschont hatte, war vor Entsetzen noch bewußtlos und mußte erst ins Leben zurückgeholt werden. Man suchte nach den Frauen, aber konnte sie nirgends finden.

Immer mehr Männer und Frauen schoben sich ins Haus des Grauens hinein, starrten fassungslos auf die Toten, zerrissen ihre Kleider, streuten sich Asche und Staub aufs Haar und heulten mit Asuba ihren Schrecken, ihr Mitgefühl und ihre Ohnmacht in den strahlenden Morgen hinaus. Gareb forderte seine Freunde auf, alle Männer hinauf zum Kultplatz zu schicken. Diese Untat ging ganz Ofra an. Er selbst stieg als erster hinauf, bemüht, seine Tränen zu trocknen. In ihm dröhnte es: Das ist ein Gottesurteil! Es ist der Baal von Ofra, der Elischamas Haus ausgerottet hat. Menschen haben es zwar vollbracht, aber ihre Dolche hat der Gott geführt. Er stammelte: „Das habe ich nicht gewollt!“ Elischama demütigen, seinen erschlichenen Einfluß zerstören, seiner Hetze gegen Sichem ein Ende machen – das war es, was er angestrebt hatte. Aber das, was in dieser Nacht geschehen war, das hatte mit seinem Wollen nichts zu tun. Das war so grauenhaft, daß es nur die Rachetat eines Gottes sein konnte. Der Baal von Ofra hatte sich gegen Elischama entschieden, hatte seinen Hochmut gebrochen, rasch und für immer. Deshalb mußte die Bluttat hingenommen werden. „Hinnehmen!“ stammelte Gareb. „Hinnehmen!“ Am Kultplatz angekommen, war ihm klar, was aus seiner Auffassung folgte: Es durfte keine Verfolgung der Mörder und keine Nachforschungen geben. Sonst zürnte der Gott womöglich noch ganz Ofra. Ob das die anderen verstanden? Er begriff es ja selbst nicht.

Die Männer kamen in Gruppen zum Kultplatz, mit schweren Schritten, teils noch klagend, teils schon voll wilder Vermutungen. Alles redete durcheinander. Niemand war fähig, ruhig zu überlegen. „Wir müssen den Mördern nachjagen!“ rief einer laut über die Köpfe und bemühte sich um Zustimmung. „Sie können noch nicht weit sein mit den Frauen.“

Ein anderer griff der Gefangennahme der Täter schon vor: „Steinigen werden wir sie!“

„Das ist zu wenig“, knurrte ein dritter. „Pfählen sollten wir sie! Aber lebendig!“

Eine Gruppe von Anhängern Elischamas behauptete, daß Sichem seine Hand im Spiel habe. Einer schrie laut, um die anderen zu übertönen: „Auf nach Sichem! Greift eure Waffen, Männer!“

Aber die Mehrzahl machte dazu keine Anstalten. Um Gareb sammelten sich alle, die sich noch zu nichts aufraffen konnten. „Noch nie hat es in Ofra eine solche Tat gegeben“, jammerte einer. „Das waren keine Soldaten. Das waren schweifende Räuber.“

„Wenn sie nun wiederkommen?“ fragte ein anderer angstbleich.

Einer aus Asubas Familie, der jetzt erst den Hang heraufkam und zu der Gruppe stieß, berichtete: „Sklavenhändler waren es. Asuba hat es soeben gesagt. Sie wollen die geraubten Frauen verkaufen.“

„Und wieso kamen sie dann von Gideon?“ fragte jemand. Ja, richtig, einige erinnerten sich ebenfalls, daß der Wächter gesagt hatte, der eine der Mörder komme von Gideon.

Gareb hörte sich alles an und schwieg. Er lauschte dem Klagegeschrei der Frauen, das wie eine schwarze Wolke über der Siedlung hing. Was sollte er sagen? Durfte er den Mitbürgern denn seine Einsicht verraten, daß in diesem gräßlichen Blutbad sich Götterzorn ausgetobt hatte? Die wenigsten waren zwar noch Anhänger Elischamas und seiner krankhaften Feindschaft gegen Sichem. Aber sie sahen die Untat gar nicht so sehr als gegen Elischama und das Haus des Joasch gerichtet, sondern vielmehr als einen heimtückischen Anschlag auf ganz Ofra, auf sie selbst und ihre Familien. Und sie hatten recht, dachte Gareb. Es war eine grausige Warnung an sie alle. Er gab sich einen Ruck. Er mußte eingreifen. Vielleicht konnte er ein wenig Ruhe in die Menge bringen und vorschnelle Schritte verhindern.

„Hört mich an, ihr Männer von Ofra!“ rief er in die Menge. Es dauerte, bis alle mitbekamen, daß er zu ihnen sprechen wollte. Er war allseits geachtet, selbst bei seinen Gegnern, und so waren alle bereit, ihm zuzuhören. Er stellte sich neben den Altar. „Ihr Männer von Ofra“, sprach er, „ich bin wie ihr entsetzt über den grausamen Mord, der das Haus Jerubbaals ausgelöscht hat. Ihr wißt, daß ich kein Freund Elischamas gewesen bin und daß ich immer wieder gegen den unsinnigen Mauerbau aufgetreten bin. Aber das, was meinen Widersacher und sein ganzes Haus ereilt hat, das hat mich ebenso getroffen wie euch alle. Ihr habt recht: Dieses Unheil ist über ganz Ofra gekommen.“

Einer unterbrach ihn: „Hätten wir die Mauer gehabt, wäre der Mord nicht geschehen, und alle, die dort unten liegen, lebten jetzt noch!“

Aber sofort widersprach ihm ein anderer: „Du vergißt, daß er die Mörder selber in sein Haus geholt hat!“ Weitere mischten sich in den Streit, und Gareb hatte Mühe, seine Rede fortsetzen zu können.

„Wir wissen nicht, wer die Täter waren, und wir wissen nicht, wohin sie gezogen sind,“ rief er. „Wir wissen nur, daß es Sklavenhändler waren, die um der Frauen willen zu Mördern wurden.“

Erneut wurde er unterbrochen. „Du sagst, wir wissen nicht, wohin sie gezogen sind. Aber sie selbst haben gesagt, daß sie nach Sichem wollen.“

Da schrie der von vorhin abermals: „Auf nach Sichem! Was stehen wir hier herum? Wir wollen die Männer Sichems überraschen und soviele erschlagen, wie wir können!“

Ein Tumult brach aus, denn andere wandten sich lautstark gegen den Vorschlag der Scharfmacher, und es hätte nicht viel gefehlt, daß es zum Handgemenge gekommen wäre. Endlich erschöpfte sich die Auseinandersetzung, und ein Greis rief: „Schämt ihr euch nicht? Da unten liegen unsere Toten, und ihr stört die Trauer durch euer kindisches Gezänk! Wollt ihr euch denn ebenso wie die von heute nacht an Unschuldigen vergreifen und zu Mördern werden?“ Die Worte wirkten, und es trat Ruhe ein.

Gareb fuhr fort: „Diejenigen irren, die Sichem die Schuld geben. Ich bin kein Freund der Stadt, und jeder weiß das. Aber eines ist gewiß: Die Sichemiten töten keine Kinder und verschleppen keine Frauen. So wie auch wir das nicht tun würden! Wenn sie uns schaden wollten, dann hätten sie ihre Soldaten geschickt. Und dann hätten sie es längst getan. Soll denn die Zwietracht zwischen uns und der Stadt endlos weitergehen? Die Mörder sind nicht nach Sichem entkommen, denn dann hätte unsere Wache sie gesehen. Ins Buschland sind sie sicher auch nicht, denn wer dort hindurch will, der muß das Land kennen. Die Banditen waren aber Fremde. Auch durch die Dörfer der Abiesriten werden sie nicht gezogen sein. Wenn ihr mich fragt, so sage ich euch: Sie sind hinab ins Küstenland geflohen, woher sie sicherlich gekommen sind. Wahrscheinlich sind sie schon im Gebiet von Afek. Wer soll sie dort finden?“

Hier und da erhob sich ein Murren, aber niemand vermochte Einwände zu erheben. Endlich erinnerte jemand noch einmal daran, daß die Bande angeblich bei Gideon gewesen war. „Das kann doch stimmen“, antwortete Gareb. „Vielleicht hat er sie tatsächlich zu Elischama geschickt. Wie konnte er wissen, wer die Männer wirklich sind und daß sie hier ihr schändliches Gewerbe betreiben werden?“

Ein Alter rief: „Und wenn Abimelech dahintersteckt?“

Aber sofort widersprachen ihm viele, und Gareb und seine Söhne freuten sich trotz ihrer Trauer, wie beliebt der überlebende Jerubbaalsohn noch immer war. Doch dann schrak Hotam zusammen. Daß er daran noch gar nicht gedacht hatte! Er als einziger wußte ja, wie nahe Abimelech war. Jetzt mußte er das Geheimnis aufdecken! Denn Abimelech war der Bluträcher und Erbe, und man mußte ihm sofort Botschaft schicken.

Auch Gareb hatte sich schon überlegt, was jetzt zu tun war, und nahm noch einmal das Wort. Die Toten sollten bis zum Abend beigesetzt werden. Bis dahin sollte die gesamte Ortsgemeinde

fasten. Und Boten sollten in die abiesritischen Dörfer geschickt werden, um die Sippenältesten für morgen nach Ofra zu laden. Sie mußten von der Untat schnellstens erfahren und die neue Lage erörtern. Schließlich sollte ein anderer Bote nach Dor reisen, um Abimelech das Verbrechen mitzuteilen. Er mußte kommen, um zu trauern und um über das Erbe Jerubbaals zu verfügen.

Die Vorschläge fanden allgemeine Zustimmung, und Gareb bat die Häupter der Familien, die Einzelheiten festzulegen. Die Menge zerstreute sich langsam hinab ins Dorf, um nach den Frauen zu sehen, die sich nun in der Totenklage abwechselten.

Hotam stand wie auf brennendem Astwerk. Er zupfte den Vater am Gewand, als der zu den anderen Familienvätern treten wollte. Gareb drehte sich unwillig um. Hotam berichtete ihm ohne Umschweife, daß Abimelech in Sichem sei, nicht in Dor, aber daß der ihn verpflichtet habe, das als Geheimnis zu bewahren.

Gareb hatte Mühe, die Nachricht zu begreifen. Deshalb also hatte Hotam diesen merkwürdigen Vorschlag gemacht, Abimelech zum Vermittler zwischen Ofra und Sichem zu machen! Plötzlich durchzuckte ihn der gleiche Verdacht, der vorhin gegen den halbsichemitischen Jerubbaalsohn laut geworden war. Doch sofort unterdrückte er ihn. Unmöglich, Abimelech war doch kein Mörder! Natürlich hatte er Elischama und Jimla gehaßt, aber deshalb rottete er doch nicht seine gesamte Familie aus, selbst die kleinen Mädchen, und deshalb lieferte er doch nicht die Frauen dem furchtbaren Los aus, in der Fremde Magddienste zu verrichten! Völlig abwegig, dieser Gedanke! Die Täter waren Sklavenhändler!

Er blickte Hotam an. Der hatte ihn in die peinliche Lage gebracht, daß er nun den anderen Vätern erklären mußte, was es mit Abimelech auf sich hatte. Er hob die Hand und schlug Hotam kräftig ins Gesicht. „Damit du dir merkst, daß du deinem Vater mehr zu gehorchen hast als dem mißratenen Jerubbaalsohn!“ Er war jetzt richtig wütend auch auf Abimelech. Hotam schlich davon. Er war dem Vater nicht gram. Der hatte ja recht. Und er fühlte sich befreit von der Last des unfreiwillig übernommenen Geheimnisses.

Als Gareb den anderen Hausvätern mitteilte, was er soeben von seinem Sohn erfahren hatte, gab es natürlich eine erregte Debatte. Keiner verstand, wieso Abimelech zu den Feinden Ofras gegangen war, statt in Dor zu bleiben. „Er soll es uns erklären“, schlug Gareb vor. Der Verdacht wurde noch einmal laut, ob nicht etwa das Blutbad ein Racheakt Abimelechs wäre. Aber die Meinung fand keine Zustimmung.

Die zwei oder drei, die noch zu den Freunden Elischamas gehörten, sahen der Ankunft des nunmehr einzigen Jerubbaalsohnes sogar hoffnungsvoll entgegen. Als Soldat machte der sich möglicherweise die Ziele Elischamas zu eigen, unterstützte den Mauerbau und setzte sich für die Erhöhung von Ofras Ansehen ein. Das Zerwürfnis zwischen ihm und den Brüdern interessierte sie nicht. Sie äußerten ihre Hoffnungen aber nicht laut.

Es wurde festgelegt, wer sich alles sofort zu den Sippenältesten in Marsch setzen sollte. Als Bote zu Abimelech nach Sichem wurde Hotam bestimmt – Garab selbst schlug ihn vor. Er wußte, daß der Sohn die alte Drohung der Sichemiten, den ersten, der aus Ofra in die Stadt kam, umzubringen, noch immer ernst nahm. Sollte ihm doch seine Furcht eine weitere Strafe sein für die Geheimniskrämerei mit dem Jerubbaalsohn! Ferner einigten sich die Männer darauf, die Toten vorerst unbestattet zu lassen, damit Abimelech sie noch sehen konnte. Die kühle Jahreszeit erlaubte es.

Hotam glaubte, sein Todesurteil zu hören, als ihm Gareb befahl, nach Sichem zu gehen. Seine Frau, die mit den anderen um die Ermordeten geklagt hatte und nun erst einmal ins eigene Haus zurückgekehrt war, um sich um ihr kleines Kind zu kümmern, brach erneut in Tränen aus, diesmal um Hotam.

„Hör auf, schon wieder zu flennen!“ fuhr ihr Schwiegervater sie an. Und seinen Sohn wies er zurecht: „Mich zu hintergehen, hattest du wohl keine Angst! Nun sieh zu, wie du deinen Auftrag ausführst! Sie werden dir nichts tun, wenn du am Tor wartest und Abimelech holen läßt.“

Hotam küßte seine Frau und trat dann gefaßt ins Freie. Wenn er sich bewährte, würde der Vater seine Verschuldung sicherlich als getilgt ansehen. Und das war das Wichtigste.

Die Totenklage der Frauen, die im Haus des Grauens zurückgeblieben waren, wehte jetzt wie ein grauer Schleier durch den Ort, mal lauter, mal leiser, als ob der Wind sein Spiel damit trieb.

27

Abimelech lungerte schon den dritten Tag vor Sichems Nordwesttor herum. Mit jedem neuen Tag wuchs seine Ungeduld. Usa und drei der Enkel seiner Gastgeber waren bei ihm. Heled hatte die Spaziergänge nach draußen erlaubt, wenn er die Kleinen mitnahm. Die Kinder und Usa, der im Umgang mit ihnen erstmalig erfuhr, was Kindheit ist, spielten Fangen. Jauchzend rannten sie um Abimelech herum, der am Wegesrand saß und ihrem Spiel zusah. Von Ofra her tauchte in der Ferne ein Mann auf. Wie schon gestern und vorgestern bildete sich Abimelech bei allen ein, die von Westen her kamen, daß es Hotam sein müßte. Aber nun war es der Freund tatsächlich.

Abimelech sprang auf und stürzte ihm entgegen. Die Wartezeit ging also doch einmal zu Ende. Die Freunde umarmten sich. Auch Hotams steinerne Miene hellte ein kleines Lächeln auf, denn daß er Abimelech vor der Stadt traf, hatte er sich zu Hause nicht träumen lassen. Er ahnte ja nicht, daß die Begegnung so zufällig nicht war.

„Du kommst zu mir?“ rief Abimelech bewegt. „Hat sich Elischama besonnen und lädt mich in sein Haus ein? Oder habt ihr ihm etwa die weitere Gefolgschaft versagt?“ Er lachte den Freund an und gab sich den Anschein, als bemerke er dessen bedrückte Miene nicht.

„Ach, Abimelech!“ seufzte Hotam. „Es ist alles ganz anders, als du denkst. Ich bin gesandt, um dir schlimme Nachricht zu bringen. Elischama, alle deine Brüder, sie sind tot. Auch die Kinder. Deine Familie ist ausgelöscht.“ Er schluchzte und konnte nicht weitersprechen.

Abimelech gebot Usa, die Kleinen, die ihn und Hotam mit neugierigen Augen und Ohren umstanden, zurück in die Stadt zu bringen. Und Heled sollte er ausrichten, es sei Nachricht aus Ofra eingetroffen, und er selbst werde später nachkommen.

Er zog Hotam zu dem Platz, wo er vorhin gesessen hatte, und beide ließen sich nieder. Abimelech forderte den Freund auf, seine Botschaft zu wiederholen, denn er habe sie nicht richtig verstanden.

Hotam zwang sich zur Ruhe und bestätigte seine Nachricht. Die Mörder seien zu fünft gewesen. Sie hätten sich als Leute ausgegeben, die im Mauerbau erfahren sind. In der Nacht hätten sie dann die Brüder Abimelechs und die Kinder umgebracht, die Frauen aber mitgenommen. In Wahrheit seien es Sklavenhändler gewesen. Nur Asuba und die kleine Tochter Elas hätten sie lebend zurückgelassen.

Abimelechs Herz klopfte wild. Es war also geglückt! Er hatte ja gewußt, daß er sich auf Schelef verlassen konnte. Schade nur, daß sie Asuba nicht mitgenommen hatten. Da hätten sie sie lieber auch töten sollen. Aber nun mußte er erst einmal den Trauernden spielen. Er sank vornüber, drückte den Kopf auf die Knie und stöhnte: „O meine Brüder, welch furchtbares Geschick hat euch ereilt! Ich habe euch gehaßt, ja, ich tat es, und ihr wißt warum, aber nun klage ich um euch, denn ihr wart mir trotz allem Familie und Heimat!“ Er richtete sich auf, ritzte mit dem Dolch sein Gewand ein und streute sich Erde aufs Haar. Und erneut stöhnte er: „Und ihr Kinder, ohne Schuld, auch ihr mußtet sterben, bevor ihr gelebt habt! Welch ein Unglück!“ Er blickte Hotam mit gramerfüllter Miene an. Tränen kamen ihm aber keine, was ihm gar nicht recht war, denn dann hätte seine Trauer noch echter gewirkt. Er hob die Hände zum Himmel und rief: „Ich werde die finden, Hotam, die das getan haben – verlaß dich drauf!“

„Du bist der Bluträcher“, bestätigte der Freund. „Aber es wird schwierig sein, die Mörder zu finden. Wir haben nicht nach ihnen gesucht, denn ihr Vorsprung war viel zu groß. Sicherlich sind sie hinunter zur Meeresküste geflohen und dort weiter nach Süden. Wo sonst sollen sie die Frauen verkaufen?“

Abimelech fragte nun nach Einzelheiten, und Hotam berichtete ihm alles, was er wußte. Insgesamt aber war es nicht viel, was er sagen konnte. Er kam zu seinem eigentlichen Auftrag: „Du mußt jetzt gleich mit mir kommen, Abimelech! Du bist ja nun der Erbe Jerubbaals. Die Väter Ofras wollen mit dir reden. Und für morgen ist der Sippenrat einberufen.“

„Geh schon immer voraus“, bat Abimelech, „und richte in Ofra aus, daß ich heute noch zu euch komme! Aber zuvor muß ich meinem Onkel Heled Bescheid sagen. Und weil der gräßliche Tod meiner Brüder ja auch ganz Sichem berührt, wird Heled dem Rat von Sichem Nachricht geben wollen. Ich muß ihm deshalb alles mitteilen, was ich von dir weiß.“

Hotam wäre es lieber gewesen, wenn er den Jerubbaalsohn gleich hätte mitnehmen können. Aber er sah ein, daß der Sichem nicht verlassen konnte, ohne sich von seinen Gastgebern zu verabschieden. Und da er selbst darauf nicht warten wollte – schon der Anblick der gewaltigen Stadtmauer Sichems war ihm unbehaglich – , machte er sich allein auf den Rückweg. Seine Frau wartete ja auch auf ihn. Noch eimal blickte er sich um und sah, wie Abimelech mit hängenden Schultern zum Stadttor schlurfte. Er bedauerte den Freund. In jungen Jahren hatte der schon durch die Hand midianitischer Räuber den Vater verloren, und er selbst war nur knapp dem Tod entronnen. Dann die langen Jahre in der Fremde. Und als ihn das Heimweh nach Sichem trieb, weil ihm Ofra versagt war, da fielen nun alle seine Brüder durch Mörderhand. Nun war für ihn der Weg nach Ofra und zu seinem väterlichen Erbe zwar frei, aber um welchen Preis! Er selbst nahm sich vor, dem Freund fortan treu zur Seite zu stehen.

Als Abimelech außer Sichtweite Hotams war, straffte sich seine Gestalt, und voller Tatendrang eilte er ins Haus seiner Onkel. Heled und Sabdiel erwarteten ihn schon. „Es ist geschehen!“ rief er beiden froh entgegen. Ihre Gesichter waren ernst, und er merkte, daß seine Freude dem grausigen Ereignis wohl nicht ganz angemessen war. Er setzte sich, bemühte sich um eine sachliche Miene und berichtete, was er von Hotam gehört hatte. Daß auch die Kinder tot waren, verschwieg er zunächst. Aber Heled wollte sämtliche Einzelheiten wissen, und ganz besonders fragte er nach allen, die zum Haus Elischamas gehört hatten. Abimelech mußte erschöpfend Auskunft geben.

„Also drei Männer, vier Knaben und drei Mädchen sind tot“, faßte Heled zusammen. „Vier Frauen sind verschleppt. Und übrig sind nur noch deine Stiefmutter und ein kleines Mädchen. Fürwahr, Abimelech, das ist ganze Arbeit.“

Es war Abimelech nicht recht klar, ob dieses Urteil Anerkennung oder Abscheu ausdrückte. So nahm er es als Beifall auf – Heled aber meinte es gerade entgegengesetzt. Ein leichtes Grauen vor dem Neffen ergriff ihn. Gewiß, alle Ratsherren hatten dessen Tat gebilligt und deren Kosten sogar verauslagt. Aber nicht die Herren von Sichem waren die Mörder – das waren Abimelech und seine Spießgesellen. Das Blut der Getöteten würde irgendwann über diese kommen. Da konnte wohl auch El-Berit auf Dauer keinen Schutz gewähren. Hoffentlich ereilte den Neffen seine Schuld erst, nachdem er Sichem so viel wie möglich genutzt hatte.

Sabdiel warf ein: „Abimelech, du brauchst jetzt mehr denn je den Schutz und Beistand unseres Gottes. Erinnere ihn ständig an das, was er dir im Traum zugesagt hat!“

Heled erhob sich. „Ich gehe, um Nachrai zu berichten“, verkündete er. „Er muß alles wissen.“ Und dem Neffen gebot er: „Du wartest, bis ich zurück bin! Es könnte sein, daß Nachrai dir noch etwas zu sagen hat, bevor du nach Ofra gehst.“

„Du findest mich im Tempel“, erwiderte Abimelech. Er hatte ohnehin vorgehabt, El-Berit zu danken, daß der alles so gefügt hatte, wie er es ihn im ersten seiner Tempelträume hatte schauen lassen. Je später er nach Ofra kam, um so besser – dann würden sicherlich die Toten schon bestattet sein.

Er kaufte ein Lamm und betrat das Tempelgelände. Elihu war nicht zu sehen, aber seine Söhne waren soeben mit dem Opfer einer Gruppe Männer beschäftigt, ihrem Aussehen nach wandernde Hirten, die einen Abstecher nach der Stadt gemacht hatten, um sich wer weiß wofür des Beistands El-Berits zu versichern. Abimelech mußte warten. Er schlenderte ein wenig umher und hatte plötzlich das Gefühl, beobachtet zu werden. Er sah sich um, und tatsächlich – hinter einem Mauervorsprung lugte eine Frau hervor und blickte ihn an. Eine junge Frau von bezaubernder Schönheit. Abimelech zerrte das Lamm am Strick hinter sich her und ging auf die Frau zu. Sie lief nicht weg, sondern schaute ihm ruhig entgegen. „Wer bist du?“ fragte er. „Kennst du mich?“

Sie lächelte. „Ich kenne dich, und du kennst mich.“ Er lauschte ihrer Stimme und stellte sich vor, wie sie wohl klang, wenn sie flüsterte. Seine Miene entspannte sich. „Jetzt weiß ich, wer du bist“, sagte er. „Was tust du hier?“ Eine alberne Frage! Aber er fühlte sich befangen ihr gegenüber. Sie gab, immer noch lächelnd, zurück: „Eigentlich möchte ich dich das fragen. Ich sehe, du willst ein Opfer darbringen. Und dein Gewand ist zerrissen. Sind von deinen Wünschen schon welche in Erfüllung gegangen?“

Sollte er ihr sagen, was ihn hierherführte? Ihr Blick hatte etwas Zwingendes. Und sie wußte ja sowieso, daß er den Mord an seinen Brüdern geplant hatte. So berichtete er ihr von der Nachricht, die ihn erreicht hatte, und daß er heute noch zum Haus seines Vaters gehen werde, um den gesamten Besitz zu übernehmen. Er müsse nur noch warten, bis Heled von Nachrai zurück sei.

„Nachrai ist sehr klug“, sagte sie. „Wer sich mit ihm einläßt, der sollte ebenso klug sein. Verstehst du mich?“

Er sah sie fragend an. Wollte sie ihn etwa warnen? Seine Wachsamkeit war ja bereits dadurch geschärft, daß er beim nächtlichen Ausflug zu Jerubbaals Grab den Heledsohn Kimham als Nachrais Aufpasser aufgespürt hatte. „Ich glaube, ich verstehe dich“, erwiderte er und nickte ihr zu, und er fühlte plötzlich eine große Vertrautheit zwischen sich und dem Mädchen. Er faßte sich ein Herz und bekannte: „Du weißt, daß ich Großes erreichen werde. Wenn du bei mir wärst, dann … Ich will sagen, ich möchte dich gern an meiner Seite haben. Ich brauche dich.“

Ihr Lächeln erlosch. „Aschera braucht mich, und du weißt das.“

Er spürte, wie ihn die Leidenschaft für die schöne Priesterin ergriff. „Nein, ich weiß es nicht!“ rief er trotzig. Sie sah sich besorgt um und mahnte ihn, leiser zu sprechen. Er beschwor sie flüsternd: „Ich möchte mit dir leben! Aschera wird dich freigeben. Wenn du bei mir wärst, würde niemand mehr mir widerstehen können. Du würdest mir die Kraft geben, die ich für meine Taten brauche. Ich habe mich seit jener Nacht hier im Tempel nach dir gesehnt, und es ist bestimmt kein Zufall, daß wir uns gerade heute begegnen. Sprich mit deiner Göttin und flehe sie für uns an! Wenn ich zurück bin, komme ich, um dich zu holen.“ Er ahnte, daß er Unmögliches verlangte, aber er wußte zugleich, daß er diese Frau haben mußte.

Sie sah ihn an, und es war wie ein Abschiedsblick. Entsagung lag in ihrer Stimme, als sie antwortete: „Mein Leben liegt in den Händen Ascheras. Ihr gehöre ich. Ich kann sie nicht bitten. Geh jetzt, die Söhne Elihus warten auf dich!“ Sie wandte sich von ihm ab. Er riß das Lamm zurück, das ihr folgen wollte. Noch einmal drehte sie sich um, streichelte den Kopf des Tieres und flüsterte Abimelech zu: „Ich heiße Baara. Vielleicht kann ein Größerer mit meiner Herrin Aschera sprechen.“

Sie eilte davon. Abimelech ging wie benommen hinüber zum Altar. Was hieß das nun wieder: ein Größerer! Ein Größerer als Baara? Oder ein Größerer als Aschera?

Während die für El-Berit bestimmten Stücke des Lammes in Rauch aufgingen, dankte Abimelech dem Gott für seine Hilfe und bat ihn, auch weiterhin mit ihm zu sein, wie er es ihm durch

die Träume zugesagt hatte, ihn vor den Geistern der Toten zu beschützen und ihm im Ringen um die Herzen der Abiesriten beizustehen. Denn heute und morgen mußte sich erweisen, ob die scheußliche Mordtat ihm jenen Erfolg brachte, den er beabsichtigt hatte. „Laß das vergossene Blut auf Elischama und sein Haus zurückfallen!“ flehte er. „Elischama und Jimla selbst haben sich und ihrer Familie das Urteil gesprochen, als sie mich abgewiesen und den Vater beleidigt haben. Sie mußten sterben, denn sie standen mir und Sichem und dem gesamten Bergland im Wege.“ Aber nun kam ihm wieder die schöne Ascherapriesterin in den Sinn, und unversehens wurde sein Gebet zur Bitte, daß El-Berit sich bei Aschera für Baara und ihn verwende, damit das Mädchen sein werden konnte. „Ohne Baara fühle ich keine Kraft in mir, die Taten zu deinem Ruhm zu vollbringen. Gib sie mir, El-Berit! Wenn ich aus Ofra zurückkehre, dann soll sie meine Frau werden. Sie soll die Mutter meiner Söhne sein, die ich dem Geist meines Vaters versprochen habe. Wer anders sollte mir die künftigen Könige gebären als sie? Warum sonst bin ich heute am Tag meines Sieges über Elischama ihr erneut begegnet?“ So betete er, bis die Flammen das Opfer verzehrt hatten.

Das übrige Fleisch hatte er den Priestern geschenkt. Er wollte eben den Tempelbereich verlassen, als Elihu zum Tor hereinkam. „Mein lieber Abimelech!“ rief er, als er ihn erblickte. „Ich hörte soeben, daß deine Rache die Feinde Sichems ereilt hat. Meinen Glückwunsch!“ Abimelech sah ihn betroffen an. Selbst ihm kam es jetzt nach dem Gebet seltsam vor, daß einer zum zehnfachen Mord gratulierte. Elihu schwächte seine strahlende Miene etwas ab und erklärte: „Du hast jetzt erfahren, daß wir mitunter etwas tun müssen, was uns widerstrebt. Glaub mir, das Blut der Toten klebt nicht an deinen Händen, denn unser Gott hat dir die Tat erlaubt! Es war Zwietracht zwischen ihm und dem Gott von Ofra, und unser Gott hat gesiegt. Mit deiner Hilfe! Sorge dafür, daß viele deiner Abiesriten sich nun unserem Gott zuwenden, denn er ist stärker! Aber zugleich mußt du dem Baal von Ofra ein Opfer darbringen, denn ihn schmerzt die Niederlage gegen El-Berit. Bitte ihn um Versöhnung!“

Abimelech nahm die Erklärung der Untat durch den Priester verwundert auf, aber sie gefiel ihm. Er fragte, woher Elihu überhaupt wisse, daß es geschehen sei.

Er sei bei Nachrai gewesen, erwiderte der Priester, gerade als Heled die Nachricht aus Ofra überbrachte. Nachrai habe die Mitteilung mit Genugtuung aufgenommen und zu Heled gesagt, daß auf dessen Neffen offenbar Verlaß sei.

Abimelech freute sich und teilte Elihu mit, daß er soeben ein Opfer für El-Berit dargebracht habe. Der Priester lobte ihn. Die Begegnung mit Baara erwähnte Abimelech nicht.

Als er nach Hause kam, war Heled noch nichtr zurück. So speiste er mit Sabdiel. Eigentlich hätte er fasten sollen, aber hier in Sichem mußte er sich keinen Zwang auferlegen. Er schilderte Sabdiel, was er im Tempel erlebt hatte, jedoch auch ihm gegenüber außer dem Gespräch mit Baara. Aber das Ascheramädchen stand ihm während der Unterhaltung ständig vor Augen.

Endlich erschien auch der Ratsherr von seiner Besprechung. „Nachrai hätte gern selbst mit dem Boten aus Ofra gesprochen“, berichtete Heled. „Ich mußte mich anstrengen, um ihn zu überzeugen, daß die Nachricht echt ist.“

„Wofür hält er mich?“ fragte Abimelech vorwurfsvoll. „Bin ich denn ein Lügner? Weiß er nicht mehr, daß ihr einst festgelegt habt, den ersten Mann aus Ofra, der die Stadt betritt, zu erschlagen? Wie hätte der Bote nach Sichem hereinkommen sollen?“

„Beruhige dich, Abimelech!“ erwiderte der Onkel. „Sein Mißtrauen gilt nicht dir, sondern Ofra. Aber nun wird sich ja alles ändern! Nachrai setzt große Hoffnungen in dich. Enttäusche uns nicht! Die Leute von Ofra sind durch Elischama verdorben, und du wirst es schwerhaben mit ihnen. Nachrai läßt dir durch mich sagen: Geh und begrabe deine Toten! Übernimm dein Erbe und gewinne das Vertrauen deiner Mitbürger! Komm dann zurück, ob übermorgen oder in einer Woche, das mußt du selbst entscheiden, und berichte dem Rat! Dann werden wir über das Ziel sprechen, das uns eint.“

Abimelech war zufrieden. Er warf sich das Leopardenfell über, erweiterte noch ein wenig den Riß in seinem Obergewand und hing sich sein Schwert an den Gürtel. Ging man zur Totenfeier mit dem Schwert? Aber dann behielt er die Waffe doch bei sich, denn die Leichen würden ja wohl schon weggebracht sein. Er richtete seine Gedanken ganz auf die Beratung des Sippenrates morgen. Am besten wäre es, wenn er heute noch mit Gareb sprechen könnte, denn ohne dessen Unterstützung würde es schwer für ihn werden.

Er trödelte, damit die Zeit verging. Lange sprach er mit Usa. Der Junge wollte gern mit nach Ofra, aber Abimelech hielt nichts davon und vertröstete ihn auf seine Rückkehr.

Endlich schien es ihm an der Zeit, sich auf den Weg zu machen. Die Wintersonne stand schon tief hinter dem Garizim. Hoffentlich schien sie auch morgen noch einmal! Er ging zu Fuß. Seine Esel hatte er Schelef überlassen, und es erschien ihm auch bescheidener, zu gehen statt zu reiten. Ein bescheidener, ehrlich trauernder Soldat – so wollte er den Leuten von Ofra gegenübertreten.

Plötzlich blieb er stehen und lauschte. Was war das? Kein Zweifel, noch immer hielten sie in Ofra die Totenklage. Leise, aber deutlich wehten die dumpfen Jammergesänge vom Hügel herab

zur Straße und hinüber zur Grabstätte. Sie hatten die Leichen also liegen gelassen. Für ihn! Er sollte sie sehen! Hieß das, sie mißtrauten ihm? Er seufzte und versuchte, sein klopfendes Herz zu beruhigen. Wenn ihm das erspart worden wäre! Die Tat an sich war schon schlimm genug, aber daß er sich nun auch noch im Beisein ganz Ofras die Leichen ansehen mußte! Wie zum Trost fiel ihm Baara ein. Wenn er jetzt seine Rolle glaubhaft spielte, dann winkte sie ihm als Lohn. Beherzt setzte er seinen Weg fort.

Die Leute von Ofra begegneten ihm mit Scheu. Nicht weil sie Argwohn hegten, das merkte er schnell, sondern weil sie ihn nicht ansehen konnten, ohne daß sie erneut das Grauen vom Morgen befiel. Mit festen Schritten ging er auf das Haus zu, in dem er aufgewachsen war. Die Einwohner folgten ihm in ein wenig Abstand, um ihm in seiner Trauer beizustehen und ihm Auskunft zu geben, falls er das wünschte.

Das Tor zum Hof stand offen. Zögernd trat er ein. Sein erster Blick fiel auf die Leichname. Man hatte sie herausgetragen und hier in einer Reihe niedergelegt. Rings um sie hockten die älteren Frauen Ofras, deren uralte Klagegesänge er schon drüben auf der Straße gehört hatte. Als er eintrat, schauten sie auf, und ihr Jammern wurde leiser. Eine der Frauen unterbrach den Gesang und schrie: „Was will der hier?“ Abimelech starrte sie erschrocken an. Erst allmählich begriff er, daß die weißhaarige Alte Asuba war. Sie sah aus wie eine Greisin von über sechzig Jahren, dabei war sie erst einige Jahre über vierzig. Die Frauen neben ihr versuchten, sie zu beruhigen. Aber sie ließ sich nicht zum Schweigen bringen. „Er soll weggehen! Als Jerubbaal erschlagen wurde, blieb er als einziger übrig. Jetzt sind alle meine Söhne und Enkel getötet, aber er lebt immer noch!“ Sie wollte sich erheben, aber die Frauen hielten sie fest. Sie geiferte: „Du sollst auch sterben, du Sohn der sichemitischen Hure! Wer findet sich und schlägt ihn tot, den Bastard?“

Abimelech entsetzte sich vor der tobenden Stiefmutter. Auf diese Szene war er nicht gefaßt. Es fehlte nur noch, daß sie ihn als Mörder beschimpfte. Aber ihm wurde Hilfe. Ein Mann löste sich aus der Menge vor dem Tor und kam herein. Es war der Bruder der Wütenden. „Asuba!“ herrschte er sie an. „Laß Abimelech in Ruhe! Es ist seine Pflicht, hier zu sein. Er ist ein Sohn Jerubbaals genau wie diese da. Siehst du nicht, daß er um seine Brüder trauert?“

Die Zurechtweisung wirkte. Asuba sank in sich zusammen und wimmerte nun leise. Abimelech wollte ihrem Bruder danken, aber der würdigte ihn keines Blickes und war schon wieder auf dem Weg nach draußen zu den anderen. So wandte sich Abimelech nun den Ermordeten zu. Er schritt bis ans Ende der Reihe. Dort lag Elischama. Sein Gesicht war verzerrt. Der Tod hatte den Zorn seiner letzten Worte hineingegraben. Abimelech sah ihn lange an. Er hatte das Gefühl, vor einem erschlagenen Feind zu stehen. Genugtuung befiel ihn erneut. Der würde ihm nicht mehr im Wege sein! Dasselbe Gefühl hielt an, als er sich Jimla zuwandte. Er war versucht, dessen Leiche einen Tritt zu versetzen. Wie der ihn mit giftiger Rede gedemütigt hatte! Dann trat er vor Schamma und spürte heute zum ersten Mal wirkliche Trauer. Ein Jüngling, der sicher bald Hochzeit gehalten hätte. Sein Gesicht sah aus, als habe sich ihm die Frage aufgeprägt, warum er so lange vor der Zeit schon sterben mußte. „Es tut mir leid um dich“, flüsterte Abimelech. „Du bist unschuldig. Warum nur mußtest du der Bruder dieser beiden da sein!“

Neben Schamma lag Dodo, der Zehnjährige. Schelefs Dolch hatte gut getroffen – er lag da, als ob er schlief. Nun kamen Abimelech die Tränen. Nahm die gräßliche Reihe denn gar kein Ende? Er schritt weiter zu den anderen Kindern. Er hatte sie kaum gekannt, einige waren noch gar nicht geboren gewesen, als er Ofra verlassen hatte. Aber es waren Kinder! Dodo mitgerechnet sieben Kinder! Erst jetzt wurde ihm richtig bewußt, wie ungeheuerlich das war, was er hier angerichtet hatte. Ihm grauste es vor sich selbst. Voller Entsetzen blickte er auf die Leiche eines kleinen Mädchens. Ihre Lider hatten sich geöffnet – es kam ihm vor, als ob ihre Augäpfel ihn fragend anstarrten. Er stürzte in eine Ecke des Hofes, aus der die Frauen kreischend vor ihm flüchteten, und erbrach sich. Eine ganze Weile lehnte er an der Mauer und dachte, daß es ihm auch damals nicht elender gewesen sein konnte, als er vor den Leichen Jerubbaals und Elas die beiden Midianiter hatte töten sollen. Aber allmählich kehrten seine Lebenskräfte zurück. Heute noch mußten die Toten hinübergebracht werden zur Grabhöhle, um neben den Vätern die ewige Ruhe zu finden. Eigentlich mußte er sich seines Zusammenbruchs gar nicht schämen – seine Trauer wirkte um so echter. Trauer? Er prüfte sich. In ihm war keine Trauer mehr. Nur Ekel. Die Leichen mußten weg.

Als er sich umwandte, standen Gareb und Hotam in seiner Nähe. Die Klage der Frauen war noch leiser geworden. Abimelech trat auf die beiden zu. Gareb war nun zweifellos der Mann in Ofra, auf den fast alle ihre Blicke richteten. Die anderen Männer warteten draußen. Er aber war hereingekommen wie einer, dem es obliegt, Anordnungen zu treffen. Es war schon so: Ohne seine Unterstützung würde man auch als Enkel des Joasch in Ofra keinen Einfluß erlangen können.

Gareb sprach Abimelech sein Mitgefühl aus und fand eine ganze Reihe guter Worte für Elischama. Der hatte Ofra von den Handwerkern Sichems unabhängig gemacht und der Ortsgemeinde hohes Ansehen in ganz Abieser verschafft.

Abimelech hörte Garebs Rede mit Befremden. Er wußte, wie energisch Hotams Vater gegen Elischamas Mauerbau angekämpft hatte. Was sollte also das Gerede? Aber erst einmal mußten

die Leichen weg. „Helft ihr mir, die Toten zu bestatten?“ fragte er. „Die Sonne geht schon unter, und wir werden uns beeilen müssen.“

„Es ist Winter, und wir können bis morgen damit warten“, sagte Gareb, als ob ihm die Entscheidung darüber zustand. „Ich habe mich schon mit meinen Freunden besprochen – wir werden dir selbstverständlich helfen. Es sind die Toten ganz Ofras.“

Abimelech gefiel die Antwort ganz und gar nicht. „Es ist Sitte, daß man die Verstorbenen vor Sonnenuntergang bestattet“, beharrte er auf seiner Absicht. „Du weißt das besser als ich.“ Er ekelte sich maßlos vor den vielen Leichen hinter seinem Rücken. Oder fürchtete er sich vor ihnen?

Gareb schüttelte den Kopf. „Sei vernünftig, Abimelech!“ bat er ihn mit milder Stimme. „Gleich wird es dunkel sein, und der Weg ist weit. Warte nur bis morgen! Komm mit uns und setz dich heute abend zu uns!“

Abimelech sah ein, daß er seinen Willen nicht durchsetzen konnte. Also bloß weg hier! Gareb forderte die Frauen auf, es vorläufig mit der Totenklage genug sein zu lassen. Er traf noch mit diesem und jenem letzte Absprachen für morgen und ging dann mit Hotam und Abimelech zu seinem Haus. Auch die anderen verließen den Platz vor dem Joasch-Anwesen. Asuba jedoch weigerte sich, ihre Söhne und Enkel zu verlassen.

„Ich werde die Mörder finden und ihre Untat rächen“, gelobte Abimelech, als er dann mit Gareb und dessen Söhnen zusammensaß. Er hatte Hunger, aber ganz Ofra fastete bis zur Beisetzung.

Gareb wiegte bedächtig den Kopf, und zögernd erwiderte er: „Du bist der Bluträcher, und es ist deine Pflicht, die Mörder zu suchen. Aber nun sage ich dir etwas, was ich noch keinem verraten habe, auch meinen Söhnen nicht. Die Untat ist so grausam und ungeheuerlich, daß menschlicher Verstand sie nicht fassen kann. Ich frage mich deshalb: War es etwa Götterzorn, der sich hier ausgetobt hat? Hat unser Gott die Dolche der Mörder gelenkt? Hat Elischama den Baal von Ofra so sehr erzürnt, daß der dafür sein Haus ausrottete? Und falls das so ist: Worin besteht denn dann die Verschuldung Elischamas? Und unsere eigene? Denn der zehnfache Tod gilt uns allen. Er ist eine Warnung an ganz Ofra.“

Alle sahen Gareb an, verwundert und verwirrt. Für die Söhne war der Gedankengang so bestürzend, daß sie Mühe hatten, ihm zu folgen. Abimelech dagegen wunderte sich weniger über den Inhalt der Rede, sondern mehr darüber, daß ausgerechnet Gareb zu einer solchen Auffassung kam. Der Brudermord – ein Gottesurteil! Ja, genau so war es! Hatte ihm Elihu nicht heute mittag gesagt, El-Berit habe den Baal von Ofra bekämpft und besiegt? Gareb hatte demnach recht und unrecht zugleich. Sein Irrtum bestand darin, daß er statt des Gottes von Sichem den Gott von Ofra für den Urheber der Tat hielt. Aber – dann meinte er ja sein Lob Elischamas von vorhin gar nicht ernst! Nein, er blieb ein Gegner Elischamas. Und sein Irrtum konnte nützlich sein – sehr nützlich! Wenn seiner Meinung nach der Gott Ofras an Elischama und seinem Haus Rache genommen hatte, dann mußte Gareb jetzt genau das Gegenteil davon wollen, was Elischama getan hatte. Er mußte für den Frieden mit Sichem sein und wieder das frühere gute Verhältnis mit der Stadt anstreben. Nur so konnte er den Baal von Ofra versöhnen. Es war genau das, was er selbst mit dem Mord an den Brüdern bezweckt hatte. Fast hätte er nun ein Siegerlächeln aufgesetzt. Da hatte er sich gegrämt, weil er gegen Gareb nichts in der Hand hatte, um ihn an seine Seite zu zwingen, und nun lieferte sich der Alte ihm unbeabsichtigt selbst aus!

Während Abimelech nachdachte, hatten die beiden älteren Söhne Garebs dem Vater vorsichtig widersprochen. Wie sollte sich der Gott von Ofra gegen seine eigenen Verehrer gewandt haben? Vor diesem Gedanken wichen sie zurück. Der Mauerbau war zwar ein unsinniges Vorhaben, aber doch keine Gotteslästerung! Nun schauten sie auf Abimelech und waren neugierig, was er dazu sagte. Hotam warf ein: „Es ist wirklich merkwürdig, daß die Räuber gerade in Elischamas Haus gegangen sind.“

Abimelech durfte nicht länger schweigen. Ihm war klar: Er mußte sich zu Garebs Meinung bekennen, damit der ihm morgen zur Seite stand. „Das frage ich mich auch schon, seit Hotam mir die schreckliche Botschaft überbrachte“, nahm er die Bemerkung des Freundes auf. „Wenn es Sklavenhändler waren, warum gingen sie geradewegs zu Elischama und nicht zum Beispiel zu euch?“

Der älteste Sohn faßte das als wirkliche Frage auf und antwortete: „Ich denke, weil sie vorher bei Gideon gewesen waren, und der hatte ihnen Grüße an seine Verwandten aufgetragen. Als sie dann sahen, daß vier junge Frauen im Haus sind, haben sie sich entschieden, die Männer zu töten und die Frauen zu rauben.“

„Und die Kinder?“ fragte Hotam.

„Sie sind sicher wach geworden, und die Mörder wollten nicht, daß sie das Dorf zusammenschreien“, entgegnete der Gefragte.

Abimelech schüttelte den Kopf. Gareb hieß seine Söhne schweigen und forderte seinen Gast auf weiterzusprechen.

„Ich glaube, das ist eine zu einfache Antwort“, meinte Abimelech zum ältesten Garebsohn. „Bis vorhin war ich zwar derselben Auffassung. Aber was euer Vater soeben gesagt hat, das über-

zeugt mich.“ Er wandte sich direkt an Gareb. „Wenn der Baal von Ofra Elischamas Haus gestraft hat, dann kann es doch nur deswegen sein, weil sich Elischama dem Willen des Gottes hartnäckig und auf Dauer widersetzt hat. Elischama hat seit dem Tod meines Vaters die Feindschaft gegen Sichem geschürt. Er hat den Frieden und Wohlstand Ofras leichtfertig aufs Spiel gesetzt. Er hat seinen Großvater Joasch frech beleidigt, der die Sichemiten gezwungen hatte, die Abiesriten zu achten und mit ihnen einen Bund zu schließen. Ich denke, diese Lebensordnung des Joasch, das war der Wille unseres Gottes. Und wenn wir nun den Gott versöhnen wollen, dann müssen wir genau diese Ordnung wiederherstellen. Seit ich in Sichem lebe, weiß ich, daß die Herren von Sichem nichts sehnlicher wünschen als gerade das. Aber ihre Furcht vor Elischama war groß. Nun, wo er nicht mehr ist, steht einem neuen Bund zwischen den Abiesriten und Sichem nichts mehr im Wege.“

Gareb sah Abimelech an, als wollte er ihm auf den Grund des Herzens blicken. Seine Söhne schwiegen. Auf diese Rede konnte nur der Vater antworten. Gareb sagte: „Als du dich kürzlich mit Hotam getroffen hast, da hast du schon von der Wiederherstellung guter Nachbarschaft zwischen Ofra und Sichem gesprochen. Hotam hat es mir berichtet. Wie soll ich das verstehen? Damals lebte doch Elischama noch!“

Abimelech erschrak. War das ein plötzlicher Verdacht gegen ihn? „Ich ging nach Sichem“, erklärte er, „weil ich ohne Heimat und Familie nicht länger leben konnte. Hierher nach Ofra war mir die Rückkehr versperrt. Ich habe den Geist Jerubbaals befragt, in einer Höhle, die zur Welt der Toten hin offensteht – glaubt mir, das war grauenhafter als die Kriege, in denen ich gekämpft habe, furchtbarer als das Ringen mit der Raubkatze, deren Fell ich trage – , der Geist meines Vaters war es, der mich nach Sichem zur Familie meiner Mutter gewiesen hat. Von meinem Onkel Heled weiß ich, wie sehnlich die Sichemiten das alte, freundschaftliche Verhältnis zu Ofra und ganz Abieser wiederaufrichten würden. Und das habe ich Hotam gesagt. Ich hatte eine Hoffnung: Vielleicht würdet ihr anderen Elischama zwingen, seiner Feindschaft zu entsagen.“

Gareb kniff die Augen zusammen. „Und du willst als Sprecher Ofras die Verhandlungen mit Sichem führen?“ fragte er lauernd.

Abimelech blickte den Hausherrn erstaunt an. Sein Blick strahlte vor Offenheit. „Aber Gareb, für mich steht fest, daß nur du der Sprecher Ofras im Sippenrat sein kannst! Nur du weißt, was gut für Ofra ist! Denn du hast als erster erkannt, was unser Gott mit dem Gericht an Elischamas Haus uns lehren will.“

Garebs Miene hellte sich auf. Seine Söhne nickten freudig. Aber Abimelech fuhr fort: „Allerdings haben mich die Männer Sichems auch mit der Botschaft an die Männer Ofras betraut. Heled überbrachte sie mir vom Rat, bevor ich mich hierher auf den Weg machte. Ihr versteht, daß der Tod Elischamas den Rat von Sichem sofort zu einer Stellungnahme veranlaßt hat. Die Herren von Sichem ließen mir sagen: Da ich mit Elischamas und Jimlas Tod ja nun der Erbe Jerubbaals bin und zu den Hausvätern Ofras gehöre, sie andererseits mich zur Hälfte als einen der ihren betrachten und mir vertrauen, so würden sie mich gern als Vermittler zwischen sich und den Abiesriten sehen.“

„Was soll das heißen?“ fragte Gareb argwöhnisch.

Abimelech verstärkte sein strahlendes Lächeln. „Mir fällt da ein Vorschlag ein“, meinte er wie einer, der ausnahmsweise auch einmal einen guten Einfall hat, „ein Vorschlag, mit dem wir wahrscheinlich beidem gerecht werden können, nämlich deiner Wahl in den Sippenrat und dem Wunsch unserer künftigen Verbündeten nach meiner Vermittlung. Ich unterstütze morgen deine Wahl, und dafür schlägst du dem Sippenrat vor, angesichts der Bedeutung Ofras im Verband der Abiesriten und der neuen Lage gegenüber Sichem mich als zweiten Sprecher Ofras aufzunehmen. Ich glaube, so könnten wir am besten zur Versöhnung unseres Gottes beitragen und die Friedensordnung zwischen uns und Sichem auf den Weg bringen.“

Wenn jetzt Gareb ablehnte! Abimelech zitterte innerlich vor Aufregung. Gareb fand den Vorschlag zwar nicht von vornherein verwerflich, aber selbstverständlich ungewöhnlich. Ofra hatte sich niemals innerhalb des Sippenverbandes als Führungsmacht aufgespielt. Auch Elischama hatte nicht gewagt, die Gleichrangigkeit der Gemeinden im Sippenrat anzutasten. Andererseits hatte Gareb jedoch keine rechte Lust, mit Sichem zu verhandeln und etwa gar an den Festen der Stadt teilzunehmen. Sichem war ihm im Grunde gleichgültig. Er wünschte gutes Einvernehmen, aber ansonsten sollten die Sichemiten ihn und ganz Ofra in Ruhe lassen. „Ich werde über all deine Worte nachdenken“, beschied er Abimelech.

Der freute sich. Gareb lehnte nicht ab. Aber warum sollte er auch – sie beide hatten doch nichts gegeneinander. Nun galt es, morgen den Sippenrat zu bezwingen. Abimelech dachte schon gar nicht mehr an die Leichen, die im Hof seines Hauses lagen und zuvor in die Grabhöhle mußten.

Aber später wurde er nachdrücklich an sie erinnert. Gareb forderte ihn auf: „Nun geh in dein Haus und ruhe dich aus von den Schrecken dieses Tages! Bei Sonnenaufgang kommen wir zu dir, um deine Toten mit ihren Vätern zu vereinen.“

Abimelech sah ihn an, als hätte er schon einen der Totengeister vor sich, mit denen er heute nacht das Haus teilen sollte. Vorbei das strahlende Siegerlächeln. „Ich hatte nicht vor …“, stammelte er.

Aber Gareb war unerbittlich. „Es ist nun dein Haus! Oder sollen die Mitbürger denken, daß du dein Erbe ausschlägst?“ Ein spöttischer Zug schlich sich in seine Miene. „Hast du etwa Angst vor dem Geist Elischamas?“

Abimelech schien es das beste, seine Furcht zuzugeben. Vielleicht bewahrte ihn das vor Garebs Ansinnen. „Ja“, sagte er leise.

Nun war es an Gareb, dem Jerubbaalsohn deutlich zu machen, daß er ihn bei allem Wohlwollen für einen Möchtegern hielt, der Feigheit zeigte, wo Mut erforderlich war. „Du traust dir zwar zu, Ofra und Sichem zu versöhnen, aber vor den Toten deiner Familie hast du Angst? Wieso? Sprich heute nacht mit deinen toten Brüdern! Versöhne dich mit ihnen, bevor du Hunderte versöhnst! Lerne, daß Versöhnung Bescheidenheit erfordert!“

Abimelech erkannte, daß weiterer Widerstand zwecklos war. Wie vorhin, als er die Leichen heute noch hatte bestatten wollen. Aber lieber jetzt einlenken und morgen bei den wirklich wichtigen Fragen hart bleiben. „Darf Hotam die Nacht über mit mir kommen?“ fragte er kleinlaut und sah dann den Freund bittend an. Hotam nickte. Er verstand Abimelechs Scheu vor dem leeren Haus mit den Toten und der haßerfüllten Stiefmutter im Hof.

„Nimm Hotam von mir aus mit!“ entschied Gareb. „Aber vergiß darüber nicht, dich mit deinen Brüdern auszusöhnen! Damit die Saat, die jetzt die deine ist, dir reiche Ernte bringt. Und damit die Familie des Joasch nicht mit dir erlischt, sondern in deinen Kindern und Kindeskindern weiterlebt.“ Garebs Miene war nun ohne den spöttischen Zug von vorhin. Er meinte es ehrlich. Abimelech glaubte, etwas wie Güte in den Augen des Älteren zu erkennen.

28

Abimelech und Hotam betraten leise den Hof des Joasch-Hauses. In der Dunklheit konnte man die Toten für Schläfer halten, die sich hier zur Nachtruhe ausgestreckt hatten. Abimelech suchte mit den Augen Asuba. War sie noch da? Er fand sie über Elischama gebeugt, fest schlafend. Die beiden Freunde schlichen sich ins Haus, und Hotam entzündete mit Hilfe der mitgebrachten Glut das erloschene Herdfeuer. Er hatte keine Angst vor den Toten. Ihn beschäftigte noch immer Garebs Deutung der Mordtat, der sich Abimelech sofort angeschlossen hatte. Ob andere ähnlich dachten? Er legte Holz ins Feuer und fragte Abimelech: „Glaubst du wirklich wie der Vater, daß sich unser Gott gegen Elischama und ganz Ofra gewandt hat?“ Er erinnerte sich an Fälle, wo der Gott Übeltäter mit Krankheit gestraft hatte, wobei man nie genau wußte, ob der Urheber wirklich ein Gott oder vielmehr ein Dämon war. Auch Kinderlosigkeit oder Mißernten wurden der Einwirkung übermenschlicher Kräfte zugeschrieben. Dann war da vor Jahren das Unwetter gewesen, das die Mauertrasse hinweggespült hatte. Gareb und viele andere hatten auch darin die Strafe des Baal gesehen. Aber die Ausrottung einer ganzen Familie? Wenn das tatsächlich ein Werk des gerechten Gottes war, dann mußte das Vergehen dieser Familie so gewaltig sein, daß Krankheit oder Mißernte zur Bestrafung nicht ausreichten. Und dann konnte sich nicht allein Elischama verschuldet haben. Hatte etwa schon Jerubbaal das Strafgericht heraufbeschworen? Auch er hatte ja Ofra über Sichem erheben wollen. Elischama war lediglich in die Spur getreten, die sein Vater hinterlassen hatte. Und mit ihm seine Brüder. Von Jerubbaals Söhnen war einzig Abimelech bewahrt worden. Es war so, als ob alle Äste eines Baumes weggebrochen waren, außer einem. Abimelech war in der Fremde gewesen und hatte die Verschuldung Elischamas somit nicht mitgetragen. An ihm war es nun, dafür zu sorgen, daß der abgehauene Stumpf Jerubbaals neue Zweige trieb.

Abimelech antwortete auf die Frage des Freundes: „Ja, ich glaube, dein Vater ist wirklich hinter das Geheimnis dieser Untat gekommen. Ich hoffe, er kann morgen alle von seiner Auffassung überzeugen. Nur wer den Willen der Götter erkennt, der weiß, was er tun muß.“

„Du als einziger wurdest verschont“, sagte Hotam versonnen. Abimelech wußte keine Erwiderung darauf. Was wollte der Freund sagen? Aber Hotam hatte gar keine Antwort erwartet. Er nannte den Vergleich der Jerubbaalfamilie mit dem gestutzten Baum. „Du solltest schnell heiraten“, riet er, „damit du das Haus des Joasch wiederaufrichtest.“

Dahinaus lief also die Bemerkung. Abimelech lächelte. „Das werde ich tun, Hotam, das werde ich tun.“ Er dachte an Baara. Hotam dachte an seine Schwester.

Draußen war ein Geräusch, als ob jemand über den Hof schlurfte. Abimelechs Lächeln erlosch. Riefen ihn etwa die Geister der Toten nach draußen? Oder kam Asuba herein? Er wußte nicht, wen er mehr fürchtete. Ängstlich lauschte er. Jetzt hörte es sich an, als würden Körper über den Boden geschleift. Hotam sah trotz des schwachen Feuerscheins vom Herd her den Schrecken im Gesicht des Freundes und tröstete ihn: „Sei unbesorgt! Du bist bewahrt worden. Keiner wird dir nun noch etwas tun können.“

Er ging zur Tür, um die Ursache der Geräusche zu ergründen. In diesem Moment schleppte sich Asuba herein und starrte geblendet ins helle Feuer. „Wer ist hier?“ krächzte sie mit heiserer Stimme. „Seid ihr zurückgekehrt, meine Töchter?“ Dann erkannte sie, wen sie vor sich hatte. „Was macht ihr hier?“ kreischte sie. „Das ist mein Haus!“ Sie wollte auf Abimelech losgehen, aber Hotam hielt sie zurück und erbot sich, sie zum Haus ihres Bruders zu bringen. „Laß mich in Ruhe!“ keifte sie heiser. Offenbar hatte sie sich erkältet. „Meine Söhne werden kommen und euch verjagen“, drohte sie und wankte wieder hinaus.

Hotam meinte: „Sie wird sich draußen den Tod holen.“

„Na, wenn schon“, knurrte Abimelech haßerfüllt. Hotam blickte ihn vorwurfsvoll an. Da milderte Abimelech seine Bemerkung ab: „Wir können ja doch nichts für sie tun.“ Er ging zur Tür und klemmte einen Knüppel dagegen, den er in einer Ecke gefunden hatte. Vielleicht half das gegen die Geister, die Asuba da draußen aufscheuchen wollte. Er setzte sich neben Hotam ans Feuer und dachte an Schelef und dessen Gesellen, die jetzt in der Höhle am Garizim wie hier er und Hotam um ein wärmendes Feuer hockten und sich wahrscheinlich mit den gefangenen Frauen vergnügten. Er wäre lieber bei ihnen gewesen als hier in der Gesellschaft des einfältigen Jugendfreundes. Schelef hatte sein Abenteuer schon glücklich hinter sich, ihm dagegen standen weitere Tage voller Verstellung bevor, morgen hier in Ofra und danach in Sichem. Aber das alles mußte ja sein, damit aus dem Niemand, der er gewesen war, ein Jemand werden konnte, der Männer um sich scharte, die ihm folgten Wenn da draußen nur nicht diese Toten herumlägen!

„Es geht jetzt nicht nur um die Abiesriten und Sichem“, sagte er, um auf andere Gedanken zu kommen. Hotam schaute verwundert hoch. Er hatte sich gerade ausgemalt, wie gut es wäre, wenn er den Freund rasch für seine Schwester interessieren könnte. Auch andere Familien würden die Blicke des Jerubbaalsohnes auf ihre Töchter zu lenken suchen. Und Abimelech mußte ja auch wirklich schnell heiraten, damit er schon zum Unkrautjäten im Frühjahr eine Gefährtin hatte und damit ihm endlich Kinder geboren wurden, deren Heranwachsen ihm Hoffnung geben konnte. Vielleicht sollte er wie sein Vater sogar zwei Frauen nehmen, damit es mit der Wiederaufrichtung der Joaschfamilie schneller ging. Hauptsache, die Schwester war eine von beiden. „Du hast recht“, erwiderte er. „Je eher du dir eine Frau ins Haus holst, um so schneller wirst du über den Verlust deiner ganzen Familie hinwegkommen.“

Nun war es an Abimelech, ein erstauntes Gesicht zu machen. Der gute Hotam, er war wirklich beschränkt. Mal sehen, ob er tatsächlich unfähig war, über das Umfeld von Ofra hinauszudenken. „Ich dachte gar nicht an Frau und Kinder“, belehrte er gutmütig lachend den Freund. „Ich dachte daran, daß ein Bund zwischen uns und Sichem nur der Anfang sein kann. Ein ganz kleiner Anfang. Es geht um einen viel größeren Bund. Es geht um alle Städte und Dörfer des Berglandes bis hinab nach Megiddo und zum Land am Tabor. Sie alle müssen sich zusammenschließen, um den Feind abzuwehren, der uns von der Meeresküste her bedroht.“ Sein Ton war ernst geworden.

„Wer bedroht uns denn?“ fragte Hotam ungläubig.

„Die Philister“, antwortete Abimelech in bedeutungsschwerem Tonfall, und er schilderte sie dem Freund, der noch nie etwas von ihnen gehört hatte, in einer Weise, als ob ihr Angriff übermorgen bevorstehe. Hotam blieb vor Überraschung der Mund offen. Abimelech ließ sich von seinem Lieblingsthema hinreißen und schwärmte von den unermeßlichen Reichtümern, die in den Städten am Meer angeblich aufgehäuft waren. Und alle diese Schätze würden den Bergvölkern in die Hände fallen, wenn sie die Angreifer hinab in deren eigenes Land verfolgten. Schätze aus Silber und Gold und edlen Steinen, die man sich hier im armen Bergland gar nicht vorstellen könne. Seine Augen leuchteten, und fast hatte er die Toten im Hof vergessen.

Hotam wußte nicht recht, was er dazu sagen sollte. Warum erzählte ihm Abimelech das alles? Morgen vor den Ältesten Ofras und aller Abiesriten, da gehörte seine Rede hin. „Wohnen die Philister nicht sehr weit weg von uns?“ meinte er unsicher. „Und wenn wir wirklich ihre Reichtümer erbeuten – was sollen wir damit? Wir brauchen sie doch gar nicht.“ Er dachte, hoffentlich hat da unten in Dor nicht Abimelechs Verstand gelitten! Mit solchen Träumereien konnte man doch nicht seinen Haushalt gut führen und dem Acker reichliche Ernten abringen.

Abimelech war enttäuscht. Aber so war Hotam eben, immer nur an Haus und Acker klebend. Wie der reagierte, hätte er voraussehen können, er kannte ihn ja. „Aber den Schutz- und Abwehrbund brauchen wir!“ sagte er hart.

Hotam blickte Abimelech abschätzend an. Vielleicht war es gar keine so gute Idee, die Schwester dem Freund zu geben. Vielleicht hing der tatsächlich nur seinen Einbildungen nach und kümmerte sich zuwenig um Acker und Herde. „Ich kann dir dazu nichts sagen“, gab er zur Antwort. „Besprich das alles mit denen, die Verantwortung für uns alle tragen und Entscheidungen treffen. Für mich ist das nichts.“

Abimelech führte das Gespräch nicht weiter. Es war sinnlos. Er erhob sich und ging zur Tür. Jetzt fühlte er sich Hotam sehr überlegen, und das machte ihm Mut. Wer sich zum Herrn des Berglandes berufen wußte, der durfte sich nicht vor den Leichen seiner feindlichen Brüder fürchten. Außerdem stand er ja in der Hand El-Berits von Sichem, dem der Baal von Ofra soeben unterlegen

war. Weshalb also sollte er sich fürchten? Er stellte den Holzknüppel beiseite und öffnete die Tür. Vorsichtig spähte er hinaus. Hier draußen schwebten irgendwo die ruhelosen Geister der Toten. Sie hielten sich in der Nähe der Leichname auf, solange diese noch nicht bestattet waren. So hatte man es ihm als Kind erzählt. Wo war Asuba? Er sah sie bei den Kinderleichen liegen, die sie vorhin enger aneinandergerückt hatte. Ob sie auch gestorben war? Am Morgen würde man es feststellen. Er schlüpfte völlig hinaus und zog die Tür hinter sich zu. Sehr leise, um Asuba nicht zu wecken, falls sie doch bloß schlief, flüsterte er: „Hört mich, meine Brüder! Es war ein Kampf der Götter! El-Berit von Sichem will die Macht im gesamten Bergland. Er hat den Gott Ofras besiegt. Ihr mußtet sterben, weil ihr Sichem im Wege standet. Verzeiht mir! Aber ich war nur das Werkzeug El-Berits! Kein anderer als Jerubbaal war es, der mich dazu gemacht hat. Ihn müßt ihr zur Rede stellen, nicht mich! Heute noch werdet ihr bei ihm sein. Ich aber will die Versöhnung mit euch. Jetzt, wo ihr tot seid, gibt es nichts mehr, was zwischen uns ist."

Hotam öffnete die Tür von drinnen, um nachzusehen, wo Abimelech blieb. Der wandte sich ihm zu und flüsterte erleichtert: „Ich habe zu ihnen gesprochen. Ich habe ihnen die Versöhnung angetragen. Mehr kann ich nicht tun."

„Komm wieder herein, es ist kalt heute nacht!" forderte Hotam ihn auf.

„Sei leise!" bat Abimelech und zeigte auf Asuba.

Sie gingen hinein. Hotam legte Holz nach und tröstete Abimelech: „Du wirst sehen, es wird sich alles zum Guten fügen. Du wirst dich bei uns wieder einleben, und Joasch und Jerubbaal werden dein Haus segnen. Und für Ofra werden die guten Zeiten, von denen die Väter sprechen, wiederkehren. Vergiß doch alles, was du in der Fremde gesehen und erlebt hast! Vergiß diese Philister oder wie sie heißen! Falls sie kommen, werden wir sie zurückschlagen. Die Abiesriten sind nicht schwach, aber das weißt du genausogut wie ich."

Abimelech hätte die Worte Hotams am liebsten schroff hinweggefegt. Aber er brauchte den Jugendfreund und durfte ihn nicht verletzen. „Ich werde vorläufig in Sichem wohnen", verkündete er. Hotam sah ihn entgeistert an. Das hatte er nicht erwartet. Wie wollte Abimelech Mitglied des Ältestenrates der Abiesriten werden, wenn er weiterhin außerhalb der Sippe lebte?

„Ich will es dir erklären", versprach Abimelech in mildem Ton. Dabei fragte er sich, warum er ausgerechnet diesem beschränkten Bauern als erstem seine Entscheidung mitteilte. War es, um die Wirkung zu erproben? Um herauszufinden, was ihn morgen erwartete? „Ich muß die Blutrache an den Mördern vollziehen, auch wenn ein Gott ihnen die Untat eingab", begann er seinen Entschluß zu erläutern. „Sichem hat Verbindungen nach allen Seiten, ich kann von dort aus besser nach den Sklavenhändlern forschen als von hier aus. Und von Sichem aus kann ich auch leichter in Erfahrung bringen, wie die Philister weiter nach Norden vordringen, wie schnell sie vorankommen und was sie vorhaben. Ich kann Reisende beauftragen, den Feind zu beobachten und Sichem darüber Nachricht zu schicken. Und vergiß nicht: Ich bin Soldat, kein Bauer! Was soll ein Soldat in Ofra?"

Hotam verstand Abimelech nicht mehr. Was sollte bloß das Gerede von Feind und Krieg und Beute? War nicht mit dem Tod Elischamas und Jimlas endlich Gelegenheit, zu friedlichen Zeiten zurückzukehren? Wollte etwa der einzige überlebende Jerubbaalsohn von Sichem aus die gleiche Unruhe ins Land tragen wie bisher Elischama von Ofra aus? Und der war einmal sein Freund gewesen! Er hatte sehr gehofft, Abimelech würde nun endlich zur Ruhe kommen, vielleicht sein Schwager werden, und abends würden sie nach getaner Tagesarbeit wie früher beisammensitzen, und Abimelech könnte von seinen Abenteuern in der Fremde erzählen, wenn er sie schon nicht vergessen wollte, und sie würden froh die Geborgenheit im Schoß von Familie und Sippe genießen. Die kleine Welt Ofras wäre wieder in Ordnung gewesen. Was trieb nur die Nachkommen des Joasch, immerzu irgendwelchen Zielen nachzujagen, die sie sich selbst ausgedacht hatten? Gideon war fortgezogen, Jerubbaal und Elischama hatten Ofra zu einem zweiten Sichem machen wollen, und Abimelech faselte nun sogar vom gesamten Bergland. Aber schon Joasch selbst hatte es ja nicht im Heimatdorf ausgehalten – er hatte den Sichemiten Ofra abgenommen und es zu einer Siedlung der Abiesriten gemacht. Was für eine Unrast in dieser Familie! Wie gut, daß Gareb wie schon vorher der Großvater seine Söhne gelehrt hatte, es für das Höchste zu achten, bescheiden ihr Tagewerk zu tun und sich Herbst für Herbst unter Weinstock und Feigenbaum am Segen der Götter und am Ertrag fleißiger Arbeit zu erfreuen.

Abimelech beobachtete den schweigenden Freund und ahnte, was in seinem Kopf vorging. Er fragte in dessen Gedanken hinein: „Hotam, willst du mein Verwalter sein? Ich brauche jemanden, der meine Ernte sichert und sie einbringt. Der meinem stummen Hirten, den ich noch gar nicht kenne, Anweisung gibt. Der mein Haus behütet. Dir kann ich vertrauen wie mir selbst. Übernimmst du das für mich?"

Hotam fuhr sich mit den Händen über das Gesicht, als wollte er so für das neue Ansinnen Abimelechs Platz schaffen. Er sah den Freund betrübt an. Der zeigte jenes Lächeln, das er stets aufsetzte, wenn es Herzen zu gewinnen galt. Natürlich mußte sich jemand um Abimelechs Besitz kümmern, wenn er schon nicht hierbleiben wollte! Eine große Aufgabe war damit gestellt, und

Hotam spürte, wie sie ihn lockte. Aber sicher überforderte sie ihn. „Um unserer alten Freundschaft willen würde ich es gern tun“, erwiderte er. „Aber ich bin zu jung und unerfahren dazu. Und was wird der Vater sagen? Er braucht mich zu Hause. Und einer allein kann sowieso nicht deinen Besitz besorgen. Hast du das alles bedacht?“

„Ich habe es bedacht“, antwortete Abimelech, und er bestürmte Hotam, das zu wagen, was er ihm zutraute. Gareb würde schon ja sagen, er hatte doch noch zwei erfahrene Söhne, und schon wuchsen ihm Enkel heran. Und daß Hotam Hilfe brauchte, das war klar, dafür mußte noch gesorgt werden.

Hotam stimmte schließlich zu, vorausgesetzt, der Vater hatte nichts dagegen. Er seufzte. Was würde Abimelech noch alles von ihm verlangen? Jetzt war er todmüde. „Laß uns endlich schlafen!“ bat er und streckte sich neben dem Feuer aus.

„Wollen wir nicht abwechselnd wachen?“ schlug Abimelech vor.

Jetzt war es an Hotam, den Überlegenen herauszukehren. „Wozu?“ fragte er. „Ich fürchte nichts. Du etwa?“

Abimelech legte sich wortlos ebenfalls hin und bemühte sich, an Baara zu denken. Es dauerte nicht lange, und er war eingeschlafen.

Er und Hotam wurden durch die Stimmen geweckt, die vom Hof her hereindrangen. Beide waren im Nu auf den Beinen und liefen zur Tür. Der Morgen graute. Gareb und weitere Männer waren dabei, die Toten auf Bahren zu legen, die sie gestern aus Ästen und Riemen hergestellt hatten. Asuba stand daneben und schaute mit stumpfem Blick zu – sie lebte also noch, wie Abimelech bedauernd feststellte. Ihn fröstelte. Er schaute zum Himmel. Eine Wolkenwand stand im Westen. Mißmutig ging er wieder hinein, um sich das Gesicht zu waschen und zu trinken. Hotam war draußen geblieben und half beim Aufbahren der Leichen.

Allmählich versammelten sich wie am Morgen und am Abend zuvor die Einwohner ganz Ofras vor dem Haus des Joasch, und mit ihnen diejenigen aus den Nachbardörfern, die schon gestern angekommen waren und bei Freunden übernachtet hatten. Erneut setzte der Klagegesang der Frauen ein, vorerst noch leise, um die Kräfte zu schonen. Abimelech stand mit drei anderen an der Bahre, auf der Elischama lag, und kam sich überflüssig vor. Er war keinesfalls die Hauptperson – wenn es eine gab, dann war es Gareb. Der eilte geschäftig hin und her und kontrollierte, ob an allen Bahren die Träger und Ersatzleute bereitstanden. Endlich gab er das Zeichen zum Aufbruch. Plötzlich schwebten die Toten auf gleicher Höhe mit den Köpfen der Lebenden, und nun war klar, wer die Wichtigsten in dieser Menschenmenge waren – das waren sie. Die Frauen erhoben ihre Stimmen nun mit aller Kraft, um den Geistern der Toten zu versichern, daß sie drinnen in ihrer Höhle nicht vergessen sein würden. Abimelech ließ sich unterwegs nicht ablösen. Mit zusammengebissenen Zähnen und schmerzenden Schultern und Armen schleppte er Elischamas Bahre bergab und bergauf bis zur Grabhöhle. Elischama in seiner Länge drückte wie ein Felsblock auf die Schultern seiner Träger, aber es war nun das letzte Mal, daß er anderen Schmerz zufügte. Abimelech dachte es grimmig. Nun hatten alle gesehen, daß er dem gewalttätigen Halbbruder, der ihn aus Ofra vertrieben hatte, verzieh. Und vielleicht blickte auch der Gott Ofras auf ihn, wie er sich überwunden hatte, den schweren Leichnam zu schleppen – der Acker brauchte den Segen des Gottes. Als dann alle zehn Toten in der Grabhöhle lagen und die Türsteine wieder davorgewälzt waren, hob sich Abimelechs Stimmung: Nun waren sie alle in der Obhut Joaschs und Jerubbaals, und die würden sie schon hindern, etwas zu tun, was ihm schaden konnte.

Die Menschenmenge wogte zurück nach Ofra. Die Frauen schwiegen erschöpft. Alle waren hungrig. Ihr Ziel war der Kultplatz, wo das Totenmahl stattfinden sollte. Gareb hatte veranlaßt, daß sich jede Familie mit einem Beitrag beteiligte, und so war es eine richtige kleine Schafherde, die allmählich auf dem Platz zusammengetrieben wurde. Abimelech stiftete aus dem väterlichen Besitz einen Jungstier, den Garebs Söhne schon gestern ausgewählt hatten. Es dauerte lange, bis alle sich versammelt hatten. Überall standen Gruppen und besprachen eifrig, wie es nun weitergehen würde in Ofra. Die Sippenältesten machten sich mit den Einzelheiten der Mordtat bekannt und erhitzten sich an der Frage, wer wohl die Täter waren und was sie zur Tat getrieben hatte. Schließlich waren auch all jene da, die schlecht zu Fuß waren, und die am entferntesten wohnenden Mitglieder des Sippenrates waren ebenfalls eingetroffen. Abimelech tötete seinen Stier und gab damit den Auftakt zu einem gewaltigen Schlachten, wie es Ofra seit dem Herbstfest nicht mehr gesehen hatte. Blutgeruch lagerte sich um die Hügelspitze, bald jedoch verdrängt von dem Dunst verbrennenden Fleisches. Wie gut, daß es den jungen Kultdiener gab, den Elischama eingesetzt hatte, denn er sorgte für Ordnung am Altar. Abimelech war nun endlich Hauptperson und fühlte seinen Geltungsdrang befriedigt. Vor dem Altar stehend, sprach er als Bruder der ermordeten Jerubbaalsöhne die überlieferten Opferformeln, wie er sie als Kind und Jugendlicher immer wieder gehört hatte, und wo ihn sein Gedächtnis im Stich ließ, da sagte ihm Gareb leise vor.

Es war heller Mittag, als die Anteile, die der Gott von allen Opfertieren erhielt, völlig verbrannt waren. Aber bevor sich nun alle zum Mahl setzten, trat plötzlich Gareb vor den Altar, hob die Arme zum Himmel und rief mit lauter Stimme: „Du unser Gott, wir alle flehen dich an: Nimm das Opfer

Ofras gnädig an! Die Söhne Abiesers schreien zu dir: Laß ab von deinem Zorn! Schenke uns Versöhnung! Siehe, wir sind uns einig: Wir werden zur Ordnung, die Joasch Ofra und allen Abiesriten einst gegeben hat, reumütig zurückkehren. Deshalb bewahre uns vor weiteren Räubern! Beschütze uns vor Feinden! Behüte unser Leben!“

Alles schaute fragend auf den Redner und horchte verwundert auf seine Worte. Warum sprach er den Gott an trotz des Opfers, das doch an sich bereits die Verbundenheit zwischen Gott und Gemeinde sicherte? Weshalb dängte er sich durch eine solche Ansprache in den Vordergrund? Und was meinte er mit dem Zorn des Gottes? Unterstellte er etwa, daß der Gott die grauenhafte Mordtat veranlaßt hatte? Gareb würde nachher manches erklären müssen. Abimelech jedoch freute sich über die Rede. Gareb hatte sich mit seiner Auffassung jetzt öffentlich festgelegt, und zwar wirkungsvoll. Wer würde nun noch hartnäckigen Widerspruch wagen?

Die Menge lagerte sich zum Opfermahl, die Hausväter Ofras und der Sippenrat etwas abseits von allen anderen. Trotz der Bewölkung fiel kein Regen. Man nahm es als ein gutes Zeichen. So notwendig der Regen auch war – heute sollte er noch warten.

Die Männer, die über die gemeinsamen Angelegenheiten Ofras und aller Abiesriten bestimmen durften, aßen hastig, nicht nur, weil sie Hunger hatten, sondern auch, weil es sie zur Beratung der neuen Lage drängte. Und gegen Abend würde es wieder recht kühl werden. Der älteste von ihnen, ein Greis aus dem westwärts gelegenen Nachbardorf, eröffnete die Aussprache, indem er Gareb dafür lobte, daß er von der Rückkehr zu den friedlichen Zeiten des Joasch gesprochen hatte. Er selbst konnte sich an keine Räuber erinnern, die jemals im Gebiet der Abiesriten ihr Unwesen getrieben hatten. Ein beifälliges Murmeln begleitete seine Worte, aber als er schwieg, hagelten von allen Seiten Fragen auf Gareb ein, was er mit dem göttlichen Zorn gemeint habe.

Gareb strich sich den Bart glatt und gab sich eine würdevolle Haltung. „Ihr Söhne Abiesers, es ist recht von euch, mich das zu fragen“, setzte er feierlich zu einer großen Rede an. Er ließ die Jahre, in denen Elischama der einflußreichste Mann in Ofra gewesen war, noch einmal in der Erinnerung vorüberziehen. Dabei versuchte er, dem Erstgeborenen Jerubbaals Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem er auch die guten Seiten an seinem Wirken erwähnte. Aber dann geriet ihm seine Rede zur Anklage. Elischama und Jimla seien dem Hochmut verfallen und hätten aus Ofra ein zweites Sichem machen wollen mit Mauer und Tempel, und sie hätten dem friedfertigen Sichem grundlos den Kampf angesagt, und mehrmals habe der Krieg auf Messers Schneide gestanden. „Sie haben unser Leben, in dem wir uns wohlfühlen und auf das wir stolz sind, wenn wir nach Sichem blicken, verändern wollen!“ rief er erregt. „Sie haben uns behandelt, als ob es bei uns wie in Sichem Herrscher und Untertanen geben sollte, und mit alledem haben sie unseren Gott Tag für Tag und Jahr für Jahr geärgert, bis das Maß seines Zornes voll war und er sich entschloß, sie und ihre Familie aus dem Verband der Abiesriten auszutilgen, damit wir wieder leben können, wie <u>wir</u> wollen, und nicht, wie <u>sie</u> wollten!“

Er hielt erschöpft inne, und sofort erhob sich ein Geschrei, das erst allmählich, nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, in verständliche Äußerungen überging. Zunächst überwog der Widerspruch – Garebs Auffassung war ja auch ein unerhörtes Ansinnen für all jene, die gewohnt waren, alles Böse auf das Wirken von Dämonen zurückzuführen und kaum jemals auf den Gott. Und für die wenigen Freunde Elischamas war die Rede sowieso eine Zumutung. Manchem grauste es auch einfach nur davor, die Ausrottung einer ganzen Familie als Gottesurteil zu verstehen.

Gareb verteidigte seine Meinung. Die Untat habe ein unvorstellbares Ausmaß. Ein Mensch könne nicht so grausam sein, mutwillig sogar kleine Mädchen zu töten. Nur ein Gott könne hier, aufs äußerste gereizt, seinen Zorn ausgetobt haben. Und überdies habe ihm der Baal Ofras selbst die Wahrheit dieser Schreckenstat offenbart.

Nun wurden manche der Männer nachdenklich. Tikwa, der Sohn Ahischahars, der wie sein verstorbener Vater gern als Hüter der überkommenen Lebensart gegen alle Neuerungen auftrat, meinte: „Wir hätten Elischama Einhalt gebieten müssen, als es noch Zeit dazu war. Aber nur wenige sind gegen ihn aufgetreten. Ich finde, wir sollten das einsehen.“

Diese Mahnung führte zum Umschwung in der Beurteilung der Bluttat. Zaghaft äußerten einige die Bereitschaft, sich Garebs Auffassung anzuschließen.

Abimelech verfolgte die Aussprache mit Genugtuung. Die Männer um ihn konnten nun gar nicht mehr anders, als den schwelenden Unfrieden mit Sichem zu beenden. Aber dazu brauchten sie einen Vermittler. Als Neffe eines Ratsherrn der Stadt bot er sich dafür geradezu an. Es war Zeit, daß er sich zu Wort meldete und die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er reckte sich, damit sein Leopardenfell noch vorteilhafter zur Geltung kam, holte tief Luft und rief: „Ihr Söhne Abiesers, ich bitte euch, hört mich an, der ich vom Zorn unseres Gottes verschont wurde!“

Alles verstummte und wandte sich ihm aufmerksam zu. Sie waren gespannt, wie dieser Außenseiter der Familie, der nun so jung plötzlich ein wohlhabender Mann und Hausvater war, die Untat sah.

„Der Anlaß meiner Heimkehr aus der Fremde ist traurig“, begann Abimelech, „und es ehrt die Ermordeten, daß ihr alle meine Trauer mit mir teilt. Ich gestehe euch, daß Garebs Auffassung auch

die meine ist, obwohl sie mir beinahe das Herz zerreißt. Denn bisher glaubte ich, daß Elischama trotz seiner Bosheit mir gegenüber für Ofra viel Gutes getan und gewollt hat. Aber wie ihr alle begreife auch ich, daß wir sein Tun nicht mit unserem eigenen Blick messen dürfen, sondern mit den Augen unseres Gottes betrachten müssen. Die göttliche Mahnung richtig zu verstehen, das heißt, daß wir hier und heute darüber sprechen sollten, wie wir auf den guten Weg meines Großvaters zurückkehren können. Nicht nur ich bin ein Heimkehrer – wir alle sind Rückkehrer!“

Er schaute reihum und traf auf erwartungsvolle Blicke. Um Fragen zuvorzukommen, warum er nach Sichem gegangen war, schilderte er seinen Lebensweg in der Fremde, zuerst bei Gideon und dann als Soldat in Dor. Er erzählte von der nächtlichen Beschwörung des Geistes Jerubbaals und dessen Aufforderung an ihn, nach Sichem zu den Brüdern seiner Mutter zu gehen. Es gelang ihm, dabei seinen hochtrabenden Redestil zu verlassen und wieder den ehrlichen, bescheidenen jungen Mann zu spielen, dem das Leben vielerlei Übel angetan hatte, der gerade deshalb Familie und Heimat hoch zu schätzen wußte und dem am Vertrauen seiner Sippengenossen sehr viel lag. Er berichtete dann, daß er durch seinen Aufenthalt in Sichem zuverlässig wisse, daß auch dort der Wunsch nach Wiederherstellung gutnachbarlicher Beziehungen zu den Abiesriten bestehe. Die Herren von Sichem hofften nun nach dem gräßlichen Tod Elischamas und seiner Familie, den sie bedauerten und verabscheuten, daß der Weg guten Einvernehmens mit den Nachbarn wieder beschritten werden könne.

Während er sprach, fragte er sich, ob er gleich jetzt seinen großen Plan einer Einigung des Berglandes gegen die Philister ausbreiten sollte. Er war sich noch nicht völlig klar darüber geworden. Aber wann sonst? Jetzt saßen alle hier, deren Wort Gewicht hatte, und in der Versammlung galt wie im Gefecht, daß die Überraschung die Mutter des Erfolgs war.

„Der Wunsch der Sichemiten, Mißtrauen und Feindschaft abzubauen, ist um so fester“, fuhr er deshalb großspurig fort, „weil eine große Gefahr für die Sichemiten und Abiesriten, ja für das ganze Bergland heraufzieht.“ Er hob den Arm und deutete nach Südwesten. „Dort unten am Meer rüsten sich unsere wahren Feinde, um wie die Heuschrecken heraufzusteigen und uns und alle Bewohner der Berge auszurauben und sich untertan zu machen. Ich meine das Volk der Philister. Ich bin in ihren Städten gewesen, ich habe ihre Fußtruppen und ihre Streitwagen gesehen. Ihre Schwerter sind aus Eisen und ihre Herzen aus Stein. Schon beherrschen sie Afek. Bald werden sie über die Berge in die große Ebene ziehen und Megiddo und Bet-Schean erobern. Dann aber werden sie über uns kommen, von Süden und von Westen und von Norden gleichzeitig. Nur eines kann uns und Sichem und alle, die südlich vom Garizim und nördlich vom Ebal wohnen, retten: Wir alle müssen uns zur Abwehr dieser Eroberer zusammenschließen und uns auf den Kampf vorbereiten, um sie zurückzuschlagen, von welcher Seite aus sie auch auftauchen und ihren Angriff vortragen. Dieses Bündnis zu knüpfen, das ist der eigentliche Sinn der furchtbaren Mahnung, die uns unser Gott hat zuteil werden lassen.“

Abimelech war nun nicht länger der arme Heimatlose, der unversehens zu Hab und Gut gekommen ist und deshalb vor den Sippenältesten den Mund öffnen darf, sondern er fühlte sich als der stolze Feldherr des künftigen Bundesheeres, der den Feind bis an die Grenze Ägyptens schlagen würde. Er betrachtete die Gesichter. Die wache Neugier von vorhin schien irgendwie erstarrt. Sie glotzten ihn stumpfsinnig an wie heute nacht schon Hotam, dachte er. Die wollte er mit sich reißen? Doch welche Wahl blieb ihm? Aber jetzt mußte er erst einmal zum Schluß kommen, mochte aus seiner kühnen Rede was auch immer folgen. „In dieser Lage ist es um so dringender“, sagte er in ruhigerem Tonfall, „daß die Abiesriten fest zusammenstehen und mit einer Stimme sprechen. Der Platz Ofras im Rat der Sippenältesten muß neu besetzt werden. Durch den Würdigsten. Das ist, wie ich denke, Gareb. Er hat als erster erkannt und ausgesprochen, worauf es jetzt ankommt. Ich danke euch, daß ich vor euch alles vortragen durfte, was mein Herz mich zu sagen hieß.“

Was würden sie nun herausgreifen, um ihren Unverstand daran zu wetzen? Würden sie über ihn herfallen und schreien, daß er noch ärger sei als Elischama? Welche Gedanken mochte Gareb jetzt wälzen? Abimelech war unsicher. Vielleicht war er zu forsch gewesen und hatte sich den Zugang zu ihren Herzen verbaut.

Zunächst blieb es merkwürdig still. Die Rede hatte den Männern, die noch weniger von den Philistern wußten als die Ratsherren von Sichem, die Sprache verschlagen. Viele hatten auch gar keine rechte Vorstellung davon, wie groß das Bergland überhaupt war und welche Bewohner es bevölkerten. In die Stille hinein sagte endlich einer, daß er im Herbst einen Händler getroffen habe, der aus Afek gekommen war, und dort herrsche noch immer ein einheimischer König wie eh und je. Abimelech hätte den Redner am liebsten sogleich berichtigt, weil dieser König nichts mehr tun konnte ohne Zustimmung der Philister. Aber dann zog er es doch vor, überlegen zu schweigen.

Allmählich kam ein Gespräch in Gang. Ein lahmer Meinungsaustausch darüber, wie man Sichem künftig begegnen sollte. Ob man wieder in der Stadt ein- und ausgehen und die Sichemiten auch nach Ofra einladen sollte wie ehedem oder ob man bei aller friedlichen Nachbarschaft doch besser Abstand hielt. Zur Philistergefahr sprach niemand. Als ob sie auf diesem Ohr taub waren, ärgerte sich Abimelech. Er erinnerte sich an Gaals Worte: Ein Bauer will seinen Weizen ernten und

seine Schafe scheren – weiter nichts. Genau so war es. Der Blick der Männer hier um ihn reichte nicht weiter als bis Sichem, höchstens noch bis hinab nach Afek. Gefahr konnte nach ihrer Meinung nur von Sichem kommen. War Friede mit Sichem, dann gab es keine Gefahr. Wie beschränkt sie alle waren! Abimelech hätte sich am liebsten geschüttelt, aber er hütete sich, seine Abneigung auf irgendeine Weise zu zeigen.

Endlich nahm Gareb das Wort. Nun mußte sich erweisen, ob er den Vorschlag Abimelechs vom gestrigen Abend aufgriff. Er gab bekannt, daß er gern bereit sei, im Sippenrat der Sprecher Ofras zu sein. Schon nach Jerubbaals Tod habe er sich ja um dieses Amt beworben, wie jeder in Ofra wisse. Er unterstrich noch einmal, daß es jetzt gelte, zwischen den Abiesriten und Sichem das zerstörte Vertrauen wiederherzustellen. Das Vertrauen beginne bei der Wahl dessen, der zwischen beiden Seiten als Vermittler tätig sein solle. Er blickte bedeutungsvoll in die Runde. „Die Sichemiten sähen es gern, wenn dieser Mittelsmann Abimelech wäre, denn er ist mit ihnen verwandt, und ihn kennen sie näher. Ihr müßt entscheiden, ob er auch unser Vertrauen verdient. Das meine hat er, trotz seiner Jugend, und die Entscheidungen liegen ja ohnehin bei den Ältesten. Nun ist jedoch den Sichemiten schwerlich zuzumuten, daß sie mit einem Mann verhandeln, der von den Beratungen unserer Ältesten ausgeschlossen ist. Deshalb schlage ich vor, auch Abimelech in den Kreis jener aufzunehmen, denen es obliegt, die gemeinsamen Angelegenheiten der Abiesriten zu ordnen."

Zu meiner Bündnisidee sagt er kein Wort! maulte Abimelech im stillen. Aber ansonsten war er mit Garebs Rede zufrieden. Doch die Meinungen zum Vorschlag waren geteilt. Einer warf ein: „Er ist zu jung. Auch Elischama war zu jung, und ihr seht, was daraus geworden ist." Beifallsgemurmel erhob sich.

Gareb hielt dagegen: „Abimelech ist nicht starrsinnig wie Elischama. Und er soll sich ja um Sichem kümmern, nicht um Ofra." Abimelech schloß sich gleich an und versicherte: „Ich kann euch wirklich sehr nützlich sein, denn mein Wort verhallt in Sichem nicht ungehört, glaubt mir!" Fast wäre er noch einmal auf die Philistergefahr und das Verteidigungsbündnis eingegangen, aber er ließ es lieber bleiben – sollten sie ihn erst einmal wählen.

Eine endlose Aussprache begann, in der immer wieder das Verhältnis zu Sichem und der Vorschlag für zwei Vertreter Ofras im Sippenrat sowie das Verschulden Elischamas und Jimlas hin- und hergewälzt wurden. Zur angeblichen Philistergefahr sprach niemand. Es war, als ob sich alle verschworen hatten, diesen Teil der Rede Abimelechs nicht zu beachten.

Alle, die nicht hier in dieser Runde saßen, hatten den Kultplatz mittlerweile verlassen. Der Abend zog herauf, und es wurde kühl. Abimelech langweilte sich. Er war sicher, daß sie ihn letztendlich wählen würden, denn Gareb und einige andere verteidigten den Vorschlag, und offene Gegner gab es nicht. Überhaupt wurde die Aussprache jetzt sachlicher geführt. Es ging weniger darum, was getan, sondern wie es getan werden sollte.

Am Ende kamen folgende Beschlüsse heraus: Um die äußeren Zeichen der frevelhaften Überhebung Elischamas zu tilgen, sollten das Tempelhaus und die begonnene Mauer schnellstens abgerissen werden. Der junge Kultdiener sollte sich wieder in der Wirtschaft seines Vaters nützlich machen. Die Straßenwache wurde aufgehoben. Sichem sollte ein friedliches Nebeneinander angetragen werden. Zunächst nicht mehr. Später konnte man dann sehen, ob aus dem Neben- ein Miteinander werden konnte. Gareb und Abimelech wurden beide in den Sippenrat aufgenommen.

Abimelech strahlte. Mit seinen zweiundzwanzig Jahren hatte er nun die Würde eines Ältesten der Abiesriten inne, die höchste Würde, die ein Hausvater erreichen konnte. Er war stolz, denn im Handstreich hatte er sie errungen. Dabei war er noch gar kein richtiger Hausvater. Er hatte zwar den Besitz, aber Frau und Kinder fehlten ihm noch. Nun würden sie ihm damit in den Ohren liegen, wie gestern schon Hotam. Bloß gut, daß er morgen zurück nach Sichem ging. Aber das wußten ja die Leute von Ofra noch gar nicht. Es sei denn, der Freund hatte es ausgeplaudert. Schnellstens mußte er es Gareb sagen und erreichen, daß er Hotam als Verwalter für ihn freigab.

Gareb fühlte sich bedrängt, als ihm Abimelech eröffnete, daß sie miteinander über eine wichtige Sache sprechen müßten, noch heute abend. Er war müde und wollte alles, was mit der Bewirtschaftung des Joaschbesitzes zusammenhing, erst morgen oder übermorgen beraten. Ihm war völlig klar, daß Abimelech damit überfordert war. Der hatte bisher statt des Pflugs das Schwert geführt, und seine Verhandlungen mit Sichem würden es notwendig machen, daß er immer wieder dorthin ging und vielleicht tagelang aus Ofra wegblieb. Abimelech hätte also bei Gareb durchaus ein offenes Ohr gefunden, wenn er mit seiner Bitte bis morgen gewartet und sich Schritt für Schritt vorgetastet hätte. Aber er hatte das ganze Gerede und Gehabe hier in Ofra erst einmal satt, und in Sichem lockte Baara. So verkündete er Gareb ohne Umschweife, daß er morgen nach Sichem zurückkehre und vorerst dort wohnen werde.

Gareb stand, als habe ihn ein Schlag getroffen. „Was willst du?" fragte er endlich, weil er sich wehrte, das Gehörte zu glauben. Abimelech begann mit Erklärungen, aber Gareb hieß ihn schweigen. „Geh in dein Haus, und später werde ich zu dir kommen und dich anhören!" beschied er ihn. „Überlege dir genau, was du mir sagen willst!"

„Bring Hotam mit!“ bat Abimelech.

Es war schon dunkel, als Gareb und sein Sohn kamen. Abimelech setzte ihnen getrocknete Feigen vor, die er gefunden hatte, und Wein. Gareb schob jedoch den Weinkrug beiseite und forderte Abimelech auf zu sprechen. Der wiederholte, was er vorhin gesagt hatte, und hing daran die Kette der Gründe, die er schon Hotam genannt hatte. Er sah an Garebs Gesicht, daß dem das alles nun nicht mehr neu war. Hotam hatte ihm in der Zwischenzeit vom Gespräch der vergangenen Nacht erzählt.

Gareb sagte mit dumpfer Stimme: „Du hast uns alle getäuscht.“ Es klang, als ob er einem Missetäter sein Urteil verkünden wollte. Abimelech fürchtete, daß der väterliche Freund seine Unterstützung für ihn bereute. Er begann, seine Entscheidung abzuschwächen, sie als vielleicht übereilt darzustellen, aber er sei nun einmal Soldat, und einen Acker könne er sowieso nicht pflügen. Er schlüpfte wieder in die Rolle des vom Leben gebeutelten, arglosen Jungen, der auf die Hilfe der Mitbürger angewiesen ist. Daß Gareb bloß nicht auf den Gedanken kam, seine Wahl etwa rückgängig zu machen!

Aber seine Furcht war unbegründet. Die Wahl wieder aufzuheben, kam Gareb nicht in den Sinn. Er machte sich doch nicht lächerlich! Und mittlerweile hatte er sich überlegt, daß es vielleicht sogar von Vorteil wäre, wenn Abimelech in Sichem blieb. Der Grünschnabel könnte ihm so schwerer in Ofras Angelegenheiten hineinreden, und Rivalitäten wären weniger zu befürchten. Selbstverständlich mußte man darauf achten, daß er regelmäßig nach Ofra kam und aus Sichem berichtete, aber ansonsten sollte er ruhig in Sichem bleiben und, wenn er wollte, dort für Unruhe sorgen, nicht hier. Den Mitbürgern müßte sein Weggang in diesem Sinne erklärt werden.

Nachdem Gareb Abimelech noch ein Weilchen damit geängstigt hatte, daß kein Sichemit im Ältestenrat der Abiesriten sitzen könne und daß es seine Pflicht sei, rasch aus den Töchtern Ofras eine Frau zu wählen und so das verfallene Haus des Joasch wieder aufzubauen, zeigte er sich endlich versöhnlich und bot von sich aus an, daß Hotam mit seiner Frau in Abimelechs Haus ziehen und für ihn seinen Erbbesitz bewirtschaften sollte. Um der alten Freundschaft zu Joasch willen – nicht um Abimelechs willen, das betonte er.

Abimelech fiel ein Stein vom Herzen, und er erklärte sich bereit, nun doch noch den morgigen Tag dazubleiben, um Helfer für Hotam zu gewinnen.

Mit Garebs Fürsprache fand er zwei junge Leute, deren Väter bereit waren, ihre Söhne an der Seite Hotams für Abimelech arbeiten zu lassen. Der eine war der arbeitslos gewordene Priesterjüngling, und es wurde vereinbart, daß er ständig bei Hotam wohnte. Der andere sollte in der Ernte helfen. Außerdem gab es ja noch den stummen Knecht, der abseits der Feldflur die Herde hütete. Abimelech machte sich gar nicht erst die Mühe, ihn aufzusuchen und sich als der neue Hausvater vorzustellen. Ihn zog es mit Macht nach Sichem.

Gleich nach dem Mittag machte er sich auf den Weg. Er eilte, denn es sah nach Regen aus. Er fand, daß er zufrieden sein konnte. Das, was erst einmal das Wichtigste war, hatte er erreicht. Er war im Sippenrat, und er hatte Hotam als Verwalter. Ofra vertraute ihm. Asuba war mit der Tochter Elas in ihre eigene Familie zurückgekehrt. Die Mehrzahl in Ofra hielt den Mord für die Tat ihres Gottes. Er grinste. Damit hatte er gar nicht gerechnet. Eher damit, daß man ihn verdächtigte, aber gerade das war nicht eingetreten. Irgendwie war er jedoch auch unzufrieden. War es, weil niemand seine Bündnisidee ernst genommen hatte? War es, weil ihn Gareb bei aller Unterstützung immer wieder wie einen dummen Jungen behandelte und er selbst sich das gefallen ließ?

Ein Tropfen fiel. Weitere kamen herab. Und dann ging ein Regenguß von solcher Heftigkeit nieder, daß Abimelech nichts übrigblieb, als sich niederzuhocken, das Gewand über den Kopf zu ziehen und abzuwarten. Bald fröstelte ihn. Hätte der Regen nicht warten können? Aber dann dachte er an die Ernteaussichten. Für die Saat war der Regen gut. Es galt, im Frühjahr Soldaten anzuwerben, und die wollten essen. Also mußte die kommende Ernte reichlich ausfallen. Hoffentlich ging es nun Tag um Tag mit dem Regen weiter. Dann brauchte er auch nicht so rasch zurück nach Ofra. Der Weg dorthin würde schwer passierbar sein. Diese Aussicht war tröstlich. Schon fror ihn weniger.

29

Am meisten freute sich über Abimelechs rasche Rückkehr nach Sichem Usa. Allein hatte er nichts mit sich anzufangen gewußt. Mit seinem früheren Vagabundenleben war es hier vorbei, und im Haushalt der Gastgeber seines Herrn gab es kaum Arbeit für ihn. Abimelech mußte ihm versprechen, ihn mitzunehmen, wenn er das nächste Mal nach Ofra oder irgendwo anders hinging.

Auch Heled und Sabdiel waren froh, daß der Neffe wieder zu Hause war und offenbar alles erreicht hatte, was er wollte. Abimelech gab sich jedoch ihnen gegenüber ganz gegen seine sonstige Art recht wortkarg und drängte statt dessen auf eine Ratssitzung. Dort wollte er ausführlich Rechenschaft ablegen. Seine Onkel waren ein wenig verstimmt über seine Schweigsamkeit, und

daß er gleich noch zum Tempel wollte, sahen sie auch nicht gern. Sein Dankopfer hatte doch Zeit bis morgen. Sie fürchteten, daß ihn Elihu ausfragte und am Ende dann mehr wußte als sie.

Abimelech aber zog es in Baaras Nähe. Er opferte ein Lamm, plauderte mit Elihu, ohne ihm mehr zu verraten als seinen Gastgebern, und ließ seinen Blick umherschweifen, aber es war nichts von dem Mädchen zu entdecken. Sollte er dem Priester seine Leidenschaft bekennen und ihn bitten, daß er Baara freigab? Aber er entschied sich, nicht unbedacht seinen Wunsch preiszugeben und dessen Erfüllung etwa gar zu gefährden. Es war klüger, erst die Entscheidung des Rates darüber abzuwarten, welchen Platz er künftig in Sichem einnehmen sollte.

Wähend Abimelech nach Baara Ausschau hielt, meldete Heled Nachrai die Rückkehr des Neffen. Natürlich war Nachrai schon von der Torwache benachrichtigt worden, aber nun erfuhr er, daß Abimelechs Auftreten in Ofra erfolgreich gewesen war. Er war außerordentlich zufrieden, denn er hatte sich für den Jerubbaalsohn eingesetzt, und dessen Mißerfolg hätte seinem Ruf und seinem Einfluß abträglich sein können. „Unser Gott hält wahrhaftig seine Hand über deinen Neffen“, sagte er. „Ich wußte, daß ihm gelingen wird, was er uns versprochen hat.“ Heled versuchte ein Gespräch über die Zukunft Abimelechs, aber Nachrai hielt sich mit seinen Überlegungen zurück. Er hatte zwar eine bestimmte Vorstellung, die er mit einigen seiner engsten Freunde auch schon besprochen hatte, aber Heled gehörte nicht zum Kreis dieser Vertrauten. Und wenn Nachrai ihm jetzt Andeutungen gemacht hätte, wäre Abimelech womöglich schon vor der Beratung in gewisse Gedanken zu seiner künftigen Stellung in Sichem eingeweiht worden, und das wollte Nachrai nicht. Aber sie kamen überein, gleich morgen den Rat einzuberufen. Auch wenn jetzt im tiefsten Winter sowieso keine Reisen ins Land hinaus möglich waren – Nachrai wollte nun klare Verhältnisse zwischen dem Rat und dem Heledneffen.

Abimelech legte sich zurecht, wie er vor den Herren der Stadt auftreten wollte. Auf keinen Fall durfte er aus Versehen in seine Reden etwas davon mengen, was er in Ofra gesagt hatte. Er merkte, daß es gar nicht so einfach war, mit zwei Zungen zu sprechen und obendrein noch seine höchsten Ziele sowohl dort als auch hier zu verbergen. Daß er eines Tages ein neuer Labaja sein wollte und daß es daneben keinen Platz für den Rat von Sichem geben würde, dieses Geheimnis durfte er vorläufig niemandem enthüllen. Außer Schelef. Ob der mit den Frauen aus Ofra rasch und unversehrt nach Süden entkam? Bei den aufgeweichten Straßen? Aber vielleicht folgten nun erst noch einmal ein paar trockene Tage.

Als sich Abimelech den Ratsherren gegenübersah, wich seine Unsicherheit von ihm. Nein, er würde nichts verwechseln. Die Versammlungen vorgestern und heute waren schon äußerlich viel zu unterschiedlich. Dort in Ofra von harter Arbeit gezeichnete Männer, in nicht sehr neuen und nicht ganz sauberen Gewändern, unter freiem Himmel auf dem harten Boden sitzend, hier dagegen die Ratshalle im Tempelbezirk, vor Wind und Regen Schutz bietend, ein wenig erwärmt von einem knisternden Feuer, die gepflegten Gestalten der Ratsherren auf ihren Stühlen, die Finger ringgeschmückt, die Bärte mit einigen Tropfen Duftöl besprengt. Er selber hockte wieder auf seinem Schemel, deutlich gesondert von den Herren Sichems.

Nachrai erteilte ihm das Wort in einer Weise, die von vornherein klarstellte, daß sich Abimelech nicht als Partner, sondern als Diener des Rates verstehen sollte. „Ihr Männer von Sichem, wir sind zusammengekommen, um von Abimelech, Sohn des Jerubbaal aus Ofra, seinen Bericht entgegenzunehmen, nachdem er aus seinem Heimatdorf zurückgekehrt ist. Sprich, Abimelech!“

Abimelech ging auf den förmlichen Ton ein. „Abimelech, Sohn des Jerubbaal, Enkel des Joasch, kann den Männern von Sichem voll Stolz berichten: Der Gott Sichems ist mit mir gewesen. Alles ist so gekommen, wie er es mir zugesagt hat und wie ich es euch versprochen habe. Elischama ist tot, sein ganzes Haus ist ausgelöscht. Sichem und seiner Macht über die ihm untertanen Dörfer droht von den Abiesriten nun keine Gefahr mehr. Mir gehört nun der Erbbesitz des Joasch, und ich zähle zu den Hausvätern von Ofra. Sie haben mich zu ihrem Sprecher bestimmt, und die Ältesten der Abiesriten haben mich in ihre Mitte aufgenommen. Der Sippenrat hat sich unter meinem Einfluß entschieden, Sichem die Rückkehr zu einem Verhältnis friedlicher Nachbarschaft vorzuschlagen. Ich bin beauftragt worden, zwischen ihnen und euch zu vermitteln. Als Beweis ihrer neuen Gesinnung haben die Männer von Ofra ihre Posten an der Straße nach Sichem zurückgezogen und beschlossen, die begonnene Mauer um Ofra abzureißen. Damit habe ich den Weg für Sichem freigemacht, so daß es seine alte Macht im Bergland wieder aufrichten kann.“

Ganz schön von sich eingenommen, der Bursche! dachten viele der Ratsherren und blickten zu Nachrai, wie der wohl die hochfahrende Rede aufnahm. Er teilte ihren Eindruck. Bei allem Entgegenkommen für den Jerubbaalsohn – man mußte ihn kurzhalten. Und trotzdem, ein bißchen bewunderte er Abimelech. Was der in den zwei Tagen, die er in Ofra gewesen war, dort erreicht hatte, das war beachtlich. Eigentlich war das nur zu verstehen, wenn sich schon vor Elischamas Tod halb Ofra von diesem abgewandt hatte. Ob es so war? Ob der Jerubbaalsohn das gewußt hatte? Sichem mußte auf der Hut sein vor ihm.

Nachrai dankte Abimelech für seinen Bericht, lobte seine Tatkraft und beglückwünschte ihn zu seinem Besitz und seiner Würde. Und er bat ihn, den Bericht nun mit einer Reihe von Einzelheiten

lebendig zu machen. Was dachten die Abiesriten von der Mordtat, wen hielten sie für den Urheber? Wie war es ihm gelungen, daß er trotz seiner Jugend und seines Lebens in der Fremde die Würde eines Ältesten der Abiesriten empfing? Wie standen die Abiesriten zur Anerkennung der Oberhoheit Sichems über sie?

Ardon brachte die letzte Frage gleich auf den Punkt: „Sind deine Leute bereit, uns von der nächsten Ernte die Steuer zu entrichten?“ Er sah Abimelech herausfordernd an und hoffte, ihn heute noch weiter in die Enge zu treiben. Natürlich wollte er noch immer wie alle anderen Sichems Herrschaft über die Abiesriten, aber doch nicht mit Hilfe dieses zwielichtigen Großmauls da vor ihnen.

Abimelech ließ sich nicht irremachen. „Ihr Herren werdet es genauso seltsam finden wie ich“, begann er die Antwort auf die erste Frage. Ein Grinsen huschte über sein Gesicht, aber sofort hatte er sich wieder in der Gewalt. „Die Abiesriten halten den Tod Elischamas und seiner Angehörigen für die Tat ihres Gottes. Sie glauben, Elischama habe mit seinem Hochmut den Zorn des Gottes herausgefordert. Der Gott wolle, so sagen sie, daß sie weiterhin leben wie ihre Väter, ohne Mauer und Tempel und ohne Straßenkontrolle.“

Er wurde von erstaunten Ausrufen unterbrochen. Die Ratsherren hatten gefürchtet, man würde Sichem die Tat anlasten, und nun fanden sie bestätigt, was ihnen Abimelech vorausgesagt hatte: Wenn alle in Elischamas Haus starben, fiel kein Verdacht auf die Stadt. Aber daß die Abiesriten nun gar ihren Gott für den Täter hielten? So mancher schüttelte den Kopf und schmunzelte über den Unverstand dieser Bauern. Einer wollte wissen, wer ihnen diese Meinung eingeredet habe. Abimelech sah in der Erinnerung Gareb vor sich, wie der vor seiner eigenen Erkenntnis erschrocken war. Aber er antwortete: „Ich war es, der ihnen die Augen öffnete und der ihnen den Willen des Gottes so deutete, daß Ofra wieder an die Seite Sichems geführt werden müsse.“

Heled fragte: „Und was meint Gareb dazu?“ Von seinen früheren Besuchen in Ofra her kannte er Gareb als verständigen Mann, und er wußte, daß der nach Jerubbaals Tod gern Sippenältester geworden wäre, aber gegen Elischama verloren hatte.

Abimelech zuckte innerlich zusammen. Warum fragte der Onkel ausgerechnet nach Gareb? Gab es jemanden in Ofra, der ihm Nachrichten zutrug? Kannte er Garebs Einfluß in Ofra? Es galt, vorsichtig zu sein und lieber ein bißchen bei der Wahrheit zu bleiben. „Gareb ist der Vater meines Verwalters“, erklärte er in sachlichem Ton dem Rat. „Ich habe ihm am Abend meiner Ankunft meine Auffassung von der Mordtat vorgetragen, und er hat sie sich zu eigen gemacht. Am nächsten Tag hat er dann, nachdem das Opfer für Ofras Gott dargebracht war, vor aller Ohren gesagt, daß der Zorn des Gottes die Tat herbeigeführt habe. Danach habe ich den Sippenrat und die Hausväter Ofras von dieser Ansicht überzeugt. Für die Abiesriten sind wir beide, Gareb und ich, die ersten, die das Geheimnis der Mordtat erkannt haben.“ Er sprach gleich weiter zu Nachrais zweiter Frage. „Das ist auch der Grund, warum die Männer von Ofra uns beide als ihre Vertreter im Sippenrat bestimmt haben. Garebs Aufgabe ist es, mit den anderen Dörfern der Abiesriten die Verbindung zu halten, ich aber wurde beauftragt, der Vermittler für Sichem zu sein. Nur über mich wollen die Abiesriten mit euch verhandeln. Wer sollte dafür auch besser geeignet sein als ich, der ich Abiesrit und Sichemit zugleich bin. Daß ich mich nicht als halber, sondern als Vollsichemit verstehe, wie ich euch bereits erklärt habe, das brauchen die Ältesten der Abiesriten natürlich nicht zu wissen. Für sie bin ich einer der ihren, und nur so kann ich sie allmählich unter die Hand Sichems führen.“ Er grinste einen Moment lang und zwinkerte seinen Zuhörern vergnügt zu.

Den Ratsherren wurde klar: Abimelech war nicht, wie sie anfangs diesem Bericht entnommen hatten, allein der erste Mann in Ofra. Neben ihm stand ein zweiter. War dieser zweite etwa in Wirklichkeit der erste in Ofra? Der Heledneffe hatte vorhin den Mund zu voll genommen. Nachrai nahm sich vor, über diesen Gareb Erkundigungen einzuziehen. Vielleicht mußte man eines Tages mit ihm verhandeln, falls Abimelech nicht hielt, was er versprach.

Ardon interessierte nicht so sehr, ob in Ofra einer oder zwei oder wieviel auch immer das Sagen hatten. Er forderte Abimelech mit grober Stimme auf: „Sag uns endlich, wann uns die Abiesriten ihre Abgaben bringen werden!“

Abimelech fand den Alten widerlich. Der hatte ihn schon gereizt, als er das erste Mal vor dem Rat gesessen hatte. Aber es galt, die Ruhe zu bewahren. Er sagte: „Die Abiesriten sind ein Volk, das seine Freiheit liebt. Sie wollen zunächst ihre Feindschaft gegen Sichem vergessen und jene friedliche Nachbarschaft wiederherstellen, wie sie zur Zeit des Joasch bestand. Wohlgemerkt vorerst.“

„Das dachte ich mir doch gleich, daß nichts dahintersteckt“, knurrte Ardon.

Abimelech erhob die Stimme. „Ich kann sie nur allmählich daran gewöhnen, Sichem als ihr Haupt anzuerkennen. Wenn ich sie dränge, könnten sie störrisch werden, und alle Mühe wäre vergebens. Ich will, daß Sichems Herrschaft im Bergland nicht durch erzwungene Versprechungen von vornherein brüchig ist, sondern daß sie Bestand hat. Das erfordert Geduld. Und euer festes Vertrauen zu mir und meinen Plänen. Ich versichere euch, meine Herren: So, wie ich den ersten Teil meines Versprechens eingelöst und euch von eurem Todfeind befreit habe, so werde ich auch

den zweiten Teil erfüllen und Sichem die Herrschaft im Bergland gewinnen.“ Er sah Ardon an. „Weil euer Gott mit mir ist. Er führt aus, was er sich vorgesetzt hat, und ich bin dafür sein Erwählter.“

Die Ratsherren begriffen, daß es jetzt um die wichtigste Frage ging. Nur deshalb hatten sie ja Abimelech die Kosten für seine Bluttat in Ofra vorgeschossen, damit er die Abiesriten unter Sichems Herrschaft brachte. Sie stellten nicht in Abrede, daß El-Berit seine Hand über ihn hielt, aber der und jener ermahnte ihn jetzt, daß er sich nur dann als gehorsamer Diener des Gottes erweisen werde, wenn er dessen Willen zügig durchsetze. Man wolle die Entscheidung der Abiesriten für Sichems Oberherrschaft zwar nicht erzwingen, aber beschleunigen müsse man sie auf jeden Fall. Einer brachte die geäußerten Meinungen auf den Punkt: „Sichems Herrschaft auszudehnen, das heißt, unsere Streitmacht zu vergrößern. Dazu brauchen wir ein höheres Steueraufkommen. Nämlich das der Abiesriten.“

Nachrai versuchte, die Ungeduld seiner Kollegen zu zügeln. „Es ist richtig“, sagte er, „wenn ihr Abimelech klarmacht, daß wir nicht allzulange warten können. Aber zugleich müssen wir doch berücksichtigen, daß ein freies Volk nicht von heute auf morgen den Hals unter das Joch beugt. Dazu bedarf es einleuchtender Begründungen. Sag uns doch, Abimelech, was willst du den Abiesriten versprechen, damit sie ihre Unabhängigkeit aufgeben?“ Er dachte an Abimelechs Bündnisgedanken und wollte nun hören, ob der Heledneffe noch zu dieser Idee stand.

Abimelech wußte nicht recht, was er von Nachrais Aufforderung halten sollte. Hatte er nicht vor Wochen bei seinem ersten Auftritt vor dem Rat die Philistergefahr und die Notwendigkeit eines Verteidigungsbündnisses unter Sichems Führung eindrucksvoll geschildert? Hatte ihm Nachrai damals nicht geantwortet, daß den Rat ähnliche Gedanken bewegten? Nun sollte er also noch einmal seine Auffassungen darlegen? Allmählich wurde er müde, immerzu dasselbe vorzutragen, und dann auch noch wie vorgestern in Ofra vor tauben Ohren. Er bezwang aber seinen Unmut und begann seine Rede, und bald geriet er wie jedesmal bei diesem Thema in Begeisterung. Da unterbrach ihn Nachrai: „Es ist gut, Abimelech, wir erinnern uns noch lebhaft an deinen vorigen Auftritt vor uns. Meine Frage ging mehr dahin: Was halten denn die Abiesriten von den Philistern und von unserem Bündnis zu ihrer Abwehr?“

Abimelech hätte aufgestöhnt, wenn das möglich gewesen wäre. Dieser Nachrai konnte einen aber auch quälen mit seinen bohrenden Fragen! Hatte Baara nicht vor ihm gewarnt? Doch was half das jetzt? Was sollte er antworten? Er konnte doch unmöglich zugeben, daß er bei seinen Sippengenossen in der Bündnisfrage noch nicht einmal einen Fuß in der Tür hatte. Er fühlte sich jetzt beinahe so, wie er als Junge manchmal vor Jerubbaal gestanden hatte, schuldbewußt und auf der Suche, wie er sich reinwaschen konnte. Es half nichts, er mußte die Wahrheit andeuten, sonst würden sie ihn irgendwann des Wortbruchs bezichtigen. Er holte tief Luft und gestand: „Ich habe den Abiesriten wie euch geschildert, welcher Gefahr sie sich in Kürze gegenübersehen werden und was zur Abwehr der Feinde zu tun ist. Dabei hörten sie zum erstenmal von dem Philistervolk, und ihr werdet verstehen, daß sie sich nun erst in die neue Lage hineindenken müssen. Wenn sie das getan haben, werden sie bereit sein, zur Verteidigung des Berglandes ihren Beitrag zu leisten. Das heißt, sie werden Sichem“ – fast hätte er „mich“ gesagt – „als Führer anerkennen und Abgaben für unsere Streitkräfte zahlen. Gareb wird mir helfen, sie zu überzeugen. Im Frühjahr werde ich ihre Dörfer durchziehen und mit ihnen sprechen. Mit jedem. Ich werde ihre jungen Männer als Soldaten anwerben und sie ausbilden. Dann werden sie sehen, wie ernst die Lage ist. Und sie werden ihre Söhne, die uns dienen, nicht hungern lassen, sondern ihr Korn, ihren Wein und ihr Öl herausrücken. Ihr habt mein Wort. Es wird alles geschehen, was ich euch zugesagt habe.“ Er dachte, wenn sie noch weiter in ihn drangen, dann waren seine Erfolge fast zunichte, und er konnte lange warten, bis sie ihm ein Amt gaben, das ihm Macht verlieh. Die Sitzung ging ihm auf die Nerven. Das hier war schlimmer als in Ofra. Dort hatten ihn vor allem die Toten geängstigt, nicht so sehr die Lebenden. Hier jedoch bangte er nun vor jeder neuen Frage dieser herrschsüchtigen, aber feigen und mißtrauischen Herren, die ihm das Gefühl aufzwangen, als Beschuldigter vor Gericht zu stehen. Aber die sollten sich noch wundern, wenn er ihnen erst sein wahres Gesicht enthüllte!

Man fragte ihn, wann er die Abiesriten soweit haben wollte, daß sie Sichems Führung anerkannten. Widerwillig antwortete er, daß sein Ziel das Jahresende sei, also das Herbstfest.

„Heißt das, sie zahlen uns dann ihre Abgaben?“ fragte Ardon scharf.

Abimelech schluckte. „Ich setze mir das zum Ziel“, erwiderte er mit versteinertem Gesicht. Keine Spur mehr von seinem strahlenden Lächeln.

Nachrai hielt es für an der Zeit, die Beratung zu Abimelechs Bericht abzuschließen. Er hob noch einmal hervor, daß der Sohn des Jerubbaal Sichem einen großen Dienst erwiesen habe. Aber nun müsse er auf dem Weg, den er eingeschlagen habe, mit sicherem Schritt weitergehen. Er griff Abimelechs Darstellung der Philistergefahr auf und schlug vor, daß jeder der Ratsherren seine Möglichkeiten nutzen solle, Nachrichten über diese Meeresküstenbewohner zu sammeln. Er schlug ferner vor, Abimelechs Plan zur Gewinnung der Abiesriten und zur Anwerbung von Soldaten bei ihnen zu bestätigen.

Abimelech erwartete, daß der Vorsitzende nun noch sagen werde, welche Stellung er selbst erhalten, welchen Titel er tragen, welche Rechte er bekommen sollte. Aber er wurde enttäuscht. Er konnte nicht wissen, daß Nachrai dazu einen zweiten Teil der Ratssitzung vorgesehen hatte. So schien es ihm geraten, bevor die Ratsherren sich zu Nachrais Vorschlägen äußerten, sich noch einmal als unentbehrlich anzupreisen und zugleich den demütigenden Fragen von vorhin zu begegnen. Er bat ums Wort. „Ihr Herren von Sichem, erlaubt mir vor eurer Entscheidung noch eine Bemerkung. Ich habe euch berichtet, was ich getan habe und was ich demnächst tun werde. Ich kann es jedoch nur tun, wenn ihr jenen Anteil eurer Macht, den ihr mir übertragen wollt, genau festlegt. Die Abiesriten haben mir die Würde eines Ältesten verliehen – welche Würde empfange ich von den Sichemiten? Ich bitte euch zu bedenken: Die Macht Sichems steht und fällt mit der freien Bauernschaft des Berglandes. Die Bauern gewinnen kann nur einer, der als Abiesrit selbst zu ihnen gehört und gleichzeitig als Sichemit die Macht jener Stadt verkörpert, die den Widerstand gegen die Philister anführt. Die Macht Sichems steht und fällt also mit mir. Das ist so klar, daß sogar ich euch hier daran erinnern darf."

Nachrais Antwort kam rasch. „Es ist gut, Abimelech, wir kennen deinen Wert, und zu deinem Amt kommen wir sogleich", und er dachte: Der Junge überschätzt sich, und die Machtgier verzehrt ihn. Aber es sieht doch nicht so aus, als ob er die Alleinherrschaft in Sichem anstrebt. Vielleicht will er doch bloß die Macht über Sichems Heer. Eigentlich deutet nichts darauf hin, daß er sich über uns erheben will.

Die Ratsherren stimmten zu, daß Abimelech, sobald der Winter vorbei sei, zu den Abiesriten gehen solle, um sie für das Bündnis unter Sichems Führung zu gewinnen und Soldaten anzuwerben. Nachrai fragte nun in die Runde, welche Vorschläge es für Abimelechs Stellung gegenüber dem Rat gebe. Einige meinten, er solle Stellvertreter Sebuls werden, des Kommandeurs der kleinen Truppe, die die Stadttore bewachte und die Abgaben der Dörfer eintrieb. Andere sagten, er solle Ausbilder der neuen Soldaten werden, was er selbst ja auch wolle, und dazu müsse er mit Sebuls Truppe eigentlich gar nichts zu tun haben. Das waren diejenigen, die von Sebul keine hohe Meinung hatten, weil sie seine Leute für untüchtig hielten und der Ansicht waren, im Ernstfall sei kein Verlaß auf sie. Nachrais enge Vertraute schlugen für Abimelech einen mehr zivilen Rang vor, nämlich, nachdem er seinen Auftrag bei den Abiesriten erfüllt hatte, bei den anderen Bauernsippen im Bergland umherzureisen und für das Bündnis unter Sichems Führung zu werben. Denn insgeheim fürchtete sich Nachrai davor, Abimelech zum Oberbefehlshaber eines Heeres zu machen, auch wenn der selbst gerade das anstrebte. Ihm schwebte vor, daß Abimelech die neuen Soldaten zwar anwerben und ausbilden sollte, aber wenn die neue Truppe erst einmal stand, dann war ihm der bescheidene Sebul als Befehlshaber eigentlich lieber. Mit ihm ging man kein Risiko ein. Und wer weiß, ob es überhaupt gelang, was Abimelech dem Rat und sich selbst vollmundig versprach. Nachrai war sich da nicht sicher, trotz der von El-Berit dem Abimelech gesandten Traumbilder. War es nicht schon vorgekommen, daß sich der Wille der Götter wandelte? Wenn Abimelech Erfolg hatte und sich dem Rat von Sichem gehorsam zeigte, konnte man ihm ja später immer noch ein höheres Amt geben. So unterstützte er jetzt diejenigen, die seinen Vorschlag ausgesprochen hatten, und schlug vor, Abimelech den Titel „Stab der Männer von Sichem" zu verleihen.

Abimelech erschrak. Hatte ihn Nachrai nicht verstanden? Oder mißtraute er ihm? Sollte er denn wie ein fahrender Sänger allein und wehrlos über Land ziehen und sich womöglich verspotten lassen, während die Soldaten, die er gewann und die er zur Darstellung seiner Macht brauchte, unter Sebuls Kommando untätig in Sichem herumlagen? Er wußte, daß Soldaten täglich beschäftigt werden mußten, damit sie nicht auf dumme Gedanken kamen. Nahm der Rat ihn nicht ernst? Lachten sie etwa hinter seinem Rücken über ihn? Er sprang von seinem Sitz. Die Ratsherren erstarrten. „Ich bin ein Kriegsmann, keine Schreiberseele!" rief er hochrot im Gesicht. „Sichem braucht als Führungsmacht im Bergland ein starkes Heer. Ich werde es schaffen! Und befehligen! Das ist mein Dienst für euch, und einen anderen habe ich euch nicht anzubieten. Wenn ihr auf Sichems Größe verzichten wollt, dann sagt es offen, und ich verlasse euch! Wenn ihr es aber mit Sichems Macht ehrlich meint, dann will ich euer Schwert sein – das Schwert der Männer von Sichem!"

Er setzte sich wieder und bemühte sich, seine Erregung zu unterdrücken. Er fürchtete nun, daß ihm sein unbeherrschtes Auftreten mehr schadete als nützte. Aber es war nicht mehr zu ändern, und recht hatte er, bei allen Göttern, die er kannte! Sein Lebensplan stand auf dem Spiel.

Die Ratsherren mißbilligten seinen Ausbruch, aber waren unschlüssig, was sie sagen sollten. So wie dieser Heledneffe da durfte man mit dem Rat nicht sprechen. Eigentlich müßte man die Beratung abbrechen. Aber sollte sich doch Nachrai dazu äußern. Und daß man den Abimelech brauchte, das war andererseits auch klar.

Nachrai ärgerte sich, aber mehr über sich selbst. Hatte ihn denn seine Klugheit verlassen? Er hätte voraussehen müssen, daß dieser ehrgeizige junge Soldat sich nicht mit einem Botschafterposten zufriedengab. Er hatte ihn erzürnt, und nun forderte der, wo ihm nur zu bitten zustand. Diese peinliche Szene hätte man verhindern können. Stolz und hochfahrend waren sie offenbar alle,

die Söhne Jerubbaals. Warum hatte er ihm nicht gleich den Befehl über die künftige Streitmacht Sichems angeboten? Es wäre doch sowieso nicht zu umgehen gewesen, das sah er jetzt ein. Statt dessen dieses blödsinnige Angebot, Soldaten auszubilden und sie dann Sebul zu überlassen, der niemals in einer großen Streitmacht gedient hatte! Wo Kühnheit gefordert war, hatte er selbst zahnlose Vorsicht walten lassen.

Heled sagte in das betretene Schweigen hinein: „Ich bin dafür, daß Abimelech die Soldaten, die er anwirbt, auch ausbildet und befehligt. Sichem hätte dann zwei unterschiedliche Truppen: die Stadtwache, die Sichem und seine Dörfer schützt, und jene Streitmacht, die Sichems Macht im gesamten Bergland sichert. Sebul und Abimelech wären unabhängig voneinander uns rechenschaftspflichtig und empfingen gesondert ihre Anweisungen von uns. Wenn wir wollen, daß mein Neffe uns dient und versucht, Sichem wieder zur alten Größe zu führen, dann können wir ihm nur auf diese Weise zum Erfolg verhelfen."

Ein Aufatmen ging durch den Raum, und eine ganze Reihe der Ratsherren unterstützten Heled. Auch welche von Nachrais Anhängern. Nachrais Ärger wuchs. Heled hatte recht. Ausgerechnet er! Wollte er etwa mit Hilfe des Neffen mehr Einfluß im Rat erlangen? Aber die Größe Sichems konnte wirklich nicht mit Halbheiten errungen werden. Er mußte rasch einlenken, sonst erschien Heled gar noch als der Klügere. „Ob Stab oder Schwert", sagte er betont gleichgültig, „das sind doch nur Worte. Meinetwegen mag sein Titel auch „Schwert der Männer von Sichem" heißen. Ich denke, wir sollten ihn vor dem Angesicht uhseres Gottes beauftragen, die freien Sippen des Berglandes in ein Bündnis mit Sichem zu bringen, so daß Sichem die Herrschaft über sie ausübt, und unsere Streitmacht zu befehligen, die diese Herrschaft sichert. Sind die Männer von Sichem damit einverstanden?" Sie waren es. Er wandte sich Abimelech zu. „Du wirst uns einen heiligen Eid schwören, Abimelech, daß du dem Gott von Sichem und Sichems Rat treu und gehorsam sein wirst. Diesen Eid wirst du an dem Tag ablegen, an dem wir dich in unseren Dienst nehmen werden. Deinen unbeherrschten Auftritt von vorhin halten wir deiner Jugend zugute und ersparen uns für diesmal den Tadel. Hast du noch Fragen?"

Abimelech war froh trotz des herablassenden Tons der an ihn gerichteten Worte. Er spürte, welche Anspannung von ihm wich. Er war Heled dankbar. Der hatte der Aussprache die Wendung zu seinen Gunsten gegeben. Das hatte er ihm gar nicht zugetraut. Nachrai jedoch hatte ihn enttäuscht. Das sollte der noch büßen! Ob er jetzt Fragen hatte? Natürlich hatte er welche. Wann würde er in sein Amt eingesetzt? Wo würde er wohnen? Wie bekam er Baara? Wovon sollte er leben? Aber diese Fragen konnte er jetzt unmöglich alle stellen. Die letzte schien ihm die dringendste. „Werdet ihr mir Sold zahlen?" fragte er.

Ardon rief empört: „Er hat einen großen Besitz und will noch Sold von uns!" Auch andere verwiesen auf sein Hab und Gut und lehnten eine Soldzahlung ab. Abimelech war mehr erstaunt als ungehalten. Er hatte Ofra und Sichem gedanklich streng getrennt, und es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, daß er als Sichemit von dem leben sollte, was er als Abiesrit nun besaß. Nachrai lächelte spöttisch. Es machte ihm Freude, nun noch zum Schluß dem hochmütigen Jüngling seine Anmaßung von vorhin zu vergelten. „Sie haben recht", entschied er. „Oder fühlst du dich trotz deiner großen Reden vor uns im Grunde deines Herzens noch immer als der armselige Soldat, der gekommen ist, um seine Haut feilzubieten?" Er sah, wie er Abimelech getroffen hatte, und unterstrich seine Bosheit mit einem trockenen „Na also".

Einer der jüngeren Ratsherren, der zwei heiratsfähige Töchter hatte und Abimelech gut leiden konnte, ermahnte ihn, nun möglichst bald eine der Töchter Sichems als Ehefrau zu erwählen, damit er in der Stadt wirklich heimisch werde und sich mit einer weiteren der vornehmen Familien Sichems verbinde. Abimelechs erster Gedanke war: Bloß raus hier, jetzt ist es genug! Sein zweiter Gedanke hieß Baara. Aber er konnte jetzt, wo sie sich alle irgendwelche Ermahnungen für ihn ausdachten und wo Nachrai gegen ihn aufgebracht war, unmöglich die Bitte nach der Priesterin aussprechen. Ihm fiel eine Ausrede ein, um weiteren Heiratsdrängeleien ein für allemal zu entgehen. „Ich habe in Ofra Haus und Besitz, wie ihr soeben anmerktet", entgegnete er. „Die Männer von Ofra erwarten, daß ich, wenn ich schon nicht bei ihnen wohne, doch eine ihrer Töchter zur Frau nehme, die in meinem Haus lebt und dort meine Kinder aufzieht. Ich muß mich daran halten, sonst wenden sich die Abiesriten von mir ab."

Heled sprang ihm bei: „Es ist sicherlich so, wie er sagt. Ich kenne die Abiesriten. Wenn ihm der erste Sohn geboren ist, dann mag er vielleicht eine unserer Töchter als zweite Frau nehmen. Andersherum geht es jedoch nicht."

Nachrai wollte nicht, daß die wichtigen Entscheidungen, die sie getroffen hatten, nun in einem langweiligen Hin und Her um zweit- und drittrangige Fragen zerredet wurden. Er schlug vor, mit der Amtseinführung Abimelechs zu warten, bis Kälte und Regen vorbei waren. Zwischen Hauptregen und Spätregen, also zu Frühlingsbeginn, sollte Elihu einen Tag bestimmen, der unter günstigen Vorzeichen stand. Die Ratsherren stimmten zu. Nachrai hob die Sitzung auf und eilte rasch nach Hause. Er wollte mit keinem mehr sprechen, bis er seinen Ärger überwunden und zu seiner Gelassenheit und seinem Scharfsinn zurückgefunden hatte.

Abimelech trat mit Heled ins Freie. Hier und da standen Pfützen, denn soeben war wieder ein Regenguß niedergegangen. Er dachte an Schelef. Wenn der nur heil nach Süden gelangte und sich dann hier in Sichem glücklich einfand! Er war der einzig wahre Freund, den er hatte. Mit ihm konnte er reden, ohne sich zu verstellen und jedes seiner Worte abzuwägen, bevor er es aussprach. Ob er ab heute mit seinem Onkel offener sprechen konnte als bisher? Heled hatte er es wahrscheinlich zu verdanken, daß die Ratsherren bereit waren, ihn zum Feldherrn der Sichemiten zu ernennen. Möglicherweise hatte er sich bisher in dem Onkel getäuscht. Wenn der ihn am Anfang beinahe eingesperrt und draußen vor der Stadt bespitzelt hatte, so war das auf Nachrais Anweisung hin geschehen. Heled trug keine Schuld daran. Kein Zweifel, der eigentliche Gegner war Nachrai. Ardon war als Feind nicht sonderlich ernst zu nehmen. Man wußte immer schon vorher, was er an Gift und Galle ausspucken würde. Aber Nachrai war schwer zu durchschauen. Wie freundlich gab er sich, und wie heimtückisch versuchte er, ihm schon Fesseln anzulegen, bevor er seinen Dienst für Sichem überhaupt antrat!

Von diesem Tag an war ihm der Rat von Sichem zuwider. Nachrai aber haßte er. Und er fürchtete ihn.

30

Nun hieß es für Abimelech, wieder zu warten, aber diesmal fiel es ihm leichter, denn die Ungewißheit war vorüber. Sein künftiges Amt und der ungefähre Zeitpunkt seiner Ernennung standen fest. Ihm war zumute wie nach einer gewonnenen Schlacht. Eigentlich waren es ja sogar zwei Siege, die er binnen vier Tagen errungen hatte. Nun konnte er sich erst einmal ausruhen. Insofern kam ihm der Winter gar nicht ungelegen. Ofra und die Geister der Ermordeten schienen ihm weit weg. Mit Ungeduld erfüllten ihn nur die Sorge um Schelef und der Wunsch nach Baara. Aber für Schelefs Rückkehr konnte er nichts tun, und wegen Baaras Freigabe hoffte er auf irgendein Zeichen, das ihm andeutete, wie er am besten vorgehen mußte, um sie zu bekommen. Daß sie ihm bestimmt war, das glaubte er zuversichtlich.

So lebte er nun in den Tag hinein und genoß weiterhin Heleds und Sabdiels Gastfreundschaft. Soweit es das Wetter zuließ, durchstreifte er mit Usa die Stadt und ihre nähere Umgebung, so daß ihm bald kein Hügel und keine Talebene, kein Pfad und keine Quelle, kein Anwesen und kein Dorf mehr unbekannt waren. Mitunter wurden die beiden von Kimham oder sogar von Sabdiel begleitet. Abimelech lernte den Grundbesitz der Heledfamilie und der anderen großen Familien Sichems kennen, und auch Gaals Grundstück, das fast eine Wegstunde von Sichem nach Nordosten zu lag, zeigte man ihm.

Als er an einem verregneten Nachmittag mit Heled einmal allein war, versäumte er nicht, dem Onkel in warmen Worten für seine Unterstützung in der Ratssitzung zu danken. Heled gab sich bescheiden und wehrte den Dank ab. „Du bist mein Neffe, es war meine Pflicht, dir beizustehen."

Abimelech fragte ihn, wie gut er Gareb kenne, und erfuhr zu seiner Beruhigung, daß der Onkel sich nur noch von früher her an ihn erinnerte. Seit sich die Sichemiten und Abiesriten feindselig aus dem Weg gegangen waren, hatte er ihn weder gesehen noch etwas von ihm gehört.

„Warum hast du mich dann nach ihm gefragt?" wollte Abimelech wissen.

„Ich wollte mir ein Bild über die Stimmung in Ofra machen", antwortete Heled. „Denn ungefähr so wie dieser verständige Mann Gareb denken sicherlich auch andere bei euch."

Abimelech begann von seiner Bündnisidee zu sprechen. Vielleicht bekam er in dieser vertraulichen Unterredung heraus, was der Onkel wirklich davon hielt. Denn bisher hatte der im Gespräch seine Meinung stets hinter allgemeinen Redensarten verborgen.

„Mir ist klar", sagte Heled, „daß wir die Abiesriten und die anderen freien Bauern im Land, das früher von Sichem beherrscht wurde, nicht mit bloßer Waffengewalt unter unsere Hand zwingen können. Dafür ist ihre Übermacht zu groß, auch wenn sie dem Krieg eher abgeneigt sind, mit Ausnahme vielleicht der Söhne Machirs – die lieben den Waffengang. Wir müssen die Sippen auch mit dem Wort an uns binden. Mit Versprechungen und mit Drohungen. Du wirst ihnen die Bedrohung durch die Philister lebhaft vor Augen stellen und ihnen den Schutz durch ein Bündnis unter Sichems Führung als einzige Möglichkeit erklären, dem Unheil zu entkommen. Je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr verspreche ich mir von deiner Idee."

Abimelech war angetan von der Ehrlichkeit des Onkels. Für den war das Bündnis offenbar nur ein Trick, um Sichem erst Einfluß und dann Herrschaft zu verschaffen. Aber er wollte das gern noch genauer wissen. „Glaubst du, daß die Philister tatsächlich ins Bergland kommen werden?" fragte er rundheraus.

Heled fand die Frage ein wenig aufdringlich. Abimelech sollte sich mehr darum kümmern, was die künftigen Untertanen Sichems glaubten. Er gab die Frage zurück. „Glaubst du denn daran?"

Ohne sich zu bedenken, erwiderte Abimelech: „Ja, ich glaube daran. Ich habe die Philister in ihrem Land besucht, ich habe ihre Soldaten in Afek gesehen, und ich habe ihre Späher in Dor er-

schlagen. Ich weiß, daß sie auch nach uns ihre Hände ausstrecken werden. Vielleicht entwerfen sie schon die Pläne für ihre Feldzüge.“ Er dachte: Mich fängst du nicht! Wenn ich Zweifel zeige, wirst du zu Nachrai gehen und ihm erzählen, daß Abimelech selbst nicht an seine Worte glaubt, und Nachrai hält mich für noch gefährlicher als ohnehin schon.

Aber Abimelech war ja wirklich davon überzeugt, daß die Philister nach Norden und Osten drängten. Er täuschte sich nur im Zeitraum. Wo er Jahre annahm, da dauerte es tatsächlich noch Jahrzehnte, bis sie das Bergland südlich und nördlich von Sichem mit Krieg überzogen. Und Abimelech wollte nicht abwarten, bis der Feind anrückte – er wollte ihm an der Spitze des mächtigen Heerbanns der Bergvölker entgegenziehen, ihn in seinem eigenen Land schlagen und mit der gewaltigen Beute die Berglandbewohner zu reichen Leuten machen.

Für Heled dagegen war die Frage nach der Bedrohung des Landes nicht die wichtigste. Jedenfalls gegenwärtig noch nicht. Die näherliegende Frage war für ihn, den Einfluß Sichems auszudehnen und mit einer starken Streitmacht im Rücken, aber trotzdem mehr mit sanfter Überredung als mit roher Gewalt dessen alte Macht wiederherzustellen. Aber das war noch nicht der Hauptgrund, warum er sich in der Ratssitzung entschlossen hatte, von nun an Abimelech unter allen Umständen zu unterstützen. Er beobachtete seit längerem, wie Nachrai älter wurde. Eines Tages würde ihn sein Scharfsinn im Stich lassen. Er hatte sich ja bereits in der Sitzung eine Blöße gegeben mit seinem unsinnigen Vorschlag, Abimelech als Sprecher Sichems ohne bewaffnete Macht im Hinterhalt der Lächerlichkeit preiszugeben. Sich selbst hielt Heled für ebenso klug wie Nachrai. Dessen Stellung als heimlicher Lenker des Rates wollte er sich erwerben. Die Erfolge des Neffen sollten ihm dabei eine zusätzliche Stütze sein.

Abimelech dachte, auf Heled bezogen, ähnlich. Der Onkel konnte ihm sehr helfen, sich gegenüber dem Rat durchzusetzen. So begann von diesem Gespräch an zwischen beiden eine engere Vertraulichkeit als bisher. Ohne daß sie es je aussprachen, wußten sie, daß sie einander brauchten, um ihre persönlichen Ziele zu fördern.

Abimelech gewann in diesen Tagen noch einen weiteren Freund. Er schloß sich an Sebul an, der möglicherweise sein Rivale werden konnte. Er wollte herausbekommen, auf welche Auseinandersetzungen er sich in diesem Fall einzustellen hatte. Im Beisammensein mit dem um zehn Jahre älteren obersten Soldaten Sichems bemerkte er jedoch bald, daß ihm von diesem Mann keine Gefahr drohte. Sebuls Familie gehörte nicht zu den führenden, aus deren Häuptern sich der Rat zusammensetzte. Schon sein Vater hatte die Soldaten der Stadt befehligt, und als der das Kommando altershalber niedergelegt hatte, war Sebul als sein Nachfolger eingesetzt worden. Er war aufgewachsen im selbstverständlichen Gehorsam gegenüber dem Rat, und so war ihm der Gedanke fremd, gegen Abimelechs bevorstehende Ernennung aufzubegehren. Er war ohne Geltungsdrang. Nachrai hatte ihm bereits zugesichert, daß er seine bisherige Truppe behalte, und das genügte ihm. Im Gegenteil, je näher er Abimelech und dessen hochfliegende Pläne kennenlernte, um so mehr gefiel ihm der künftige starke Mann Sichems. Wenn die Macht der Stadt wuchs, dann konnte vielleicht auch der Sold seiner eigenen Truppe erhöht werden, und mit höherem Sold stiegen dann eventuell auch ihre Disziplin und Einsatzbereitschaft, und niemand fände mehr Anlaß, an seiner Führung herumzunörgeln. Und was Sebul zwar kaum zu hoffen wagte, aber was ihm im Kopf herumging und worin sich zeigte, daß er nicht völlig ohne Ehrgeiz war: Abimelechs neue Streitmacht würde sicherlich Kriegszüge zu bestehen haben, und vielleicht wurde seine Schar dabei einbezogen. Dann könnte er sich endlich einmal auszeichnen und zeigen, daß er das Schwert nicht nur zu tragen, sondern auch zu schwingen verstand. Er verriet Abimelech diesen geheimen Wunsch, und der machte ihm Hoffnung.

Abimelech freute sich. Nun hatte er schon fünf Männer in dieser Stadt, auf die er sich verlassen zu können glaubte und die er für ihm ergeben hielt. Er zählte dazu seine Onkel Heled und Sabdiel, den jüngeren Heledsohn Kimham, den Priester Elihu und den Hauptmann Sebul.

Er trug Heled seine Frage vor, wo er denn künftig wohnen solle. Der Onkel war erstaunt. „Wenn du dir vorläufig hier in Sichem keine Frau nehmen willst, dann kannst du doch bei mir wohnen bleiben! Du bist mir und Sabdiel nach wie vor und mehr denn je willkommen, und auch für deinen Jungen ist Platz. Und wenn du ab dem Frühjahr immer wieder für längere Zeit unterwegs sein wirst, was soll dir dann ein leeres Haus?“

Abimelech mußte zugeben, daß der Onkel erst einmal recht hatte, weil er nicht die ganze Wahrheit kannte. Also mußte er selbst heraus mit der Sprache. „Da ist eine Sache“, erwiderte er, „die du nicht wissen kannst.“ Er spielte den Verlegenen. „Ich bin nämlich voller Leidenschaft für ein Mädchen, das ich gern zu mir nehmen möchte. Sie soll mir früh das Brot backen, abends die Füße waschen und nachts bei mir liegen.“

Heled blickte befremdet. Der Neffe hatte doch erklärt, daß er hier in Sichem keine Frau nehmen könne, und er selbst hatte diese Meinung unterstützt.

„Nein, nein, ich habe meine Absicht nicht geändert!“ beeilte sich Abimelech zu versichern. „Es ist keine Ehefrau, nach der mein Wunsch steht. Das Mädchen gehört keiner der vornehmen Familien an.“

„Wer ist es?“ wollte Heled wissen.

Abimelech zögerte einen Augenblick lang. Machte er auch keinen Fehler? „Sie wohnt im Tempel“, gestand er. „Ein Mädchen der Aschera ist es. Sie heißt Baara.“

Heled riß verwundert die Augen auf. „Woher kennst du sie?“

Nun erzählte ihm Abimelech seine zwei Begegnungen mit Baara und wiederholte ihr Rätselwort, daß ein Größerer mit der Herrin Aschera reden müsse, damit sie aus dem Dienst im Tempel entlassen werde.

Heled machte eine hilflose Geste. Er wußte zwar, daß es neben Elihu und seinen Söhnen eine Priesterin der Aschera gab, aber die Verehrung der Göttin war Frauensache und hatte ihn nie interessiert. Den Namen der Priesterin hörte er zum erstenmal. Möglich, daß er sie einmal gesehen hatte. Sie lebte und wirkte wohl eher im Verborgenen.

„Würdest du mit Elihu sprechen?“ bat Abimelech. „Es ist wahrscheinlich besser, wenn du als Ratsherr dich nach dem Mädchen erkundigst. Oder ob du Nachrai über sie befragst?“

Heled hielt es für günstiger, wenn er in dieser Angelegenheit mit Elihu sprach. Aber er machte Abimelech wenig Hoffnung. Eine Priesterin konnte doch nicht einfach ihren Dienst verlassen! Zumindest mußte erst eine Nachfolgerin für sie gefunden werden. Und wer war diese Frau überhaupt? Hatte sie Familie? Wer war ihr Vater? Würde der dulden, daß sie Abimelechs Beischläferin wurde?

Er schob das Gespräch mit Elihu erst einmal auf und ging zu Nachrai wegen einer eigenen Unterkunft für seinen Neffen. Wider Erwarten hielt Nachrai das Anliegen Abimelechs für durchaus berechtigt. Der künftige Botschafter und Heerführer Sichems brauchte seiner Meinung nach ein eigenes Haus. Heled war froh, daß der erste Mann des Rates keine weiteren neugierigen Fragen stellte. Nachrai hatte sich nämlich schon Gedanken darüber gemacht, wo Abimelech künftig wohnen könnte. Er dachte an das Haus, das der Schreiber des Rates bewohnte. Es stand hier in der Oberstadt, an der Mauer in der Nähe des Nordwesttores. Das Haus war zwar zu klein für eine ganze Familie, aber groß genug für Abimelech, seinen Diener und eine Magd, die er sich wohl nehmen würde. Den Schreiber, der keine Kinder hatte, konnte man woanders unterbringen. Nachrai bot dieses Haus Heled für seinen Neffen an. Abimelech sollte sich mit dem Baumeister der Stadt in Verbindung setzen und dem sagen, was er umgebaut haben wollte. Bis zu seiner Ernennung könnte alles fertig sein, falls das Wetter es zuließ und die Änderungswünsche nicht zu aufwendig waren. Bezahlen sollte den Umbau die Stadtkasse, der Rat würde sicherlich zustimmen.

Heled wunderte sich, wie entgegenkommend sein mächtiger Kollege war. Wollte er seinen Fehler, den Neffen von der militärischen Befehlsgewalt auszuschließen, wiedergutmachen?

Nachrai dachte tatsächlich so ähnlich. Wenn der Rat sich schon durchgerungen hatte, Abimelech zum ersten Mann nach dem Rat zu erheben, dann mußte man ihm auch eine standesgemäße eigene Wohnung geben. In Ofra besaß er ein großes Haus – sollte Sichem da zurückstehen? Und weil Nachrai nun schon in Gedanken bei Ofra war, fragte er Heled nach Gareb.

Darüber war Abimelechs Onkel nun nicht erstaunt, denn er selbst hatte ja dessen Namen in der Ratssitzung erwähnt. Er sagte, was er wußte. Nachrai gewann den Eindruck, daß Gareb ein einflußreicher Mann in Ofra war, wahrscheinlich einflußreicher als Abimelech. Aber er war wohl harmlos, und ob er Abimelechs Pläne unterstützte oder sich als dessen Widersacher erwies, das mußte man später sehen.

Nachdem Heled für sein erstes Anliegen ein so offenes Ohr gefunden hatte, faßte er Mut und ging zu Elihu. Vielleicht löste sich die ungleich schwierigere Frage nach der Priesterin leichter, als er annahm. Aber Elihu lehnte rundweg ab. Baara gehöre der Göttin, und die Göttin gebe sie nicht frei. Heled erfuhr aber wenigstens soviel, daß das Mädchen keine Familie hatte und nur dem Tempel gehörte. Es war also allein der Priester, dessen Widerstand zu überwinden war.

Als Abimelech den Mißerfolg des Onkels erfuhr, verkündete er aufgebracht, daß er das Mädchen entführen werde, wenn er erst sein Haus habe. Heled beschwichtigte ihn und ging nun doch noch einmal zu Nachrai. Vielleicht hatte der auch für dieses ausgefallene Anliegen des Neffen Verständnis. Und schließlich gehörte der Tempel ja nicht dem Priester, sondern dem Stadtgott, und die Ratsherren waren dessen Sachwalter. Elihu war dagegen nur der Diener des Gottes.

Nachrai ließ sich erklären, wieso Abimelech auf den Wunsch nach der Priesterin gekommen war. Er wußte zwar von Elihu, daß Baara in der Nacht, die Abimelech im Tempel verbracht hatte, bei diesem gewesen war, aber von dem zweiten Treffen hörte er zum erstenmal. Ganz schön frech von diesem Mädchen, sich Abimelech am hellen Tag zu zeigen, ihren Namen zu nennen und ihm sogar Hoffnung zu machen, daß sie aus dem Dienst Ascheras gelöst werden könnte! Natürlich hielt er sich selbst für jenen Größeren, den sie gemeint hatte. Seine Gedanken jagten sich, während er Heled ausfragte. Zweifellos war Baara nicht abgeneigt, bei Abimlech zu leben. Und der liebte sie leidenschaftlich. Er würde ihr blind vertrauen. Sie jedoch gehorchte Elihu wie ihrem leiblichen Vater, denn sie war im Tempel als Tochter ihrer Vorgängerin aufgewachsen. Falls man sie nun in Abimelechs Haus entließ – ob sich damit nicht eine ungeahnte Möglichkeit ergab, den ehrgeizigen jungen Mann unauffällig zu überwachen, seine geheimen Gedanken zu erfahren? Er hütete sich

jedoch, diese Überlegungen auszusprechen, und antwortete Heled: „Ich kann dir nur zusagen, mit Elihu nach einer Möglichkeit zu suchen, dem Wunsch deines Neffen entgegenzukommen. Ich werde den Priester bitten, El-Berit das Anliegen vorzutragen. Wenn der Gott sich auch hierbei für Abimelech entscheidet, dann ist anzunehmen, daß er bei seiner Gemahlin erwirkt, Baara freizugeben. Aber versprechen kann ich dir das nicht."

Heled ging zuversichtlich nach Hause. Er hätte seiner Sache noch gewisser sein können, wenn er Nachrais Absichten gekannt hätte. Nachrai ließ sich im Gespräch mit Elihu gar nicht erst auf ein Für und Wider ein, sondern beauftragte den Priester einfach, das Mädchen am Tag der Ernennung Abimelechs für diesen bereitzuhalten.

Elihu kam aber mit Einwänden. Nachrai könne allein gar nicht über Baara verfügen. Es sei Anliegen des gesamten Rates, daß der Dienst für die Aschera nicht zum Erliegen komme.

„Willst du einst in Ehren zu deinen Vätern eingehen?" fragte Nachrai streng. „Oder soll ich dem Rat nachweisen, daß du deines Dienstes unwürdig bist?. Glaubst du, das kann ich nicht?" Er drohte gleich mit dem Äußersten, um das Gespräch abzukürzen.

Elihu erschrak. Er kannte die Verschlagenheit dessen, dem er sein Amt verdankte. Er selbst war nämlich nicht als Priestersohn geboren. Nachrai hatte ihn einst für das Versprechen, sein Zuträger zu sein, als Nachfolger jenes Priesters durchgesetzt, der unter merkwürdigen Umständen, die Elihu gar nicht kannte, verstorben war. Deshalb war er sofort bereit nachzugeben. Offenbar wollte Nachrai rücksichtslos seinen Willen durchsetzen. Er fragte: „Wer soll aber an die Stelle Baaras treten?"

„Wie alt ist ihre älteste Tochter?" wollte Nachrai wissen. Sie sei erst elf Jahre alt, lautete die Auskunft. „Das macht nichts", erwiderte Nachrai. „Wenn sie ihren Dienst jung antritt, wird sie später um so fester an ihrer göttlichen Herrin hängen. Und an dir, hoffe ich. Sie wächst heran, und es wird nicht lange dauern, daß du sie auch dafür gebrauchen kannst, womit ihre Mutter Abimelech offenbar den Kopf verdreht hat."

Der Priester seufzte und erklärte sich bereit, El-Berit zu bitten, daß er seine Gemahlin Aschera für den Wechsel ihrer Dienerin gnädig stimme.

„Nun zum Wichtigsten", sagte Nachrai. „Du erklärst Baara, daß sie aus dem Dienst der Göttin nicht für immer ausscheidet. Sie bleibt an den Tempel gebunden. Und an dich. Mach ihr das ernsthaft klar! Sie wird Abimelech nur ausgeliehen. Verstehst du mich?"

Elihu verstand, daß er Baaras Herr blieb. Was er sagte, das mußte sie tun. „Wirst du es Abimelech vorher sagen?" erkundigte er sich.

Nachrai schüttelte den Kopf und lächelte hintergründig. „Sie selbst wird es ihm sagen. Falls er nicht gleich begreift, dann mehrmals. Wirst du ihr das beibringen können?"

Elihu bejahte das selbstverständlich – er war schließlich der Herr des Mädchens.

Abimelech machte sich über Baaras Herkunft keine Gedanken. Sie war ihm angenehm, und er wollte sie haben. Das war alles. Er kam gar nicht darauf, daß sie älter als er sein und Kinder haben könnte. Vielleicht hätte es seine Leidenschaft abgekühlt, wenn er gewußt hätte, daß sie trotz ihres jugendlich blühenden Aussehens fünf Jahre älter als er war und bereits drei Kinder geboren hatte, deren Väter sie nie erblickt, sondern nur gehört und erfühlt hatte. Ein Knabe war nach der Geburt getötet worden, weil man mit ihm nichts anfangen konnte, zwei Mädchen im Alter von elf und vier Jahren lebten verborgen in Elihus Familie. Abimelech war hoffnungsfroh, daß er Baara bekommen würde. Nachrais Einfluß war dafür sicher groß genug. Wenn der ihm das Haus gab, warum sollte er ihm dann nicht auch die Priesterin verschaffen? Aber dafür, daß er selbst so abhängig von dessen Gunst war, wollte er sich rächen. Irgendwann und irgendwie.

Vorläufig besuchte er weiterhin die Witwe, die ihm schon vor seinem Gang nach Ofra die nächtliche Langeweile vertrieben hatte. Die Witwe aber war teuer. Als er Sabdiel erneut um ein kleines Darlehen bat, runzelte der die Stirn. Er gab ihm zwar das Verlangte, meinte jedoch, Abimelech sei nun selbst vermögend, und es sei an der Zeit, daß er sich auf eigene Füße stelle. Und er zeigte ihm eine Tonscherbe, auf der die Summe des Silbers verzeichnet stand, die er ihm bisher geliehen hatte.

Abimelech war von dem Sinneswandel des Onkels überrascht. Hatte der ihn bisher nicht vorbehaltloser unterstützt als Heled? Und war es nicht er gewesen, der ihn an die Witwe als nächtlichen Zeitvertreib verwiesen hatte? Er kam nicht darauf, daß Sabdiel eifersüchtig war. Auf seinen Bruder. Seit er spürte, daß Heled und Abimelech anders als vorher ein Herz und eine Seele waren und er selbst von den Abmachungen hinsichtlich des Hauses und der Ascherapriesterin erst nach und nach erfuhr, fühlte er sich an den Rand gedrängt. Die vertraulichen Gespräche über Sichems Angelegenheiten, die Heled früher mit ihm geführt hatte, die führte der seiner Meinung nach nun mit dem Neffen, und sein eigener Rat war nicht mehr gefragt.

Abimelech hoffte, die schlechte Laune Sabdiels werde vorübergehen. Er freute sich an seinem künftigen Haus, an dem sich die Bauleute entsprechend seinen Wünschen zu schaffen machten, und ihm gefiel, daß sein neuer Freund Sebul mit seiner Familie gleich nebenan wohnte. Daß der Schreiber seinetwegen das Haus hatte räumen müssen, das interessierte ihn nicht. Er kannte

ihn ja auch nur vom Sehen. Aber Sabdiels Mahnung belastete ihn zunehmend. Ohne dessen Bemerkung hätte er die Entscheidung des Rates, daß er von seinem ererbten Vermögen leben müsse, vorläufig auf die leichte Schulter genommen. Ihm wurde bewußt: Er mußte mit Hotam sprechen, wie er das Joasch-Erbe für seinen Unterhalt in Sichem nutzbar machen sollte. Hotam mußte ihn beraten, denn er selbst hatte von der Wirtschaftsführung kaum eine Ahnung. Eigentlich war es ungerecht, fand er, daß er nicht mit Entlohnung für seine Dienste rechnen konnte. Sebul erhielt einen Jahressold. Er ließ beim Vergleich mit ihm jedoch unberücksichtigt, daß der Hauptmann außer einem Weingarten keinen Grundbesitz hatte. Widerwillig nahm er sich vor, an einem Tag, an dem es nicht regnete, mit Usa nach Ofra zu wandern.

Hotam empfing ihn und Usa mit großer Freude. Er hatte sich einen Überblick über Abimelechs Besitz verschafft und konnte ihm nun mitteilen, daß sein neuer Reichtum noch größer war als angenommen. Elischama und Jimla waren sorgfältige Haushalter gewesen. Die Saat war in gutem Zustand, Fruchtbäume und Weinstöcke waren gesund, desgleichen der Bestand an Groß- und Kleinvieh, und die Speicher waren mit Korn, Wein und Öl gut gefüllt.

Abimelech teilte dem Freund mit, daß er in Sichem nun von seinem Besitz leben müsse und daß er zunächst dringend zum Erwerb einiger notwendiger Dinge Silber brauche. Er fragte, wie man es anstellen müsse, um jetzt im Winter an Händler heranzukommen, bei denen man etwas von den Vorräten gegen das begehrte Metall eintauschen konnte.

Hotam lächelte geheimnisvoll und erklärte, zum Wichtigsten in seinem Bericht sei er noch gar nicht gekommen. In einem Wandversteck habe er nämlich Elischamas Tauschsilber gefunden. Er eilte, den Schatz zu holen und vor den begehrlichen Augen des Freundes auszubreiten. Abimelech erblickte die üblichen Silberstücke unterschiedlicher Form und Größe, wie sie beim Aufwiegen von Waren der Zufall geformt hatte, aber auch silberne Finger- und Armringe, zwei verschieden große Schalen aus Silber und sogar mehrere Ringe aus Gold. Woher Elischama die nur hatte! Ihn überkam beinahe so etwas wie Dankbarkeit gegenüber den geschäftstüchtigen und sparsamen Brüdern. Der Schatz wog weit schwerer als die beiden Beutel voll Silber, die der Mord an den Sammlern des Schatzes gekostet hatte.

Abimelech schenkte ein wenig von dem Silber Hotam, weil er es aufgefunden und gehütet hatte, und gab ihm den größten Teil zur weiteren Verwahrung zurück. Er war der Meinung, beim ehrlichen und verschwiegenen Hotam war der Schatz sicherer als in Sichem, solange er noch nicht sein eigenes Haus hatte. Nur einen Beutel voll Silber nahm er für die laufenden Ausgaben an sich. Er kam mit Hotam überein, daß er Usa nach Ofra schicken werde, sobald er sein Haus bezogen hatte, und Hotam sollte ihm dann von den Vorräten liefern, damit sein Lebensunterhalt bis zur neuen Ernte gesichert war.

Abimelech versäumte nicht, auch bei Gareb einzukehren. Er nannte ihm sein künftiges Amt in Sichem und kündigte ihm an, daß er im Frühjahr durchs Land der Abiesriten ziehen wolle, um in allen Dörfern vor den Philistern zu warnen und um Soldaten für seine neue Streitmacht anzuwerben, die das Land vor den Philistern schützen sollte.

„Die Abiesriten sind Bauern, keine Soldaten!“ erwiderte Gareb schroff. „Soll der Frieden mit Sichem etwa so aussehen, daß unsere Söhne Sichem als Soldaten dienen?“

Abimelech berichtigte den Älteren: „Sie dienen nicht Sichem. Du hast mich nicht ganz verstanden. Ich sprach von meiner Streitmacht. Ich werde zwar Sichems Feldherr sein, aber die Truppe wird auf mich hören. Versteh doch! Nicht Sichem wird uns beherrschen, wie es den Sichemiten erscheint und erscheinen soll, sondern wir werden Sichem beherrschen!“

Gareb blieb abweisend. „Erkläre das den Sippenältesten, bevor du tust, was du vorhast! Und ich glaube nicht, daß ich dich dabei unterstützen werde. Warum nur zieht es dich so heftig nach Sichem? Du bist doch ein Abiesrit!“

„Eben deshalb ist mein Platz in Sichem!“ entgegnete Abimelech. Gareb schüttelte bekümmert den Kopf.

Abimelech machte sich trotz des unerwarteten Silber- und Goldschatzes unfroh auf den Heimweg. Da hatte er gedacht, er sei bei den Abiesriten mit seiner Aufnahme in den Sippenrat am Ziel seiner Wünsche und auf seiner Reise durch ihre Dörfer wäre ihm der Erfolg sicher, und nun begriff er, daß ihm noch schwere Auseinandersetzungen bevorstanden, ehe er die Abiesriten auf seiner Seite hatte und ehe er die erste Hundertschaft aus ihren Söhnen befehligte. Aber Gareb hatte in einem Punkt recht, leider! Ohne die Zustimmung der anderen Sippenältesten würden ihm die Abiesriten zwar zuhören, aber ihre Söhne würden sie ihm nicht übergeben. Er hätte es wissen müssen. Sein Eifer für den großen Plan seines Lebens durfte ihn nicht blind machen für die Wirklichkeit. Er erkannte das und nahm sich vor, von Heleds Sachlichkeit und von Nachrais Durchtriebenheit zu lernen. Seine üble Laune besserte sich. Nun freute er sich wieder über den Schatz und über den Esel, den er aus seinem Viehbestand in Ofra mitgenommen hatte. Nun brauchte er auf größeren Strecken nicht länger zu Fuß zu gehen wie ein armer Mann. Und wann Schelef mit den beiden in Dor gekauften Eseln endlich zurückkam, war ungewiß. Er nahm Usa das Verspre-

chen ab, niemandem etwas von dem ererbten Schatz zu sagen. Er wußte, der Junge würde schweigen.

Während sich Abimelech auf seine wirtschaftliche Selbständigkeit einstellte und immer wieder nachsann, was alles dafür zu bedenken und in die Wege zu leiten war, berieten die Herren von Sichem über die Feier zu Abimelechs Ernennung. Die größte Mühe machte ihnen die Eidesformel, die der Amtsgewalt Abimelechs feste Grenzen ziehen sollte. Als sie endlich einen Wortlaut verfaßt hatten, der ihrer Absicht am klarsten entsprach, bekam Heled den Text mit nach Hause, damit sich sein Neffe damit vertrautmachen konnte. Man wollte vorbeugen, damit Abimelech bei seiner Ernennung an den Worten nicht etwas auszusetzen fand, so daß etwa die ganze schöne Feier ergebnislos abgebrochen werden mußte. Das hätte zweifellos den Zorn El-Berits heraufbeschworen.

Abimelech ließ sich die Formel mehrmals von Heled vorlesen – er selbst konnte natürlich nicht lesen, denn die Abiesriten hielten diese Kunst, soweit sie von ihr überhaupt wußten und einen Gedanken daran verschwendeten, für völlig überflüssig.. Ihn störten besonders zwei Stellen im Text, und er überlegte sich Änderungen. Er konnte sich unmöglich verpflichten, dem Rat von Sichem ohne Widerspruch zu gehorchen und bei allen seinen Taten dessen Weisungen zu folgen. Nein, das durfte er nicht schwören, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, später von El-Berit für den Meineid gezüchtigt zu werden. Denn eines Tages würde er den Rat nicht mehr brauchen. Wenn er erst sein Heer hatte und es ihm bedingungslos folgte – wozu bedurfte er dann noch dieser parfümierten Schönlinge? Gaal hatte ihm nicht berichtet, daß Labaja den vornehmen Familien Sichems untertan gewesen war und ihnen hatte Rechenschaft ablegen müssen. Aber wie war ein Meineid zu verhindern? Die Ratsherren würden doch nicht auf die Gehorsamspassage verzichten. Sie war ja der Kern der Schwurformel.

Endlich verfiel er auf eine Lösung, und er war stolz auf sie. Er schlug vor, statt vom Rat von Sichem von den Männern von Sichem zu sprechen. Das gefalle ihm besser und höre sich soldatischer an, und es entspräche seinem Titel „Schwert der Männer von Sichem“. Er hatte dabei den Hintergedanken, daß die Formulierung nun doppeldeutig war. Für die Ratsherren war es in ihrem Hochmut selbstverständlich, daß sie selbst gemeint waren. Er aber konnte unter den Männern von Sichem sein Heer verstehen. Diesem wollte er gern gehorchen, denn er befehligte es ja.

Die zweite Änderung war einfacher. Als Ziel seines Wirkens war die alte Größe Sichems und dessen Herrschaft über das Bergland genannt. Er schlug vor, hinzuzufügen „zur Bewahrung des Berglandes vor den Angriffen der Philister“. Denn das war sein ureigenes Ziel, und damit band er die Größe und Macht Sichems an seine Person.

Die Ratsherren machten sich in ihrer Selbstgefälligkeit nicht die Mühe, Abimelechs Gründe für die Änderungen herauszufinden. Sie sahen in den Abwandlungen ihres Textes lediglich Formulierungsfragen. Heled war froh, daß sein Neffe ansonsten mit dem Wortlaut einverstanden war. Er hatte schon befürchtet, daß der in seiner Vernarrtheit in die Philistergefahr den halben Text umstieß. Nachrai lächelte geringschätzig über Abimelechs Vorschläge, denn er sah darin nur dessen Wunsch, seine Lieblingsidee im Wortlaut der Schwurformel wiederzufinden.

Dann kam der Tag, der für die Amtseinführung bestimmt worden war. In der aufgehenden Sonne erschien ein klarer Frühlingsmorgen. Abimelech war glücklich. Von heute an war er nicht nur ein vermögender, sondern auch ein mächtiger Mann. Wenn nur Schelef an seiner Seite stünde, um Zeuge seiner Erhöhung zu sein! Wo der Freund bloß blieb? Aber sicher hatte ihn die Regenzeit aufgehalten. Abimelech war zuversichtlich, daß er nun bald eintreffen würde. Er brauchte ihn unbedingt zur Aufstellung der neuen Streitmacht.

Auch Heled und Sabdiel waren an diesem Morgen guter Dinge. Sabdiel hoffte, daß mit dem Umzug Abimelechs in sein eigenes Haus er selbst nun wieder zum engen Vertrauten des älteren Bruders werden würde. Heled schrieb sich einen bedeutenden Anteil am Aufstieg des Neffen zu, und so sah er neben diesem sich selbst als Bezugsperson der heutigen Feier. Seine Heiterkeit wich allerdings einer erheblichen Verstimmung, als ihm das Krüglein, in dem er sein Duftöl aufbewahrte, aus den Händen fiel und am Boden zerschellte. Er blickte entsetzt auf die Scherben und die Ölpfütze zu seinen Füßen. Wenigstens war das Gefäß schon halb leer gewesen. Aber das Schlimmste war ja gar nicht das kleine Mißgeschick als solches. Er erinnerte sich an eine Feier ähnlicher Art, nämlich an seine Aufnahme in den Rat von Sichem. Damals hatte ihn am Morgen ebenfalls ein schlechtes Vorzeichen beunruhigt – was vorgefallen war, wußte er heute gar nicht mehr. Aber bald danach war es zu der langwährenden Feindschaft zwischen Sichem und Ofra gekommen. Deutete das heutige Mißgeschick etwa auf ein neues Ungemach?

Die Feierlichkeiten des Tages wurden dann aber von keinerlei Zwischenfällen beeinträchtigt. Die heiligen Geräte für die Opferhandlung und der gesamte Tempelhof waren ja auch gesäubert, so daß die Ratsherren nicht befürchten mußten, versehentlich ihre Festgewänder zu beschmutzen. Elihu hatte seine Söhne und die Tempeldiener zu strengster Sorgfalt ermahnt. Niemandem fiel ein Gerät aus der Hand, und niemand stolperte und stürzte. Die Herren von Sichem hatten vor dem Altar Aufstellung genommen. Abimelech, Sebul und der Schreiber standen ein wenig abseits von ihnen. Noch ein bißchen entfernter wohnten die Familien der Ratsherren dem Schauspiel bei. In

gebührendem Abstand und draußen vor dem Tor drängte sich schließlich das Volk Sichems, das für die Festlichkeit gern die Kulisse bildete, denn es sollte auf Kosten der Stadt bewirtet werden.

Abimelech konnte es kaum erwarten, daß er von Nachrai aufgerufen wurde, um die Eidesformel zu sprechen. Als sein Auftritt kam, schritt er hochaufgerichtet an seinen Platz. Er hätte jetzt etwas dafür gegeben, die Körpergröße Jerubbaals oder Elischamas zu haben. Er reckte die Brust mit dem Leopardenfell heraus und richtete am Gürtel sein eisernes Schwert, das er heute tragen durfte. Der Schreiber trat hinter Nachrai und las ihm Abimelechs Verpflichtung Satz für Satz vor, und Nachrai rief jeden Satz laut über den Hof. Abimelech erhob seine rechte Hand zum Schwur und wiederholte alles, was ihm vorgesprochen wurde, und er war bemüht, den Ratsherrn noch zu übertönen, damit ganz Sichem seine Heldenstimme bewundern sollte, die künftig Tausenden befehlen würde. Nur bei den furchtbaren Flüchen, die ihn treffen sollten, falls er seinen Schwur brach, fiel es ihm schwer, seine Lautstärke beizubehalten. Wurde ihm doch angedroht, durchs Schwert umzukommen, und sein Leichnam sollte unbestattet bleiben. Seine Söhne sollten Aussatz und Verkrüppelung treffen und seine Enkel von Hungersnot heimgesucht werden. Ihn schauderte. Aber es half nichts – ohne diese Eidesformel war die Macht nicht zu haben. Und der Gott Sichems, der Zeuge der Verpflichtung und Richter über deren Erfüllung war, stand ja auf seiner Seite. Er beruhigte sich.

Dann endlich war die Vereidigung beendet, und das Opfer für El-Berit wurde dargebracht. Nachrai verlieh Abimelech im Namen des Rates den Titel „Schwert der Männer von Sichem“. Das Volk klatschte in die Hände und jubelte. Abimelech war es, als sei er berauscht. Er hatte sein vorläufiges Ziel erreicht. Nun fehlten ihm Schelef und Baara, um sein Glück gemeinsam mit beiden zu feiern und zu genießen. Es drängte ihn, mit Usa sein eigenes Haus zu beziehen, das rechtzeitig fertig geworden war. Aber erst mußte er noch das Opfermahl über sich ergehen lassen, und das dauerte lange. Die Herren der Stadt hatten viel Zeit.

Er atmete tief die Abendluft ein, als er dann im Freien stand. Usa hockte an der Mauer, die den Tempelbezirk umgab, und wartete auf ihn. Als er seinen Herrn kommen sah, lief er zu ihm und fragte: „Werden wir jetzt in dein Haus gehen?“ Er strahlte, denn er kannte die Antwort schon im voraus. Abimelech umarmte den Jungen, und gemeinsam eilten sie der neuen Wohnung zu.

Ungeduldig riß Abimelech das Tor auf und stürmte in den Hof. Ein freudiger Schreck durchfuhr ihn. Denn lächelnd kam ihm Baara entgegen und sagte: „Willkommen in deinem Haus, Abimelech! Meine Herrin hat sich dir und mir gnädig gezeigt. Die große Göttin hat erlaubt, daß ich dir geliehen werde. Befiehl, mein Herr, und deine Magd wird tun, wonach dein Herz begehrt!“ Sie senkte demütig den Blick.

Abimelech war verwirrt. Er hatte Baara als selbstbewußt und entschlossen kennengelernt, und nun stand sie da wie jedes beliebige andere Mädchen. Das paßte nicht zu ihr. Sie sollte seine Gefährtin sein und keine unterwürfige Ehefrau nachahmen. Sie sollte die Mutter von Königen werden, ihm stark und klug zur Seite stehen. Er ging auf sie zu und hob sanft ihren gesenkten Kopf, bis sich ihre Augen begegneten. „Ich kann es noch gar nicht fassen, Baara“, sagte er leise, um sie nicht zu erschrecken. „Endlich sind wir vereint. Wir gehören einander. Sag nicht, daß du meine Magd bist! Du sollst die Herrin an meiner Seite sein!“

Baara schmiegte sich einen Moment lang an ihn, aber sie blieb dabei: „Ich bin keine Herrin, Abimelech! Die Herrin ist Aschera, und ihre Dienerin bleibe ich, auch in deinem Haus.“

Abimelech drückte sie an sich und küßte sie. Usa sah dem Liebespaar zu und empfand, daß es für ihn nun nur noch besser werden konnte. Baara gefiel ihm. Von heute an würde er ihr genauso willig gehorchen wie seinem Herrn.

Abimelech führte seine Geliebte ins Haus. Sein Herz klopfte wild vor Glück. Aber verstanden hatte er ihre Worte nicht.

31

Baara und Abimelech genossen ihr Liebesglück, und Usa freute sich darüber. Nun lebte er, was er nie zu hoffen gewagt hatte, in einer richtigen Familie. Baara war ihm wie eine Mutter, und Abimelech betrachtete er jetzt mitunter weniger als seinen Herrn, sondern mehr als einen älteren Bruder. Er zeigte seine Dankbarkeit, indem er sich von früh bis abends nützlich machte, und insbesondere Baara nahm er trotz seiner erst dreizehn Jahre viel schwere Arbeit ab. Wo es etwas zu heben oder zu tragen gab, da war er zur Stelle. Allein wanderte er nach Ofra zu Hotam, um ihm auszurichten, daß Abimelech nun sein eigenes Haus bewohnte, und er half Hotam, mehrere Eselladungen von den Ofraer Vorräten nach Sichem zu bringen. Zwei Tage lang waren sie damit beschäftigt. Hotam lernte bei dieser Gelegenheit Baara kennen, aber er hielt sie für die Magd Abimelechs, und der und Usa ließen ihn in diesem Glauben.

Wenn Abimelech mit Baara allein war, da nannte er sie seine Gefährtin und die Herrin an seiner Seite. „Du wirst die Mutter meiner Kinder sein“, versprach er ihr in den Stunden der Liebe. Ein Schauer durchfuhr sie, als er diese Zusicherung zum erstenmal aussprach. Das hieß doch, daß er sie zu seiner Ehefrau und ihre Söhne zu seinen Erben machen wollte. Hatte er nicht begriffen, daß sie der Göttin gehörte, für immer – ihm jedoch niemals? Sie weinte. Er dachte, vor Glück und Dankbarkeit. Später, wenn er sein Versprechen wiederholte, versuchte sie ihm zu erklären, daß sie Dienerin der Aschera sei und bleibe, daß die Göttin sie ihm nur geliehen habe. Aber er hörte ihr gar nicht zu, und sie gab es auf, ihm die Wahrheit zu sagen.

Sie erzählte nichts von sich, und er wollte nichts wissen. Er war erfüllt von seinem Auftrag, und er wurde nicht müde, ihr von den Städten unten im Küstenland und von den Philistern zu erzählen, ihr von seiner Idee des Bündnisses aller Bergvölker vorzuschwärmen und ihr die neuen Streitkräfte Sichems in allen Einzelheiten zu beschreiben. Sie hörte zu und genoß seine Begeisterung, aber allmählich fiel ihr auf, daß er kaum jemals den Rat von Sichem erwähnte, von dem er doch, wie sie wußte, seine Weisungen empfing und dem er verantwortlich war. Für ihn war sein Auftrag unmittelbar göttlichen Ursprungs. Der Geist Jerubbaals hatte ihn an El-Berit verwiesen, und der Gott hatte seine Pläne im Traum bestätigt. Und sie selbst war daran durch ihre Fürsprache bei Aschera beteiligt. „Mein Gott und deine Göttin haben uns beide zusammengefügt“, sagte er, „wir beide sind eins in unserem Ziel.“ Manchmal glaubte sie fast daran.

Einmal hätte er ihr beinahe sein Geheimnis preisgegeben, indem er ihr anvertrauen wollte, daß sie die Mutter von Königen sein werde. Aber dann behielt er es doch für sich. Sie hatte sich nämlich ausbedungen, ab und zu Elihu zu besuchen, der ihr wie ein Vater galt, und das fiel ihm ein, als er sein Königsgeheimnis schon auf den Lippen hatte. Was wäre, wenn sie dem Priester seine Worte erzählte? Zwar rechnete er Elihu zu seinen Freunden, aber der Priester war schwatzhaft. Wenn der nun, aus welchem Grund auch immer, einem der Ratsherren oder gar Nachrai gegenüber ausplauderte, was er zufällig erfahren hatte?

Seine Vorsicht war überaus berechtigt, denn Elihu wollte von Baara jedesmal sehr genau wissen, was er zu ihr gesprochen hatte, in welche Absichten er sie eingeweiht hatte. Nachrai, dem der Priester alles hinterbrachte, fand in Abimelechs Worten allerdings nichts, was Verdacht erregte. Was das Mädchen berichtete, stimmte mit Abimelechs Reden vor dem Rat überein. Daß er sich dem Gott mehr verpflichtet fühlte als dem Rat, das war nicht beunruhigend, denn er glaubte ja fest an seine persönliche Erwählung durch El-Berit. Mochte er sich das ruhig einbilden – sein Eid band ihn an den Rat. Nachrai war zufrieden und beauftragte Elihu, Baara immer wieder neu zu ermahnen, ihm alles über Abimelech zu berichten. Der Priester sollte ihr das damit begründen, daß er El-Berit ständig um seinen Segen für Abimelech bitte, und dafür müsse er wissen, was ihr Geliebter plane.

Als die Spätregen vorüber zu sein schienen und das ganze Land in frischem Frühlingsgrün leuchtete, verabschiedeten sich Abimelech und Usa von Baara, um zu den Abiesriten aufzubrechen. Abimelech fühlte sein Herz gespalten. Einerseits mußte er nun sein großes Werk beginnen, und es verlangte ihn ja auch danach, aber andererseits schmerzte ihn, daß er sich für einige Wochen von Baara trennen mußte. Doch sie mitzunehmen, das ging nicht. Er mußte ja den Abiesriten vortäuschen, daß er eine ihrer Töchter zur Frau nehmen werde.

Er hatte sich ein Maultier gekauft, und wenn er sich nicht ohnehin schon als ein großer Herr gefühlt hätte, so wäre ihm sein neues Reittier die Bestätigung dafür gewesen. Gewöhnliche Leute ritten, wenn sie nicht zu Fuß gingen, auf Eseln. Usa durfte diesmal sogar den Esel besteigen. Denn es ging nicht an, daß der Begleiter des „Schwertes der Männer von Sichem“ wie ein Diener neben seinem Herrn herlaufen mußte.

Abimelech hatte sich beim Rat ordentlich abgemeldet. Am Stadttor stand Sebul und wünschte eine erfolgreiche Reise. Abimelech bat ihn noch einmal, falls Schelef auftauchte, diesen bei sich aufzunehmen, bis er selbst zurück war. Und Baara sollte er beistehen, falls sie Hilfe brauchte. Dann ließen Abimelech und Usa auch in Gedanken die Stadt hinter sich und wandten ihr Sinnen und Trachten den Abiesriten zu.

Sie erregten Aufsehen, als sie in Ofra einritten. Vor kurzem noch war Abimelech zu Fuß hier gewesen, und nun kam er daher wie einer der Herren von Sichem. Seine herzlichen Grußworte nach allen Seiten wurden deshalb nicht ebenso freundlich, sondern besonders von den älteren Leuten recht zurückhaltend erwidert.

„Vielleicht hätten wir unsere Tiere lieber zu Hause lassen sollen“, meinte Usa, der die Kühle der Leute von Ofra richtig deutete.

Abimelech lachte auf und riet dem Jungen gut gelaunt: „Wir sind jetzt wer, mein lieber Usa, gewöhne dich daran! Wenn man Gehör finden will, muß man sich darzustellen verstehen.“

Hotam nahm am Auftreten der beiden keinen Anstoß. Sein Jugendfreund war ein städtischer Herr geworden, und die ritten eben alle, wie er meinte, auf Maultieren. Aber er beneidete ihn nicht.

Gareb runzelte allerdings die Stirn, doch er kannte ja Abimelechs Geltungsdrang besser als alle anderen und hoffte nur, sein junger Kollege werde im Sippenrat die Worte klüger wählen als seinen Aufzug. Er schickte Boten in die Dörfer, um die Sippenältesten nach Ofra einzuladen.

Als sich Abimelech am nächsten Tag in ihrem Kreis niederließ, da empfand er seine gewohnheitsmäßig strahlende Miene wie eine Maske, hinter der er seine Unlust verbarg. Da waren sie wieder, die ernsten Gesichter, nicht Weisheit, sondern Beschränktheit ausdrückend, die schlichten Gemüter, die nur von Ernte zu Ernte dachten und nur bis zum übernächsten Dorf blickten. Er erinnerte sich daran, wie sie Philistergefahr und Bündnisidee einfach totgeschwiegen hatten. Es war wirklich an der Zeit, sich über diese blinden und tauben Bauern hinwegzusetzen. Aber heute brauchte er sie noch. Sie sollten ihm ihre Söhne geben. Wenn die erst seine Soldaten waren, dann konnte ihm ihre und ihrer Väter Dummheit egal sein. Dann mußte er nicht länger überreden und überzeugen. Dann würde er befehlen.

Gareb, der den Sippenrat einberufen hatte, bat Abimelech zu berichten, wie die Sichemiten über den angetragenen Frieden dachten. Als ob dieser Friede nicht schon längst Wirklichkeit war! nörgelte Abimelech im stillen. Hatte er nicht Gareb beim letzten Besuch klar gesagt, was jetzt not tat? War es nicht dessen eigener Vorschlag gewesen, der Sippenrat müsse der Anwerbung von Soldaten zustimmen? Aber er ließ sich seine Gereizteit nicht anmerken, sondern ergriff das Wort wie einer, der die Ehre zu würdigen weiß, vor den Ältesten der Sippe Rechenschaft ablegen zu dürfen. Er lobte zunächst die Bürger von Ofra, weil sie bereits begonnen hatten fortzuräumen, was dem Baal von Ofra ein Ärgernis war. Er und Usa hatten gestern gleich bemerkt, daß das Tempelhaus auf dem Kultplatz in Trümmern lag und daß die begonnene Dorfmauer schon zu einem guten Teil eingerissen war. Es sei die wichtigste Aufgabe, betonte er, den Gott zu versöhnen, indem der alte Zustand bei den Abiesriten selbst und in ihrem Verhältnis zu Sichem wiederhergestellt werde. Und dabei treffe man auf die Bereitschaft der Herren von Sichem, ihren Groll gegen die Abiesriten wegen Elischamas Untaten zu vergessen und sich an die alte Freundschaft zu erinnern. Er sei von Sichems Rat beauftragt mitzuteilen, daß fortan jeder Abiesrit nach Belieben in der Stadt ein- und ausgehen und Geschäfte mit den Sichemiten tätigen könne. Dieses Entgegenkommen falle den Herren Sichems um so leichter, als die Abiesriten offenbar ebenfalls verstanden hätten, daß es angesichts der Bedrohung des Berglandes keine Zwistigkeiten und Feindschaften untereinander mehr geben dürfe. Jetzt sei es notwendig, daß alle Städte und alle seßhaften und wandernden Sippen gegen das Volk der Philister zusammenstünden.

Er versuchte, von den Gesichtern abzulesen, was seine Zuhörer dachten, aber die Mienen waren undurchdringlich geworden, seit er die Bedrohung des Berglandes erwähnt hatte. Er konnte nicht einmal erkennen, ob seine Worte weiter als bis in die Ohrmuscheln drangen. Deshalb legte er sich mächtig ins Zeug und schilderte drastisch, welche Scheußlichkeiten die Menschen im Bergland erwarteten, wenn der Feind erst seine Tausende und Abertausende heranführte. Einzig ein festes Bündnis könne dessen Absichten zunichte machen. Zuerst werde er seine Streifscharen schicken, um die Lage zu erkunden. Deshalb müsse sofort eine gemeinsame Streitmacht der Bündnispartner aufgestellt werden, die ständig einsatzbereit sei, um diese Streifscharen des Feindes zu vernichten. „Die Männer von Sichem haben mich beauftragt, überall die Gefahr zu verkünden, für das Bündnis zu werben und aus jungen, unverheirateten Männern jene Streitmacht zu schaffen, die dem Feind entgegentritt, sobald er sich uns zeigt“, verkündete er mit hallender Stimme, als hätte er eine Hundertschaft vor sich. „Denn in Sichem habe ich jenes Gehör für die große Gefahr gefunden“ – fast hätte er den Vorwurf geäußert, daß er bei den Abiesriten tauben Ohren gepredigt habe, aber er fuhr lieber fort: „aus dem wirksame Abwehrmaßnahmen hervorgehen können. Die Männer von Sichem haben mir angetragen, in ihrem Auftrag die Verteidigung des Berglandes vorzubereiten, und ich habe diese schwere Aufgabe auf mich genommen, denn ich bin Soldat und kenne die Philister. So trage ich nun den Titel ‚Schwert der Männer von Sichem’, ich, ein Abiesrit. Ich bitte euch, mich zu unterstützen, wenn ich ab übermorgen durch eure Dörfer ziehe und junge Männer für meine Streitmacht anwerbe.“

Totenstille folgte seinen Worten. Die Männer sahen ihn an, als sei er nicht von dieser Welt. Eben erst hatten sie sich durchgerungen, die Ausrottung einer ganzen, geachteten Familie durch eine Räuberbande als Gottesstrafe dafür zu begreifen, daß die Abiesriten ihre angestammte Lebensordnung und den Landfrieden verletzt hatten, und nun wollte ihnen dieser zwielichtige Überlebende der Bluttat schon zum zweitenmal einreden, daß der Friede des gesamten Berglandes von außen bedroht sei und daß ein Krieg bevorstehe. Ein so gewaltiger Krieg, wie ihn sich keiner in der Runde vorstellen konnte. Das war zuviel auf einmal für ihr einfaches Denken, dem die Erfahrungen eines sich gleichbleibenden und unkriegerischen Alltags zugrunde lagen. Sie wandten die Köpfe einander zu und suchten in den Blicken des Nachbarn, ob dort Anzeichen von Verständnis zu entdecken waren. Aber sie fanden darin nur die eigene Hilflosigkeit gegenüber Abimelechs Ansinnen. Keiner hatte Nachricht, daß von irgendwoher Feinde heranzogen. Sicherlich log ihnen dieser übriggebliebene Jerubbaalsohn etwas vor. Aber warum sollte er das tun? Doch Vorsicht, er war von Sichem geschickt! Auf jeden Fall kam aber ein Krieg nicht über Nacht. Eine Räuberbande konnte

ein Dorf plötzlich überfallen, aber ein feindliches Heer kaum. Wollte sich Abimelech nur wichtig machen? Den Hang dazu hatte er ja von jeher, das war bekannt. Oder war er zum Verräter geworden, und die Friedensliebe Sichems täuschte er nur vor, und in Wahrheit sollten die neuen Soldaten die Abiesriten unterjochen? Aber das konnte auch nicht sein, denn er wollte ja ihre Söhne für seine Truppe, und die kämpften natürlich nicht gegen ihre Brüder und Väter.

Das hartnäckige Schweigen der Ältesten beunruhigte Abimelech mehr, als wenn sie ihn widerlegt und gar beschimpft hätten. Plötzlich empfand er eine ähnliche Ohnmacht wie seine Zuhörer. Er ahnte, daß die Häupter der Abiesriten und er sich nicht nur jetzt nicht verstanden, sondern vielleicht niemals würden verstehen können. Und das lähmte ihm Verstand und Zunge.

Endlich schlug einer zaghaft vor, den Gott zu befragen, was man tun solle. Da raffte sich Gareb zu einer Äußerung auf. „Als ich euch die Mordtat am Haus Elischamas deutete, da hatte mir unser Gott die Antwort eingegeben, und ich habe euch das bekannt. Abimelech jedoch behauptet nicht, einen Gotteswillen zu verkünden. Es ist seine eigene Auffassung. Deshalb brauchen wir in dieser Sache nicht vor unseren Gott zu treten. Wir selbst müssen prüfen, was Abimelechs Worte bedeuten, und wir selbst müssen entscheiden. Und wir sollten uns Zeit damit lassen."

Abimelech hätte Gareb am liebsten erwürgt. Das letztemal hatte der ihn noch unterstützt, und ohne ihn säße er selbst gar nicht hier. Aber nun machte der neue starke Mann Ofras seine Drohung wahr und wandte sich gegen ihn. Und seine Worte wirkten. Die Lähmung der Männer wich. Sie begannen durcheinanderzureden, und Abimelech bekam nichts zu hören, was er zu seinen Gunsten auslegen konnte.

Tikwa, der Sohn Ahischahars, griff die Bündnisidee auf und spitzte die Bedenken dagegen zu: „Abimelech, du sagst, daß alle einen Bund bilden sollen. Du willst ihn zustande bringen. Aber du bist jetzt ein Mann Sichems. Das heißt, Sichem will den Bund anführen, und wir alle sollen Sichem gehorchen. Ist es so?"

„Nein, es ist nicht so!" rief Abimelech erregt. „Jemand mußte den Anstoß für dieses Bündnis geben, und das waren die Sichemiten und leider nicht die Abiesriten, obwohl ich euch dazu aufgefordert habe, am Tage, als wir meine Brüder zu Grabe getragen haben." Jetzt nahm er keine Rücksicht mehr auf sie, jetzt hielt er ihnen ihre Beschränktheit vor. „Ihr aber habt mir gar nicht zugehört", beschuldigte er sie. „Warum habt ihr mich nicht zu <u>eurem</u> Feldhauptmann gemacht? Warum habt ihr mich nicht zum ‚Schwert der Söhne Abiesers' ernannt? Das hättet ihr doch tun können – oder etwa nicht? Die Männer von Sichem dagegen, die haben mir zugehört. Und nun bin ich <u>ihr</u> Schwert." Er hielt inne und schaute in die bestürzten Gesichter. So durfte er nicht weitersprechen, erkannte er, sonst bestätigte er noch am Ende den Verdacht Tikwas. „Aber es tut nichts zur Sache", fuhr er ruhiger fort, „daß mich Sichem zum Feldhauptmann ernannt hat. Nicht irgendein Mann Sichems befehligt die künftige Streitmacht, wie ihr recht gut wißt. Sondern ich befehlige sie. Und ich bin ein Abiesrit. Gareb wird euch bestätigen, daß ich keinen Sold von Sichem empfange. Ich diene weder diesem noch jenem, sondern allen, die von den Philistern bedroht werden. Die Abwehr der Feinde, noch ehe sie zahlreich wie die Heuschrecken zu uns heraufkommen, das ist mein Ziel. Deshalb bin ich heute hier in eurer Mitte und spreche mit euch. Ich bitte euch: Gebt mir eure Söhne, damit wir den Feind abschrecken und wir alle am Leben bleiben!" Er sah beschwörend in die Runde und meinte zu spüren, daß er zumindest den Vorwurf, er wolle die Herrschaft Sichems über die Abiesriten aufrichten, entkräftet hatte. Bloß gut, daß er nicht fürchten mußte, die Herren von Sichem hätten hier einen geheimen Zuträger. Denn seine Rede überschritt sicherlich das Maß an Überlistung, das sie ihm zubilligten.

Die Beratung wandte sich mehr und mehr der Philistergefahr zu. Immer deutlicher wurde, daß die meisten der Ältesten an diese Bedrohung einfach nicht glaubten. Der Greis aus dem westwärts gelegenen Nachbardorf meinte, er verstehe nicht, worum sie überhaupt stritten. „Nirgends ist ein Feind in Sicht. Wir sollen jemanden abwehren, der gar nicht da ist." Er kicherte über diesen Unsinn. „Aber wenn uns wirklich ein Widersacher erstehen sollte", fuhr er mit ernster Miene fort, „dann werden wir es halten wie unsere Väter. Wir bieten unseren Heerbann auf und schlagen die Feinde. Ich sehe keinen Grund, warum wir dem Abimelech jetzt unsere Söhne geben sollen."

Es stand schlecht um das Anliegen des „Schwertes der Männer von Sichem". Wenn er ohne ein Ergebnis heimkehrte, verlor er das Vertrauen seiner Herren und fiel in Schimpf und Schande. Und sein Traum war ausgeträumt. Und Baara verlor er. Und Schelef brauchte gar nicht erst zu kommen. Ihm blieb nur, seiner Wege zu gehen, und Sichemiten und Abiesriten würden hinter ihm herlachen. Darin wären sie einig. Solcherlei trübe Gedanken jagten sich in seinem Kopf und peinigten ihn. Er fühlte sich unfähig, erneut seine Absichten und Ideen zu verteidigen. Was verstanden diese Bauern schon von der Kunst, eine Hundertschaft Soldaten gut auszubilden, wirksam einzusetzen und mit Geschick und List zum Sieg zu führen! Sie kannten nur die plumpe Wucht ihres Heerhaufens, der dem taktisch überlegenen Feind nichts entgegenzusetzen hatte als eben seine rohe Masse. Wie er sie alle verachtete!

Gareb sah Abimelech an und ahnte, wie dem zumute war. Er hatte kein Mitleid mit ihm, denn seine Ideen hielt er wie die meisten seiner Kollegen für völlig überspannt. Die Sichemiten, diese

Städter, die vom wirklichen Leben wenig Kenntnis hatten, die hatte Abimelech vielleicht beschwatzen können. Aber selbst das war keineswegs gewiß. Doch andererseits konnte man den Sohn Jerubbaals nicht einfach ohne ein versöhnliches Wort des Sippenrates gehen lassen. Denn er war unberechenbar. Und er war nicht mehr ein Irgendwer, sondern immerhin der oberste Soldat Sichems. Daran konnte man nicht vorübergehen. Gareb faßte Mut und schlug den Ältesten einen Ausgleich vor. Man sollte Abimelech ruhig durch die Dörfer ziehen und den Bauern erzählen lassen, was er über diese Philister wußte und wie er über deren Abwehr dachte. Es gab keinen zwingenden Grund, ihm diesen Wunsch abzuschlagen. Die Väter sollten jedoch selbst entscheiden, ob sie einen ihrer Söhne zeitweilig – er betonte das „zeitweilig“ – in Abimelechs Hände gaben, damit er die Waffe zu führen lernte. Die Ältesten sollten keinem Vater zuraten, aber auch keinen Sohn hindern, zu Abimelech nach Sichem zu gehen. So wäre allen geholfen: Abimelech bekäme seine Soldaten, auf die er so scharf sei, und der Sippenrat könnte in Ruhe überlegen, ob ein Bündnis mit Sichem und womöglich anderen Partnern nötig sei.

Den Ältesten gefiel der Vorschlag, und ihr Vertrauen in Gareb wuchs. Wer würde schon den eigenen Sohn diesem Spinner Abimelech geben? Sie stimmten zu.

Der „Spinner“ hockte niedergeschlagen da und grübelte, was er aus diesem Ergebnis machen konnte. Ein besseres war sowieso nicht zu erreichen.

„Und du bist einverstanden?“ fragte ihn Gareb.

Abimelech hob den Kopf und blickte in die Runde. Niemand grinste schadenfroh. Die Männer sahen ihn nun, da für heute alles geklärt war, eher gleichgültig an und warteten auf sein Ja, damit sie sich wieder ihren eigenen Angelegenheiten widmen konnten. „Einverstanden“, murmelte er.

Er blieb noch den nächsten Tag bei Hotam, damit die Ältesten vor ihm in ihre Dörfer heimkehren und die Hausväter auf seine Ankunft vorbereiten konnten. Am frühen Morgen machte er sich mit Usa auf in den Bergwald am Garizim. Er hatte aus Sichem seinen Bogen mitgenommen, und nun prüfte er, ob er ihn noch wirksam zu handhaben verstand. Usa war begeistert von diesem Ausflug. Auch er durfte die Sehne spannen, und daß seine Pfeile nicht trafen, verdarb ihm nicht die gute Laune. Sie besichtigten die Höhle. Ein wenig trockenes Feuerholz und ein Häufchen Asche zeugten noch vom Aufenthalt Schelefs und seiner Gesellen mit den verschleppten Frauen. Als sie spätabends nach Ofra zurückkehrten, war Abimelechs Gemüt wieder einigermaßen im Gleichgewicht. Vor Usa hatte er sich ausgeklagt über den Unverstand seiner Volksgenossen, und das hatte ihn erleichtert. Gegenüber Hotam dagegen gab er sich einsilbig, und Gareb ging er aus dem Wege. Am nächsten Morgen verließen sie Ofra frühzeitig.

Abimelech hatte sich nach der Beratung des Sippenrates seine Reise durch die Dörfer unerfreulich vorgestellt. Er hatte neue Auseinandersetzungen und Verdächtigungen befürchtet. Aber das war gar nicht der Fall. Man hieß ihn und Usa willkommen, bestaunte sein Maultier und hörte sich neugierig an, was er zu sagen hatte. Sie übernachteten beim jeweiligen Sprecher des Dorfes, und selbst jene, die in der Sitzung des Sippenrats gegen ihn aufgetreten waren, nahmen nun ihre Gastgeberpflicht ernst und begegneten ihm und Usa freundlich und hilfsbereit. Gewöhnlich schlenderten beide nach ihrer Ankunft durchs Dorf und die Feldflur, und wen sie trafen, mit dem knüpfte Abimelech ein Gespräch an. Und da die Dörfler auf seine Ankunft vorbereitet waren, wußte jeder bereits, wer er war und was er wollte. Aber in diesen Gesprächen kam er meist noch gar nicht auf sein eigentliches Anliegen, sondern er erkundigte sich höflich nach der Gesundheit von Mensch und Vieh und nach den Ernteaussichten und gab sich als einer, der Anteil nahm an ihren Sorgen und ihren Freuden. Und alle, die mit ihm gesprochen hatten, erzählten zu Hause von seiner Freundlichkeit und lobten ihn. Nachmittags saß er dann mit den Hausvätern beisammen, erzählte aus seiner Soldatenzeit und vom Vorrücken der Philister, und schließlich kam er auf seinen Plan, aus ihren Söhnen eine Streitmacht gegen den Feind aufzustellen. Die Männer hatten viele Fragen, und auch gestritten wurde, aber nicht heftig und leidenschaftlich, denn die Sippenältesten hatten nach ihrer Rückkehr aus Ofra meist ihren Mitbürgern gesagt, man solle Abimelech reden lassen und nicht alles ernst nehmen, was er von sich gab. Und so war ihnen ihr Beisammensein mit ihm weniger eine Beratung um wichtige Lebensfragen, sondern mehr eine unverbindliche Plauderei, in der man Neues erfuhr, eine willkommene Abwechslung im Alltagsleben, etwa in der Weise, wie wenn ein Händler oder ein Sänger durch ihr Dorf kam. Wenn dann Abimelech mit Usa weitergezogen war, rätselten sie höchstens noch darüber, ob denn Abimelech mehr als einer der Sippenältesten der Abiesriten gelten konnte oder mehr einem der städtischen Herren von Sichem glich. Wer seinen Aufzug hervorhob, der sagte, er sei ein Sichemit geworden, wer aber seiner Art, mit den Menschen zu reden, den Vorzug gab, der hielt ihn trotz seines Soldatentums noch immer für einen Abiesriten. Und was ihre Söhne betraf, da wollten sie sich noch bedenken. Aber mancher entschied sich auch rasch. Wer zahlreiche Söhne hatte, so daß die Arbeitskräfte für Ernte und Drusch mehr als ausreichten, hielt es für gar nicht so abwegig, einen der Nachkommen nach Sichem zu schicken. Da war zu Hause ein Esser weniger, und vielleicht galt es tatsächlich einmal, zu den Waffen zu greifen, und dann war es gut, junge Leute zu haben, die das Kämpfen gelernt hatten. Auch welche der Jugendlichen selbst dachten so, und andere erhofften sich aufregende Abenteu-

er, so daß mancher Sohn seinen Vater bat, ihn ziehen zu lassen. Es stand also gar nicht so schlecht um Abimelechs Aufruf, auch wenn die Masse der Jugend in ihren Dörfern bleiben wollte.

In einem der Orte gerieten Abimelech und Usa in eine Hochzeit, und sie blieben vier Tage. Aufregender noch als die Braut und ihre Freundinnen und als die Eß- und Trinkgelage fand Abimelech die Lieder des Sängers Zeri. Er hörte ihn zum erstenmal. Aus seiner Kindheit kannte er manches, was der Sänger zu Gehör brachte. Er erinnerte sich an die Helden Josua und Barak, die irgendwelche Könige besiegt hatten. Aber nie hatte er von den Brüdern Simeon und Levi gehört, die wegen der Schändung ihrer Schwester Dina den König von Sichem und dessen Sohn erschlagen hatten. Warum sang dieser Zeri ein solches Lied? Soeben war der Friede mit Sichem wiederhergestellt, und da hetzte dieser Trunkenbold die Abiesriten gegen die Stadt auf? Woher kam er überhaupt? War er ein Abiesrit?

Er fragte den Vater des jungen Ehemannes, ob er den Sänger kenne. Der sagte, Zeri komme ab und zu durchs Land gezogen, und dann singe er da, wo ein Fest gefeiert werde und der Wein kostenlos und reichlich fließe. Er sei im Süden zu Hause, bei den Leuten von Efraim. Auch in Ofra sei er schon aufgetreten, und er sei ein Freund Elischamas gewesen.

„Das wundert mich nicht“, erwiderte Abimelech, „daß Elischama ein solches Lied gegen Sichem gern gehört hat. Aber heute kann es in den Köpfen Schaden anrichten!“

„Dieses Lied?“ zweifelte sein Gesprächspartner. „Sichem hat doch schon lange keinen König mehr! Und es ist doch nur ein Lied!“

Abimelech ließ sich auf keine weitere Erörterung mehr ein. Zudem hatte Zeri einen neuen Gesang angestimmt, und der ließ ihn noch mehr aufhorchen. Es war ein Lied auf den Sieg Gideons über die Midianiter, die der Held bis auf die Höhen jenseits des Jordans verfolgt und dort geschlagen hatte und deren Könige unter seinem Schwert gefallen waren. Abimelech war zutiefst betroffen. Die Midianiterschlacht, die ging ihn an. Wenigstens zur Hälfte. Den Anlaß dieser Schlacht hatte er miterlebt. Aber davon war keine Rede in dem Lied. Bloß gut, dachte er. Aber dann begann der Neid an ihm zu nagen. Gideon wurde besungen – wer besang Abimelechs Taten? Hatte er nicht den Leoparden erlegt, wie jeder sehen konnte, der ihm begegnete? War dieser Kampf mit der Raubkatze kein Heldenstück? Er wollte mit dem Sänger reden, aber der war schon zu betrunken für ein vernünftiges Gespräch, und am nächsten Tag war er nicht mehr da. Keiner konnte sagen, wohin er gezogen war.

Abimelech kehrte nicht noch einmal nach Ofra zurück. Als er die Dörfer alle besucht hatte, zog er mit Usa durchs Niemandsland hinüber in sichemitisches Gebiet und ritt nach Norden der Stadt zu. Wann würde er endlich einmal als strahlender Sieger in Sichem einziehen? Er hatte zwar keine Niederlage erlitten, aber eigentlich hatte er sich seine Frühlingsreise anders vorgestellt. Er hatte davon geträumt, daß die Dörfer ihn wie einen Retter mit Jubelschreien begrüßen würden, denn er kam ja, um sie vor Hunger, Raub und Tod zu bewahren. Und nun wußte er nicht einmal, wie ernst die Abiesriten seine Warnungen und seine Aufrufe genommen hatten. Und mit wieviel Soldaten er rechnen konnte, das wußte er gleich gar nicht. Nach dem nächsten Neumond sollten sich alle diejenigen am Osttor Sichems melden, die unter ihm dienen wollten, so lautete die Absprache. Und von einem Erfolg, wie ihn die Ratsherren erwarteten, konnte überhaupt keine Rede sein. Das Wort „Abgabe“ hatte er nirgends in den Mund zu nehmen gewagt. Er hörte im Geist Ardons boshafte Frage: ‚Sind deine Leute bereit, uns von der nächsten Ernte die Steuer zu entrichten?’

Sie umritten die Stadtmauer und betraten die Stadt durch das Nordwesttor. Abimelech sprang von seinem Maultier und stürmte zuerst zu Sebul. „Ist Schelef gekommen?“ rief er ihm statt eines Grußes zu. Sebul sah ihm die Unhöflichkeit nach und verneinte. Abimelechs Stimmung sank, und Usas gleich mit, denn wenn sein Herr bedrückt war, was sollte ihm da die eigene gute Laune?

Aber in seinem Haus erhielt Abimelech dann eine Nachricht, die ihn schlagartig mit allen Widrigkeiten aussöhnte. Baara, die sich über seine Rückkehr sehr freute, gestand ihm abends, daß sie schwanger sei. Und während er sich vor Glück wie närrisch gebärdete, kam ihm plötzlich ein, wie sein zweiter Traum während des Tempelschlafes richtig zu deuten war. Er als Halbwüchsiger auf dem hohen Berg über dem Menschengewimmel – das war gar nicht er selbst, das war sein Sohn! Sein Sohn würde nach ihm König über diese Menschen sein, jener Sohn, den Baara ihm gebären würde! Das war die Deutung des Traumes! Er selbst hatte die richtige Deutung gefunden, und nicht der Priester Elihu!

Wieder und wieder küßte er die Ascherapriesterin, die ihm doch nur geliehen war, was er jedoch nicht begriffen hatte. Er war ganz erfüllt vom Geheimnis seines gottgesandten Traumes und bemerkte deshalb gar nicht, daß unter Baaras Augenlidern Tränen hervorquollen.

Im Bergland begann sich herumzusprechen, daß Sichem sich anschickte, seine behäbige Ruhe aufzugeben und seine Streitmacht zu verstärken. Händler trugen die Nachricht nach Süden bis ins Land Efraim und zu den Benjaminiten und nach Norden bis hinab in die große Ebene zwischen Megiddo und Bet-Schean. Auch die Ratsherren von Sichem nutzten ihre Verbindungen ins Land hinaus, um den bevorstehenden Wiederaufstieg der Stadt zu verkünden. Von der angeblichen Philisterbedrohung sprachen sie jedoch nicht. Das überließen sie gern Abimelech. Wie Heled glaubten sie nicht an diese Bedrohung, und sie wollten sich vor ihren Verwandten, Freunden und Geschäftspartnern nicht lächerlich machen. Die Philistergefahr, das war etwas für die Bauern!

Pünktlich zum Neumond und in den Tagen danach stellten sich am Osttor Sichems die jungen Abiesriten ein, die dem Aufruf Abimelechs folgen wollten. Aber auch junge Leute aus Sichems Dörfern und seinen Städten Tirza und Tebez kamen und wollten Waffendienst leisten. Abimelech hatte alle Hände voll zu tun, um die neuen Soldaten in Empfang zu nehmen und unterzubringen. Aus zwei, drei Zehnerschaften wurden rasch vier und bald fünf. Abimelech strahlte. Die Stadt hatte während des Winters Zelte anfertigen lassen, und fleißige Hände waren am Werk, um weitere herzustellen. Aus diesen Zelten entstand nun vor dem Osttor das Lager der künftigen Streitmacht Sichems. Es stand in Sichtweite der Stadt am Rande eines Olivenhains. Eine Quelle war in der Nähe. Zwei ältere Frauen wurden angestellt, um für die Soldaten zu kochen und Brot zu backen. Abimelech staunte über die vollen Lagerhäuser, die nun für seine Truppe geöffnet wurden. So arm war die Stadt also nicht, wie mancher der Ratsherren sie darstellte. Er ernannte auf gut Glück vorläufige Zehnerschaftsführer und begann mit der Ausbildung der Gruppen, wie er es in Dor gelernt hatte. Er hoffte, daß der Rat bald über die Bewaffnung entschied. Einen Dolch besaß zwar jeder, aber nur einige hatten Schwerter mitgebracht.

Abimelech ging in seiner Arbeit auf. Endlich waren die langen Wochen untätigen Wartens zu Ende. Baara bekam ihn fast immer erst spätabends zu sehen. Denn nach Sonnenuntergang saß er oft noch mit den jungen Leuten zusammen und befragte sie über ihre Herkunft und ihre Erwartungen, aber noch mehr Fragen mußte er selbst beantworten, und auch manchen Streit galt es zu schlichten. Er fühlte sich, so jung er war, als Vater der Soldaten, und Gaal war sein Vorbild. So wie sein ehemaliger Hauptmann wollte er werden, beliebt und gefürchtet. In all der vielen Arbeit, die ihm Spaß machte, sah er nun bestätigt, daß die Ermordung seiner Brüder einen Sinn gehabt und daß Jerubbaal ihm verziehen hatte. Aber eigentlich dachte er selten an die Vergangenheit und die Mühen seines Aufstiegs. Und auch die Zukunftsideen hatte er erst einmal beiseite gelegt. Jetzt nahmen ihn die Tagesaufgaben völlig in Anspruch, und nur nachts, wenn er bei Baara lag und sich vorstellte, wie in ihrem Bauch sein Sohn heranwuchs, sah er die Zukunft vor sich, und sie glich seinem Traum: Er und nach ihm sein Sohn würden als Könige herrschen. Nachdem er den Feind niedergeworfen und dessen unermeßliche Schätze ins Bergland geholt hatte, würde jeder Bewohner des Berglandes glücklich unter seinem Weinstock und Feigenbaum sitzen und voller Dankbarkeit von Abimelechs Taten schwärmen und seine Güte preisen. Und Lieder würden gesungen werden, in denen seine Heldentaten weiterlebten.

An die Abiesriten dachte er kaum. Sie hatten ihm trotz der ablehnenden Reden junge Männer geschickt, mehr, als er erwartet hatte, und hinter diesem Erfolg verblaßte die bittere Erkenntnis, daß sein Ziel und ihre Lebensvorstellungen auseinanderklafften. Nur an den Sänger Zeri erinnerte er sich öfter. Er hatte gesehen, wie begeistert die Menschen dessen Gesang lauschten, und er ahnte, daß man mit den Liedern ihre Herzen erreichen konnte. Er nahm sich vor, mit Zeri zu sprechen. Vielleicht konnte er ihn für seine Zwecke einspannen. Er schickte Usa nach Ofra zu Hotam mit der Bitte, den Sänger irgendwo aufzustöbern und zu ihm zu schicken.

Abimelech war in diesen Wochen angespannten Tätigseins mehr denn je gewiß, daß der Gott seiner Wahl mit ihm war. Denn ihm war die Erfahrung bewußtgeworden, daß zwar alles, was er anstrebte, harte Kämpfe mit irgendwelchen Gegnern auslöste, Gegnern aus Beschränktheit und aus Mißtrauen, und daß ihm dabei Demütigungen und Niederlagen nicht erspart blieben, aber daß er letztendlich doch immer erreichte, was er wollte. Eben das schrieb er dem göttlichen Beistand zu. El-Berit gab ihm Klugheit und Ausdauer, so daß er die Einwände seiner Widersacher stets mit Geschick und List überwinden konnte. Immer dann, wenn ihm seine Lage bedrängt oder gar aussichtslos erschien, geschah eine Wendung zu seinen Gunsten.

In dieser Auffassung wurde er bestärkt, als ihm die Arbeit mit den neuen Soldaten über den Kopf zu wachsen drohte und er mehr denn je Schelef vermißte. Denn eines Tages war der Ersehnte plötzlich da. Sebul brachte ihn ins Lager und schickte einen der beiden Wächter zu Abimelech, der ein wenig entfernt mit seiner Truppe das heimliche Anschleichen an eine lagernde feindliche Streifschar übte. Hätte der Bote nicht ausgerichtet, daß sein Freund angekommen sei, Abimelech hätte Schelef aus einigem Abstand kaum wiedererkannt. Der Weitgereiste stand hohlwangig und abgerissen neben Sebul, mit flackerndem Blick, aber wenigstens unverletzt, und er glich jetzt keinesfalls mehr Abimelech, so daß man sie beide wie früher hätte für Brüder halten können.

„Schelef!“ rief Abimelech freudig, stürzte auf den Freund zu und umarmte ihn heftig, so daß sich Sebul fragte, was wohl die beiden Männer so eng verband. Er wußte nichts von der Lebens-

rettertat Abimelechs am Jordan, und daß ihm Schelef dafür seinen Dank mit der Mordtat in Ofra erwiesen hatte.

Abimelech brach die Ausbildung der Soldaten ab und führte Schelef in sein Haus. Baara erschrak, als sie den zerlumpten Mann erblickte, und fürchtete, daß er ihr irgendeine Krankheit ins Haus schleppte. Wegen ihres früheren Lebens hatte sie einen heftigen Ekel gegen ungepflegte Gestalten – sie hatte immer davor gezittert, einmal an einen solchen Tempelschläfer zu geraten. Während Usa Schelef half, sich den Dreck seiner langen Wanderung vom Leib zu spülen, und dann seine Lumpen verbrannte, bereitete Baara widerwillig das Essen. Und auch, als der Gast dann sauber und mit einem Gewand Abimelechs bekleidet auf dem Ehrenplatz saß, konnte sie ihre Abneigung nicht überwinden, obwohl sie wußte, wie dringend Abimelech auf den Freund gewartet hatte. Und Schelef ging es ihr gegenüber ähnlich. Er spürte, daß sie ihn ablehnte, und gerade ihre Schönheit brachte ihn gegen sie auf. Und daß sie sich neben Abimelech niederließ und offenbar vorhatte, der Unterhaltung zuzuhören, raubte ihm vollends die Fassung. Wo gab es das, daß einer Frau erlaubt wurde, dem Gespräch der Männer beizuwohnen? Abimelech hatte in dieser Stadt merkwürdige Sitten angenommen.

Baara wußte, daß Schelef derjenige war, der Abimelechs Halbbrüder getötet hatte. Sie war wie Abimelech und Usa gespannt auf seine Erzählung. Schelef sprach stockend, ganz gegen seine frühere Art. Abimelech kam jedoch nicht darauf, daß das mit der Anwesenheit der Frau zusammenhing.

Schelef berichtete, daß er und seine Gesellen mit den Frauen unbehelligt zur Höhle gelangt und dort, wie verabredet, drei Tage geblieben waren. Dann waren sie nach Süden gezogen und schließlich ins Philisterland hinabgestiegen. In Gaza hatten sie dann die Frauen mit gutem Gewinn verkauft. Bis dahin war alles gutgegangen.

Baara hörte von den Frauen das erstemal. Von deren Verschleppung hatte Abimelech ihr nichts erzählt. Schämte er sich dieser Tat? Sie durchschaute die Zusammenhänge nicht. Sie wußte nur, daß die Brüder Abimelechs als bösartige Feinde Sichems hatten sterben müssen. Sie betrachtete ihren Geliebten. Regte sich in ihm nicht Mitgefühl mit dem furchtbaren Schicksal seiner Schwägerinnen? Aber sie sah in seinem Gesicht nichts, was darauf hindeutete. Sie nahm sich vor, ihn nach dem Verbleib der Kinder zu fragen. Die Frauen mußten doch Kinder gehabt haben!

Schelef erzählte weiter. In Gaza hatte sein Mißgeschick begonnen. Als er sich von den Gefährten verabschieden wollte, um sich auf den Rückweg zu machen, hatten ihn der dicke Kneipenwirt und die zwei Brüder zu überreden versucht, bei ihnen zu bleiben. Sie hatten vor, eine starke Bande zu gründen. Er sollte ihr Hauptmann sein, und der Wirt wollte für den Verkauf der Beute sorgen, die sie zusammenraubten. Als Schelef sich weigerte, hatten sie ihn entwaffnet und eingesperrt, bis er ja sagte. Ihm war keine andere Wahl geblieben. Mittlerweile hatten sie weitere Spießgesellen angeworben, und er wurde tatsächlich ihr Hauptmann. Ihm als Soldaten trauten sie zu, jeden Überfall zum Erfolg zu führen. Seinen Dolch gaben sie ihm nur während eines Raubzugs, und die beiden Brüder blieben stets bei ihm und bewachten ihn. Nach dem Anschlag nahmen sie ihm die Waffe wieder ab. Endlich war ihm die Flucht gelungen. Er hatte sich bettelnd und stehlend durchs Land geschlagen, und nun war er hier, halb verhungert, nackt und bloß, und das machte ihm den meisten Kummer. Schon in Dor hatte er sein geringes Hab und Gut zurücklassen müssen und nur das gerettet, was er bei sich trug, aber nun besaß er überhaupt nichts mehr. Auch Abimelechs zwei Esel, die der in Dor gekauft hatte, waren natürlich weg.

„Nun bin ich in deiner Schuld“, sagte Abimelech gerührt, und er meinte es ehrlich. „Aber du wirst sehen, es wird alles so, wie ich es dir versprochen habe. Dir wird es hier an nichts fehlen, und du wirst der zweite Mann neben mir sein. Und selbstverständlich wohnst du bei mir, solange du willst und solange ich dir kein eigenes Haus besorgen kann.“

Schelef blickte Baara an, und ein winziges Zucken um ihre Lippen verriet ihm ihr Mißfallen. „Schade“, dachte er, „jetzt könnte alles gut werden, wenn Abimelech nicht diese Frau im Haus hätte!“

Abimelech begann, die Lage in Sichem zu erklären und zu berichten, wie weit er mit der Verwirklichung seiner Pläne gekommen war. Aber Schelef verwies auf seine Müdigkeit und bat, das Gespräch darüber auf morgen zu verschieben. Abimelech war auch das recht. „Schlaf dich aus und komm wieder zu Kräften!“ wünschte er ihm. „Ich brauche dringend deine Unterstützung.“ Baara hätte zwar gern jetzt gleich gehört, was sich die beiden zu sagen hatten, und sie wollte auch noch mehr über den Gast erfahren, aber sie sah ein, daß der erst einmal schlafen mußte. Und da er bleiben sollte, ging ihr ja nichts verloren.

Aber sie hatte sich getäuscht. Am nächsten Morgen schon begleitete Schelef trotz seiner Schwäche Abimelech ins Lager, und als sie spät nach Hause kamen, hatten sie sich alles Wichtige bereits gesagt. Und so ging es weiter. Wenn Abimelech wirklich einmal zu Hause über das sprach, was er und Schelef tagsüber taten, blieb Schelef einsilbig. Baara wußte, daß der Freund Abimelechs ihr mißtraute. Dabei war sie sich gar keiner Schuld bewußt. Und Abimelech tat ja auch

nichts Unrechtes. Im Gegenteil. Er rackerte sich ab, während die Herren der Stadt ihm nur neugierig zuschauten und ihn viel zuwenig unterstützten. So sah sie das.

Abimelech war derselben Meinung. Fast täglich kamen einer oder auch mehrere der Ratsherren zu ihm hinaus ins Lager, sahen den Übungen der Soldaten zu und gaben alberne Ratschläge. Aber wenn er sie fragte, wann er endlich vor dem Rat seine Fragen zur Bewaffnung und zum Sold der Leute vorbringen könne, da erhielt er nur ausweichende Antworten. Und Nachrai besuchte ihn überhaupt nicht. Der zog es vor, aus den Berichten seiner Kollegen einen Eindruck von Abimelechs Tätigkeit zu gewinnen. Einzig Heled, der das Truppenlager öfter aufsuchte, meist in Begleitung Sabdiels und der Söhne, nahm Abimelechs Sorgen ernst und machte ihm Mut. Er versprach, sich bei Nachrai energisch für eine Ratssitzung einzusetzen, damit die anstehenden Fragen geklärt werden konnten. „Das Jahr schreitet voran“, tröstete er seinen Neffen, „und im Herbst zum Jahreswechsel übernehme ich den Vorsitz im Rat. Dann werden wir schneller vorankommen, glaube mir! Nachrai ist alt geworden und geht Entscheidungen aus dem Weg. Halte dich an mich! Dir kann ich es ja verraten: Der starke Mann im Rat werde künftig ich sein.“

Aber noch hatte Nachrai seine treuen Anhänger. Er äußerte ihnen gegenüber bei aller Wertschätzung der Arbeit Abimelechs auch manches kritische Wort dazu, und er bat sie, in der Ratssitzung in diesem Sinne aufzutreten, weil er nicht der einzige sein wolle, der auf Mißstände zeige. Er verfolgte die Absicht, Abimelech gleich von Anfang an klarzumachen, daß er die Streitkräfte Sichems zwar zu befehligen, aber nicht über sie zu bestimmen hatte. Die Verzögerung der Ratssitzung war Bestandteil dieser Absicht.

Abimelech mußte weiter warten. Heled hatte seinen Einfluß auf Nachrai überschätzt. Ob bei den Abiesriten oder hier: Abimelech war und blieb abhängig von sovielen anderen. Er machte seinem Zorn darüber Schelef gegenüber in harten Worten Luft, aber auch Baara bekam seine Schimpfworte gegen Nachrai und den Rat zu hören.

Schelef kam rasch wieder zu Kräften und wurde Abimelech bald unentbehrlich. Solange noch keiner der Zehnerschaftsführer in der Lage war, die Ausbildung zumindest eines Teils der Truppe selbständig durchzuführen, mußten Abimelech und Schelef das tun, aber sie konnten sich nun wenigstens abwechseln. Und Abimelech hatte jetzt den Mann um sich, mit dem er über alles offen reden konnte. Noch immer meldeten sich Dienstwillige am Osttor, und endlich auch einige, die schon einmal Soldat gewesen waren. Als an die achtzig Leute beisammen waren, schlug Schelef sich selbst als Hundertschaftskommandeur und zwei der Altgedienten als Fünfzigschaftsführer vor. Abimelech lächelte. Er machte einen Gegenvorschlag. Einer der vorgesehenen Unterführer sollte die ganze Hundertschaft kommandieren, und als Ersatz für die Fünfzigschaft benannte er einen anderen. Der Freund blickte ihn entgeistert an.

„Aber Schelef!“ rief Abimelech und lachte. „Hast du geglaubt, du bist mir nicht mehr wert als ein einfacher Hauptmann? Dich mache ich zu meinem Stellvertreter! Der zweite Mann nach mir sollst du sein, wie ich es dir versprochen habe. Bald werde ich nach Norden ziehen, um weitere Verbündete zu gewinnen – da wirst du hier die Befehlsgewalt ausüben, als sei ich es selbst.“

Schelef freute sich und dankte dem Freund aufs herzlichste. Er hatte wirklich nur mit dem Kommando über eine Hundertschaft gerechnet. Das traute er sich zu, obwohl er es in Dor nicht einmal bis zum Unterführer gebracht hatte. Ob er aber zeitweilig die Gesamtverantwortung gegenüber dem Rat tragen konnte? Abimelech machte ihm Mut. Er spürte wie seinerzeit Gaal, daß Schelef weit mehr konnte, als er in Dor hatte zeigen dürfen.

Wenige Tage darauf nahm Abimelech vor der versammelten Mannschaft die Ernennungen vor. Die Soldaten waren es zufrieden und bemängelten nur, daß der Wein zu knapp war, um das Ereignis richtig zu feiern. Abimelech hatte nämlich die Truppe aus dem eigenen Vorrat bewirtet, und da hieß es hauszuhalten.

Abimelechs Ernennungen waren für Nachrai das Zeichen, daß er nun nicht länger mit der Ratssitzung zögern durfte. Und Baara hatte Elihu von Abimelechs Unzufriedenheit berichtet. Nachrai ärgerte xich nicht über die Beschimpfungen, mit denen ihn Abimelech hinter seinem Rücken bedachte. Sie zeigten ja nur, daß der Truppenführer seine Aufgabe ernst nahm. Man mußte ihn aufrichtig loben, ohne darauf zu verzichten, ihm zugleich nachdrücklich seine Grenzen aufzuzeigen.

Draußen vor den Toren der Stadt hatte die Getreideernte begonnen, als sich der Rat zusammenfand und Abimelech wiederum auf seinem niedrigen Schemel Platz nahm. Viel lieber hätte er das Sitzmöbel beiseite geschleudert und, wenn sie schon keinen Stuhl für ihn hatten, seine Klagen über die Verschleppung wichtiger Maßnahmen stehend vorgetragen. Aber das traute er sich nicht. Noch brauchte er den Rat.

Nachrai würdigte einleitend, was Abimelech in den wenigen Wochen seit seiner Rückkehr von den Abiesriten aufgebaut hatte. Er pries seine Umsicht und seinen Fleiß und ließ keinen Zweifel daran, daß der gebürtige Abiesrit der richtige Mann sei, um Sichems Macht wiederherzustellen. Heled schloß sich der Rede gleich an und lobte seinen Neffen noch mehr als Nachrai. „Wenn man jedoch deine Rede hört“, wandte er sich direkt an den Vorsitzenden, „und nichts davon weiß, mit

welchen Sorgen sich Abimelech tagtäglich herumschlägt, dann könnte man meinen, alles sei auf dem besten Weg, und nichts liege im argen. Das ist aber leider nicht so. Ich bitte, daß jetzt Abimelech seine Fragen vortragen darf. Lange genug mußte er ja darauf warten."

Nachrai bedachte Heled mit einem erstaunten Blick. Er fand dessen Bemerkung ein wenig dreist. Aber er erteilte Abimelech das Wort.

Nun, da er hier nicht mehr als Bittsteller, sondern als Beamter auftrat, hielt es Abimelech für unnötig, sich wortreich anzupreisen und dem Rat zu schmeicheln. Er dankte Heled dafür, daß der offenbar als einziger seine Sorgen ernst nahm, und erinnerte dann an seinen Amtseid. Es falle ihm schwer, seine Pflicht zu erfüllen, wenn ihm der Rat nicht die Mittel dazu in die Hand gebe. Es seien vor allem zwei Forderungen, die er vorzubringen habe. Die erste betreffe die Bewaffnung. Eine Hundertschaft, die keine Schwerter und Schilde habe, tauge weder für Angriff noch Verteidigung, sondern sei nichts als lächerlich. Und zweitens müsse er auf einer Bezahlung der Soldaten bestehen. Eine Truppe ohne Sold sei unzuverlässig. Seine Leute würden ihn täglich danach fragen, und es bestehe die Gefahr, daß sie wieder wegliefen. Und von der Aufstellung einer zweiten Hundertschaft könnte dann keine Rede mehr sein. Er habe den Eindruck, daß Sichems Größe zur Zeit ihm mehr am Herzen liege als dem Rat.

Die Herren blickten immer finsterer drein, je länger Abimelech sprach. Was sich dieser hergelaufene Abiesrit erlaubte! Kaum hatte man ihm ein Amt gegeben, schon spielte er sich auf, als kenne er die Bedürfnisse Sichems besser als dessen Regenten. Nachrai erkannte jedoch, daß er den Bogen nicht überspannen durfte. „Dein Eifer ehrt dich, mein lieber Abimelech", erwiderte er auf die Beschwerde und versuchte, eine freundliche Maske aufzusetzen, was auch ihm schwerfiel. „Aber du tust uns unrecht mit deinem Verdacht, daß wir nicht wissen, wessen du bedarfst. Wie kommst du darauf, daß niemand außer dir etwas für Sichems neue Streitmacht tut? Du siehst nur deine Forderungen und glaubst, hier mache sich keiner Gedanken, wie sie zu erfüllen sind. Sieh umher! Jeder von uns hat bereits seinen Teil dazu beigetragen, daß wir heute darüber beraten können, wie wir unsere Streitkräfte ausrüsten. Ich sage heute – vor einer Woche war vieles noch ungeklärt, da wäre eine Beratung sinnlos gewesen. Noch ist Sichem keine reiche Stadt, bedenke das! Gib übrigens acht, daß dir deine Ungeduld nicht den Blick für deine Stellung gegenüber dem Rat trübt! Ein wenig mehr Bescheidenheit täte dir gut. Ich sage das gleich am Beginn deiner Amtstätigkeit, damit ich dich künftig nicht mehr daran erinnern muß."

Er sah in die Runde und forderte mit Blicken seine Vertrauten auf, sich zu äußern. Die ließen sich nicht lange bitten. Abimelech habe die Soldaten auf seine Person verpflichtet, brachte einer vor. Aber er sei nur das Schwert Sichems. Die Truppe müßte auf Sichem verpflichtet werden. Ein anderer übertrumpfte den Vorschlag noch: Die Soldaten sollten auf den Rat von Sichem verpflichtet werden.

Abimelech war schon empört über Nachrais demütigende Rede, und nun das noch. „Sollen die Abiesriten etwa glauben, daß Sichem sie beherrschen will?" verteidigte er seine Maßnahme.

Nun warf ihm ein dritter vor: „Du hast Führer über deine Soldaten gesetzt, ohne uns zu fragen. Ich will dir sagen, was du damit tust." Sein Nebenmann wollte nicht abwarten, bis sein bedächtiger Kollege sich ausgesprochen hatte, und fiel ihm ins Wort: „Abimelech hat den Mann, der seine Brüder umgebracht hat und der nun hier bei ihm wohnt, zu seinem Stellvertreter ernannt. Das ist unerhört! Sollen wir einen Mörder als unseren Beamten dulden? Ich verlange, daß Abimelech den Burschen absetzt und sich bei uns für seine Eigenmächtigkeiten entschuldigt!" Er starrte wild in die Runde und forderte Zustimmung.

Ardon wollte nicht fehlen, wenn es nun dem Großmaul aus Ofra ans Leder ging. Aber er war seit Tagen sehr schwach und fühlte sich zu einem Zwischenruf außerstande. Er flüsterte seinem Nebenmann etwas zu, und der warf nun höhnisch ein: „Die Abiesriten bringen ihre Ernte ein. Hast du geklärt, Abimelech, daß sie uns davon die Steuer entrichten?"

Der Ruf wirkte entspannend auf die aufgeheizte Stimmung, obwohl er gerade das Gegenteil bezweckte. Einige grinsten fröhlich, teils über den verspotteten Abimelech, teils aber auch über Ardon, der immer nur ein und dieselbe Frage zu stellen wußte.

Abimelech saß hochrot da und wußte nicht, worauf er zuerst antworten sollte. Heled kam ihm zu Hilfe. „Ihr Männer von Sichem!" rief er mit Pathos. „Laßt meinem Neffen Gerechtigkeit widerfahren! Wer soll denn seine Unterführer einsetzen, wenn nicht er selbst? Nur er kennt seine Leute. Ich bin dafür, daß wir ihm dieses Recht einräumen. Was ändert es, wenn wir jeden einzelnen bestätigen? Gar nichts, denn wir kennen die Leute nicht und müssen uns sowieso auf Abimelechs Auswahl verlassen. Und das können wir mit ruhigem Herzen. Ich sage das nicht, weil er mein Neffe ist, sondern weil wir ihm ein für allemal unser Vertrauen ausgesprochen haben, indem wir ihn zu unserem Schwert ernannten. Recht hast du, Abimelech, wenn du uns an deinen Eid erinnerst. Wir sollten über die wichtigen Fragen sprechen, die Abimelech genannt hat, und nicht über seine kleinen Fehler herfallen. Daß er allerdings einen Stellvertreter braucht, das glaube auch ich nicht." Der letzte Satz war Heleds Eifersucht auf Schelef geschuldet, mit dem der Neffe alle sein Amt betreffenden Fragen vertraulicher beriet als mit ihm, dem mächtigen Ratsherrn.

Die Rede des Onkels war Balsam auf die Wunden, die Abimelech sich geschlagen fühlte. Bis auf die abschließende Bemerkung, die besser weggeblieben wäre. Wie sollte er jetzt auf die Stellvertreterfrage eingehen? Er konnte doch nicht gegen Heled sprechen, der ihn als einziger offen unterstützte.

Nun ergriff einer das Wort, der stets auf Ausgleich bedacht war, wenn die Leidenschaften aufeinanderprallten. Er stimmte Heleds Rede zu und war auch dagegen, daß die Soldaten auf die Stadt Sichem verpflichtet wurden. „Und was nun diesen Stellvertreter betrifft“, sagte er zum Schluß, „so erinnere ich euch an unsere Festlegung, diesen Mann in unseren Dienst zu nehmen. Mehr haben wir allerdings nicht beschlossen. Also halten wir uns daran! Soll Abimelech ihn einsetzen, wie er es für richtig hält. Aber einen Stellvertreter braucht er wirklich nicht. Wenn er die Stadt ohne die Truppe verläßt, kann ihn der Hauptmann, den er über die Hundertschaft gesetzt hat, vertreten.“

Abimelech bedauerte, daß zu dieser Frage jetzt nicht einer seiner Gegner gesprochen hatte. Seine Erwiderung wäre ihm dann leichter gefallen. So sagte er nur mit verdrossener Miene: „Schelef hat Sichem einen großen Dienst erwiesen. Wer ihn einen Mörder nennt, der bezichtigt sich selbst als einen solchen. Ihr wißt, warum ich das sage. Und Schelef bleibt der Mann neben mir!“ Er wollte drohen, daß auch er ginge, falls Schelef gehen sollte, aber dann fiel ihm sein Eid ein. So hielt er sich zurück und dankte nur noch seinen beiden Vorrednern für ihre Unterstützung.

Die Beratung dauerte lange. Nachrai war zufrieden. Abimelech hatte zu spüren bekommen, daß ihm enge Grenzen gezogen waren, und er selbst konnte sich abermals als derjenige darstellen, der alle Fragen einer Lösung zuführte. Aber Heled wollte er künftig schärfer beobachten. Der schien ihm im Moment gefährlicher zu sein als der Neffe, dieser kleine Gernegroß. Abimelech war seiner Meinung nach leicht zu zügeln, aber Heled als Gleichrangiger – wie sollte man ihm Einhalt gebieten, falls er Anhänger um sich scharte und nach persönlicher Macht strebte?

Am Ende der Beratung kam es zu folgenden Festlegungen: Abimelech erhielt das Recht, Hundertschafts-, Fünfzigschafts- und Zehnerschaftsführer nach eigenem Ermessen einzusetzen. Die Hundertschaftsführer bedurften allerdings der Bestätigung durch den Rat. Von Schelef und dem Stellvertreterposten war keine Rede mehr. Abimelech legte diese Unklarheit, die nun bestand, zu seinen Gunsten aus. Die Verpflichtung der Soldaten sollte auf Sichem als Führungsmacht im Abwehrbündnis gegen die Philister erfolgen. Dagegen, so nahm man an, konnten die Abiesriten und die weiteren Bauernsippen nichts haben. Was die Bewaffnung betraf, so erfuhr Abimelech, daß es im Tempelbezirk ein altes Waffenlager gab. Nachrai hatte es mit einigen anderen besichtigt. Als vor langer Zeit Sichem seine Streitkräfte bis auf den kümmerlichen Rest, den Sebul befehligte, verringert hatte, waren die Waffen eingelagert und im Laufe der Zeit so gut wie vergessen worden. Es handelte sich vorwiegend um Schwerter. Abimelech sollte sich nehmen, was noch brauchbar war, und den Rest sollte der Gießer zu neuen Schwertern umschmelzen. Schilde sollten die Soldaten sich selbst anfertigen, und Filzhelme würde man in Auftrag geben. Bis alle Soldaten ausgerüstet wären, käme zwar das nächste Jahr heran, aber noch stand ja kein Feind im Bergland. Da die Ernte sehr gut zu werden versprach, verständigte sich der Rat ferner darauf, die Abgaben der Bauern zu erhöhen und auch Häute und Ziegenhaar von ihnen einzufordern.

Die schwierigste Frage war die Soldzahlung. Sebuls Männer erhielten Silber, zwar weit weniger, als in Dor gezahlt wurde, aber sie waren dadurch bessergestellt als die neuen Soldaten. Denn für die reichten die Einnahmen der Stadt an dem weißen Metall nicht aus. Aber der Rat rechnete damit, daß die meisten der jungen Männer nach einigen Jahren sowieso zu ihren Familien zurückkehren und heiraten würden. Außerdem durfte Abimelech jedem, der mindestens fünf Jahre diente, zusichern, daß er auf Sichems Flur Land erhalte, um sich, eine Frau und Kinder selbständig ernähren zu können. Allerdings mußte das Land erst gerodet werden. Und noch etwas konnte geeignet sein, die fehlende Soldzahlung auszugleichen: Es sollten Sklavinnen gekauft und ein Hurenhaus eingerichtet werden, und dessen Benutzung würde für die Soldaten kostenlos sein.

Abimelech mußte sich mit diesen Festlegungen zufriedengeben. Wo nichts war, konnte man nichts wegnehmen, das verstand auch er. Er vertraute darauf, daß er in einigen Jahren stark genug war, um die reichen Städte an der Küste zu plündern, und darauf würde er seine Truppe vertrösten. Die Aussicht auf Beute war ja sowieso der stärkste Anreiz für die Soldaten und daher das wirksamste Mittel, um eine Söldnereinheit beisammenzuhalten. Er wußte das von Dor her, obwohl ja dort das Beutemachen nicht gerade sehr ergiebig gewesen war.

Abimelech verließ die Ratssitzung zwar keineswegs heiter, aber auch nicht ganz unzufrieden. Bis auf die Soldzahlung hatte er erreicht, was er wollte. Und er konnte hoffen, künftig auf mehr Verständnis zu stoßen. Die Ratsherren würden allmählich begreifen, daß im Mittelpunkt all ihrer Entscheidungen nunmehr die Streitmacht stehen mußte. Sein Ansehen würde wachsen. Und zunehmen würde sicherlich auch die Anzahl der Ratsherren, die ihn unterstützten. Heled sorgte gewiß dafür.

Er traf Sebul und hörte, daß der Sänger Zeri nach ihm gefragt hatte. Da dem niemand sagen konnte, wie lange die Ratssitzung dauerte, war er allerdings wieder gegangen. „Dem werde ich

beibringen“, drohte Abimelech, „daß er gefälligst zu warten hat, wenn ihn ein Herr ruft. Wenn es sein muß tagelang.“

33

Baara fragte Abimelech, warum er ihr verschwiegen habe, daß die Mörder seiner Halbbrüder deren Frauen verschleppt und verkauft hatten.

„Ich habe dir erzählt, daß Sichems Feinde für ihre Untaten gebüßt haben“, antwortete er kurz angebunden. „Alles weitere ist nicht wichtig.“

„Du hättest es mir trotzdem sagen können“, beharrte sie auf ihrer Frage. „Erst als dein Schelef auftauchte, habe ich es erfahren. Die armen Frauen! Und ich dachte, daß sie als Witwen bei ihren Familien leben. Sag mir, was habt ihr mit ihren Kindern gemacht?“ Sie dachte dabei auch an ihre eigenen Kinder.

Zum erstenmal kehrte Abimelech ihr gegenüber, die er doch in guten Stunden seine Herrin nannte, den Gebieter heraus. „Was geht es dich an?“ wies er sie barsch zurecht. „Es ist alles geschehen, wie es geschehen mußte. Und nun frag mich nie wieder danach!“

„Ich frage, weil ich dich liebe!“ rief sie gekränkt. „Du wußtest, daß ich nicht wie eine der anderen Frauen bin. Gerade deshalb hast du mich gewollt. Warum weist du mich jetzt zurück, wenn ich meinen Anteil an deinem Leben einmahne? Du hast gesagt, daß wir beide eins sind in unserem Ziel – was ist dieses Wort wert?“

Ihre Augen funkelten ihn an, und einen Moment lang kam ihm die Raubkatze ein, die er im Jordandickicht erlegt hatte. „Du sollst mein Wort nicht drehen, wie es dir paßt!“ Sie hatte ihn mit ihrer Frage nach den Kindern empfindlich getroffen, und er war nun richtig wütend. „Ich habe mit diesem Wort davon gesprochen, was wir beide vor uns haben! Was dafür getan werden mußte, das liegt hinter mir, und ich blicke mich nicht danach um! Und nun Schluß damit!“

Es war der erste Streit, den sie miteinander hatten, und auch wenn Abimelech noch am selben Abend seine Heftigkeit bereute und Baara ihm versprach, nicht mehr nach der Bluttat in Ofra zu fragen, so blieb doch etwas von dem Zank in beiden zurück. Baara wußte nun, daß unschuldiges Blut an Abimelechs Händen klebte, und Abimelech gefiel nicht, daß sie das wußte.

Wenige Tage danach stand plötzlich der Sänger Zeri am Lagertor und fragte nach Abimelech. Er hatte einen dürren Esel bei sich, der sein weniges Hab und Gut schleppte. Man hatte Zeri am Stadttor eingeschärft, nicht gleich wieder eigenmächtig wegzugehen. Aber diesmal dauerte es nicht lange, und Abimelech erschien. Sein Unmut von neulich darüber, daß der Sänger nicht auf ihn gewartet hatte, war verflogen. Er begrüßte den Gast freundlich, und sie gingen ein Stück, damit sie unbelauscht miteinander sprechen konnten. Abimelech fragte Zeri nach seiner Herkunft und seinen Wanderungen im Bergland, um einen Eindruck von dem Mann zu gewinnen, der künftig seinen Ruhm verkünden sollte. Der Sänger begriff zwar nichts von Abimelechs Bündnisplänen, die dieser ihm darlegte, und er schien sowieso nicht sonderlich gewitzt zu sein, aber seine Kunst beherrschte er wohl, und ein geeigneterer Mann war ja auch nicht da. Abimelech beauftragte ihn, ein Lied über seinen Kampf mit dem Leoparden zu dichten. So, wie er über die grimmige Bestie gesiegt habe, so werde er den Feind zerschmettern, der sich gegen die Völker des Berglandes verschworen habe. Er sei der Erwählte der Götter.

Zeri kratzte sich aufgeregt das schüttere Haar. Es war das erstemal in seinem Leben, daß ihn jemand beauftragte, ein Lied zu machen. Fast alle seine Gesänge hatte er von seinem Meister, der ihn vor langer Zeit unterwiesen hatte. Das Lied von Gideons Sieg hatte er aus eigenem Antrieb verfaßt. Was er über die Kämpfe vom Hörensagen wu0te, das hatte ihm ausgereicht. Und nun sollte er also ein bestelltes Abimelechlied singen. Zweifellos war der Auftrag eine Ehre, denn er spürte, daß dieser junge Mann in Sichem etwas galt und Großes vorhatte. Aber was ihn störte: Der Inhalt gab wenig her. Gewiß war es eine mutige Tat, ein Raubtier zu töten, aber alle seine Lieder handelten von Siegen über menschliche Feinde, von Rache für begangenes Unrecht und von ersehnter Hilfe für Bedrängte. Und noch nie hatte er Künftiges besungen. Nur Taten machten etwas her, keine Absichtserklärungen. Er versuchte, Abimelech seine Bedenken vorsichtig zu äußern, aber der hatte kein Ohr dafür.

„Du mußt dieses Lied machen“, beharrte er auf seiner Forderung. „Danach sende ich dich zu den Machiriten. Dort wirst du das Lied singen, und wenn sie dich fragen, wer Abimelech ist, wirst du es ihnen erklären und ihnen ankündigen, daß ich noch in diesem Jahr zu ihnen kommen werde.“

Der Sänger riß erstaunt die Augen auf. Wie sprach denn dieser junge Soldatenhauptmann mit ihm? War er denn dessen Knecht? Er faßte Mut und erwiderte würdevoll: „Ich bin ein freier Mann und gehe, wohin mich meine Füße tragen. Wer mich einlädt, der bittet mich um mein Kommen. Er bewirtet mich und entläßt mich nicht ohne ein Geschenk. So stehen die Dinge.“

Abimelech merkte, daß er sich im Ton vergriffen hatte, und lenkte ein. Noch einmal nannte er sein Anliegen, und er erbat nun, was er gefordert hatte. Die Machiriten seien ihm wichtig, er brauche gerade sie für das Bündnis, und ihre jungen Leute seien gute Krieger, so gehe die Rede.

„Aber ich war noch nie bei diesem Volk“, wandte Zeri ein. „Ich komme aus dem Land Efraim, ich sagte es dir, und weiter nach Norden als bis zu den Abiesriten bin ich nie gekommen.“

Abimelech wurde ungeduldig. „Die Söhne Machirs werden dir Beifall spenden wie niemand vorher, denn alle anderen kennen deine Lieder schon, sie aber nicht. Und bedenke: Du wirst an meinem Ruhm teilhaben! Geh also und mache schnell das Lied, und wenn du es fertig hast, dann komm wieder und singe es mir vor! Ich bitte dich. Drei Tage gebe ich dir.“

„Drei Tage?“ erschrak Zeri.

Abimelech setzte sein gewinnendstes Lächeln auf. „Es wird dir gelingen, ich weiß es. Du bist ein großer Sänger. Von allen, die ich gehört habe, bist du der beste, glaub mir! Deshalb habe ich dich ja zu mir gebeten.“

Zeri grinste und wollte damit ausdrücken, daß er Abimelechs plumpe Schmeicheleien durchschaute. „Gut“, sagte er, „ich mache das Lied für dich. In drei Tagen. Diese drei Tage darf ich dein Gast sein. Du gibst mir für meine Arbeit ein neues Gewand, denn sieh, wie alt und schlecht meins ist. Und einen Schlauch Wein als Wegzehrung für meine Reise zu den Machiriten. Das alles wiegt zwar nicht auf, was ich für dich mache, aber den Rest tue ich aus Freundschaft, weil du meine Kunst zu würdigen weißt.“

„Denk an den Ruhm, den wir beide erringen werden!“ erwiderte Abimelech. „Und noch eine Kleinigkeit habe ich auf dem Herzen. Sing nicht mehr das Lied von Simeons und Levis Rache an Sichem! Du wirst verstehen, daß es nicht in die heutige Zeit paßt.“

Nun zeterte der Sänger, das sei sein bestes Lied, und er könne nicht darauf verzichten. Keiner werde ihn dann mehr hören wollen. Was Abimelech fordere, sei völlig unmöglich. Abimelech glaubte, Zeri wolle nur eine größere Gegenleistung für seinen Verzicht aushandeln, aber ganz so war es nicht. Der Sänger hielt das anstößige Lied tatsächlich für eines seiner wirkungsvollsten und sah sein Auskommen in Gefahr, wenn er es nicht mehr vortrug. Man würde ihn nirgends mehr willkommen heißen. Abimelech begriff die Hartnäckigkeit Zeris nicht, und sie begannen, zäh und erbittert um das antisichemitische Lied zu ringen. Schelef warf ab und zu von fern einen Blick auf die beiden, wie sie da unter der einsamen Eiche saßen und wild gestikulierten, und rätselte, worüber die beiden stritten. Aber auch für Abimelech ging es um eine Existenzfrage. Er konnte nicht dulden, daß die Zuhörer Zeris der Niederlage Sichems Beifall klatschten, während er gleichzeitig ihre Söhne als Sichems Soldaten wollte. Er schlug vor, wenigstens für die nächsten drei Jahre auf das Lied zu verzichten, bis sich das Bündnis unter Sichems Führung gefestigt hatte. Aber auch das lehnte der Sänger ab. Erst als Abimelech zum Äußersten griff und anbot, daß Zeri bis an sein Lebensende in seinem Haus in Ofra Nahrung und Wohnung finden solle, falls er tatsächlich sein Brot als wandernder Sänger verliere, willigte Zeri ein, das Simeon-Levi-Lied nicht mehr zu singen.

Abimelech wischte sich den Schweiß von der Stirn und ging mit seinem so schwer gewonnenen Lobsänger in die Stadt zu seinem Haus. Er erklärte Baara und Usa den Auftrag des neuen Hausgenossen für drei Tage und übergab Zeri ihrer Obhut. Dann eilte er zurück ins Lager und setzte Schelef ins Bild, warum er solange mit dem Sänger zubringen mußte, aber daß er erreicht hatte, was er wollte.

„Versprichst du dir wirklich etwas von diesem Lied über dich?“ zweifelte der Freund. Er war froh, daß er selbst im Lied nicht genannt sein würde. Er hatte ja damals am Jordan keine gute Figur abgegeben, und außerdem war er ein bescheidener Mensch. Abimelech aber spürte, daß seine schreckliche Erinnerung an die ermordeten Kinder, die da im Hof seines Hauses in Ofra gelegen hatten, nun wieder verblassen würde. Baara sprach nicht mehr davon, das hatte sie zugesagt. Das Lied, das dieser Sänger machte, und später sicher noch viele weitere Lieder, die würden von seinem Ruhm künden. Die Bluttat in Ofra dagegen, die hing ihm nicht an. Die darum wußten, die schwiegen. Die Ratsherren und der Priester wegen ihrer eigenen Verstrickung in die Tat, Baara, Schelef und Usa aus Treue zu ihm.

Nach drei Tagen war Zeri fertig. Das Lied war vielleicht nicht so gut wie die anderen, fand Abimelech, als er es gemeinsam mit seinen Hausgenossen anhörte, aber das lag wohl doch am dürftigen Inhalt. Seinen Zweck erfüllte es jedoch, da war er sich jetzt bereits sicher. Er würde überall bekannt werden. Jeder würde wissen: Abimelech, das ist doch der, der die gefleckte Raubkatze erlegt hat und der uns nun vor unseren Feinden erretten wird. Zeri erhielt sein Gewand und den Wein und machte sich beklommen auf den Weg nach Norden zu den Machiriten.

Gegen Ende der Ernte kündete Abimelech Baara und Usa an, daß sie zu dritt eine lange Reise unternehmen würden. Er wollte nämlich seinen Onkel Gideon besuchen und ihn und seinen Anhang für das Bündnis mit Sichem gewinnen, so daß später die Machiriten, die zwischen Sichem und der Ebene wohnten, leichter zu überzeugen waren, dem Bund ebenfalls beizutreten. Der Rat hatte dem Plan zugestimmt. Die erste Hundertschaft hatte sich gefestigt, so daß er sie für zwei oder drei Wochen allein lassen konnte, und außerdem blieb ja Schelef zurück. Das Arsenal der

alten Schwerter war aussortiert, und der Bronzegießer arbeitete angestrengt, um aus den unbrauchbaren Waffen neue zu machen.

Baara war begeistert, daß Abimelech sie mitnehmen wollte. Sie war noch nie aus Sichem und seiner nahen Umgebung herausgekommen. Abimelech genoß ihre Freude. Er wollte mit der Reise auch ihr und sich beweisen, daß sein Verhältnis zu ihr noch genauso eng wie am ersten Tag des Zusammenseins war und daß sie als seine Gefährtin an all seinen Unternehmungen und Plänen Anteil hatte.

Baara lief zu Elihu, um sich von ihm und ihren beiden Töchtern zu verabschieden. Dabei erzählte sie dem Priester auch von dem Lied, das der Sänger über Abimelech gemacht hatte und mit dem er zu den Machiriten gezogen war. Als Nachrai durch Elihu davon erfuhr, lachte er wie seit langem nicht. Er fand die Sache mit dem Lied einfach albern, und er hielt Abimelech für völlig überspannt. Nachrai machte sich allerdings auch aus den heiligen Tempelgesängen wenig. Elihu dachte anders über die Wirkungen des Gesangs, und er hielt seinem Gönner entgegen, daß ein solches Lied bei den genügsamen Bauern draußen im Land durchaus seine Wirkung haben konnte. „Sei es, wie es sei“, sagte Nachrai, „uns schadet es nicht, und wir haben etwas zu lachen.“ Er nahm sich vor, das gemeinsam mit seinen Freunden ausgiebig zu tun.

Abimelech wollte vor Gideon mit seinem Maultier prahlen, aber Usa riet in seiner altklugen Art davon ab. Da sie ohne Begleitschutz ritten, sei es um so notwendiger, unterwegs kein Aufsehen zu erregen und Räuber anzulocken. Das sah Abimelech ein, und so zogen sie auf Eseln zum Tor hinaus. Schade, daß Schelef nicht mit uns ist! dachte Abimelech.

Auch Schelef selbst bedauerte das. Er fühlte sich ohne Abimelech nicht wohl, denn er hatte aus dessen Gesprächen herausgehört, wie der Rat über ihn dachte, obwohl sein Freund behauptete, er sei bestens gelitten, und man scheue sich nur, die Stellvertretung offiziell anzuerkennen. Natürlich bleibe er der zweite Mann nach ihm, und die ganze Hundertschaft wisse das und höre auf seine Befehle. Schelef seufzte, als er der kleinen Reisegruppe nachblickte. Dann ging er zurück in Abimelechs Haus und packte seine Sachen. Er sperrte das Tor ab und machte sich auf zum Truppenlager. Dort wollte er nun wohnen. Nicht nur während der Zeit, da Abimelech und seine Familie abwesend waren, sondern fortan. Jetzt war die Gelegenheit günstig, Baara den Rücken zu kehren. Sie hatte nun einmal etwas gegen ihn, und auch er konnte kein Zutrauen zu ihr fassen.

Wenige Tage später als Abimelech verließ auch der Verwalter von Gaals Landgut Sichem, um seinem Grundherrn eine symbolische Gabe von den diesjährigen Feldfrüchten ins ferne Dor zu überbringen. Aber nicht nur die weite Entfernung hatte seine Reise mit Abimelechs Reise gemeinsam, sondern auch sein Nebenauftrag, den ihm Nachrai erteilt hatte, berührte sich mit Abimelechs Reisezweck. Er sollte sich unterwegs umhören und Gaal darüber befragen, wie groß die Philistergefahr wirklich war. So hielten er und sein Knecht, der mit ihm reiste, die Augen offen und die Ohren gespitzt, sobald sie in die Küstenebene hinabstiegen, und so taten sie es bis zu ihrem Bestimmungsort.

Gaal empfing sie hocherfreut, denn er war begierig zu erfahren, was an dem Gerücht war, wonach Sichem Soldaten anwerbe. Einer seiner Leute hatte es ihm zugetragen, und der hatte es von dem Knecht eines Händlers. Der Verwalter berichtete seinem Herrn, daß der Rat von Sichem tatsächlich beschlossen hatte, seine Streitmacht zu vergrößern, und daß der Abiesrit Abimelech, der Sohn des Jerubbaal aus Ofra, mit der Durchführung beauftragt worden war. Auch wenn Gaal noch nichts von den neuen Entwicklungen in Sichem zu Ohren gekommen wäre, hätte ihm der Verwalter davon Mitteilung gemacht, denn das war ein weiterer Auftrag Nachrais. Der Ratsvorsitzende erhoffte sich davon, den Verbannten von einer Rückkehr nach Sichem abzuschrecken. Am liebsten wäre ihm gewesen, daß Gaal für immer in der Fremde blieb und dort starb. Dann konnte der Rat dessen Besitz einziehen und ihn verkaufen, um die Stadtkasse aufzufüllen.

Gaals Brauen zogen sich bedrohlich zusammen, als er den Namen Abimelech hörte. „Aber das ist doch der Abimelech aus meiner Hundertschaft!“ rief er aufgeregt. „Dieser kleine Lügner! Mir hat er erzählt, daß er in Ofra als Bauer leben will.“

Der Verwalter kramte aus seinem Gedächtnis, was er außer den Mitteilungen Nachrais noch über Abimelech wußte. Ja, der sei aus dem Küstenland gekommen, bestätigte er. Er habe bei den Philistern gedient.

„So ein Unsinn!“ fuhr Gaal dazwischen. „Hier in Dor hat er gedient, bei mir. Hier sind keine Philister. Sag das den dämlichen Sichemiten! Hier sind die Tjeker. Die Philister werden deshalb nie bis hierher kommen. In Afek ist für sie das Land zu Ende.“

Der Verwalter war froh, daß er das Gespräch auf die Philister gelenkt hatte. Auch ihm schien es nun möglich, daß sie ins Bergland hinaufstiegen, und zwar gerade deshalb, weil sie in der Ebene nach Norden nicht weiterkonnten. Aber Gaal interessierten die Philister nicht. Er wollte mehr von Sichem und von Abimelech hören. Der Verwalter erzählte, Abimelech habe in Ofra das Haus und den Landbesitz seiner Familie geeerbt, weil seine Brüder alle umgekommen seien. Die Leute sprächen von einer Räuberbande, und auch in Sichems Dörfern sei eine Zeitlang die Angst vor einem Überfall umgegangen.

„Er hat alles geerbt und ist Grundbesitzer?“ wunderte sich Gaal. „Und trotzdem dient er in Sichem? Was hat er vor?“

Der Verwalter zuckte die Schultern. Das konnte er nun wirklich nicht beantworten. Aber das Lager der neuen Soldaten hatte er selbst gesehen. Und Abimelech laufe immer mit einem Leopardenfell umher, erzählten sich die Leute.

Gaal schüttelte den Kopf. Das waren Nachrichten! Er verstand nicht, was eigentlich hinter all diesen Neuigkeiten steckte. „Ist Schelef etwa bei ihm?“ fragte er.

Aber der Verwalter wußte von keinem Schelef. „Einen Jungen soll er um sich haben, der ihn bedient.“ Das war alles, was er über Abimelech noch sagen konnte.

Gaal beauftragte seinen Verwalter, sich bis zum Herbstbesuch überall umzuhören, damit er dann genauer über Abimelechs Taten und Pläne Auskunft geben konnte. Und ob Schelef bei ihm war, sollte er herausbekommen. „Ich wette, daß dieser Lump ihm nachgelaufen ist!“ knirschte er. „Meine beiden besten Soldaten waren sie, aber sonst nichts als Lügner und Betrüger! Sollen die Geier sich doch über sie hermachen!“

Gaals Ärger, den ihm die Nachrichten aus Sichem bereiteten, hatte zwar auch damit zu tun, daß Abimelech ihn hintergangen und Schelef bei Nacht dem Dienst entflohen war, aber mehr noch mit der Befürchtung, daß Abimelech ihm im Kampf um die Macht in Sichem vielleicht zuvorgekommen war. Die halbe Nacht über lag er wach und grübelte darüber nach, welchen Sinn das alles ergab, was ihm der Verwalter berichtet hatte. Es war doch merkwürdig, daß Abimelech fast gleichzeitig in Ofra und in Sichem Wurzel geschlagen hatte. Elischama und die anderen Brüder wurden plötzlich umgebracht, und Abimelech war über Nacht Alleinerbe. Steckte etwa er hinter dieser angeblichen Räuberbande? Hatte man ihn nicht einst hier in Dor den Listigen genannt? Und dann sein merkwürdiger Aufstieg in Sichem! Auch wenn seine Mutter aus der Stadt stammte, so blieb er doch ein Abiesrit. Und ausgerechnet ihm überließen die Sichemiten ihre Streitkräfte. Dem, der in Ofra Landbesitz hatte und der deshalb dort und eventuell bei allen Abiesriten nun gewiß ein Mann von Einfluß war. Was hatte er den Ratsherren geboten, daß sie ihm sein Amt gaben? Aber natürlich – es fügte sich alles zusammen! Gaal wurde beinahe froh in seinem Groll. Abimelech hatte dem Rat die Ermordung Elischamas angeboten! Und nun besaß er zwei Machtfundamente: seinen Besitz und seinen Einfluß in Ofra und seine Streitmacht in Sichem. Wenn ihm sein Erfolg nicht zu Kopf stieg und er abzuwarten verstand, war es nur eine Frage der Zeit, daß er sich aus den Fesseln, die ihm jetzt noch anhingen, befreite und tun konnte, was ihm gefiel.

Aber dann wurde Gaal doch wieder schwankend in seinem Urteil. Überschätzte er Abimelech? War der vielleicht doch nicht so klug, wie er ihn soeben gehalten hatte, und einer oder mehrere Ratsherren steckten hinter ihm und wollten mit seiner Hilfe die Ratsverfassung in Sichem stürzen? Wie auch immer – der Kampf um die Macht in Sichem hatte offenbar begonnen. Er selbst aber hockte hier in Dor fernab vom Geschehen in seiner Heimat und konnte nicht eingreifen! Aber ehe er einen Entschluß faßte, brauchte er mehr und genauere Nachrichten. Leider erlaubten die Sichemiten seinem Verwalter erst im Herbst wieder, ihn zu besuchen. Es hieß also zu warten. Aber so rasch würde ja ohnehin nichts in Sichem zur Entscheidung drängen. Sicherlich dauerte es noch Jahre, ehe Abimelech oder wer auch immer nach der Alleinherrschaft greifen konnte. Mit diesem beruhigenden Gedanken fiel er endlich in einen leichten Schlummer.

Hätte Abimelech gewußt, daß Nachrai Gaal ausdrücklich über ihn ins Bild setzen ließ, und hätte er überdies ahnen können, mit welcher Schärfe Gaal aus der Ferne die Ereignisse in Ofra und Sichem sah, er wäre bestürzt gewesen. Aber er hatte vergessen, daß man ihm im Rat einmal gesagt hatte, im Sommer nach der Getreideernte werde ein Bote nach Dor reisen. So ritt er sorglos mit Baara und Usa durch die sommerliche Bergwelt, erklärte Baara die Gegenden, durch die sie zogen, und freute sich besonders, wenn er ihr einen jagenden Falken oder eine bunte Eidechse zeigen konnte, die er mit seinen Jägeraugen immer schon früher sah als sie. Sie hielten sich im großen und ganzen auf der Straße, die er vor langer Zeit mit Jerubbaal und Ela entlanggezogen war. Jene Reise war ihm ständig gegenwärtig. Mit ihr hatte alles begonnen, was ihm seither widerfahren war. Und vor allem: Es hatte alles einen Sinn gehabt! Ohne den Tod des Vaters wäre er nicht zu Gideon gekommen und hätte er nicht zu Gaal nach Dor gefunden. Ohne Gaal aber wäre er kein Soldat geworden und hätte er nicht seine wahre Bestimmung erkannt. Ohne diese Erkenntnis jedoch zöge er nun nicht als Sippenältester der Abiesriten und Befehlshaber der Streitmacht Sichems nach Norden, um den Onkel für das große Bündnis zu gewinnen. Wenn dann dieses Bündnis aufgerichtet war, dann endlich würde er der wiedererstandene Labaja sein, der neue König des Berglandes. Mit diesen erhebenden Gedanken tröstete er sich darüber hinweg, daß er in Sichem vorerst nur eine klägliche Hundertschaft hatte, schlecht ausgerüstet und ohne Kampferfahrung, und daß sein Erfolg bei Gideon durchaus ungewiß war.

Sie umgingen das Gebiet der Machiriten und erreichten erst am fünften Tag die große Ebene. Abimelech hatte keinen Boten wie damals Jerubbaal zur Verfügung, den er hätte vorausschicken können. Usa wollte er bei sich behalten. So ritten sie unangemeldet den Dorfhügel hinan. Jetzt hätte Abimelech sein Maultier bei sich haben wollen. Statt dessen glichen sie einer gewöhnlichen

Eselkarawane, wie sie öfter zu sehen war, und die große Aufmerksamkeit, die sie trotzdem erregten, galt nicht so sehr ihm, sondern Baara. Die Frauen und Töchter der Bauern reisten gewöhnlich nicht durchs Land. Man hielt deshalb die drei Reiter mit ihren zwei Packeseln für Abgesandte irgendwelcher Wanderhirten. Gideon unterhielt ja so mancherlei Verbindungen. Vielleicht erwartete er die Ankömmlinge. Abimelech bemerkte, daß ihn niemand mehr wiedererkannte.

Es war bereits Abend, und Gideon war zu Hause. Aber auch ihm mußte Abimelech erst erklären, wer er war. Die Freude des Onkels und seiner Familie über die Ankunft des Neffen war um so gößer, als seit dessen kurzem Besuch vor zwei Jahren, als Gideon gar nicht daheim gewesen war, niemand mehr damit gerechnet hatte, ihn wiederzusehen. Jeter und Ulam, die Söhne des Hauses, waren inzwischen verheiratet, und Kindergeschrei erfüllte Haus und Hof. Abimelech stellte Baara als seine Frau vor und verschwieg nicht, daß sie vorher eine Priesterin der Aschera gewesen war, damit sie nicht durch Fragen nach ihrer Familie in Verlegenheit gebracht wurde. Aber was gut gemeint war, schlug ins Gegenteil um. Obwohl Baara den Gastgebern freundlich und aufgeschlossen entgegentrat, wollte sich bei diesen keine Vertrautheit ihr gegenüber einstellen. Wenn sie sich am Ankunftsabend noch wohl gefühlt hatte, so spürte sie bereits am zweiten Abend die Kühle, mit der man ihr begegnete, und sie sehnte sich wieder fort von hier. „Ich gehöre nicht in deine Verwandtschaft“, klagte sie Abimelech ihre Enttäuschung. „Ich gehöre in den Tempel. Dort wußte ich, wer ich bin – hier weiß ich es nicht mehr.“

Abimelech versuchte, sie zu beruhigen, und er bat sie, die Gastgeber nicht merken zu lassen, wie sie sich fühlte. Eine Woche müsse sie es aushalten, denn solange würde es dauern, bis er alles mit dem Onkel besprochen habe, und außerdem könne er nicht die Unhöflichkeit begehen, früher abzureisen.

Als Abimelech seinen Verwandten den Untergang Elischamas und dessen ganzen Hauses berichtete, zerriß Gideon erschrocken sein Gewand und machte ihm bittere Vorwürfe, daß er die Unglücksnachricht nicht gleich bei seiner Ankunft überbracht habe. Abimelech fühlte sich zu Unrecht gescholten. Wann hatte sich Gideon je um Jerubbaals und Elas Söhne und Töchter gekümmert? Er berichtete von der Bluttat der Räuberbande und dem Begräbnis der Toten in allen furchtbaren Einzelheiten und spielte trotz der Zwietracht mit Elischama und Jimla, von der ja alle wußten, den Trauernden, den auch die große Erbschaft nicht zu trösten vermochte.

Am dritten Tag sah Abimelech Schomer wieder. Gideons Eheplan, wegen dem er die Tochter seinem Neffen verweigert hatte, war gar nicht aufgegangen, und so war sie nun mit einem jungen Mann aus dem Dorf verheiratet. Abimelech sprach einige freundliche Worte mit ihr und war erstaunt, wie gleichgültig ihm diese junge, dralle Bäuerin war, an deren Rock zwei kleine, rotznäsige Kinder hingen und ihn neugierig anstarrten. Es war zweifellos göttliche Eingebung gewesen, die damals Gideon veranlaßt hatte, ihm das Mädchen zu verweigern. Wenn er wegen Schomer vor sieben Jahren hiergeblieben wäre, nie hätte er der werden können, der er jetzt war und der er gemeinsam mit Baara einst sein würde. Nie hätte ihm die Gideontochter in der Weise Geliebte und Gefährtin sein können, wie es ihm die Priesterin war. Das ging ihm durch den Kopf, während er mit Schomer sprach.

Er erzählte Baara in diesen Tagen und später auf der Heimreise manches von sich und seinem bisherigen Leben, was sie noch nicht wußte, darunter auch die Geschichte seiner Verliebtheit in die Tochter des Onkels. Aber zwei seiner Geheimnisse entdeckte er ihr trotz der großen Vertrautheit, die gerade hier in der Fremde sie beide verband, auch jetzt nicht: daß die Schuld der Midianiter am Tod Jerubbaals eine Lüge war und daß er den Rat von Sichem stürzen und König werden wollte. Das erste Geheimnis hatte er niemandem je preisgegeben. Das andere teilten mit ihm nur Schelef und Usa. Und so sollte es bleiben. Erst wenn er am Ziel war, konnte das Geheimnis seines Königtums offenbar werden.

Endlich fand sich auch Gelegenheit, daß Abimelech sein eigentliches Anliegen mit Gideon erörtern konnte. Inzwischen hatte er mitbekommen, daß der Onkel noch einflußreicher geworden war als vor Jahren schon. Nach dem Sieg über die Midianiter galt er bei den Sippen der Ebene und des nördlich anschließenden Berglandes als unumstrittene Führerpersönlichkeit. Sein bloßes Dasein vermittelte Geborgenheit, weil er alle Gefahren, die etwa künftig erwachsen konnten, abwenden würde. So glaubte man. Er wurde auch um Rat in vielerlei öffentlichen Angelegenheiten gebeten, und in schwierigen Rechtsfällen unterwarf man sich seinem Richterspruch. Seine Siedlung, die er noch immer in Anlehnung an seinen Herkunftsort Gideons Ofra nannte, hatte er sogar aus der Abhängigkeit von Megiddo lösen können, ohne daß ihm daraus in der Stadt Feindschaft erwachsen war. Abimelech war neidisch auf den Onkel. Der hatte schon vieles von dem erreicht, was er selbst erst für sich erstrebte: kriegerischen Ruhm und hohes Ansehen im Volk. Natürlich war zu berücksichtigen, daß Gideon zwanzig Jahre älter war, aber er war kein Soldat, und kein Gott hatte ihn erwählt. Oder etwa doch?

Sie saßen zu zweit auf dem Kultplatz, im Schatten des Gotteshauses, das außen und innen unverändert war. Einen Priester gab es auch jetzt noch nicht. Hier oben waren sie ungestört. Abi-

melech eröffnete das Gespräch mit der Frage: „Weißt du eigentlich, daß sie deinen Sieg über die Midianiter in einem Lied besingen?“

Gideon wußte es nicht und stellte die Gegenfrage, wer denn ein solches Lied singe. Abimelech erzählte von dem Sänger Zeri, der im Süden seinen Ruhm verbreite. „Laß ihn singen!“ erwiderte Gideon. „Die Erinnerung an die Taten eines Retters stärkt die eigene Kraft. Falls euch einmal ein Feind bedroht, werdet ihr eurem Sänger für das Lied danken. Deshalb ist es gut, wenn er meinen Sieg besingt. Hoffentlich sagt er auch, daß ich diesen Sieg dem Gott vom Tabor verdanke.“ Gideons Worte klangen nüchtern, aber sein Gesicht strahlte vor Stolz.

Für Abimelech war die Antwort das Stichwort für sein Anliegen. In gewaltigen Worten malte er die Gefahren aus, die der Ebene zwischen Megiddo und Bet-Schean sowie dem gesamten Bergland südlich und nördlich der Ebene von den Philistern drohten. Und er schloß an diese Darstellung seine Idee eines mächtigen Bündnisses all derer an, die der Bedrohung ausgesetzt waren. In Sichem habe er Gehör für seinen Plan gefunden. Deshalb sei er jetzt als „Schwert der Männer von Sichem“ beauftragt, über die Herstellung des Bündnisses mit allen, die es anging, zu verhandeln. Die Abiesriten hätten bereits ihre Bereitschaft bekundet, und die Machiriten, die er demnächst besuche, seien in Überlegungen begriffen. Wenn Gideon die gesamte Kultgemeinschaft, die den Baal vom Tabor verehrte, für das Bündnis gewinne, werde das Land zwischen den Bergen Garizim und Ebal im Süden und dem Berg Tabor hier im Norden unangreifbar.

„Die Philister“, begann Gideon nachdenklich, doch dann brach er ab. Abimelech dauerte sein Nachdenken zu lange. Er stellte dem Onkel vor Augen, daß sein Dorf und die ganze, weite Ebene vielleicht sogar früher dem Angriff ausgesetzt waren als das Bergland um Sichem. Erst wenn die Philister den Handelsweg durch die Ebene sicher in ihrer Hand hatten, bedrohten sie möglicherweise das Bergland, aber dann von Süden, Westen und Norden gleichzeitig. „Für euch hier ist es deshalb sogar wichtiger als für die Abiesriten, den Bund mit Sichem zu schließen“, beschwor er den Onkel.

„Warum sollten die Philister uns überfallen?“ fragte Gideon. „Die Handelsstraße benutzen sie ohnehin, und niemand stellt sich ihnen in den Weg. Und falls sie wirklich auf Eroberung aus wären, irgendwann in ferner Zeit, was ich aber nicht glaube, dann träfe ihr Angriff sicherlich nur die Städte Megiddo und Taanach und Bet-Schean, wo es Reichtümer zu holen gibt und wo sie sich hinter den Mauern festsetzen können. Aber da müßten sie zuvor das starke Dor einnehmen. Sichem kann mit all diesen Städten einen Bund schließen. Aber was habe ich damit zu tun?“ Er sah am Blick Abimelechs, wie der sich gegen alles, was er zu hören bekam, sträubte. Deshalb wurde er noch deutlicher, um dem Neffen das seiner Meinung nach Unsinnige des Angebots klarzumachen: „Angenommen, die Philister ziehen herauf gegen uns Bauern. Was meinst du, würden wir dann tun? Denkst du, wir schicken dann einen Boten zu euch ins ferne Sichem und bitten um eure Hilfe? Bevor die käme, wären wir doch längst besiegt. Ich will dir sagen, was wir dann täten, obwohl es sich von selbst versteht. Alle, die sich zum heiligen Fest am Tabor zu versammeln pflegen, würden gerüstet und kampfentschlossen dem Feind entgegenziehen und ihn schlagen. Wenn wir die Söhne der Wüste besiegt und bis über den Jordan verfolgt haben, würde uns das nicht auch gegen diese federgeschmückten Krieger vom Meeresstrand gelingen? Auch ohne eure unsichere Hilfe?“

Abimelech widersprach erregt. Die Philister seien nicht mit den Midianitern zu vergleichen. Ihre Soldaten seien für den Kampf ausgebildet, ihre Waffen aus Eisen, ihre Hundertschaften zahlreich wie die Sanddünen am Meer. Sie lebten nur für den Krieg. „Wenn wir vor ihnen bestehen wollen, brauchen wir ein ebensolches Heer, wie sie es haben!“ rief er und war sich bewußt, daß er damit die Katze aus dem Sack ließ. „Das Bündnis, das notwendig ist, soll eine gemeinsame Streitmacht haben, die sommers und winters das Land bewacht. Diese Streitmacht muß aufgestellt und bewaffnet und ausgebildet werden, damit sie den Philisterkriegern standhält. Die jungen Männer der Abiesriten üben in Sichem bereits dafür. Wenn alle Sippen, die das Bergland und die Ebene bevölkern, gleichfalls ihre jungen, unverheirateten Leute in dieses Bundesheer einreihen, dann sind wir unschlagbar. Dann vergeht die Bedrohung wie das Nachtgewölk mit der aufgehenden Sonne. Dann wird kein Kriegsgeschrei die Ruhe der Dörfer stören. Im Gegenteil, wir sind es dann, die den Philistern nachsetzen und ihnen ihre geraubten Schätze abnehmen werden.“

Gideon blickte Abimelech prüfend an. Offenbar glaubte der Neffe wirklich an das, was er sagte. „Ich sehe, du meinst es ernst“, erwiderte er und seufzte darüber. „Aber begreifst du nicht, daß Sichem sein schändliches Spiel mit uns allen treiben will? Weil die Städte verlernt haben zu kämpfen, sollen wir freien Bauern ihnen ihren Reichtum beschützen und die Feinde von ihren Mauern fernhalten. Und möglichst noch die Schätze des Feindes erbeuten und ihnen zu Füßen legen.“

Er wollte weitersprechen, aber Abimelech rief erbost: „Nein, so ist es nicht!“ Für wie dumm hielt ihn eigentlich der Onkel? Es war doch gerade umgekehrt: Nicht Sichem benutzte ihn, sondern er benutzte Sichem! Aber er konnte doch unmöglich sein Königsgeheimnis preisgeben!

„Wie ist es dann?“ fragte Gideon ruhig. Als er sah, daß Abimelech verdrossen an seiner Unterlippe kaute, fuhr er fort: „Sei mir nicht böse, Abimelech! Aber was du mir dargelegt hast, das ist nichts für uns hier und geht uns nichts an. Was ich über die Philister denke, habe ich dir bereits

gesagt. Und im übrigen: Ich bin kein Abiesrit mehr und habe mit dem, was die Abiesriten Sichem zuliebe tun, nichts zu schaffen. Euer Ofra ist weit. Ich bin Gideon, meine Heimat ist hier, und das Volk, zu dem ich mich zähle, wohnt hier am heiligen Tabor. Sorgt ihr für euch – laßt uns für uns selber sorgen!“

In seinem Blick lag Güte, aber Abimelech bemerkte das gar nicht. Er schaute über die weite Ebene, und sein Herz schien ihm verwundet. Er hatte sich viel von seinem Besuch versprochen, denn Gideon war doch der einzige, der ihm von seiner Familie verblieben war, und der Onkel hatte ihn immer gemocht. Und nun mußte er heimkehren, ohne dem Rat von Sichem etwas vorweisen zu können. Gewiß, er hatte seine Reise als familiären Besuch bezeichnet, und das Bündnisangebot wollte er nebenbei unterbreiten, aber wenn er nun nicht einmal eine Hoffnung mitbrachte? Doch Gideons Absage war endgültig, das spürte er. Und im Grunde hatte sich der Onkel ja auch von ihm persönlich losgesagt. Seine Freundlichkeit war nur diejenige des Gastgebers, nicht des Vaterbruders.

Baara sah die beiden Männer vom Kultplatz herabkommen und erkannte an Abimelechs eisigem Blick seinen Gemütszustand. „Deine Verwandten sind hochmütig und kalt“, sagte sie, als sie abends allein miteinander flüsterten. „Laß uns schnell abreisen!“

„Er hat mich überhaupt nicht verstanden“, klagte Abimelech. „Er wollte es auch gar nicht.“ Ihm gingen seine ähnlichen Erfahrungen mit den Abiesriten im Kopf herum, und er schimpfte: „Bauernpack! Sie haben gar keinen Verstand. Ich sorge mich um sie, und sie widerstreben mir alle! Aus purer Dummheit!“ Doch die Machiriten würden ihm aufgeschlossener begegnen, damit tröstete er sich. Sie waren nur zum Teil seßhafte Ackerbauern, ein anderer Teil wohnte in Zelten und war ständig auf der Suche nach ergiebiger Weide für seine Herden. Bei ihnen würde er offene Ohren finden. Alles würde am Ende so kommen, wie es ihm El-Berit im Traum gezeigt hatte. Daran glaubte er felsenfest. Sein Sohn würde einst über das Bergland gebieten. Wozu eigentlich brauchte man Gideon, der seine Herkunft aus dem Bergland vergessen hatte? „Morgen rüsten wir zum Aufbruch“, flüsterte er Baara zu und streichelte ihren schwangeren Leib.

34

Nach Abschluß der Getreideernte kam es in Sichem zu einem zweiten Zulauf junger Leute, die eine Zeitlang als Soldat dienen wollten. Als Abimelech von seiner Reise zurückkehrte, war Schelef schon mit der Aufstellung einer zweiten Hundertschaft beschäftigt. Nein, mit dem Rat habe es keinen Ärger gegeben, berichtete Schelef. Manchmal sei einer der Herren in die Nähe des Militärlagers gekommen, aber keiner habe ihn oder den Hauptmann der Hundertschaft angesprochen. Nur Sebul sei beinahe jeden Tag dagewesen, und sie hätten sich gut verstanden.

Wenigstens hier also gab es keine schlechten Nachrichten, tröstete sich Abimelech, den sein Mißerfolg bei Gideon noch immer bedrückte. Was sollte er dem Rat berichten? In Gideons Worten fand er nicht einmal einen winzigen Anhaltspunkt, um dessen Absage an ein Bündnis in eine halbe Zusage umwandeln zu können. Er war so mit seiner mißlichen Lage beschäftigt, daß er sich mit Schelefs Auszug aus seinem Haus beinahe wortlos abfand. Er überlegte, mit wem gemeinsam er nach einem Ausweg aus seiner Ratlosigkeit suchen sollte. Mit Baara? Aber sie war dabeigewesen, als seine Hoffnungen, die er in den Besuch gesetzt hatte, dahinwelkten. Sie hatte zuwenig Abstand von der Sache. Vielleicht besprach er den Reinfall mit Heled? Nein, das war zu gewagt. Wenn der Onkel sah, daß er keinen Erfolg hatte, unterstützte der ihn eventuell nicht mehr. Schelef? Doch der hatte sowieso wenig Sinn für die hochfliegenden Träume, und ihn durfte er am wenigsten verunsichern, jetzt, wo er sich mit Eifer in die Aufstellung der zweiten Hundertschaft stürzte. Aber Usa! Der war zwar auch mitgewesen, aber er war anders als Baara mehr ein Außenstehender. Und er hatte schon manchmal eine Lösung genannt, wo er selbst nur die Frage sah.

Abimelech nahm Usa beiseite und fragte ihn rundheraus, was er sagen würde, wenn er statt seiner vor den Ratsherren stünde, die von einer erfolgreichen Reise zu hören wünschten, und er nur zu berichten hätte, daß Gideon mit Sichem nichts zu tun haben wolle.

„Aber das ist doch ganz einfach“, erwiderte der Junge, ohne zu überlegen. „Ich würde genau das sagen, was sie hören wollen. Sie wissen doch nicht, wie es wirklich war.“

Abimelech schüttelte betrübt den Kopf und meinte, diese Antwort hätte er sich selbst geben können. So einfach sei die Sache nicht. „Wenn ich berichte, daß Gideon einen Vertrag mit Sichem schließen will, dann fragen sie mich, ob er Sichems Führung wirklich anerkennt, welche Leistungen er in das Bündnis einbringt und wann und wo die Verhandlungen stattfinden sollen. Und da kann ich nicht mehr so einfach lügen. Ich setze mein Amt aufs Spiel.“

Nun überlegte Usa, wie er seinem Herrn helfen konnte. Er tat es lustlos, denn die Frage war ihm zu schwierig. Er hielt sich lieber ans Gegenständliche. Zögernd vergewisserte er sich: „Du willst vor dem Rat aus dem Nein ein Ja machen? Und aus dem Niemals ein Irgendwann? Ist das richtig?“

Abimelech bejahte freudig. Genau das wollte er. Schon wurde die Aufgabe klarer. Und ehe Usa den Gedankenfaden weiterspinnen konnte, hatte er schon selbst eine Antwort gefunden. „Ich hab's!“ rief er. „Ich weiß jetzt, was ich sagen werde. Gideon ist grundsätzlich zu einem Bündnis bereit, aber erst dann, wenn die Philister gegen Megiddo ziehen, weil sie mit dieser Stadt den Schlüssel zur gesamten Ebene an sich bringen.“

Usa meinte, so ähnlich wäre auch seine Antwort ausgefallen. Sie grinsten sich an, und Abimelech fand ein weiteres Mal, daß es ein Glücksgriff gewesen war, als er damals vor bald einem Jahr den Jungen in Dor aufgelesen und mitgenommen hatte.

Frohgelaunt ging er in die Ratssitzung, um Rechenschaft abzulegen und das nächste Vorhaben zu besprechen. Heled hatte er schon vorher ins Bild gesetzt. Nun zwinkerten sie sich aufmunternd zu und waren sich einig, die kleinlichen Zweifler zum Schweigen zu bringen.Tatsächlich begann die Beratung mit einem Lob Nachrais dafür, daß Abimelech Wort gehalten hatte und die neue Streitmacht Sichems zügig aufbaute. Abimelech freute sich und gab den Bericht über seine Reise zu Gideon. Er pries den Onkel als Sieger über die Midianiter und Führer der Sippen rund um den Berg Tabor und gab damit seiner Mitteilung das richtige Gewicht, wonach er Gideon überzeugt habe, in ein Bündnis mit der mächtigsten Stadt des Berglandes einzutreten.

Die Ratsherren horchten auf, und die vorher am Erfolg gezweifelt hatten, fragten sich, ob sie sich tatsächlich so sehr getäuscht hatten. Nachrai aber wußte nicht, wem er glauben sollte: Abimelech oder seinem Zuträger Elihu. Der hatte ihm nämlich das Gegenteil erzählt. Baara sei zornig gewesen über Gideons Absage an Abimelech, und sie habe ihn bestürmt, El-Berit um einen vollen Erfolg Abimelechs bei den Machiriten zu bitten, zu denen er nun ziehen wolle und auf die er seine ganze Hoffnung setze.

Als Abimelech seinen Bericht fortsetzte und erklärte, daß Gideon das Bündnis allerdings erst dann abschließen wolle, wenn das weitere Vordringen der Philister sich direkt gegen Megiddo richte, verfinsterte sich das Gesicht Nachrais. Nun war er sicher, daß Elihu recht hatte. In Wirklichkeit hatte Abimelech gar nichts erreicht. Er belog den Rat. Warum tat er das? Nachrai und auch andere der Ratsherren hatten gar nicht fest damit gerechnet, daß sich dieser ferne Onkel Abimelechs auf ein Bündnis einließ. Man hatte zwar Abimelech gewähren lassen, denn einen Versuch konnte man ja machen, aber es hatte sich bestätigt, wovon Nachrai und eigentlich der ganze Rat von vornherein ausgegangen waren: Das Gebiet, in dem Sichem seine Macht ausdehnen konnte, das war das Bergland. Die Herrschaft Sichems noch weiter nach Norden bis hinab in die Ebene ausdehnen zu wollen, das überspannte die Möglichkeiten der Stadt. Abimelech selbst hatte auch immer nur vom Bergland gesprochen. Warum also nahm er seinen Mißerfolg nicht mit Würde hin und bekannte sich zur natürlichen Grenze des Landes, das Sichem beanspruchen konnte? Warum griff er zur Lüge? Ertrug er keine Niederlage? Hatte er zuwenig Vertrauen zum Rat? Man mußte ihn streng kontrollieren. Er blieb ein kleiner Emporkömmling mit einem überdehnten Ehrgeiz. Es galt ihn klug zu benutzen, aber ihm niemals wirkliche Macht einzuräumen.

Als nach dem Bericht die Zweifler wieder Oberwasser hatten und urteilten, daß die Auskunft Gideons unsicher und wertlos sei, erhielt Abimelech jedoch von zwei Seiten starke Unterstützung. Heled pries das Ergebnis in den höchsten Tönen. Er kenne den Vaterbruder Abimelechs noch von früher, bevor der nach Norden zog. Auf ihn sei Verlaß. Wenn er zusage, daß er dem Bündnis beitrete, dann werde er das auch tun. Damit wäre dann die Nordflanke des Berglandes gesichert.

Der zweite, der den Nutzen von Abimelechs Reise bestätigte, war Nachrai, obwohl er den Jerubbaalsohn durchschaute. Denn solange der Rat den kleinen Gernegroß brauchte, wollte er diesem beistehen. Und von den geheimen Auskünften des Priesters mußte er ohnehin schweigen. Niemand durfte wissen, daß der die Gutgläubigkeit Baaras und ihre Bindung an ihn ausnutzte, um Abimelech zu bespitzeln. Und schließlich bewog noch eine Überlegung den Vorsitzenden, die Lüge von Gideons Zusage durchgehen zu lassen. Der Verwalter Gaals hatte ihm nach seiner Rückkehr berichtet, daß die Philister bereits Afek fest in ihrer Hand hatten, auch wenn dort noch der einheimische König auf dem Thron saß, und daß sie mit den Tjekern von Dor ein Bündnis geschlossen hatten. Damit reichte ihr Einfluß bereits über die gesamte Küstenebene bis zum Karmelgebirge. Nachrai zog daraus den Schluß, daß dieses kriegerische Volk tatsächlich das Bergland bedrohen konnte, wenn es wollte, auch wenn Gaal der Meinung war, in Afek sei ihr Vordringen zu Ende. Die Tjeker würden die Philister vielleicht nicht hindern, weiter nach Norden gegen Megiddo zu marschieren und sich die Ebene zu unterwerfen oder nach Osten ins Bergland emporzusteigen. An der Philistergefahr war seiner Meinung nach wirklich etwas dran, und das, was Abimelech tat, war insofern keinesfalls sinnlos. Dessen Gespräch mit diesem Gideon war es deshalb ebenfalls nicht, wenn auch dieser Bauernhäuptling vorläufig noch nicht die volle Gefahr erkannte. Nachrai legte seinen Kollegen dar, was der Verwalter Gaals über die Philister in Erfahrung gebracht hatte, und schloß mit der Bemerkung, daß ihr Zusammenstoß mit Megiddo wahrscheinlich unausbleiblich sei. Die Bedingung Gideons für das Bündnis werde also sicherlich erfüllt, und wenn es soweit sei, könne man Abimelechs Onkel beim Wort nehmen.

Abimelech bekam einen leichten Schreck, als er den Namen Gaals hörte. Nun wußte also sein ehemaliger Hauptmann höchstwahrscheinlich, daß er selbst sich in Sichem aufhielt und was er hier trieb. Fortan würde er deshalb bei allem, was er tat, nicht nur bedenken müssen, wie es der Rat von Sichem und die Abiesriten aufnehmen würden, sondern auch, wie Gaal jeden seiner Schritte belauerte. Denn daß der Verwalter nun bei allen seinen Besuchen in Dor über ihn zu berichten hatte, das stand wohl fest.

Aber was die mißliche Gideonreise betraf, da hatte Abimelech in dieser Ratssitzung nichts mehr zu befürchten. Der Rat billigte seinen Bericht, und Abimelech freute sich darüber, wie er die Regenten hinters Licht geführt hatte. Er fühlte sich den Herren auf ihren Stühlen, die sich selbst hier in der kühlen Ratshalle den Schweiß von den feisten Gesichtern wischen mußten, sehr überlegen. Noch ein Weilchen, und er brauchte sie nicht mehr.

Er erhielt den Auftrag, zu den Machiriten zu gehen, und die Erlaubnis, eine Begleitmannschaft mitzunehmen. Die Machiriten sollten als erste die neuen Soldaten Sichems zu Gesicht bekommen. Das würde auf sie nicht ohne Eindruck bleiben, und auch der Truppe selbst täte der Einsatz draußen im Lande sicher gut. Aber eines legten die Ratsherren Abimelech ans Herz: Eine dritte Hundertschaft konnte die Stadt nicht mehr ernähren. Zusammen mit dem Militärdienst der jungen Machiriten war deshalb zugleich die Abgabenlast zu klären, die der Sippenverband übernehmen müsse. Und daß auch dieselbe Frage bei den Abiesriten noch offenstand, bekam Abimelech außérdem zu hören.

Der Name Schelef fiel in der Sitzung nicht ein einziges Mal. Natürlich wußten die Ratsherren, daß vor allem er die zweite Hundertschaft aufbaute, ihre Ausbildung organisierte und die Unterführer bestimmte. Aber da er still seine Arbeit tat und keine Forderungen stellte, sich auch niemand über ihn beklagte und Sebul ihn lobte, ließ man ihn gewähren.

In der größten Sommerhitze brach Abimelech zu den Machiriten auf. Da der Rat ihm nicht die Stärke der Begleitmannschaft vorgeschrieben hatte, nahm er die gesamte erste Hundertschaft mit. Alle sollten sehen, daß Sichem nicht länger vor sich hin döste, sondern erwacht war und seine Glieder reckte, aber vor allem sollten alle an der Spitze der Truppe ihn sehen, das „Schwert der Männer von Sichem“. Er ritt auf seinem Maultier, geschmückt mit dem Leopardenfell und einem silbernen Armreif, der in der Sonne blitzte. Neben ihm trieb Usa seinen Esel an, um mit seinem Herrn Schritt zu halten. Den findigen Jungen wollte Abimelech bei diesem Abenteuer unbedingt um sich haben. Baaras Begleitung kam allerdings nicht in Frage, denn niemand konnte voraussehen, was ihnen begegnen würde, und er wollte seine Geliebte auch nicht den begehrlichen Blicken der Soldaten aussetzen. Schelef hingegen hätte er wie schon bei der Reise zu Gideon gern mitgenommen, aber daran war nicht zu denken. Der Freund sah das ein und fügte sich, aber er forderte, daß er bei der nächsten Unternehmung dabei sei. Die zweite Hundertschaft wäre dann sicher formiert und gefestigt.

Abimelech sah sich immer wieder nach seiner Truppe um, die in einigem Abstand folgte, damit der Staub, den die vielen Füße aufwirbelten, ihn nicht belästigte. An der Spitze marschierte der Hauptmann, ein Mann aus dem Jordantal, der dort in einer der Städte als Soldat gedient, aber wegen einer Frauengeschichte seine Heimat verlassen hatte. Am Schluß der Einheit rollte einer der Eselkarren, auf denen sonst die Abgaben aus den sichemitischen Dörfern nach der Stadt gebracht wurden. Sebul hatte ihn zur Verfügung gestellt, und nun lagen darauf die Nahrungs- und Wasservorräte und die Zelte für die Männer. Abimelech erfreute sich am Anblick der marschierenden Soldaten, und im Geiste sah er bereits die zehnfache Anzahl. Aber auch den Männern gefiel ihr Befehlshaber. Der war jung wie sie, und ihn durfte jeder ansprechen, der es wollte. Er hatte ihnen die kostenlosen Mädchen besorgt, und sie setzten große Hoffnungen in ihn, was künftige Beute betraf, denn natürlich wollten sie irgendwann für den fehlenden Sold entschädigt werden.

Abimelech hatte zwei mutige, redegewandte Burschen vorausgeschickt, damit sie in den Dörfern und Zeltlagern der Machiriten seine Ankunft ankündigten und die Furcht vor den Soldaten zerstreuten. Vor allem sollten sie jenen Mann auf den Besuch aus Sichem vorbereiten, von dessen Haltung Abimelechs Erfolg maßgeblich abhing. Dieser Mann war Rekem, einer der Ältesten der Machiriten, tatsächlich der einflußreichste von ihnen. Abimelech hatte den Namen von Gideon, aber der kannte den Sippenführer auch nur vom Hörensagen.

In den Dörfern begegnete man Abimelech sehr zurückhaltend. Man wußte, daß er zu Rekem unterwegs war, und wies ihm höflich den Weg, aber zu längeren Gesprächen kam es nicht. Obwohl die Soldaten außerhalb der Siedlungen rasteten und niemanden belästigten, blickten die Machiriten abweisend, ja sogar feindselig zu ihnen herüber. Abimelech fragte, ob der Sänger Zeri dagewesen sei. In vier Dörfern bestätigte man es ihm, aber die Mienen blieben dabei verschlossen, und nirgends wollte jemand den besungenen Leopardentöter als künftigen Retter begrüßen. Natürlich hoben diese Begegnungen Abimelechs Stimmung keinesfalls, und mit den Hirtenfamilien in ihren Zelten war noch weniger zu reden als mit den Bauern. Ihm kam der Verdacht, daß er als willkommener Gast empfangen worden wäre, hätte er nicht die Hundertschaft bei sich gehabt und wäre er auf einem schlichten Esel geritten. Aber trotzdem blieb er dabei, daß es so, wie er ausge-

zogen war, richtig war. Sie würden sich schon noch an ihn und seine Streitmacht gewöhnen, wenn sie erst begriffen, daß er gar nicht Sichems Macht, sondern die Macht der Bergvölker selbst aufrichten wollte.

Am dritten Tag traf Abimelech mit seinen Leuten an Rekems Aufenthaltsort ein. Es war eine Zeltsiedlung, deren Bewohner zwar ein wenig Ackerbau trieben, wie einige abgeerntete Felder in der Nähe verrieten, sich aber vorwiegend mit der Viehzucht befaßten. In allen Richtungen weideten Schaf- und Ziegenherden. Abimelech ließ seine Soldaten in gehörigem Abstand ihre Zelte aufschlagen und begab sich dann allein zu dem Häuptling.

Rekem war ein Mann, dessen zerfurchtes Gesicht ihn als Greis auswies, obwohl man das wegen seines noch dunklen, dichten Haars schwer glauben konnte. Eine lange Narbe an seinem Hals rührte eher von einer Raubtierkralle als von einem Dolch her. Abimelech spürte, daß er diesen Mann mit seinem Sieg über den Leoparden wohl nicht allzusehr beeindrucken konnte. Hier war die Kunst überzeugender Rede gefordert.

Rekem begrüßte seinen Gast mit ausgesuchter Höflichkeit und erwies sich trotz seines offensichtlichen Hirtendaseins als aufgeschlossener und wortgewandter Gesprächspartner. Er hatte von Sichems Anstrengungen, seine Macht zu stärken, vernommen und fühlte sich geehrt, daß die Männer von Sichem beschlossen hatten, ihren höchsten Diener zu ihm zu schicken. Zumindest sagte er das. Abimelech glaubte ihm und erkannte, daß der Häuptling über die Verhältnisse in Sichem recht genau im Bilde war. Dann wußte er natürlich auch, daß der Aufbau einer Streitmacht gerade erst in Gang gekommen war. Von sich aus erzählte Rekem, daß der Sänger Zeri vor ihm gesungen hatte. „Du bist ein mutiger Mann“, lobte er Abimelech, „du hast die gefleckte Katze erlegt. Mich hat in jungen Jahren ein Löwe angefallen, aber mein Glück war nicht so groß wie deines. Ich mußte das Tier laufenlassen und war noch froh darüber.“ Daß sich Abimelech in dem Lied Zeris zugleich als Retter des Berglandes vor grausamen Feinden pries, das berührte Rekem allerdings mit keinem Wort.

Später lud er seinen Gast ein, sich an seinem Reichtum an Schafen und Ziegen zu erfreuen. Sie gingen hinaus zu zweien seiner Herden, und dabei lernte Abimelech Rekems fünf Söhne kennen. Den Abend verbrachten sie in unverbindlichem Geplauder, denn Abimelech war zur Auffassung gekommen, daß bei diesem aufgeweckten und lebenserfahrenen Mann Geduld angebracht war. Er wollte sich Schritt für Schritt an sein Anliegen herantasten, um Rekem desto sicherer als Vertragspartner zu gewinnen. So erzählte er von seinem Soldatenleben in Dor und brachte mehrfach wie zufällig die Rede auf die Philister. Als er Rekems Interesse bemerkte, schilderte er die Militärmacht dieses Volkes ausführlicher, ausgeschmückt mit vielen furchterregenden Einzelheiten. Er war sicher, damit ein gutes Fundament für den kommenden Tag zu legen, an dem er das Bündnisangebot zur Sprache bringen wollte.

Eine gute Gelegenheit dafür ergab sich, als ihm Rekem nach dem morgendlichen Mahl seine Waffen zeigte. Mehrere schöne Bogen waren darunter, und Abimelech betrachtete sie mit Kennerblick, spannte sie prüfend und lobte die Kraft, die in ihnen steckte. Sogar ein eisernes Schwert war vorhanden, neben bronzenen Schwertern und Dolchen. „Ich glaube, du wirst diese Waffen gut gebrauchen können – hoffentlich nicht schon bald“, bemerkte er.

Rekem verstand ihn sofort. „Du meinst, gegen die Philister?“ Abimelech bejahte. Rekem sagte lächelnd: „Ich dachte mir gestern abend gleich, daß du mir das Philistervolk nicht nur zu meiner Unterhaltung geschildert hast. Aber glaubst du wirklich, daß sie uns überfallen wollen? Hier oben in unserer Abgeschiedenheit?“ Seine Zweifel waren unüberhörbar. Abimelech hielt nun nicht länger mit seiner Mitteilung hinter dem Berge, daß er beauftragt sei, den Machiriten ein Angebot zu unterbreiten, um sie und das gesamte Bergland vor der Eroberung durch die Philister zu bewahren. Rekem räumte seine Waffen wieder auf und hörte sich dann mit ernster Miene an, was sein sichemitischer Gast ihm auszurichten hatte.

Abimelech sprach von dem Abwehrbündnis, das rechtzeitig geschaffen werden müsse, um dem Feind zuvorzukommen. Er legte Wert darauf, daß es ein Bündnis der Bergvölker selbst sein sollte, nicht etwa ein Städtebund, in welchem die Bauern- und Hirtensippen nur Hilfstruppen wären. Es habe sich jedoch ergeben, daß er, der als einziger die Gefahr beizeiten erkannt habe, mit seiner Bündnisidee zuerst in Sichem Gehör gefunden habe, und deshalb stehe er jetzt vor Rekem im Dienst dieser Stadt und nenne sich „Schwert der Männer von Sichem“, und seine Hundertschaften seien vorerst Sichems Streitmacht. Er selbst sei aber eigentlich einer der Sippenältesten der Abiesriten. Daran könne Rekem ersehen, wie der Schutzbund des Berglandes gemeint sei.

Am überraschten Blick des Sippenführers merkte Abimelech, daß der von seiner abiesritischen Würde bisher nichts gewußt hatte. Offenbar verfügte Rekem nur über Nachrichten aus Sichem, nicht aber von den Abiesriten. Wahrscheinlich sah er nur das Geschehen in der Stadt als wichtig für sein Volk an. Deshalb schilderte Abimelech seinen Besitz und seinen Einfluß bei den Abiesriten, und daß er aus ihren jungen Männern bereits zwei Hundertschaften aufgestellt habe, etwas ausführlicher. Und dann kam er auf den Kern des Bündnisplanes zu sprechen. Nicht zwei, sondern zwanzig Hundertschaften seien erforderlich, um dem Feind entgegenzutreten. Alle im

Bergland seien bedroht, und alle müßten deshalb ihre jungen Männer in die gemeinsame Streitmacht des Berglandes einreihen. Natürlich setze das voraus, daß sich auch alle an der Ernährung und Ausrüstung dieses Heeres beteiligen. Das ganze Bergland müsse ein großes Heerlager werden. An wichtigen Punkten seien die Truppeneinheiten zu stationieren, und dort müßten Magazine mit Verpflegungsgütern, mit Waffen und Ausrüstungen angelegt werden. Niemand anders als er selbst werde diese große, gemeinsame Streitmacht befehligen. Er werde die Philister zurückschlagen und sie bis in ihre Schlupfwinkel am Meer verfolgen. Er sei so in Wahrheit das Schwert aller Männer des Berglandes. Er werde den freien Männern der Berge die Schätze der Feinde zu Füßen legen.

Abimelech hatte sich wie immer bei diesem Thema in Begeisterung geredet. Jetzt hielt er inne und blickte seinen Gesprächspartner strahlend an. Falls Rekem nicht an die Bedrohung durch die Philister glaubte, so mußte ihn doch die Aussicht auf deren Reichtum reizen. Sein nachdenkliches Schweigen bedeutete sicherlich, daß er überlegte, wie er sein Interesse am Beutezug ausdrücken sollte, ohne habgierig zu erscheinen. So dachte Abimelech.

Der Älteste der Machiriten überraschte ihn jedoch mit einer unerwarteten Frage: „Warum hast du eigentlich für deinen Besuch bei mir Sichems Soldaten mitgebracht?“

Abimelech stutzte, aber noch behielt er sein heiteres Gesicht. „Ich wollte dir zeigen, daß ich nicht nur rede, sondern auch tätig bin. Du hast mir deine Herden gezeigt – sieh du dir nun meine Soldaten an!“

Rekem lag über diesen Vergleich eine scharfe Bemerkung auf der Zunge, aber er behielt sie für sich. Freundlich erklärte er: „Meine Herden versorgen mich mit allem, was ich brauche. Im Tausch gegen meine Tiere erhalte ich auch Korn und Öl und Wein. Selbst ein eisernes Schwert oder eine silberne Schale kann ich mir einhandeln, wenn mir der Sinn danach steht. Deshalb zeigte ich dir meine Herden – weit und breit findest du keine besseren. Was aber deine Soldaten anbetrifft, so möchte ich dir erzählen, was sich vor Jahren in einem unserer Dörfer zugetragen hat. Es war wie jetzt die Zeit nach der Ernte, und der Weizen wurde ausgedroschen. Eines Nachts kamen Räuber, es waren ihrer fünf, überfielen eine abseits gelegene Tenne und erschlugen den Bauern und seine beiden Söhne, die dort schliefen. Die anderen Bauern, die in der Nähe waren, was die Räuber aber nicht wußten, erwachten von dem Geschrei, überwältigten die Räuber und machten sie nieder. In der nächsten Nacht stellten sie Wachen auf, und tatsächlich kamen die Räuber zurück, und nun waren es zwanzig. Da ergriffen die Bauern die Flucht, und die Räuber sackten ein, was sie schleppen konnten. Die Bauern aber weckten alle Männer des Dorfes. Die griffen ihre Waffen und verfolgten die Bande. Sie waren fünfzig. Sie holten die Räuber ein, töteten viele von ihnen und zerstreuten den Rest, und das geraubte Korn hatten sie wieder. Wären es zweihundert Feinde gewesen, so wären fünfhundert unserer Männer ausgezogen. So war es, und so wird es immer sein.“

Abimelech dachte während der ganzen Rede an seine Hundertschaft und die vielen anderen, die er noch schaffen wollte, so daß er Rekem mißverstand. Der wollte ihm wie vor wenigen Wochen Gideon klarmachen, daß es einer Soldatentruppe gar nicht bedurfte, um den Feind zu schlagen, aber Abimelech glaubte, die Rede richte sich gegen Sichem, und Rekem wolle ausdrücken, daß dessen Streitmacht den Zweck habe, die Machiriten zu bedrücken und auszuplündern. Er bezwang den Unmut, der ihn darüber ergriff, und antwortete in ruhigem Ton: „Es ist Zufall, daß Sichem den Anfang macht mit der Verteidigung gegen die Philister. Ich sagte es schon. Meine Hundertschaften werden gegen den gemeinsamen Feind marschieren, nicht gegen euch. Das große Heer, das ich schaffen will, wird nicht das Heer Sichems sein, sondern das Heer aller Völker des Berglandes. Nicht Sichem wird die Macht im Bergland haben, sondern wir, die freien Bauernsippen. Verstehst du mich?“

Rekem blickte seinen Gast verwundert an und fragte: „Kennen denn die Herren von Sichem deine Worte, mit denen du mir gegenüber auftrittst?“

Abimelech reckte sich stolz in die Höhe. „Ich bin Abimelech, Sippenältester der Abiesriten, ein Freund der Söhne Machirs und aller freien Berglandbewohner!“

Rekem kraulte seinen Bart und erkannte, daß sein Gast in merkwürdiger Weise zwiegespalten zu sein schien. Was er war, das wollte er nicht sein, aber was er sein wollte, das war er nicht. Es war gefährlich, sich mit solch einem einzulassen. Doch das war ja auch gar nicht notwendig. Die Versprechungen Abimelechs waren leer wie Spreu, und Sichems Beistand bedurften die Machiriten nicht. Nun kam es darauf an, die Absage zu formulieren, ohne den Militärbefehlshaber Sichems zu beleidigen. „Es fällt mir nicht leicht, dir zu antworten, mein lieber Abimelech“, sagte er liebenswürdig. „Denn ich mag dich und würde dir gern Hoffnung machen auf Verhandlungen mit den Söhnen Machirs, nach denen dir der Sinn steht. Aber du bist nun einmal das Schwert der Männer von Sichem, und ich werde leider keinen der Ältesten, die mit mir die Geschicke der Machiriten leiten, davon überzeugen können, mit den Sichemiten ein Abkommen zu schließen. Die Philister sind weit. Und wir wollen nicht anders leben, als unsere Väter gelebt haben. Deshalb

brauchen wir Sichem nicht, und ich denke, Sichem kann ebenso ohne uns auskommen wie bisher. Es tut mir leid um meine Antwort, aber eine andere habe ich nicht."

Er sah seinen Gast mit mildem Blick an, und ihm war, als blicke er in eine Gewitterwolke, die sich vor den blauen Himmel schob. „So, es tut dir leid!" knirschte Abimelech. Ihm fiel nichts Neues mehr ein, und er rief unbeherrscht: „Ich bin ein Abiesrit! Verstehst du das nicht? Schließ doch ein Abkommen mit den Abiesriten!"

Nun wurde Rekem doch ärgerlich. Er verstand zwar, daß sich Sichems Truppenführer vor seinen Herren fürchtete, wenn er nun mit leeren Händen zurückkehrte. Aber hier, wo er Gast war, sollte er doch seine Beherrschung bewahren. „Nein", erwiderte Rekem unumwunden. „Du glaubst sicher ehrlich, als Abiesrit mit mir zu sprechen. Aber tatsächlich bist du als Abgesandter Sichems gekommen. Und was du mir gesagt hast, das ist, daß Sichem unsere jungen Männer sowie unser Korn und unser Vieh will. Wenn wir darauf eingingen, würden wir zu Untertanen Sichems." Nun hob auch er die Stimme, weil er nicht länger unterdrückte, wie sehr ihn dieses Ansinnen aufregte, und die Frauen, die hinter der Zeltwand dem Gespräch neugierig lauschten, fuhren zusammen. „Das wird niemals geschehen!" rief er. „Niemals, hörst du, Abimelech? Die Söhne Machirs haben noch keiner Stadt und keinem Herrn Abgaben entrichtet. Und das deshalb, weil außer ein paar unwissenden Räubern keiner wagt, sich mit uns anzulegen."

Er schwieg und schämte sich seiner Erregung. Er wollte, daß Abimelech in Frieden von ihm schied. Der saß da und starrte ihn an wie einen Feind, gegen den nicht anzukommen war. Er tat Rekem leid. Versöhnlich fuhr der Machiritenführer deshalb fort: „Sollten die Philister kommen, wie du voraussagst, dann werden die Machiriten mit den Abiesriten einen Verteidigungsbund abschließen. Gemeinsam werden wir all unsere Männer aufbieten und den Feind schlagen. Zu einem solchen Bund sage ich ja. Aber zu deinem Soldaten- und Abgabenbund sage ich nein. Erlaube mir, eine Bitte an dich zu richten: Denke wie ein Abiesrit, nicht wie ein Sichemit! Dann wirst du mich verstehen."

Als Abimelech zu seiner Hundertschaft zurückkehrte, wagte ihn niemand anzusprechen. Wie ein geschlagener Feldherr hing er auf seinem Maultier. Er verschwand sofort in seinem Zelt. Dort rollte er sich auf dem Boden zusammen und schlug die Arme vors Gesicht wie ein Kind, das Schläge fürchtet. Usa hörte ihn stöhnen: „Es ist aus! Alles ist aus!"

35

Ein tiefer Schlaf erlöste Abimelech aus seiner Verzweiflung. Aber schon lange vor Sonnenaufgang erwachte er, und sofort sprang ihn sein ganzer Jammer wieder an. Schon Gideons Absage hatte ihn schwer getroffen, und nur mit einer Verdrehung der Wahrheit hatte er vor dem Rat seinen Mißerfolg vertuschen können. Aber bei Rekems Nein halfen ihm keine Lügen mehr. Nun ging es gar nicht mehr darum, wie er vor dem Rat einen Erfolg erschwindelte. Die Zurückweisung durch den Machiritenhäuptling war eine ganz persönliche Niederlage. Und zwar eine entscheidende, denn sie stellte seinen ganzen Plan in Frage. Und das um so mehr, als er ja noch nicht einmal die Abiesriten völlig gewonnen hatte. Ohne die jungen Männer der Machiriten konnte er seine Streitmacht nicht vergrößern. Er blieb ein kleiner Stadthauptmann. Schlimmer noch – eigentlich war er überflüssig. Denn die zwei Hundertschaften konnte Sebul mitbefehligen. Aber wahrscheinlich brauchte der das nicht einmal. Die Soldaten würden einfach davonlaufen. Ohne die Aussicht auf Sold und Beute war keine Streitmacht zu halten.

Er quälte sich mit der Frage, was er falsch gemacht hatte. Doch wie hätte er zu einer Soldatentruppe kommen sollen, die er befehligte und die ihm ergeben war, wenn er nicht nach Sichem gegangen wäre? Schon der Gedanke, als Ältester der Abiesriten in Ofra eine eigene Truppe anzuwerben und ständig einsatzbereit zu halten, war völlig abwegig, abgesehen davon, daß er ja seine Würde erst durch die Ermordung der Brüder mit Hilfe Sichems erlangt hatte. Nein, fand er immer wieder, es war alles richtig gewesen, was er getan hatte. Aber es blieb eine Tatsache, daß ihm der Titel, den ihm der Rat von Sichem verliehen hatte und auf den er so stolz gewesen war, jetzt auf die Füße fiel. Für Rekem war er nicht derjenige, der Sichem und die freien Sippen vereinigte, ja in dessen Person diese Einheit schon Gestalt geworden war, sondern ein Abtrünniger, der sich nur einbildete, ein Abiesrit zu sein, der in Wahrheit aber ein Knecht Sichems war. Und in Sichem sahen die Machiriten offensichtlich den Feind, dem sie nicht einmal den kleinen Finger reichten.

Aber wenn auch Abimelech an keiner seiner Taten zweifelte, so blieb doch eine Frage offen. Er schauderte vor ihr zurück, aber er mußte sie sich stellen. Hatte ihn etwa sein Gott verlassen? Hatte sich El-Berit von ihm abgewandt? Fühlte sich der Gott vernachlässigt? Abimelech mußte zugeben, daß er sich tatsächlich seit längerem schon nicht mehr um die Gunst El-Berits bemüht hatte. Aber er war völlig sicher gewesen, daß der Gott sich ein für allemal für ihn entschieden hatte. Der Gott hatte es ihm in den Orakelträumen zugesagt, und ein Gott schwankte nicht, so daß er seine Gunst heute diesem und morgen jenem gewährte. Und eine Beute, von der dem Gott ein

Anteil zugestanden hätte, gab es ja noch nicht. Nein, El-Berit hatte kein Recht, sich seinem Erwählten gegenüber gleichgültig zu zeigen. Konnte denn der Gott nicht gezwungen werden, sich wieder öffentlich zu ihm zu bekennen?

Je länger Abimelech mit der Frage rang, ob er als Erwählter seines Gottes eben diesen Gott nötigen durfte, um so deutlicher kam er zu einem Ja. Eine Entscheidungssituation war notwendig! Dann mußte sich El-Berit bekennen: War er für oder gegen Abimelech? Ein Gegner mußte her, den man bekämpfen konnte! Wozu waren die Soldaten drei Tage weit marschiert, wenn sie nun heimkehren sollten, ohne sich im Einsatz bewährt zu haben? Doch wo war ein Gegner? Es war nicht möglich, das Zeltdorf Rekems zu überfallen. Die Rache der Machiriten wäre tödlich. Aber eine starke Räuberbande, die durfte man getrost angreifen! Da konnte sich die Hilfe El-Berits erweisen

Abimelech sprang auf und weckte unsanft Usa. Der mußte aus tiefem Schlaf erst zu sich kommen, und dann glaubte er einen Moment lang, das Lager sei überfallen worden. Aber Abimelech wollte von ihm nur wissen, wer an den zwei Tagen, an denen er bei Rekem gewesen war, vorbeigekommen war. Oder ob Usa wenigstens von fern jemanden gesehen hatte. Ob nachts verdächtige Geräusche zu hören gewesen waren.

Usa berichtete, daß zwei Männer aus der Stadt Dotan dagewesen waren. Gleich am ersten Tag. Sie hätten eine Weile beim Hauptmann und seinen beiden Unterführern gesessen und gerastet.

„Was haben sie erzählt? Gibt es Räuber in der Nähe?“ stieß Abimelech hervor. Usa verneinte, von Räubern war keine Rede gewesen. Abimelech stellte schon die nächste Frage: „Haben euch die Männer beschimpft?“ Aber auch das war nicht der Fall gewesen. Im Gegenteil, sie hatten sich ängstlich am Lager vorbeidrücken wollen, aber der Hauptmann, der sich langweilte, hatte sie zu sich bringen lassen, damit sie ihm ein wenig die Zeit verkürzten. Als sie weiterzogen, hatten sie sich mit Segenswünschen verabschiedet.

„Ach wenn sie euch doch beleidigt hätten!“ knurrte Abimelech, und er schrie unbeherrscht auf: „Ich brauche einen Feind!“ Usa erschrak und wich vorsichtshalber an die Zeltwand zurück. Redete sein Herr wirres Zeug? Wer weiß, was der drüben bei den Viehhirten erlebt hatte! Am besten, man ging ihm heute aus dem Wege. Aber nun erklärte ihm Abimelech, daß die Machiriten sich gegen ihn gewandt hatten und daß er den Gott zwingen müsse, sich wieder an seine Seite zu stellen.

Usa begriff zwar nicht, wie man in dieser Weise mit einem Gott umgehen konnte, aber das war nicht seine Sache. Er verstand jedoch, daß Abimelech einen Vorwand brauchte, um gegen die Stadt Dotan vorgehen zu können. „Schade, daß die Männer nicht bei uns übernachtet haben“, sagte er. „Dann könnten wir behaupten, sie hätten uns bestohlen.“

Abimelech hörte es mit Freude, aber Usa konnte im Dunkeln nicht sehen, wie der Kummer aus dem Blick seines Herrn wich. „Haben sie nicht unser Silber gestohlen?“ rief Abimelech froh. „Sie sind nachts wiedergekommen, verstehst du? Du hast sie doch gesehen, als sie aus dem Zelt des Hauptmanns schlichen. Und du hast dich dermaßen vor ihnen gefürchtet, daß du nicht schreien konntest. Deshalb sind sie entkommen. War es nicht so? Los, lauf und wecke den Hauptmann!“

Die Sonne stand noch niedrig, als die Zelte schon abgebrochen waren und die Hundertschaft abmarschbereit wartete. Abimelech hielt eine Ansprache. Schweres Unrecht sei verübt worden, und sie zögen jetzt nach der Stadt Dotan, um die Rückgabe des gestohlenen Silbers zu verlangen. Widerstand sei nicht zu befürchten. Aber sollte es doch einer wagen, das Schwert gegen sie zu ziehen, so gelte es, Dotan zu züchtigen und die Ansprüche Sichems in entschlossenem Waffengang durchzusetzen.

Ein Bote war abgesandt worden, der den Männern von Dotan ankündigen sollte, daß Abimelech von Sichem im Land unterwegs sei und in der Stadt einkehren wolle, um ein wichtiges Anliegen zu besprechen. Die Leute von Dotan sollten die Soldaten, die bei ihm seien, nicht fürchten.

Dotan war eine kleine Stadt in der Nähe des Gebietes, das die Machiriten bewohnten. Die Stadt hatte wie Sichem ihre beste Zeit bereits hinter sich. Eine starke Stadtmauer kündete noch von einstiger Größe, aber die städtischen Soldaten reichten ähnlich wie in Sichem gerade aus, um Mauer und Tor zu bewachen und die Abgaben der zugehörigen Dörfer einzutreiben. Auch hier bestimmte ein Rat aus den Häuptern der vornehmsten Familien die Geschicke der Stadt, aber er hatte nicht einmal zehn Mitglieder.

Abimelech sah von fern, daß sich vor dem Tor zahlreiche Neugierige herumdrückten, denn niemand konnte sich erinnern, daß Sichems Soldaten je hier vorbeigezogen waren. Er wählte zwei Zehnerschaften als Begleitung aus und befahl dem Hauptmann, mit der zurückbleibenden Truppe dann zügig vorzurücken, wenn er sähe, daß das Stadttor in der Hand der eigenen Leute war. Dann ritt Abimelech mit Usa würdevoll der Stadt zu, und die zwanzig Mann folgten ihm im Eilschritt.

Auf dem freien Platz hinter dem Tor hatten sich die Ratsherren versammelt. Sie begrüßten Abimelech und baten ihn, mit ihnen zu kommen und ihr Gast zu sein. Nach dem Mahl könne er sein Anliegen vorbringen. Abimelech stand vor ihnen, betrachtete sie und meinte, die gleichen unangenehmen Gesichter zu sehen wie im Rat Sichems. Er ließ seinen Blick über sie hinweg zu der Menschenmenge wandern, die sich vor den Häusern drängte. Wenn die alle sich jetzt gleich

auf ihn und seine Soldaten stürzten, dann war es mit ihnen zu Ende, bevor die gesamte Hundertschaft in den Kampf eingreifen konnte. Aber keiner der Städter ahnte ja Böses.

„Ein andermal will ich mit Freuden eure Gastfreundschaft genießen, hochwürdige Herren“, erwiderte Abimelech, nachdem er sich für den Empfang bedankt hatte. „Heute jedoch führt mich keine Botschaft der Männer von Sichem zu euch, sondern eine eher geringfügige Sache, und hätte sie sich vor zwei Tagen nicht zugetragen, so würde ich euch mit dem Anblick der Soldaten, die mit mir in anderweitigem Auftrag unterwegs sind, gar nicht belästigen. Ich bin jedoch sicher, daß wir uns schnell einigen werden, und dann muten wir euch unsere Gegenwart nicht länger zu und ziehen unseres Weges.“

Der Sprecher der Ratsherren fragte, worum es sich handle und womit sie helfen könnten. Abimelech berichtete von dem angeblichen Diebstahl der zwei Männer aus dieser Stadt und forderte, die Diebe ausfindig zu machen und den Raub zurückzugeben.

Die Herren erschraken, und unter den Einwohnern erhob sich ein heftiges Stimmengewirr. Die einen waren empört über den Diebstahl, andere wiesen die Anschuldigung als Verleumdung zurück. Von der Mauer aus war inzwischen zu erkennen, daß Abimelechs gesamte Truppe heranmarschierte, und der Wächter, der dort oben auf Posten stand, meldete das der Versammlung hinter dem Tor. Einer der Ratsherren schrie daraufhin: „Schließt das Tor!“ Aber die Begleitmannschaft Abimelechs hinderte die Torwache daran.

„Will Sichem das friedliche Dotan überfallen?“ fragte verstört der Sprecher des Rates.

„Seid unbesorgt!“ beruhigte Abimelech den Rat und die Einwohner. „Das ist keine Sache zwischen Sichem und Dotan, sondern nur zwischen mir und den beiden Dieben. Erlaubt uns nachzusehen, ob die Missetäter hier unter euch sind!“ Er wartete die Zustimmung gar nicht erst ab, sondern befahl dem Unterführer, der die zwanzig Mann kommandierte, und Usa, in der versammelten Menge nach den Männern zu suchen. Der Sprecher des Rates wandte sich nun im nachhinein an die Bürger und forderte, sofern jemand in Abimelechs Lager gewesen sei, so solle der sich melden und den schlimmen Verdacht widerlegen.

Die beiden Männer, die vor zwei Tagen im Lager gerastet hatten, waren anfangs tatsächlich unter den Zuschauern gewesen. Als sie jedoch hörten, was Abimelech ihnen zur Last legte, hatten sie sich davongeschlichen, weil sie fürchteten, unschuldig verurteilt zu werden. Der Unterführer und Usa gingen hin und her und betrachteten die Einwohner, die neugierig ausharrten, aber sie hätten die zwei Gesuchten auch nicht benannt, wenn sie anwesend gewesen wären. Sie wußten, daß es ja gar nicht um die angeblichen Diebe ging.

„Sie haben sich versteckt“, stellte Abimelech fest, als die Suche ergebnislos verlief.

Der Rat schlug nun vor, daß Abimelech und seine Soldaten vor der Stadt lagern sollten. Bis zum Abend wollte der Rat die beschuldigten Männer finden. War das aber nicht möglich, so sollte ein Gottesurteil darüber entscheiden, ob der Diebstahl wirklich durch Bürger Dotans erfolgt sei.

„Ja, ein Gottesurteil!“ schrien diejenigen aus der Menge, die vorhin von Verleumdung gesprochen hatten. Die meisten jedoch warteten einfach ab, wie der Rechtsstreit ausgehen würde.

Abimelech erwiderte dem Rat frohgelaunt: „Da ich und meine Männer in Eile sind, muß ich euren Vorschlag leider ablehnen. Aber wir können nicht weiterziehen, ohne daß wir das Geraubte wieder in Händen haben. Deshalb mache ich einen Gegenvorschlag: Ihr Herren ersetzt uns jetzt sofort das Doppelte dessen, was uns genommen wurde. Danach ziehen wir ab, und ihr könnt in Ruhe die Diebe finden und euch an ihnen schadlos halten.“

Die Ratsherren erschraken aufs heftigste. Einer wandte sich an die Einwohnerschaft: „Ihr Männer von Dotan, könnt ihr das mit ansehen, wie hier Unschuldige beraubt werden sollen? Wenn ihr etwas über die beiden wißt, die beschuldigt werden, dann sagt es jetzt! Wer uns hilft, der soll belohnt werden!“

Aber die Angesprochenen schätzten den Reichtum der Ratsherren als beträchtlich ein und blickten zugleich sorgenvoll auf die Soldaten Abimelechs, die sich schon im Tor drängten, bereit, ihre Schwerter zu ziehen und die Stadt zu stürmen. Niemand meldete sich mit einer Aussage.

„Ich habe nicht länger Zeit!“ rief Abimelech nun in scharfem Ton den Herren Dotans zu, und sein Armreif blitzte drohend in der Sonne. „Ruft eure Söhne und laßt euer Silber und eine Waage hierherbringen! Wir werden gewissenhaft abwiegen, was uns zusteht. Und nun los!“

Die Herren berieten sich kurz und teilten dann mit, sie würden ihren bescheidenen Tempelschatz holen lassen. Aber sie kämen der Forderung nur unter Zwang nach, um ein Blutvergießen zu vermeiden, und beim Rat von Sichem würden sie sich über die Gewalttat beschweren.

„Sorgt lieber dafür, daß eure Bürger nicht friedliche Reisende ihrer Habe berauben!“ erwiderte Abimelech und trieb sie zur Eile an.

Als die Sonne am höchsten stand, hatte die Masse des städtischen Silbers den Besitzer gewechselt. Abimelech gab den Befehl zum Abmarsch. „Es war euer Wille, nicht meiner, das uns Gestohlene aus dem Eigentum eures Gottes zu ersetzen“, stellte er zum Abschied fest. „Sprecht also nirgends davon, daß ich derartiges von euch verlangt habe! Und in eurer Stadt solltet ihr wirklich Ordnung schaffen! Wenn ihr das getan habt, werde ich wiederkommen und gern euer Gast

sein.“ Nun konnte er doch ein Grinsen nicht länger unterdrücken. Fröhlich schwang er sich auf sein Maultier und ritt eilends durchs Tor. Knarrend schloß es sich hinter seinen Soldaten. Er machte sich darüber lustig. „Haben denn die Herren Angst“, meinte er zu Usa, „daß ich umkehre und auch noch den Rest des Tempelschatzes hole?“

Die Hundertschaft zog in Eilmärschen nach Tebez, einer Stadt am Nordrand des zu Sichem gehörenden Gebiets. Dort auf heimatlichem Boden machte Abimelech längere Rast. Er ließ das Silber aus Dotan einschmelzen und zweihundert kleine Barren daraus gießen. In Sichem angekommen, überreichte er jedem seiner Soldaten einen dieser Barren, der ersten Hundertschaft als Anerkennung für ihren Einsatz, der zweiten Hundertschaft, die nun fast vollständig war, als Vorschuß auf die Zukunft. Die Soldaten bedankten sich mit lärmendem Jubel.

Abimelech war gehobener Stimmung. Jetzt würden seine Hundertschaften noch enger zu ihm stehen. Aber was das Wichtigste war: Der Gott von Sichem war wieder mit ihm! In der Entscheidungsstunde hatte er sich auf seine Seite gestellt und den Gott von Dotan gezwungen, die Macht Sichems anzuerkennen. Und auch die hochmütigen Machiriten würde er noch demütigen. Daran glaubte Abimelech, und er schämte sich, daß er am Abend nach seiner Niederlage durch Rekem sich schon als verloren gesehen hatte. Nichts war verloren, wenn El-Berit weiterhin zu ihm stand! Es dauerte offenbar nur alles länger und war schwieriger, als er gedacht hatte, bevor er nach Sichem aufgebrochen war, um seinen Lebenstraum zu verwirklichen. Auch den Rat von Sichem mußte er dazu bringen, sich in Geduld zu üben. Zuerst jedoch galt es, den Mißerfolg bei den Machiriten zu entschärfen. Er war um eine weitere Lüge nicht verlegen. Aber war es denn überhaupt eine Lüge, wenn er behauptete, Rekem wolle wie schon Gideon einen Bund erst dann abschließen, wenn die Philister ins Bergland vordrangen? Hatte der Machiritenführer nicht gesagt, daß er im Kriegsfall einem Bündnis mit den Abiesriten nicht abgeneigt sei?

Abimelech ließ seinen Überlegungen freien Lauf. Was er begonnen hatte, das mußte nun weitergehen! An ihm war es, dem Rat vorzuschlagen, was zu tun sei. Vielleicht standen die Sippen südlich von Sichem einem Abkommen gegen die Philister aufgeschlossener gegenüber. Vielleicht fühlten sie sich gar schon bedroht. Sie mußten doch erfahren haben, daß sich im Küstenland außer der starken Stadt Geser bereits alle Städte bis hin nach Afek der Philisterherrschaft beugten. Deshalb faßte er den Entschluß, ins Land Efraim zu ziehen und dort den Erfolg zu suchen, den er im Norden nicht fand. Und ein zweiter Gedanke bewegte ihn, seit er allein mit dem Anblick seiner Soldaten die Stadt Dotan bezwungen hatte. Es war ein gefährlicher Gedanke. Ob es möglich war und geraten schien, eine Streifschar der Philister herauf ins Bergland zu locken? Dann konnten sich Gideon und vor allem Rekem nicht länger hinter ihren Vorwänden verbergen. Dann mußten sie einem großen Bündnis zustimmen, bevor die gesamte Heeresmacht des Feindes heranmarschierte. Und er, der die Streifschar vernichten würde, wäre selbstverständlich der Feldherr aller Bergbewohner. Wenn er das nicht im Frieden werden konnte, dann eben durch Krieg. Und wenn nicht durch überzeugende Rede, dann eben durch List.

Baara gegenüber verschwieg Abimelech seinen Mißerfolg bei den Machiriten. Er schämte sich. Und den Überfall auf Dotan begründete er auch ihr mit der Lüge vom angeblichen Silberdiebstahl. Er fürchtete, wenn er ihr die Wahrheit sagte, daß sie dann ähnlich heftig reagierte wie auf den Kindermord in Ofra. Er redete sich ein, daß er sie wegen ihrer Schwangerschaft schonen müsse. Aber er fühlte sich unwohl ihr gegenüber. Den Kindermord hatte er ihr bloß verschwiegen, aber nun belog er sie sogar. Die Geliebte, die ihm die Gefährtin seines Aufstiegs sein sollte! Die Mutter seines Erstgeborenen! Was war los, daß er das tun mußte? Aber schuld daran waren diese halsstarrigen Machiriten! Und die Herren von Sichem, die über jeden seiner Schritte Rechenschaft verlangten, die seinen Soldaten den Sold verweigerten, denen er dienen mußte, weil er anders seinen Weg zur Macht nicht gehen konnte! Er haßte sie alle.

Er entschädigte sich für seine Unwahrheiten gegenüber Baara in fröhlicher Runde mit Schelef und Usa. Immer wieder erzählte er dem Freund Einzelheiten des Überfalls auf Dotan, und sie lachten sich halbtot über den schlauen Handstreich. Selbst Sebul weihte Abimelech in die List ein, mit der er den Soldaten einen Sold verschafft hatte, und der Stadthauptmann lachte wie Schelef über den gelungenen Anschlag. „Die Stadt hat ihre Mauer“, sagte er, „aber du hast deine Soldaten. Was du ihnen tust, das tust du dir.“. Er verriet Abimelechs Vortäuschung des Diebstahls weder Nachrai noch irgendjemand anderem.

Am Tag nach seiner Rückkehr war Abimelech zu Heled gegangen, hatte ihm mitgeteilt, was er dem Rat zu berichten gedachte, und um eine rasche Ratssitzung ersucht. Er wollte der Gesandtschaft aus Dotan zuvorkommen, die möglicherweise schon unterwegs war. Aber zunächst rief ihn Nachrai zu sich. Abimelech ging widerwillig zu ihm – nur gut, dachte er, daß zum Jahreswechsel Heled den Vorsitz im Rat übernahm. Nachrai schien besorgt. Kein Wunder, denn die Wegnahme des Tempelschatzes einer friedlichen Stadt durch den Befehlshaber der Streitmacht Sichems war keine Geringfügigkeit, sondern konnte als brutale Gewalttat gedeutet werden. Er hoffte, daß Heleds Neffe sich rechtfertigen konnte.

Abimelech begann mit einer großartigen Erklärung, daß er überall die Macht Sichems bekundet habe, aber Nachrai winkte ab. „Spare dir deine Reden für die Ratssitzung, in der du andere als mich beeindrucken kannst! Sag mir kurz und ohne Umschweife, was du bei den Machiriten ausgerichtet hast und was du in Dotan angestellt hast!“

Abimelech berichtete nunmehr sachlich und knapp, daß die Machiriten wie Gideon noch abwarten wollten, bevor sie einem Bündnis mit Sichem zustimmten, und daß zwei Männer aus Dotan sein Silber, das er im Lager sicher gewähnt hatte, während seiner Abwesenheit gestohlen hatten. Daraufhin habe er in Dotan die Rückgabe verlangt. Da die Ratsherren die Diebe nicht fanden, habe er von ihnen Ersatz gefordert, und zwar das Doppelte, wie es üblich sei. Er habe das Silber dann den Soldaten geschenkt, denn Sichem sei ja zu einer Soldzahlung nicht in der Lage.

Nachrai überhörte die Spitze gegen den Rat und grollte: „Was ist das für ein Hauptmann, der sich inmitten von hundert Soldaten bestehlen läßt? Und was bist du für ein Befehlshaber, der einen solchen Hauptmann duldet?“

Abimelech erschrak. Er war so voller anderer Gedanken gewesen, daß er diesen Vorwurf gar nicht vorausgesehen hatte. Aber er faßte sich sofort. „Ich habe die Lagerwachen mit je vierzig Stockschlägen bestraft“, verteidigte er sich. „Aber einen anderen Hauptmann habe ich zur Zeit nicht. Ähnliches wird nie wieder vorkommen, ich versichere es!“

Nachrai nahm die Erklärung wortlos hin und kam nun auf das, was ihn eigentlich bewegte: „Du hast Heled berichtet, daß dir die Männer von Dotan ihren Tempelschatz ausgeliefert haben. Ist es so? Hast du dich am Eigentum ihres Gottes vergriffen?“

„Nein“, entgegnete Abimelech. „Ich habe verlangt, daß sie die Buße, die die beiden Diebe leisten müssen, aus ihrem persönlichen Eigentum vorschießen sollen. Es war ihre eigene Idee, dafür den Tempelschatz zu verwenden. Ich habe es nicht gefordert, und das habe ich ihnen auch gesagt.“

„Gut“, bemerkte Nachrai erleichtert. „Aber wenn die Gesandten, die sie zweifellos zu uns schicken werden, nun behaupten, daß die Diebe gar nicht aus Dotan gewesen sind?“

„Wie könnten sie das widerlegen?“ meinte Abimelech. „Denn die Diebe selbst haben ja, bevor sie nachts wiederkamen und ihre Schandtat ausführten, ihre Herkunft genannt, und sie sind ja auch in der Richtung nach Dotan davongezogen.“

„Du irrst, wenn du meinst, die Gesandten müßten deine Behauptung widerlegen, falls sie diese nicht anerkennen.“ Nachrai wurde ungehalten. „Im Gegenteil. Du mußt beweisen, daß die Männer aus Dotan waren. Und das kannst du nicht, wenn du sie nicht hast. Falls Dotan nun ein Gottesurteil fordert?“

Abimelech durchzuckte einen Moment lang die Befürchtung, ob der streng blickende Nachrai etwa vorhatte, ihn fallenzulassen. Kam ihm der Handstreich gegen Dotan gar gelegen? Aber über die Auskunft zum Tempelschatz hatte er sich erleichtert gezeigt. Man mußte auch ihn wie den Gott zur Entscheidung zwingen. So antwortete er: „Ich fürchte kein Gottesurteil. Denn selbst dann, wenn ich mich irrtümlich vergangen hätte, würde mich El-Berit verteidigen. Er ist stärker als der Gott von Dotan, das weiß jeder, und ich bin sein Erwählter.“

Nachrai lauschte den überheblichen Worten mit grämlicher Miene nach und entließ dann den erstaunten Abimelech. „Über alles andere sprechen wir in der Ratssitzung“, beschied er ihn. „Und überlege dir bis dahin, was du uns für Sichems weiteren Aufstieg zu tun vorschlägst!“

In der Ratssitzung, die schon am nächsten Tag stattfand, wurde Abimelech heftig angegriffen. Man warf ihm vor, daß draußen im Lande alle erst die Philister zu Gesicht bekommen wollten, ehe sie sich mit Sichem verbündeten. Fand Abimelech etwa nicht die richtigen Worte? Vor dem Rat hielt er feurige Reden, aber draußen im Lande versagte er. Viele der Ratsherren warfen ihm dieses und weiteres an den Kopf, denn sie waren enttäuscht, und er saß mit rotem Kopf da und dachte: Bloß gut, daß sie nicht die ganze Wahrheit kennen! Auch Nachrai half ihm diesmal nicht. Nur Heled mühte sich ab, seinen Neffen gegen die gröbsten Anschuldigungen in Schutz zu nehmen, indem er zu bedenken gab, daß eine so große Sache wie die Einigung des Berglandes gegen die Philister nicht in einem Anlauf zu schaffen sei.

Abimelech wurde aufgefordert, seine Empfehlungen für die nächsten Unternehmungen darzulegen. Er nannte seine zwei Vorschläge: Erstens bat er um Zustimmung für eine Reise nach Süden ins Land Efraim, um auch dort für Sichems Führung im Kampf gegen die Philister zu werben. Zweitens sprach er seine Idee aus, die Philister aufzureizen, einen Spähtrupp ins Bergland zu schicken. Dann könnte man all jenen, die nicht an die Gefahr glaubten, das Gegenteil beweisen und Druck auf sie ausüben, sich der Macht Sichems anzuschließen.

Die Ratsherren waren von diesem abenteuerlichen Vorschlag überrascht und bestürzt. Die meisten lehnten ihn ohne Wenn und Aber ab. Heled schwieg. Auch er dachte, daß man froh sein könne, die Philister noch weit weg zu wissen. Mit dem Feind zu drohen und ihn selbst herbeizurufen, das waren zwei grundverschiedene Dinge. Aber er wollte nicht gegen Abimelech auftreten.

Nachrai war der Auffassung, Abimelech sollte jetzt erst einmal dafür sorgen, die Abiesriten fester an Sichem zu binden und ihren Beitrag für die Kosten der beiden Hundertschaften zu klären.

Indessen werde die Zeit der Weinlese kommen, und mit ihr neige sich das Jahr seinem Ende zu. Er dachte daran, daß seine Amtsperiode als Vorsitzender dann vorüber sei. Bis dahin wollte er keine neuen Aufregungen mehr. Erst nach der winterlichen Regenzeit, so fuhr er fort, solle Abimelech zu den Efraimiten gehen. Bis dahin habe man auch neue Nachrichten über die Philister. Er meinte den Verwalter Gaals, der im Spätherbst wieder nach Dor reisen würde. Zum zweiten Vorschlag Abimelechs sagte auch er entschieden nein. Den schlafenden Löwen dürfe nur wecken, wer stark genug sei, ihn zu erlegen. „Fühlst du dich jetzt schon dazu imstande, Abimelech, mit deinen zwei Hundertschaften?“ fragte er den Befehlshaber herausfordernd. Abimelech hätte am liebsten entgegnet, daß sein Vorschlag das einzige Mittel sei, die Sippen des Nordens für die Aufstellung vieler weiterer Hundertschaften zu gewinnen, aber er schwieg lieber, und Nachrai erwartete auch keine Antwort.

Als der Überfall auf Dotan zur Sprache kam, befürchtete Abimelech noch stärkere Angriffe gegen sich als vorhin. Aber das war gar nicht der Fall. Nachrai stellte den Sachverhalt von vornherein so dar, daß Abimelechs Vorgehen zwar vielleicht zu überhastet, aber auf jeden Fall verständlich erschien. Und zu seinen Gunsten sprach, daß er das Silber den Soldaten gegeben hatte. Da die Ratsherren sich im Grunde schämten, den Truppen keinen Sold zu zahlen, hielten sie sich nun lieber mit ihrer Meinung zurück, und es wurde beschlossen, eine eventuelle Beschwerde Dotans abzuweisen.

Wiederum war Abimelech glimpflich davongekommen. Aber er freute sich nicht darüber. Erneut spürte er, daß es so wie bisher nicht weitergehen konnte. Er brauchte einen wirklichen, durchschlagenden Erfolg. Er mußte sich von diesem Rat befreien, der ihn wie ein Kind gängelte, ihn ständig verhörte, an ihm herumnörgelte und ihm schließlich mit guten Ermahnungen doch immer wieder großzügig gestattete, seinen Weg weiter zu verfolgen. Diese herablassende Nachsicht ärgerte ihn am meisten. War er denn tatsächlich schon zum Knecht des Rates verkommen, den dieser zudem nicht einmal sonderlich ernst nahm?

Nun sollte er also zu den Abiesriten. Gewiß, er hatte zugesagt, daß er bis Jahresende mit ihnen die offenen Fragen klären wollte. Aber wie sollte er das tun? Möglicherweise erhielten seine Sippengenossen sogar Nachricht von seinen Mißerfolgen im Norden, und sie wurden noch störrischer gegenüber seinen Absichten als bisher. Wenn er wenigstens mit Baara offen sprechen könnte! Aber das war nun, nachdem er sie belogen hatte, nicht mehr möglich. Sie spürte, daß er ihr etwas verheimlichte, und bat ihn, ihr seine Sorgen zu nennen. Sie könnte dann ihre Herrin Aschera bitten, ihm beizustehen. Aber er schwieg. Außerdem war ja El-Berit bereits auf seiner Seite. Der Gott hatte in Dotan seine Hand über ihn gehalten, so daß er gar kein Blut vergießen mußte. Schon der Anblick seiner Leute hatte genügt, Rat und Volk von Dotan einzuschüchtern. Doch wie ging es nun weiter?

Indem er diese Frage immer aufs neue hin- und herwälzte, begriff Abimelech allmählich, daß es mit seinem Vertrauen zum Gott von Sichem nicht mehr weit her war, obwohl er sich ständig das Gegenteil einredete. Diese Einsicht war bestürzend. Vor einem Jahr, da hatte er einfach gehandelt, und die Hilfe des Gottes war ihm selbstverständlich gewesen. Was war bloß geschehen, daß er nicht mehr vorankam und nun mit El-Berit sogar haderte? Vielleicht sollte er noch einmal den Gott an seine Seite zwingen. Bei einer größeren Tat als in Dotan. Wenn er entgegen dem Verbot die Philister doch ins Land lockte? Er wußte zwar noch nicht wie, aber ihm würde sicher etwas einfallen, und die Furcht des Rates war ohnehin lächerlich.

War sie das wirklich? Am nächsten Morgen schauderte auch er vor dem äußerst gewagten Unternehmen zurück. Hatte selbst ihn die Scheu davor ergriffen? Aber gemeinsam mit seinen Kameraden hatte er vier tapfere Philisterkrieger erschlagen! Nein, es war nicht Angst, was er verspürte. Vor seiner kühnen Idee scheute er deshalb zurück, weil sein Vertrauen zu seinem Gott schwankte wie ein einsamer Baum im Frühlingssturmwind. Diese Erkenntnis entsetzte ihn.

36

Abimelech zerbrach sich den Kopf darüber, wie er sich hinsichtlich der Abiesriten aus der Affäre ziehen sollte. Es war ihm klar, daß sie in einem Bündnis mit Sichem sich diesem weder unterordnen noch Abgaben für die Unterhaltung der Streitkräfte leisten würden. Deshalb scheute er vor einem Besuch bei ihnen zurück. Aber andererseits mußte er zu ihnen. Seit dem Frühjahr war er nicht mehr in Ofra gewesen. Und der Sippenrat wartete sicherlich auf eine Unterredung mit ihm, um zu hören, was er den Sommer über im Dienst Sichems getan hatte. Und er mußte ja auch Hotams Wirtschaftsführung kontrollieren. Er wußte weder, wie die Gersten- und Weizenernte gewesen war, noch, ob der Garten eine reichliche Weinlese versprach. Es galt auch, Hotams Lieferungen in sein Haus nach Sichem zu vereinbaren, damit die Vorräte dann über den Winter reichten.

Während er ein um den anderen Tag den Gang nach Ofra aufschob und lieber im Lager mit Schelef und den Soldaten zusammen war, wo er Ablenkung von seinen Sorgen fand, traf in Sichem tatsächlich ein Gesandter aus Dotan ein. Es war einer der Ratsherren, begleitet von seinem Sohn. Der Rat von Sichem trat zusammen. In Dotan waren die beiden Männer, die im Lager der sichemitischen Hundertschaft gewesen waren, inzwischen ermittelt worden. Aber der Rat von Dotan war von ihrer Unschuld überzeugt. Der Gesandte beschuldigte nun Abimelech der grundlosen und gewaltsamen Wegnahme des Tempelschatzes seiner Stadt. Er forderte die Rückgabe des erpreßten Silbers, da Dotan mit dem Diebstahl in Abimelechs Lager nichts zu tun habe. Der Rat von Sichem wies jedoch, worauf er sich ja bereits verständigt hatte, Anschuldigung und Forderung zurück und lehnte eine erneute Befragung Abimelechs im Beisein des Dotaner Gesandten ab. Der verließ daraufhin Sichem mit der Drohung, daß der Gott seiner Stadt die Untat nicht hinnehmen werde.

Abimelech erfuhr den Verlauf der Aussprache von Heled. Der Onkel verhehlte nicht, daß sich nach dem Weggang des Gesandten einige der Ratsherren besorgt gezeigt und die brüske Zurückweisung der Beschwerde Dotans ohne eine erneute Untersuchung mißbilligt hatten. Wenigstens den Schein eines Entgegenkommens hätte man wahren können. Die Kritiker fürchteten zwar nicht die Rache der kleinen Stadt, aber sie hielten für möglich, daß Dotan im Lande Stimmung gegen Sichem machte. Nachrai war diesen Meinungen nicht entgegengetreten, obwohl sie sich im Grunde gegen ihn richteten.

„Und du, was hättest du als Vorsitzender getan?“ fragte Abimelech verdrossen. „Hättest du mich holen lassen, um mich den frechen Lügen dieses Fremden auszusetzen?“

„Natürlich nicht“, beruhigte ihn Heled. „Aber ich wäre an deiner Stelle in Dotan friedfertiger aufgetreten. Warum hast du nicht einen Tag lang gewartet, wie dich die Männer von Dotan gebeten haben? Es ist schon wahr: Dotan kann dir und ganz Sichem viel Schaden zufügen. Nicht mit den Waffen, aber mit Worten. Und die richten oft mehr aus als Waffen.“

Abimelech ärgerte sich über diese unerwartete Zurechtweisung. Er verteidigte sein Auftreten in Dotan: „Mir habt ihr es zu verdanken, daß meine Soldaten eine Soldzahlung erhalten haben! Ihr seid dazu ja nicht imstande! Wenn ich nicht wäre, liefen euch die Soldaten davon!“

Nun hob auch Heled die Stimme. „Mäßige dich!“ forderte er. Und etwas ruhiger fuhr er fort: „Verkenne nicht, daß ich auf deiner Seite stehe! Und das werde ich auch, wenn ich in wenigen Wochen den Vorsitz im Rat übernehme. Aber ich verlange, daß du mir die Verteidigung gegen deine Widersacher nicht durch unkluges Handeln noch schwerer machst, als sie ohnehin schon ist. Versprichst du mir das?“

Abimelech versprach es ehrlichen Herzens. Er durfte das Wohlwollen des Onkels nicht aufs Spiel setzen. Aber er verließ Heled trotzdem mit einem unguten Gefühl. Denn er mußte zugeben: Dotan hatte allen Grund, ihn einen Gewalttäter zu nennen und gegen ihn zu hetzen. Er aber konnte nichts dagegen tun.

Seine unheilvollen Ahnungen wurden schon bald Wirklichkeit. Eine zweite Gesandtschaft war wegen seines Überfalls auf Dotan unterwegs. Diesmal waren es zwei Älteste der Machiriten, und ihr Ziel war Ofra. Als sie die Siedlung erreichten, fragten sie, wem sie eine Botschaft an den Sippenrat der Abiesriten überbringen könnten. Man schickte nach Gareb, der in seinem Weingarten war. Gareb hörte mit Verwunderung, daß Machiriten nach Ofra gekommen waren. Er konnte sich nicht erinnern, daß ein derartiger Besuch je stattgefunden hatte. Es mußte sich etwas Außerordentliches ereignet haben, und er dachte sofort an den unberechenbaren Jerubbaalsohn. Doch wenn sich die Machiriten über Abimelech beklagen wollten, dann sollten sie gefälligst nach Sichem weiterziehen. Was gingen dessen Unternehmungen die Abiesriten an?

Er eilte mit einem seiner Söhne und der Tochter mißmutig ins Dorf und bat die Gesandten und ihre beiden jungen Begleiter, seine Gäste zu sein. Die Männer aus dem Norden überbrachten Grüße von Rekem und erkundigten sich während des Mahls, womit Gareb sie bewirtete, höflich nach der Gesundheit des Gastgebers und seiner Familie, nach der vergangenen Ernte in Ofra und nach dem Wohlergehen auch aller anderen Söhne Abiesers. Nach dem Essen kamen sie schließlich auf den Besuch Abimelechs bei den Machiriten zu sprechen und berichteten von dessen Bündnisanliegen, das er Rekem vorgetragen hatte. Und dann erzählten sie von dem Überfall auf Dotan.

Gareb überlief trotz der Nachmittagswärme ein Frösteln, als er hörte, was der Jerubbaalsohn angestellt hatte. Doch warum kamen diese Machiriten damit nach Ofra? Sollten sich doch Dotan und Sichem um das geraubte Silber raufen! Was wollten die Abgesandten?

Aber schon erklärte ihm ihr Wortführer die Zusammenhänge: „Dotan hat sich in seiner Schwäche nämlich unter den Schutz der Söhne Machirs gestellt. Schon vor einigen Jahren. Und Abimelech hat sich uns als einer der Ältesten deines Volkes vorgestellt. Sein Amt in Sichem scheint er nicht sehr wichtig zu nehmen. Er sagte, daß seine Soldaten ihm gehören, nicht Sichem.“

Gareb erbleichte. In welchen Konflikt stürzte ihn dieser Verrückte? Sollten diejenigen recht behalten, die Abimelech mit seinem Bruder Elischama verglichen hatten? Kamen die Gesandten, um Genugtuung zu fordern?

Es sah ganz danach aus. Der Wortführer berichtete, daß die Männer von Dotan sich in Sichem über Abimelechs Tat beschwert und die Rückgabe des Tempelsilbers verlangt hatten, daß jedoch der Rat von Sichem den Fall nicht einmal erörtert, sondern den Gesandten ohne irgendein Entgegenkommen weggeschickt hatte.

Gareb straffte sich. Er mußte die Verwicklungen, die den Abiesriten drohten, abwenden. „Abimelech ist ein Diener Sichems“, erwiderte er kurz angebunden. „Hier in Ofra hat er sich seit Monaten nicht mehr blicken lassen. Was er im Auftrag Sichems tut, wissen wir nicht, und es geht uns auch nichts an. Wenn ihr Dotans Ansprüche vertreten wollt, dann müßt ihr nach Sichem gehen.“

Der Wortführer der Machiriten nickte bedächtig und meinte dann jedoch: „Es geht uns nicht nur um Dotan. Wir wüßten gern, wie die Söhne Abiesers über das Bündnis denken, zu dem uns Abimelech überreden wollte. Ein Bündnis unter Sichems Führung! Ist das allein Abimelechs Idee, oder stehen die Abiesriten in dieser Hinsicht hinter ihrem Sippenältesten? Wenn das der Fall ist, so bitten wir dich, den Sippenrat zu versammeln, denn dann möchten wir gern hören, was ganz Abieser dazu bewogen hat, sich Sichem zu unterwerfen, und ob sich die Machiriten dadurch bedroht fühlen müssen. So lautet unser Auftrag.“

„Die Söhne Abiesers stehen auch diesbezüglich nicht zu Abimelech“, antwortete Gareb abweisend. „Wir und die Sichemiten leben in friedlicher Nachbarschaft, aber keiner bei uns denkt daran, Sichem irgendeine Führung einzuräumen. Und wir bedrohen niemanden.“

„Aber eure Söhne dienen doch Sichem als Soldaten“, warf der Machirit ein.

Garebs Ärger wuchs. Am liebsten hätte er die ungebetenen Gäste verabschiedet. Ihre Fragen gingen ihm auf die Nerven. Er antwortete schroff: „Sie lernen dort nur, das Schwert richtig zu führen. Mehr nicht. Danach kehren sie zu ihren Vätern zurück.“

Der zweite Gesandte, der bisher das Gespräch seinem älteren Kollegen überlassern hatte, bemerkte lächelnd: „Unsere jungen Männer verstehen das Schwert so zu führen, daß alle uns fürchten. Und sie waren nicht in Sichem.“

Der bisherige Wortführer sah, wie die spitzen Worte den Gastgeber trafen. Er legte dem Jüngeren seine Hand auf den Arm, damit der seine Zunge im Zaum hielt, und wandte sich versöhnlich an Gareb: „Nun, es ist eure Sache, wie ihr zu Sichems Streitmacht steht. Und zu Abimelechs doppelter Würde. Wir Söhne Machirs meinen allerdings: Die freien Bauern und Hirten und die ummauerten Städte, wenn diese nicht so schwach sind wie Dotan – die sind sich gegenseitig wie Wasser und Feuer. Das eine belebt, das andere zerstört. Wasser löscht das Feuer, Feuer frißt das Wasser. Nichts haben sie gemein miteinander. Und was unseren Auftrag betrifft, so werden wir den Söhnen Machirs sagen, daß es nicht notwendig war, mit allen Ältesten der Abiesriten zusammenzukommen. Du hast uns bereits unsere Fragen ausreichend beantwortet, und wir vertrauen deinem Wort, daß alle Söhne Abiesers über Abimelech denken wie du.“

Gareb atmete auf, als die unangenehme Unterredung zu Ende war. Er konnte sich nicht überwinden, den Gästen ein Nachtlager anzubieten. Aber er hatte den Eindruck, das erwarteten die auch nicht . Man würde sich ja auch wahrscheinlich nie wieder begegnen. Zum Abschied lächelte er sogar. Trotzdem er wütend war. Auf Abimelech.

Am Abend wußte ganz Ofra von Abimelechs Gewalttat in Dotan. Gareb hielt damit nicht hinter dem Berge. Man war sich bald einig: Die Sache ging die Abiesriten sehr wohl etwas an. Der Jerubbaalsohn hatte Schande über sein Volk gebracht. Der Sippenrat mußte zusammentreten. Abimelech sollte ihm Rede und Antwort stehen. Gareb war froh, daß ihn niemand an seine Mitschuld an dem Ärgernis erinnerte, denn nur auf seinen Vorschlag hin war ja Abimelech vor einem knappen Jahr als Mitglied des Sippenrates gewählt worden. Ohne seine Fürsprache wäre niemand auf diesen Gedanken gekommen. Was hatte er sich nur von Abimelech versprochen? Er schämte sich.

Die vier Machiriten umritten den Ebal und näherten sich am nächsten Tag von Nordosten her Sichem. Sie fragten Bauern nach dem Lager der Soldaten, und dann standen sie vor dem Dornenverhau, hinter dem sie die Zelte erspähten. In einigem Abstand umrundeten sie die Anlage und den Olivenhain, an den sie sich lehnte, und sahen, daß nach allen Himmelsrichtungen hin Wachen aufgestellt waren. Sie zogen sich in den Schatten einer Baumgruppe zurück, um zu beraten. Wenn sie schon nicht das Lager überfallen und auf diese Weise Dotan rächen konnten, so wollten sie Abimelech und den Sichemiten wenigstens ein bißchen Angst einjagen, wie sie sich zu Hause vorgenommen und darauf vorbereitet hatten. Die beiden jungen Männer, die die Gesandten begleiteten, hatten ihre Bogen im Gepäck. Sie holten sie hervor, auch die Pfeile, und die umwickelten sie nun mit Streifen, die sie von ihren Zeltplanen aus Ziegenhaar abtrennten und in Öl tränkten. Gegen Abend zogen die beiden Gesandten mit den Eseln zurück zu ihrem einsamen Lagerplatz am Ebal, wo sie die vergangene Nacht verbracht hatten. Die Bogenschützen versteckten sich im Gestrüpp und warteten, bis es dunkel wurde und die Soldaten fest schliefen.

Es war tief in der Nacht, als Abimelechs Lagerwachen plötzlich zwei feurige Augen heranfliegen sahen. Gehörten diese irgendwelchen schrecklichen Dämonen? Aber dann sahen sie, daß es brennende Pfeile waren, und schon stand an einer Stelle der dürre Zaun in Flammen. Aufgeregt liefen sie hin, um zu löschen, doch da kamen schon die nächsten Pfeile herangeschwirrt, und eines der Zelte fing Feuer. Sie schrien ihre Kameraden wach, und in den Mannschaftszelten brach Panik aus, weil niemand auf irgendeinen Angriff gefaßt gewesen war. Viele glaubten, ein Feind sei ins Lager eingedrungen. Und noch zwei Pfeile flogen heran, und dann noch zwei. Die Brandstellen wären leicht zu löschen gewesen, wenn nicht alles durcheinandergerannt wäre und die Waffen geschwungen hätte, um die vermeintlichen Gegner zu suchen und niederzumachen. Auch Schelef und die anderen Anführer wußten im ersten Moment nicht, was eigentlich los war und welche Befehle sie geben sollten.

Da die Brandherde klein und bald gelöscht waren, glaubten Sebuls Leute, die auf Sichems Mauer Wache hielten und von fern den Tumult im Lager bemerkten, dort habe man Fackeln entzündet, aber den Grund dafür konnten sie sich nicht erklären. Während sie noch beratschlagten, ob sie Sebul wecken sollten, traf Schelefs Bote ein, den er zu Abimelech geschickt hatte. Erst nun erfuhren sie von dem Überfall. Einer eilte mit dem Boten zum Haus des Befehlshabers. Abimelech bekam einen mächtigen Schreck und rannte zu Nachrai, um ihm das Vorkommnis zu melden und ihn zugleich über das Ausmaß der Schäden zu beruhigen. Dann lief er hinaus zu seinen Soldaten. Noch in der Nacht ließ er die nahe Umgebung des Lagers durchstöbern, aber die Suchtrupps fanden zunächst nichts, weder Menschen noch irgendetwas, was auf solche hindeutete. Doch schließlich wurde die Asche des kleinen Feuers entdeckt, an dem die Bogenschützen ihre Pfeile entzündet hatten. Die verwegenen Männer selbst waren längst auf und davon. Nach Sonnenaufgang, als die Gegend noch einmal abgesucht wurde, fand man bei der Feuerstelle an einem Baum eine Tonscherbe hängen, auf der irgendetwas eingeritzt war. Abimelech brachte sie Nachrai, und der konnte die Zeichen auf ihr deuten. Es war eine Botschaft. „Machir rächt Dotan“, las er voller Bestürzung laut vor.

„Was bedeutet das?“ herrschte er Abimelech an.

Abimelech stotterte verwirrt, daß er sich die Vorkommnisse der Nacht gar nicht erklären könne, daß er in Dotan im Recht gewesen sei, daß irgendjemand sie vielleicht mit dem Namen Machir täuschen wolle.

Nachrai blickte ihn wütend an. Er schickte einen Boten aus, damit sich trotz der frühen Stunde sofort die Ratsherren versammelten. Aber die kamen sowieso schon herbeigeeilt und verlangten erregt Aufklärung über die Gerüchte, die in der Stadt umliefen. Nachrai wies mit dem Finger auf Abimelech und rief zornig: „Fragt diesen Mann, er kann euch erklären, was heute nacht geschehen ist, denn er ist schuld daran!“ Abimelech verstand das als Auffforderung und setzte zögernd zu sprechen an, ohne daß er wußte, was er sagen sollte. Aber Nachrai gebot ihm zu schweigen. Er legte selbst dar, daß Unbekannte versucht hatten, das Militärlager in Brand zu schießen, und daß sie eine Drohung hinterlassen hatten. Und entgegen seiner Gewohnheit fügte er gleich hinzu, was er von der Sache hielt: „Abimelech, du hast uns großen Schaden zugefügt mit deiner böswilligen Tat in Dotan. Warum hast du nicht gewußt, daß die Machiriten an Dotans Seite stehen? Wozu haben wir dich zu ihnen geschickt, wenn du das nicht herausbekommen hast? Was soll werden, wenn sie vor Sichem gezogen kommen und deine Auslieferung verlangen? Willst du ihre Tausende mit deinen zwei Hundertschaften in die Flucht schlagen, du Prahlhans? Hast du uns nicht erzählt, daß die Machiriten mit Sichem gemeinsame Sache machen wollen, wenn die Philister heranziehen? Und nun stehen sie gegen uns? Wie willst du uns das erklären? Was hast du denn wirklich mit ihrem Häuptling besprochen? Hast du uns etwa nur die halbe Wahrheit berichtet? Hast du uns gar zu täuschen versucht? Sehen deine angeblichen Verhandlungserfolge im Norden aus wie Brandpfeile gegen Sichem? Hören sie sich an wie Kriegsdrohungen gegen uns? Verteidige dich, wenn du kannst, du Schwert der Männer von Sichem!“

Abimelech war es, als prasselten nun die Pfeile von heute nacht auf ihn hernieder, und er hätte am liebsten den Kopf hinter einem Schild verborgen, wenn ihm das geholfen hätte. Ohne Vorwarnung war der Anschlag der Machiriten über ihn gekommen. Und nun diese plötzliche Ratssitzung. Er war es gewohnt, sich auf sein Auftreten vor dem Rat gründlich vorzubereiten. Was sollte er jetzt sagen? Daß sich die Machiriten vor Dotan stellten, an diese Möglichkeit hatte er tatsächlich nie gedacht. Aber in einem hatte der verhaßte Nachrai recht: Er hätte daran denken müssen. Ein Feldherr durfte keinen Umstand außer Betracht lassen, und schien dieser noch so unmöglich. Nun starrten ihn die Ratsherren mit bösen Gesichtern an. Wenn er widersprach, würden sie sich auf ihn stürzen. Er mußte hier raus. Und zwar schnell. Draußen konnte er dann darüber nachdenken, was zu tun war. Jetzt half nur Reue.

Mit bekümmerter Miene bekannte er sich schuldig. Schuldig, indem er Dotans Männern die Untersuchung, die sie anstellen wollten, hochmütig und gewaltsam verweigert hatte, und schuldig, indem er von dem Schutzbund zwischen Dotan und den Machiriten keine Kenntnis gehabt und die Wildheit und Verschlagenheit der Machiriten unterschätzt hatte. Daß der Anlaß zum Konflikt mit

Dotan eine Lüge war, gab er natürlich nicht preis, und auf Nachrais Verdächtigung, den Bericht über die Verhandlungen mit Rekem verfälscht zu haben, ging er nicht ein.

Nun fielen die Ratsherren mit Vorwürfen über ihn her, besonders die Anhänger Ardons, der selbst nicht anwesend war. Ihre Beschuldigungen erschöpften sich jedoch im großen und ganzen darin, was er selbst bereits zugegeben hatte. Ein Freund Nachrais fragte ihn aber noch einmal, wie Rekems Antwort wirklich gelautet hatte. Abimelech stritt den Verdacht der Täuschung des Rates ab und wiederholte, was er dem Rat bereits darüber gesagt hatte. Heled sah sich außerstande, den Neffen zu verteidigen. Sein Schweigen mißfiel aber seinen Kollegen, und sie forderten ihn auf, seine Meinung zu sagen.

Er antwortete, daß er schon im persönlichen Gespräch mit Abimelech dessen Auftreten in Dotan verurteilt habe. Im übrigen sei es jetzt viel wichtiger, sich darauf zu einigen, was angesichts des nächtlichen Überfalls zu tun sei. Er schlug vor, an die Straßen nach Westen und Norden, von wo die Machiriten zu erwarten waren, falls sie wirklich gegen Sichem ins Feld zogen, Spähtrupps zu legen, um das Anrücken der Feinde rechtzeitig zu erkennen. Wenn die Feinde kämen, könnten dann Unterhändler zu ihnen geschickt werden, die ihre Forderungen erkundeten.

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Außerdem sollte Sebul beauftragt werden, schnellstens die noch außenstehenden Abgaben einzutreiben, Wachen auch tagsüber auf die Stadtmauer zu stellen und Quartiere für Abimelechs Soldaten zu bestimmen, wenn sie im Kriegsfall hinter die Tore zurückgezogen werden mußten. Ab sofort sollte kein Fremder mehr die Stadt betreten. Abimelech wurde befohlen, seine Hundertschaften auf den Kampf gegen die Machiriten vorzubereiten, die Spähtrupps auszusenden und Nachrai täglich zweimal über deren Beobachtungen zu unterrichten. Abimelech selbst durfte Stadt und Lager bis auf weiteres nicht mehr verlassen.

Abimelech hörte die Festlegungen mit Genugtuung. Trotz allem vertraute der Rat ihm noch. Aber nur, weil man ihn brauchte, darüber hatte er keine Illusionen. Er bekam so jedoch eine Frist, um eigene Entschlüsse zu fassen. Und vor allem: Er hatte einen Vorwand, den unangenehmen Gang nach Ofra weiter hinauszuschieben. Daß die Machiriten wirklich angreifen würden, glaubte er nicht. Warum hatten sie es dann nicht gleich heute nacht getan? Das kleine Dotan war ihnen kaum einen Krieg mit Sichem wert. Blut war in Dotan nicht geflossen, und der Tempelschatz interessierte sie wohl nicht so sehr. Sie hatten nichts von ihm. Aber er behielt seine Vermutung für sich und nickte eifrig bei jedem Auftrag, den er erhielt.

Schon glaubte er, mit halbwegs heiler Haut davongekommen zu sein, als ihn Nachrai noch einmal ansprach: „Abimelech, wir werden in Zukunft jeden deiner Schritte noch genauer beobachten. Unser Vertrauen zu dir ist nicht grenzenlos. Was wir dir heute aufgetragen haben, daran wollen wir dich messen. Sollten die Machiriten gegen uns ziehen, kannst du dich als das Schwert der Männer von Sichem ein erstes Mal bewähren. Denn bisher hast du das noch nicht getan. Deine Bewährungsprobe steht noch vor dir. Bedenke jedoch, daß man ein Schwert auswechseln kann! Erweist es sich als schartig, so wirft man es weg und nimmt ein anderes zur Hand. Ist es nicht so, ihr Herren?“ Er schaute in die Runde, und die meisten stimmten ihm zu. Denn der Abiesritensohn störte fortwährend ihre Ruhe, die sie so liebten. Ihrer Meinung nach hatte er Nachrais Warnung verdient.

Abimelech traf die Drohung der Amtsenthebung wie ein heimtückisch gezückter Dolch. Er wollte schreien, daß er der Erwählte El-Berits sei und daß der Gott jeden strafen werde, der sich ihm in den Weg stellte. Aber die Worte blieben ihm im Halse stecken. Hilflos starrte er seinen Gegner Nachrai an. Er fühlte sich wie gelähmt.

Heled blickte düster zu Abimelech hinüber. Ob es wirklich richtig war, weiterhin auf ihn zu setzen? Aber der Neffe war noch jung, und wenn er aus seinen Fehlern lernte, konnte er schon noch Sichem zu neuer Größe führen. Er hatte ja gerade erst begonnen, seine Idee zu verwirklichen. Man mußte dazu sicher einen langen Atem haben. Wenn er selbst in wenigen Wochen Vorsitzender des Rates war, würde er den anderen schon beibringen, sich in Geduld zu üben und nicht wegen jedem Mißerfolg über Abimelech herzufallen. Immerhin hatte der binnen eines halben Jahres zwei Hundertschaften aufgestellt. War das etwa nichts?

Abimelech kannte die wohlwollenden Gedanken des Onkels nicht und eilte aus der Ratshalle hinaus wie ein Verfolgter. Er kehrte nicht in sein Haus ein, um mit Baara ein paar Worte zu wechseln, sondern lief durch die Stadt hinunter zum Osttor, um sich im Lager vor Schelef über die neue ungeheuerliche Demütigung aufzuregen. Als er ans Tor gelangte, zeigten ihm die Wächter zwei Männer, die draußen auf ihn warteten und eine Botschaft an ihn hatten. Widerwillig trat er zu den beiden und erkannte, daß es Mitbürger aus Ofra waren. Gareb hatte sie geschickt, um ihn für den nächsten Tag zu einer Beratung des Sippenrates einzuladen.

„Was ist geschehen?“ fragte Abimelech übellaunig. Die Einladung hatte ihm gerade noch gefehlt!

Die Boten berichteten ihm von den Machiriten, die in Ofra gewesen waren, und von deren Beschwerde über seine Untat in Dotan. Ihre Worte brachten seine unterdrückte Wut zum Ausbruch

„Was geht das euch an?“ schrie er unbeherrscht, und die Männer wichen einen Schritt zurück. „Das ist eine Sache zwischen mir und Dotan! Warum habt ihr diese Machiriten nicht mit Schimpf davongejagt? Habe ich etwa das Silber von ihnen genommen?“

In diesem Augenblick sah er Schelef kommen, der ihn suchte, weil er ja von der Ratssitzung nichts wußte. Der kam ihm wie gerufen. Er zeigte auf ihn und erklärte barsch: „Dort kommt mein Stellvertreter, um mich zu holen. Ich habe mit ihm wichtige Dinge zu tun. Dem Rat von Sichem muß ich deswegen Tag und Nacht zur Verfügung stehen. Ich kann also nicht weg von hier. Richtet das Gareb aus! Ich komme, sobald ich kann.“ Er ließ die beiden einfach stehen und eilte Schelef entgegen.

Ehe die Boten den Rückweg antraten, betrachteten sie den Mann, den Abimelech als seinen Stellvertreter bezeichnet hatte, voller Neugier und Bestürzung. Diese Ähnlichkeit der beiden Männer! Schon einmal hatten sie einen Doppelgänger Abimelechs gesehen. War das derselbe Mann? Oder täuschten sie sich? Sie waren unsicher. Aber dafür war eines gewiß: Abimelech kam nicht nach Ofra. Er drückte sich davor, den Ältesten Rede und Antwort zu stehen. Sprach das nicht für seine Schuld?

In Ofra angekommen, traten die Boten kurz ins Haus des einen der beiden, das am Weg zu Garebs Haus lag, um ihren Durst zu löschen. Die Frau des Hausherrn wollte wissen, ob sie Abimelech angetroffen hatten, und ihr Mann erzählte, daß sie überdies seinem Stellvertreter begegnet seien, und der habe ausgesehen wie einer der Männer, die in jener Nacht nach Ofra kamen, als Elischama und seine Familie ermordet wurden.

Während die Boten zu Gareb gingen, der schon ungeduldig auf sie wartete, lief die Frau hinunter in die Weingärten und berichtete aufgeregt ihrer Schwester, was sie soeben gehört hatte, und damit nahm die unerhörte Neuigkeit ihren Lauf durch Ofras Familien.

Die Absage Abimelechs steigerte den Zorn Garebs auf seinen jungen Kollegen im Amt. „Dieser Nichtsnutz!“ schimpfte er. „Mißbraucht seine Würde und bringt Schande über uns alle, und nun ist er zu feige, vor unser Angesicht zu treten!“ Aber als er dann hörte, welche Entdeckung seine Mitbewohner in Sichem gemacht hatten, wurden ihm Abimelechs Schandtaten erst einmal zweitrangig. „Seid ihr sicher, daß dieser Mann zu den Mördern gehört?“ fragte er besorgt.

Die Boten mußten das verneinen. Sie hatten in der Mordnacht jenen, der angeblich von Gideon kam und zu Elischama wollte, ja nur zufällig erblickt, und es war finster gewesen. Aber da war diese seltsame Ähnlichkeit zwischen Abimelech und seinem Stellvertreter. Auch der Mordgeselle hatte Abimelech ähnlich gesehen.

Gareb versuchte, die Nachricht mit seiner Deutung der Mordtat als göttlicher Strafe an Elischamas Haus in Einklang zu bringen. Aber das war schwer. Denn wenn Abimelech den Mörder schon damals gekannt hatte, dann war er der Anstifter der Mordtat. War es jedoch denkbar, daß sich der Baal von Ofra gerade des Halbbruders von Elischama bedient hatte? Und Abimelechs Verstörtheit und Trauer, war das nichts als Täuschung gewesen? War dieser entlaufene Sohn Jerubbaals ein solcher Unmensch, daß er seine eigene Familie ausrottete, um an das Erbe zu kommen? Er schüttelte den Kopf. Nein, Abimelech war zwar offensichtlich ein Taugenichts, aber ein Brudermörder war er nicht.

„Wem habt ihr von eurer Begegnung schon erzählt?“ wollte er wissen, und dann verbot er beiden und der Frau, die Beobachtung irgendjemandem mitzuteilen. „Es ist nur der Anschein einer Ähnlichkeit mit einem der Mörder, weiter nichts“, begründete er seine Forderung. „Ihr sagt selbst, daß ihr euch vielleicht täuscht. Außerdem steht der Mann in Sichems Dienst. Wir können also nicht an ihn heran. Es darf keinen neuen Konflikt mit Sichem geben.“

Er las in den Blicken seiner Mitbewohner, daß ihnen die Antwort nicht genügte. So setzte er hinzu: „Abimelech hat mit dem Mord nichts zu tun, glaubt mir! Ich habe euch zwar gesagt, daß ich nichts von ihm halte. Aber ein Brudermörder ist er nicht. Hütet euch davor, einen Unschuldigen zu verdächtigen! Wenn der Mann, den ihr gesehen habt, tatsächlich zu der Bande von Sklavenhändlern gehört hat, dann wird er sich irgendwann verraten, und Abimelech wird an ihm die Blutrache vollziehen. Wir aber haben darüber zu wachen, daß zwischen uns und Sichem der Friede nicht gestört wird. Auch nicht durch unbeweisbare Vermutungen. Versteht ihr mich?“

Während sich Gareb noch in der Hoffnung wiegte, daß er das schädliche Gerücht, das Ofra in Unruhe und Verwirrung stürzen und gegen Sichem aufstacheln konnte, erstickt hatte, erreichte es mittlerweile schon Asuba. Sie lebte nach wie vor im Haus ihres Bruders und war an diesem Tag mit ihm und seiner Familie wie viele der Leute von Ofra in den Gärten. Nun verließ sie ihren Platz am Weinstock, ging hinüber zu ihrem Bruder, stellte sich vor ihn hin und sagte mit steinerner Miene: „Abimelech hat meine Söhne umgebracht.“ Sie wartete keine Antwort ab, sondern verließ den Garten und ging mit steifen Schritten hinauf ins Dorf zu Gareb. Der hatte gerade die beiden Boten verabschiedet und stand gedankenverloren in der Hoftür. Als ihn Asuba erblickte, ging sie zu ihm und wiederholte: „Abimelech hat meine Söhne umgebracht.“

Gareb erschrak. Was er nicht hören und wahrhaben wollte, sprach diese Frau laut aus. Aber wieso? Hatte sie von dem Gerücht gehört? Oder sprach aus ihr …? Nein, das konnte nicht sein.

„Wer sagt das?“ fuhr er Asuba hart an.

„Ich weiß es“, sagte die Mutter Elischamas. Sie machte kehrt und schritt hinauf zum Kultplatz. Dort hockte sie sich auf die Trümmer des Tempelhauses und begann zu wimmern und zu schluchzen.

Gareb wollte ihr nach, aber dann sah er ihren Bruder kommen, der sie suchte. „Verbiete ihr dieses Wort!“ forderte Gareb. „Soll sie etwa ganz Ofra in Aufruhr stürzen? Abimelech ist kein Brudermörder! Im Gegenteil, er wird seine Brüder rächen. Sag das deiner Schwester und allen anderen! Hört auf die Ältesten, die morgen zusammenkommen!“

Es kam zu keinem Tumult in Ofra, aber alle Gespräche drehten sich um Abimelech und jenen seiner Männer, der einem aus der Räuberbande glich. Gareb ging abends zu Hotam und fragte ihn: „Hältst du Abimelech für den Mörder seiner Brüder?“

Hotam antwortete, ohne nachzudenken: „Nein. Ich traue ihm zwar nach allem, was wir über ihn wissen, viel Schlechtes zu, aber das nicht.“

Gareb hörte die Worte des Sohnes mit Befriedigung, denn der kannte den mißratenen Jerubbaalsproß noch besser als er selbst. Er stieg auf die Spitze des Hügels, setzte sich auf die Steine wie vorher Asuba, die ihr Bruder mit sich genommen hatte, und versuchte, den Willen des Gottes zu erkennen. Aber er kam zu keiner neuen Auffassung. Wahrscheinlich prüfte der Gott nur, ob die Abiesriten weiterhin zum Frieden im Land standen. Das war wohl der Sinn des Gerüchts.

Die Sippenratssitzung am nächsten Tag begann mit Vorwürfen und Anklagen gegen Abimelech. Schon daß er mit einer fadenscheinigen Begründung der Beratung fernblieb, erregte die Gemüter. Sein Raub des Dotaner Tempelsilbers wurde als rohe Gewalttat verurteilt. Einer beschimpfte ihn als Räuberhauptmann. Tikwa erhielt Zustimmung für seine Frage: „Abimelech ist ein Sichemit geworden – was hat er bei den Abiesriten überhaupt noch zu suchen?“

Gareb hielt ihm entgegen: „Er ist Grundbesitzer in Ofra.“

Tikwa aber parierte: „Sein Grund und Boden gehört den Abiesriten! Sein Großvater erhielt diesen nur zur Nutzung. Soll ein Sichemit noch länger abiesritisches Land besitzen?“

Da das Gerücht über den zurückgekehrten Mörder den Ältesten nach ihrer Ankunft in Ofra gleich zu Ohren gekommen war, ging es natürlich auch erneut um die Bluttat am Haus Elischamas. Hatte der Alleinerbe diese etwa gar bestellt? Gareb gelang es jedoch, den furchtbaren Verdacht zu unterdrücken und eine Aussprache über das Verbrechen zu verhindern. Er bestritt erneut, daß Abimelech ein Brudermörder sei. Und er erklärte, daß der Baal von Ofra ja gerade deshalb Elischamas Haus vernichtet habe, damit wieder Friede mit Sichem sein konnte und die Abiesriten zu ihrer herkömmlichen Lebensweise zurückkehrten. Nun dürfe man die Aussöhnung mit Sichem nicht wieder aufs Spiel setzen, indem man bei den Herren der Stadt die Auslieferung des angeblichen Mörders verlange. Sollte doch Abimelech selbst seine Brüder rächen – er hatte sich ja öffentlich zur Blutrache bekannt.

Heftig stritten die Ältesten über die Frage, was mt den jungen Abiesriten geschehen sollte, die in Sichems Streitmacht dienten. Nicht alle waren der Meinung, daß man die Söhne der Befehlsgewalt Abimelechs sofort entreißen mußte. Vielleicht konnten sie ihre Waffenkünste, die sie in Sichem lernten, einst gut brauchen, und sie blieben ja auch als Soldaten Abiesriten und gehorsame Söhne ihrer Väter.

Am Ende war sich der Sippenrat einig, daß Abimelech sich klar entscheiden mußte, ob er Abiesrit oder Sichemit sein wollte. Beides konnte er nicht sein, das hatte sein Auftreten bei den Machiriten und in Dotan bewiesen. Wenn er nach Ofra kam, was er ja irgendwann tun würde, sollte ihn Gareb vor dieses Entweder-Oder stellen und ihm begreiflich machen, daß er als Sichemit keinen Grund und Boden der Abiesriten besitzen konnte. Vielleicht würde sich Abimelech sogleich entscheiden, zumindest aber würde er einsehen, daß er seine Lage mit dem Sippenrat erörtern mußte.

Ob die jungen Abiesriten aus Sichems Militärdienst zurückgezogen werden sollten, darüber kam es zu keiner Einigung, und so stellte der Sippenrat das jeder Familie frei.

Am Abend berichtete Gareb den Hausvätern von Ofra, was die Ältesten besprochen und festgelegt hatten. Dasselbe tat er hinterher gegenüber seinen Söhnen. Hotam erklärte, er wolle nicht länger der Verwalter seines ehemaligen Freundes sein. Aber Gareb wies ihn zurecht: „Soll der Besitz des Joasch etwa verkommen?“

„Was soll ich tun, wenn er seine Ernte einfordert?“ fragte Hotam.

„Du wirst sie ihm ausliefern“, erwiderte Gareb. „Noch ist er der Erbe des Joasch. Und im Gegensatz zu ihm sind wir keine Räuber.“

Hotam gefiel die Entscheidung des Vaters nicht, aber er mußte gehorchen. Doch da warf sein ältester Bruder ein: „Wenn Abimelech aber nun doch der Mörder seiner Halbbrüder ist? Wenn ihm also das Erbe gar nicht zusteht?“

Gareb war ungehalten. „Ihr wißt nicht, ob Bruderblut an seinen Händen klebt, und ich weiß es auch nicht. Aber falls das so ist, dann wird der Gott ihn richten. Er kennt seine Schuld – wir nicht.“

37

Die Machiriten griffen Sichem nicht an. Die ausgesandten Spähtrupps meldeten, daß sie keinerlei verdächtige Bewegungen bemerkten. Aber die erhöhte Wachsamkeit gefiel Abimelech. Die Soldaten wurden dadurch aus ihrer Ruhe aufgerüttelt und bekamen zu spüren, daß aus ihren Kriegsspielen ganz rasch blutiger Ernst werden konnte. Abimelech schickte Schelef als Kundschafter ins Machiritenland. Der bestätigte die bisherigen Beobachtungen. Die kriegerischen Nachbarn im Norden dachten gar nicht an einen Rachefeldzug für Dotan. Das verschwieg Abimelech Nachrai aber, sondern ihm berichtete er, daß die Machiriten sehr wohl einen Kriegszug gegen Sichem erwogen, und daß sie nur noch uneins waren, ob sie jetzt gleich oder erst im nächsten Frühjahr nach Süden marschieren wollten.

Auch Baara sagte Abimelech nicht die Wahrheit. Denn solange die Gefahr eines Überfalls bestand, bangte sie jeden Tag aufs neue um ihn, wenn er früh das Haus verließ und zu seinen Hundertschaften ging, und das gefiel ihm. Sie hatte Angst, daß der Krieg plötzlich ausbrach und Abimelech abends nicht heimkam. Natürlich bemerkte sie, daß er seit dem Streit um den Kindermord in Ofra nicht mehr so offen mit ihr über all seine Erlebnisse sprach wie am Anfang ihres Beisammenseins und daß er ihr vieles, was ihn beschäftigte, verheimlichte. Das machte sie traurig. Aber sie hatte sich an ihn und ihr neues Leben gewöhnt, und sie glaubte an seinen Aufstieg. Ob sie ihn noch liebte, das wußte sie allerdings nicht genau.

Wenn sie Elihu besuchte, klagte sie darüber, daß Abimelech ihr manchmal wie ein Fremder vorkam und daß er alles, was ihn bewegte, statt mit ihr wahrscheinlich mit Schelef besprach. Schon deshalb war ihr sein Stellvertreter zuwider. Im Grunde fühlte sie sich nun nicht anders als eine Sklavin Abimelechs. Sie bereitete ihm das Essen, sorgte sich um seine Kleidung und teilte mit ihm das Nachtlager. Aber seine Gedanken teilte sie nicht. Auch Elihu war darüber enttäuscht, denn er fand in Baaras Äußerungen wenig, was er Nachrai hinterbringen konnte, und außerdem war das meiste davon dem Ratsvorsitzenden schon bekannt.

Neu war ihm allerdings, daß Abimelech den Sänger Zeri wiederum ausgesandt hatte, diesmal nach Süden, in dessen Heimat. Eines Tages war nämlich der Sänger ans Lagertor gekommen. Er schwärmte von seinem großen Erfolg bei den Machiriten, aber Abimelech setzte dazu ein fürchterliches Gesicht auf, und da hielt er lieber den Mund. Abimelech war es jedoch recht, daß er den Sänger nicht suchen mußte. Der kam ihm wie gerufen. „Geh zu deinen Efraimiten und sing mein Lied!“ forderte er ihn auf.

Zeri wollte aber nicht. „Ich habe mich in deinem Auftrag müde gesungen“, jammerte er. „Und nun kommt bald der Winter. Laß mich erst einmal ausruhen, in deinem Haus hier oder besser in Ofra!“

Abimelech hörte „Ofra“, und schon der Name seines Heimatortes regte ihn auf. „Daraus wird nichts!“ rief er. „Ich habe dich in meinen Dienst genommen, und wenn ich dich aussende, mußt du gehorchen.“

Zeri verwahrte sich gegen diese Auffassung und stritt sich noch eine Weile herum, aber als ihm Abimelech erlaubte, wieder das Lied von Simeons uund Levis Sieg über Sichem zu singen, erklärte er sich endlich bereit, den neuen Auftrag zu übernehmen. Offenbar lag ihm wirklich viel an dem blutrünstigen Text.

Am nächsten Tag schickte Abimelech Usa zu Hotam nach Ofra mit der Bitte, daß der Freund zu ihm kommen möge, da er selbst, wie Hotam wisse, durch die militärische Lage in Sichem festgehalten werde. Und Hotam solle Elischamas Silber und Gold mitbringen.

Hotam und Gareb rätselten, ob das ein Zeichen war, daß Abimelech sich von seinem Besitz in Ofra lossagen wollte. Gareb hatte schon die stille Hoffnung, daß er dem Jerubbaalsohn die entscheidende Frage gar nicht mehr stellen mußte. Vielleicht war der von selbst darauf gekommen, daß er nicht zugleich Sichemit und Abiesrit sein konnte, und hatte sich richtigerweise für Sichem entschieden, in dessen Dienst er ja stand.

Abimelech empfing Hotam am Stadttor und lud ihn in sein Haus ein. Der sträubte sich anfangs zwar, aber schließlich ging er mit. Was er dem ehemaligen Freund sagen wollte, konnte er hier draußen stehenden Fußes vielleicht doch nicht so gut loswerden.

Abimelech bewirtete Hotam mit großer Freundlichkeit, als ob er dessen steife Zurückhaltung nicht bemerkte. Erst als Hotam die schwangere Baara zu Gesicht bekam, taute er ein wenig auf. Er wunderte sich gleich dreifach. Erstens darüber, daß Abimelech mit dieser Frau offenbar zusammenlebte, während er selbst ja lange Zeit gehofft hatte, der Freund nähme seine Schwester zur Ehefrau. Zweitens über die Schwangerschaft Baaras und drittens über die Ungehörigkeit, daß sie ihm als Fremdem freundlich zulächelte. Er dachte: Sie gleicht einer Hure, die am Wege sitzend auf Kundschaft wartet.

Abimelech sah den überraschten Blick des Jugendfreundes und klärte ihn auf, daß Baara seine Gefährtin sei. Hotam wußte nicht recht, wie er das verstehen sollte, aber auf jeden Fall war ihm klar, daß der Jerubbaalsohn voll und ganz ein Sichemit geworden war.

Abimelech ließ sich den Familienschatz aushändigen und besprach mit seinem Freund und Verwalter die Lieferungen an Korn und Früchten, an Wein und Öl. Einen Teil sollte Hotam an den nächsten Tagen nach Sichem in sein Haus bringen, einen Teil aber in Ofra auf Abruf bereithalten. Hotam versprach alles wie verlangt zu tun, denn Gareb hatte ihm noch einmal eingeschärft, außer dem, was ihm selbst und seinen Helfern zustand, nichts zurückzubehalten. Der Vater hatte ihm aber zugleich aufgetragen, Abimelech von der Beratung der Sippenältesten zu berichten, und das tat er nun, nachdem das Geschäftliche besprochen war.

Abimelech hörte sich alles ungerührt an und zuckte auch nicht zusammen, als er die Aufforderung vernahm, sich zwischen Ofra und Sichem zu entscheiden. Jetzt wurde ihm klar, daß er das alles so oder so ähnlich hatte kommen sehen. Und es stimmte ja: Seit er Elischama beerbt und die Würde eines Ältesten erlangt hatte – mit zweiundzwanzig Jahren! Er feixte innerlich darüber – , hatte er sich mehr und mehr den Abiesriten entfremdet. Daß sie ihn nun loswerden wollten, zeigte ihm, daß sie nicht gar so dumm und stumpfsinnig waren, wie er sie oft genug im stillen beschimpft hatte. Aber die sollten ihn noch kennenlernen! Im Moment jedoch durfte er sie nicht erzürnen. Schließlich waren ein Großteil seiner Soldaten ihre Söhne.

Er bedankte sich bei Hotam für dessen Bericht und stellte freundlich in Aussicht, daß er nach Ofra kommen werde, sobald er in Sichem abkömmlich sei. Und dann werde er dem Sippenrat bereitwillig über alles Auskunft geben, was der zu wissen wünsche. Auch über die Geschehnisse in Dotan, für die ihn keinerlei Schuld treffe. Was die Abgesandten der Machiriten berichtet hätten, das seien Verleumdungen.

Hotam ließ eine kleine Pause verstreichen, dann schärfte er seinen Blick und fragte: „Weißt du eigentlich, daß einer der Mörder deiner Brüder bei dir ist?“

Nun erschrak Abimelech, und Hotam sah es voll grimmiger Freude. Endlich hatte er den abtrünnigen Jugendfreund aus der Fassung gebracht. Abimelech aber erinnerte sich an den Tag, als Garebs Boten bei ihm gewesen waren. Kein Zweifel, sie hatten Schelef wiedererkannt. Er bat Hotam, den fürchterlichen Verdacht zu erläutern. Der erzählte, was er von Gareb wußte, und in seiner Ehrlichkeit verschwieg er auch nicht, daß die beiden Boten den Mann nicht eindeutig erkannt hatten. Von Asubas schrecklicher Schlußfolgerung berichtete er nichts, denn das war ihm unbewiesenes Geschwätz.

Abimelechs Bestürzung legte sich. „Mein Stellvertreter ist Soldat wie ich“, erklärte er mit ernster Miene. „Seit er bei mir ist, habe ich ihn als rechtschaffenen Mann kennengelernt, der die Götter fürchtet. Sklavenhändler war er niemals. Ich werde ihn trotzdem streng befragen. Ich hoffe, er wird sich vom Verdacht reinigen. Kann er das nicht, werde ich ihn verjagen. Verrät er sich jedoch als Mörder, dann ist ihm mein Dolch sicher. Sag das deinem Vater und allen Männern von Ofra!“

„Die Wahrheit wird ans Licht kommen, verlaß dich drauf!“ erwiderte Hotam und erhob sich. „Ich bin nicht mehr gern dein Verwalter“, gestand er. „Du hast Steine zwischen dir und Ofra aufgerichtet, und ich stoße mich an ihnen. Danke meinem Vater, daß ich mich weiterhin um dein Haus und um dein Land kümmern werde. Er hat mich umgestimmt, als ich dir kündigen wollte. Es wäre schön, wenn du zu uns zurückfinden würdest. Erinnerst du dich an die Nacht, als wir beide in deinem Haus wachten, und draußen lagen die Ermordeten? Da habe ich dir gesagt, was ich mir wünsche.“

Abimelech wollte nun seinen Gast dringend loswerden. Bloß gut, daß auch der den Besuch als beendet ansah. Er bat Hotam mit gezwungener Liebenswürdigkeit, sein Verwalter zu bleiben. Es würde alles wieder werden, wie es früher zwischen ihnen war. Für heute müsse er leider an sein Tagewerk, worüber er untröstlich sei.

Er brachte Hotam ans Stadttor und blickte ihm halb verstimmt und halb wehmütig nach. Hotam entfernte sich mit schnellem Schritt von der Stadt, die ihm zuwider war, und von dem ehemaligen Freund, den er nun gleich der Stadt ablehnte. Ob er sich noch einmal umwandte und winkte?. Er tat es nicht. Abimelech seufzte.

Baara war zu Elihu gegangen, als er wieder zu Hause anlangte. Sie wollte dem Priester das Erlauschte berichten, ehe sie die Einzelheiten vergaß, und ihn um Fürsprache bei El-Berit bitten, damit sich die Abiesriten nicht etwa ganz und gar von Abimelech abwandten. Der war ungehalten, daß sie nicht da war. Es drängte ihn, von Hotam zu sprechen, von den gemeinsamen Spielen, als sie noch Kinder waren. Er suchte sich irgendwie über die zerbrochene Freundschaft zu trösten. Aber nun fehlte ihm ein Gesprächspartner, denn Usa hatte er für Baaras Weggang ungerechterweise ausgescholten, und der Junge hatte sich gekränkt zurückgezogen. So verdrängte ein anderer Gedanke seine Erinnerungen an die Kindheit mit Hotam. Wenn nun die Abiesriten tatsächlich ihre Söhne, die bei ihm dienten, nach Hause riefen? Es war nicht auszudenken! Vielleicht blieb ihm dann nur eine einzige Hundertschaft übrig.

Beunruhigt sprang er auf und eilte aus Haus und Stadt hinaus ins Soldatenlager. Er fragte Schelef, der den genauen Überblick hatte, nach den Abgängen der vergangenen Tage. Erfreut hörte er, daß die unbedeutend waren. Es kam immer wieder einmal vor, daß ein und der andere Soldat nach Hause gerufen wurde oder gar stillschweigend verschwand. Im Gegenteil, so berichtete Schelef stolz, die Zugänge schienen sogar zu steigen. Es waren vor allem junge Sichemiten, die nun Soldat werden wollten.

Der Zustrom von Neuankömmlingen hielt an. Anfangs vermuteten Abimelech und Schelef, daß sich die Gefahr eines Überfalls der Machiriten herumgesprochen hatte und die jungen Leute nicht fehlen wollten, wenn es galt, die Stadt und ihre Dörfer zu verteidigen. Aber dann kamen sie darauf, daß hinter der plötzlich erwachten Liebe zum Soldatenstand andere Interessen steckten. Da nach der guten Ernte die Abgaben erhöht worden waren, sagte sich mancher Familienvater, daß das abgelieferte Korn nicht gänzlich für die Familie verloren sei, wenn einer der Söhne vorübergehend in Abimelechs Truppe diente, denn dort aß er davon. Und die jungen Leute selbst hofften überdies auf ähnliche Geschenke, wie sie Abimelech den Soldaten aus dem Dotaner Silberschatz gemacht hatte, wovon sie erfahren hatten.

Abimelechs Hoffnung, eine dritte Hundertschaft aufstellen zu können, wurde aber bald zunichte. Denn nun verlor er doch einen beachtlichen Teil seiner abiesritischen Männer. Fast täglich erschienen irgendwelche Brüder der Soldaten im Lager und überbrachten die Forderung des Vaters, den Waffendienst leistenden Sohn freizugeben. Zähneknirschend mußte Abimelech zusehen, wie hoffnungsvolle Burschen ihr Schwert niederlegten und auf und davon gingen. Eine Verpflichtung auf Zeit hatte er im Sippenrat der Abiesriten leider nicht durchsetzen können. Um seine zwei Hundertschaften wenigstens in voller Stärke zu erhalten, schickte er Werber zu den schweifenden Hirtensippen, und das war nicht ohne Erfolg. Zum Herbstfest war die Gefahr gebannt, daß etwa eine ganze Hundertschaft verlorenging.

Weil ein Kriegszug der Machiriten vor dem Winter wohl nicht mehr zu befürchten war, hob der Rat von Sichem die Sondermaßnahmen zur Verteidigung der Stadt auf. In einer großartigen Opferfeier während des Festes wurde Nachrai als Ratsvorsitzender verabschiedet und Heled in dieses Amt eingesetzt. Außerdem wurde Iddo, der Sohn Ardons, in den Rat aufgenommen, denn sein Vater war gestorben. Abimelech freute sich über dessen Tod, war er doch einen seiner härtesten Widersacher im Rat los. Er hoffte, Iddo werde in seinen Ansichten beweglicher und darum ihm gegenüber verständnisvoller sein als Ardon. Hätte er jedoch gewußt, was Iddo, kaum daß er Ratsherr geworden war, nämlich während des folgenden Opfermahls, dem Rat empfahl, dann wäre ihm lieber gewesen, daß Ardon noch lebte.

Es ging in dem Gespräch um keinen anderen als ihn selbst. Die Ratsherren forderten von Heled, daß er während des kommenden Jahres seine Verwandtschaft mit dem unberechenbaren Befehlshaber vergessen sollte. Es gehe nicht an, daß er nun weiterhin ständig die Hand über den Neffen halte. Ein Vorsitzender müsse über den eigenen Interessen stehen. Iddo übertrumpfte dieses Ansinnen, indem er es durch seinen Vorschlag gegenstandslos machte: Abimelech sollte einfach abgesetzt werden. So könnte der Rat allen künftigen Konflikten mit ihm aus dem Weg gehen.

„Hast du einen besseren als ihn?“ fragte Heled unwirsch.

Aber Iddo verlor nicht seine Selbstsicherheit. „Wir brauchen einen Sichemiten als obersten Kommandeur“, verkündete er. „Einen, der ein erfahrenerer Soldat ist als Abimelech und der uns gehorsamer ist als dieser“ – er wollte „dieser aufgeblasene Schwachkopf“ sagen, aber unterließ es doch lieber – „dieser Fremdling, der sich für den Erwählten unseres Gottes hält.“

Die Ratsherren blickten den Neuling in ihrer Mitte mißtrauisch an. Heled bat ihn spöttisch: „Nenne uns doch auch den Namen deines Helden!“

Iddo gab eine Antwort, die keiner erwartet hatte: „Ich meine Gaal.“

Der Name des Verbannten löste eine Aufregung aus, die dem feierlichen Anlaß des Opfermahls völlig entgegenstand. Die meisten wollten von Gaal nichts hören und riefen lautstark, der sei noch gefährlicher als Abimelech. Einigen aber gefiel der Vorschlag, und sie versuchten, die Mehrheit zu überschreien. Heled war gleich zu Beginn seiner Amtstätigkeit genötigt, die Leidenschaften zu zügeln und ein Machtwort zu sprechen. „Gaal ist verbannt, aus gutem Grund, und ich bin dafür, daß er dort bleibt, wo er ist. Ich möchte seinen Namen nicht mehr hören.“ Nachrai unterstützte ihn, natürlich nicht aus Sympathie für Abimelech, sondern aus Furcht vor Gaal und aus Abneigung gegen Iddo, den Wichtigtuer. Iddo selbst grinste froh über den Aufruhr, den er angerichtet hatte.

Abimelech erfuhr von diesem Streit nichts, denn Heled war der Auftritt peinlich, und er verschwieg ihn dem Neffen gegenüber. Iddo würde wohl seinen unmöglichen und gefährlichen Vorschlag aufgeben, so hoffte er.

Für Abimelech brachte das Herbstfest nicht nur den Anbruch eines neuen Jahres, sondern auch, wie er hoffte, einen neuen Lebensabschnitt. Der Führungswechsel im Rat war für ihn Anlaß zum Handeln. Wenn er sich nicht jetzt unter der Amtsführung des Onkels aus der knechtenden Abhängigkeit vom Rat befreite, dann wurde nie etwas daraus. Und nie etwas aus seinem großen Plan. Er fühlte sich sowieso in die Enge getrieben. Auf der einen Seite bedrohte ihn der Rat von

Sichem mit schärferer Kontrolle und mit der Amtsenthebung, auf der anderen Seite kündigten ihm die Abiesriten sogar die Enteignung an, falls er ein Sichemit blieb. Er mußte erst einmal weiter weg von seinen Widersachern. Er brauchte Abstand zu Sichem und Ofra, damit er nicht mehr so einfach dahin und dorthin zu rufen war und nicht jeder seiner Schritte leicht beobachtet werden konnte. Aber zugleich mußte er Sichem und Ofra bei guter Laune erhalten, so daß ihre Drohungen erst einmal in der Schwebe blieben. Inzwischen konnte er sich eine neue Machtbasis schaffen. Alle seine Hoffnungen ruhten nun auf den Efraimiten. Bei ihnen mußte ihm gelingen, was ihm sein eigenes Volk und die Machiriten verweigert hatten. Wenn sich die Söhne Efraims geschlossen hinter ihn stellten, dann konnte er den Bedrohungen aus Sichem und Ofra begegnen. Den Efraimiten wollte er nun auch räumlich nahe sein. Sein neuer Standort konnte also nur im Süden des Sichemer Machtbereichs liegen. Von dort aus wollte er endlich sein Glück erzwingen.

Eines Morgens ritt er mit Schelef und Usa dem Ort seiner Wahl entgegen: Aruma. Alle drei kannten die Siedlung bereits. Hier hatten sie, als Abimelech und Usa Schelef aus Dor geholt hatten, auf dem Rückweg erstmals wieder sichemitisches Gebiet betreten. Das Dorf lag südöstlich von Sichem auf der Höhe des Gebirges, einen halben Vormittag Fußweg von der Stadt entfernt. Noch einmal so weit, und man war in Schilo, wo die Efraimiten einen ihrer Tempel hatten. Abimelech fand seine Erinnerung bestätigt: Für sein Vorhaben war Aruma der richtige Ort. Gemeinsam mit Schelef legte er fest, wo das neue Militärlager eingerichtet werden sollte.

„Und wenn sie dir nun in Sichem die Tore verschließen?“ fragte Usa.

Der Junge hatte recht. Abimelech wußte nur zu gut, daß er die Verbindung mit Sichem und zum Rat und vor allem zu Heled nicht abbrechen durfte. Er hatte ja gerade deshalb mit seiner Aktion gewartet, bis der Onkel den Vorsitz im Rat übernahm. Aber der eigentliche Schlüssel zu den Stadttoren hieß Sebul. Deshalb antwortete er Usa: „Der Stadthauptmann wird uns die Tore offenhalten.“

Aber nun warf Schelef ein: „Wie willst du Heled und Sebul für deinen Auszug hierher gewinnen? Es gibt für sie keinen vernünftigen Grund zuzustimmen. Jeder wird denken, daß du die Alleinherrschaft willst. Aber gerade das dürfen sie doch nicht ahnen! Deine wahren Gründe mußt du also geheimhalten.“

Abimelech lächelte. „So, muß ich das?“ Aber wie er das Ja Heleds und die Hilfe Sebuls erreichen wollte, verriet er nicht. Er wußte es selbst noch nicht, aber auch das behielt er für sich. Seine Freunde drangen nicht in ihn. Sie waren froh, daß er seinen Trübsinn und seine ständige Gereiztheit offensichtlich überwunden hatte. Auf diesem Ritt nach Aruma war er wieder ganz der alte: heiter, zuversichtlich, voller Vertrauen zu seinem Gott und zu seiner eigenen Dreistigkeit und Verschlagenheit.

Schon am nächsten Tag ging Abimelech zu Sebul und bat ihn um eine Unterredung. Sebul wollte ihn gleich bei sich behalten und ihn bewirten, aber Abimelech wies mit Verschwörermiene darauf hin, daß niemand hören dürfe, was er sage, auch nicht seine Frau. Sebul wurde neugierig und folgte Abimelech hinaus vor die Stadt und hinüber zum Waldrand am Garizim. Er hatte einen Korb mit Weintrauben mitgenommen, und so saßen sie beide nun wie zwei rastende Wanderer, und niemand konnte vermuten, daß hier ein hochverräterisches Gespräch geführt wurde.

Abimelech tastete sich vorsichtig an sein Anliegen heran. „Der Rat von Sichem ist im Grunde machtlos. Die vornehmen Familien lieben nichts mehr als ihre Ruhe.“ Er schilderte, wie er sich abgearbeitet hatte, um die Abiesriten und die Sippen im Norden zu einem Bündnis mit Sichem zur Abwehr der Philister zu bewegen, und stellte alles so dar, als ob seine Bemühungen bisher lediglich an der Trägheit und am Starrsinn des Rates gescheitert waren. Der Rat wolle die volle Herrschaft über die freien Bauern, alles andere sei ihm gleichgültig. Ihm selbst aber gehe es um die Bereitschaft der Bauernsippen, gemeinsam mit ihm eine schlagkräftige Heeresmacht aufzustellen. An dieser lebensnotwendigen Aufgabe hindere ihn der Rat geradezu.

Sebul nickte verständnisvoll. „Auch ich habe es oft nicht leicht mit den Herren. Manche nehmen meine Ansprüche und Forderungen gar nicht ernst.“

„Ich sehe, dich drücken die gleichen Sorgen“, fuhr Abimelech fort. „Du verstehst mich. Die Herren Sichems müßten eigentlich wissen, daß wirkliche Macht nur derjenige hat, der die Soldaten befehligt. Du hast einmal zu mir gesagt: Was du den Soldaten tust, das tust du dir. Wie wahr! Müßte der Rat nicht auch so denken? Müßte er nicht vorbehaltlos hinter mir stehen? Aber er fühlt sich wohl in seiner Ohnmacht. Ihm genügen statt Taten kräftige Sprüche. Manchmal denke ich, daß die tatsächliche Macht wirklich bei mir liegt. Kommt es dir etwa auch so vor?“

Jetzt wurde Sebul hellhörig. Er liebte klare Worte und fragte deshalb rundheraus: „Willst du etwas gegen den Rat unternehmen? Ich habe ihm immer treu gedient, auch wenn mir dieses und jenes nicht paßte. Und ich lebe von dem Sold, den sie mir zahlen. Landbesitz habe ich nicht, wie du weißt.“

Abimelech setzte sein ehrlichstes Gesicht auf. „Wo denkst du hin?“ wehrte er den Verdacht der Auflehnung ab. „Ich weiß, was ich dem Rat gemäß meinem Eid schuldig bin. Ich möchte ihm lediglich helfen, schnelle und richtige Entscheidungen zu treffen. In seinem eigenen Interesse. Ich

möchte etwas tun, damit Heleds Einfluß wächst, denn er will solche Entscheidungen. Er steht zu mir. Wenn ich nun dich an meiner Seite wüßte, dann wäre ich noch sicherer an Heleds Seite. Wenn du mir beistehst, tust du also nichts Unrechtes. Sondern du gehorchst dem Ratsvorsitzenden und letztendlich dem ganzen Rat."

Sebul blickte Abimelech unschlüssig an. Was war der Sinn dieses hintergründigen Geredes? Irgendetwas schien im Gange zu sein, und zwar gegen die Mehrheit des Rates, und er sollte dabei mitmachen. Soviel begriff er. „Was hast du vor?" fragte er mißtrauisch.

„Sichem schnürt mir die Luft ab", stöhnte Abimelech. „Diese ständige, kleinliche Bevormundung durch den Rat, ohne daß die großen Fragen entschieden werden! Ich ertrage das nicht länger! Ich brauche mehr Handlungsspielraum! Ich werde eine Strecke Weges zwischen mich und die Stadt legen. Das wird dem Rat die Augen über die wirkliche Lage öffnen und ihm zu neuen Ideen verhelfen. Vielleicht werden Heled aber auch ein paar Widersacher mehr erstehen. Ich möchte, daß du weißt, wie sehr er dich vielleicht brauchen wird, wenn ich nicht mehr in Sichem bin. Und mir und meinen Leuten wirst du die Tore und die Magazine offenhalten. Du bist ein verständiger Mann und weißt, wo dein Vorteil liegt."

Sebul war bestürzt. Was der Befehlshaber von immerhin zwei Hundertschaften mit leichter Zunge und heiterer Miene vortrug, das war nichts anderes als der Aufstand gegen den Rat. Ob Heled eingeweiht war oder nicht, das spielte gar keine Rolle. Denn die Macht war so oder so bei Abimelech und seinen zweihundert Bewaffneten. Aber nur, wenn er selbst sich mit seinem halben Hundert Soldaten ihm anschloß. Denn die Schlüsselgewalt über die Stadttore hatte er. Und wenn er sich abseits hielt? Was war dann?

Als ob Abimelech die Bedenken Sebuls erriet, bekräftigte er seine vorigen Worte: „Es ist nun einmal zu dieser Spaltung gekommen, daß die einen nur reden, die anderen aber handeln wollen. Du mußt dich entscheiden zwischen Macht und Ohnmacht. Aber ich sage es noch einmal: Für einen Mann wie dich ist das gar keine Frage."

Nein, es war auch keine. Sebul erkannte das klar. Was konnte er mit seinen fünfzig ungeübten Leuten gegen Abimelechs zweihundert, die sich täglich im Waffendienst übten, ausrichten? Sich etwa hinter der Mauer verkriechen und abwarten, bis die Stadt gestürmt und geplündert wurde? Dann würden es nicht zweihundert, sondern vielleicht zweitausend sein, die von der Aussicht auf reiche Beute angelockt worden waren. Nein, er hatte gar keine Wahl. Und vielleicht wendete sich tatsächlich alles, wie Abimelech meinte, zum Guten. Und sollten Heled und sein Neffe den Rat gar auseinanderjagen und allein über die Stadt herrschen – was ging es ihn an? Im Gegenteil, Abimelech würde ihm seinen Dank abstatten, und so konnte es nur von Vorteil sein, wenn er den Befehlshaber der Hundertschaften unterstützte. Er sagte: „Du kannst auf mich rechnen. Aber nur, wenn Heled mit dir im Einverständnis ist."

Abimelech hörte die Antwort mit großer Freude. Er bat jedoch Sebul, mit Heled nicht über das Vorhaben zu sprechen, denn der Onkel habe ihn gebeten, das Geheimnis keinem anzuvertrauen. „Aber dir mußte ich es einfach sagen", beteuerte er treuherzig. „Wenn wir zwei zusammenstehen, wird unser Wille nicht ins Leere treffen. Und vergiß nicht: El-Berit ist mit uns!"

Nach dieser Unterredung schien es Abimelech, als könnte ihn nichts und niemand mehr aufhalten. Den Ratsherren ging er aus dem Weg. Auch Heled. Mit Schelef plante er die Durchführung der Aktion. Jede Einzelheit sollte vorher bedacht sein.

Baara fragte ihn mehrmals, was die Ursache seiner anhaltend guten Laune sei. Denn sie meinte bei sich, eigentlich müßte er doch an seinen Mißerfolgen verzweifeln. Er redete sich heraus, daß er sich über die gute Ernte freue, von der ihm Hotam berichtet habe, und daß er froh sei, weil nun Heled dem Rat vorstehe, und daß täglich junge Männer von den Wanderhirten kämen, um zu lernen, das Schwert zu führen. Baara merkte, daß das alles nur Ausflüchte waren, aber sie kam nicht hinter Abimelechs Geheimnis. Ihr selbst ging es nicht gut. Diese Schwangerschaft machte ihr mehr zu schaffen als die früheren, aber das konnte sie Abimelech ja nicht sagen. Ihr vorheriges Leben, das war ihr Geheimnis. Eines Tages teilte sie Abimelech mit, daß sie ihre Zeit herankommen fühle und daß sie fortan bis zur Geburt des Kindes im Tempel bei der Frau Elihus wohnen werde.

Er hatte sich über ihre Entbindung noch gar keine Gedanken gemacht. Er war ständig mit sich selbst beschäftigt. Und wenn er an den Sohn dachte, den ihm Baara gebären sollte, dann kam die Mutter des Kindes nur am Rande vor. Aber nun erwiderte er ungehalten: „Das kannst du nicht tun. Bleib bei mir! Laß die Frau Elihus zu dir kommen! Ich brauche dich!" Im Moment glaubte er daran, daß sie ihm wirklich noch die war, die sie ihm hatte sein sollen: die Gefährtin auf dem Wege zur Macht. Obwohl er sie schon längst nur noch im Bett brauchte. Denn für seine geheimen Pläne und seine Schliche hatte er ja Schelef, den Freund.

Als Baara auf ihrem Entschluß beharrte, gab er seinen Widerstand auf, und er sah ja auch ein, daß sie bei der Frau des Priesters am besten aufgehoben war. „Ich werde dich täglich besuchen", versprach er ihr in einem Anflug der früheren Leidenschaft.

„Nein!“ Sie sagte es schroffer, als sie eigentlich wollte. „Ich muß in diesen letzten Wochen allein sein. Allein mit Aschera, meiner Herrin. Vergiß nicht, daß ich ihre Priesterin bin!“

Er stritt mit ihr tagelang, aber sie blieb bei ihrem Verbot, sie aufzusuchen, und so mußte er sich auch damit abfinden. Mit Gewalt zu ihr vorzudringen, vor diesem Gedanken scheute er zurück. Wer weiß, wie ihre Göttin und auch El-Berit das aufnehmen würden. Er brachte sie bis zum Tempeltor und sagte zum Abschied: „Wenn du mit dem Kind zurückkommen wirst, und ich bin nicht da, so wird man dir sagen, wo du mich findest.“

Sie riß erstaunt die Augen auf. „Was heißt das? Was hast du vor? Soeben noch wolltest du mich täglich besuchen!“

Er lächelte verschmitzt. „Unser Sohn soll doch ein Großer in Sichem werden – muß ich da nicht jetzt schon dafür sorgen?“

Sie fragte nicht weiter. Traurig wandte sie sich zum Gehen. Sein Sohn! Wenn dieser Ahnungslose, der ihr nun nachstarrte, doch begriffen hätte, daß sie und ihre Kinder der Göttin gehörten und daß sie ihm nur geliehen war!

Abimelech beschlich ein ähnlicher Trennungsschmerz wie an dem Tag, als er am Stadttor Hotam nachgeschaut hatte. Er ärgerte sich darüber. Was sollte dieses Gefühl? Es gab doch gar keinen Grund dafür. Baara kam doch wieder! Er stellte sich vor, wie sie ihm lächelnd entgegenkommen werde, mit seinem Sohn auf dem Arm. War die Aussicht darauf denn kein Grund zur Freude?

38

Die ersten Regenfälle hatten die sommerliche Dürre beendet und das Land für neues Leben empfängnisbereit gemacht. In vier bis sechs Wochen würden die winterlichen Hauptregen einsetzen und die Wege unpassierbar machen. Bis dahin mußte die Saat in den Boden. Und bis dahin sollten nach Abimelechs Willen die wahren Machtverhältnisse in Sichem allen sichtbar werden. Seit Baara sich in den Tempel zurückgezogen hatte, lebte er mit Usa im Lager. Sein Haus mit all den Vorräten, die Hotams Gehilfen ihm inzwischen angeliefert hatten, bewachte sein Nachbar Sebul. Für den Marsch nach Aruma war alles bedacht. Das einzige, was Abimelech noch zögern ließ, war die ungelöste Frage, wie er seinen Auszug Heled beibringen sollte. Und wann. Wenn er es einige Tage vorher tat, würde es wahrscheinlich zum Konflikt kommen, denn der Onkel brachte sicher kein Verständnis für den neuen Standort Aruma auf. Also war es wohl das beste, wenn er ihn vor die vollendete Tatsache stellte.

Mit Schelef bestimmte er den Tag für den Abmarsch. Erst am Abend zuvor informierte er die beiden Hundertschaftskommandeure und die Fünfzigschaftsführer von der bevorstehenden Räumung des gesamten Lagers. Vor Sonnenaufgang ließ er wecken. Schelef leitete die Aktion. Abimelech trat vor das Lagertor und blickte hochmütig hinüber nach der Stadt. So hatte er sie betrachtet, als er vor einem reichlichen Jahr mit Usa hier angekommen war, um Macht und Ruhm zu suchen. Die Stadtmauer und die Tortürme, wie hoch und gewaltig ragten sie genau wie damals über die winzigen Menschen empor, aber wie klein erschienen sie zwischen den Bergen Garizim und Ebal! Abimelech erinnerte sich, daß er die Mauer und die Berge gegenüber Usa mit den Mächtigen und den noch Mächtigeren verglichen hatte. War er selbst nun ein Mächtiger geworden? Aber ja! Schon war seine Macht sogar größer als die des Rates von Sichem. Der konnte sich nicht einmal mehr auf die fünfzig Männer Sebuls verlassen, seit er den Stadthauptmann auf seine Seite gezogen hatte. Er atmete tief durch. Bald würde er an Macht dem Garizim gleichen. Dann war es aus mit dem Rat von Sichem. Aber nun hieß es erst einmal, auch Heled an sich zu binden. Am liebsten wäre er abmarschiert, ohne dem Onkel ein Wort zu sagen. Aber das ging nicht. Noch brauchte er ihn. Noch war er nicht stark genug. Und Sebul hatte er ja eingeredet, Heled sei im Einverständnis. Widerwillig machte er sich auf den Weg in die Stadt.

Heled war soeben erst aufgestanden, als Abimelech vor ihm erschien. Er gähnte und sagte vorwurfsvoll: „Du läßt dich in letzter Zeit selten bei mir sehen. Dafür heute schon so früh. Was führt dich her? Iß erst einmal mit mir, und dann nenne mir dein frühes Anliegen!“ Er lud den Neffen zum Sitzen ein.

Abimelech nahm Platz, bedankte sich für die freundliche Einladung und gab sich betrübt, daß er diese leider ablehnen müsse. „Wir sind nämlich im Aufbruch begriffen, um unser Lager zeitweilig in Aruma aufzuschlagen.“

Heled sah ihn verständnislos an, und erst, als Abimelech deutlich machte, daß er tatsächlich seine gesamte Streitmacht meinte, begriff er, was ihm der Neffe so beiläufig mitgeteilt hatte. „Was soll das?“ fragte er verwirrt. „Ich kann mich nicht erinnern, daß wir das im Rat besprochen haben. Und der Winter steht doch bevor!“

„Ich brauche mehr Raum, um meine Leute auszubilden“, begründete Abimelech sein Vorhaben. „Hier stoßen wir überall an eure Gärten und Äcker. Außerdem sind wir in Aruma den Efraimiten näher. Sie werden Späher zu uns schicken, die ihnen dann von der neuen Stärke Sichems berichten. Glaub mir, ich habe alles bedacht! Ich will nichts anderes, als die Macht Sichems sichtbar zu vermehren.“

Heled brütete vor sich hin. Das Vorhaben des Neffen traf ihn unerwartet. Er hegte ganz andere Absichten. Er wollte die Ruhe des Winters nutzen, um gemeinsam mit Abimelech zu überlegen, was im Frühjahr am wirksamsten zu unternehmen sei. Und dafür wollte er sich dann unter den Ratsherren Verbündete suchen, so daß sich seine Stellung festigte und er Nachrais Anhang nach und nach zu sich herüberzog. Und nun kam der Neffe am frühen Morgen ohne Vorankündigung und wollte seinen Alleingang. Sofort. Dabei war dieser Umzug nach Aruma doch völlig sinnlos. Und warum gerade nach Aruma? Das Vorhaben war eine Verrücktheit, weiter nichts. Man mußte ihm die Idee ausreden. Er blickte den Neffen an. „Natürlich ist es möglich, daß wir für unsere Streitmacht nach einem günstigeren Standort suchen“, sagte er entgegenkommend. „Ob es Aruma sein sollte, das muß ich mir in Ruhe überlegen. Es gibt sicher noch andere, geeignetere Orte. Wir werden im Rat mit dir gemeinsam den Umzug beraten. Es wird Zeit brauchen, um die Herren von der Zweckmäßigkeit einer solchen Maßnahme zu überzeugen. Aber nun iß doch erst einmal!“ Er gab Anweisung, das Morgenmahl aufzutragen.

Abimelech verschloß sich gegenüber der Freundlichkeit des Onkels. „Ein andermal werde ich gern dein Gast sein, jetzt bin ich in Eile“, erwiderte er mit Bestimmtheit. „Und was geht es den Rat an, was ich mit meinen Soldaten tue, solange ich seinen Aufträgen gehorche? Es ist beschlossen, daß ich im Frühjahr zu den Efraimiten gehe. Das wird geschehen. Wo inzwischen meine Männer lagern, das aber ist nicht festgelegt. Darüber entscheide ich, wie ich es für richtig halte.“

Heled erkannte, daß der Neffe nicht von seiner Absicht lassen wollte und deshalb sogar die Entscheidungsmacht des Rates in Frage stellte. Denn selbstverständlich, davon war er selbst überzeugt, konnte der Befehlshaber nicht einfach den Standort der Streitmacht wechseln, wie es ihm einfiel. Das hatte doch Auswirkungen! Die freien Bauernsippen, die schweifenden Viehzüchter, sie alle würden sich fragen, was das bedeutete. Doch wie sollte er Abimelech von seiner Idee abbringen? Ihm die Übersiedlung einfach verbieten? Und wenn er nicht gehorchte? Er kannte doch den Eigenwillen des Neffen. Und er selbst konnte ihn doch nicht zwingen! Womit denn? Einzig seine eigene Schwäche würde sichtbar werden. Was tat ihm Abimelech nur an? Merkte der denn nicht, daß er das Ansehen dessen untergrub, der ihm ein treuer Verbündeter war?

In das betretene Schweigen hinein erschien Sabdiel in munterer Stimmung und begrüßte Heled und Abimelech. Als ihm der unterdrückte Unmut des Bruders auffiel, fragte er nach dem Grund, und Heled berichtete ihm vom Anliegen des Neffen und dessen Uneinsichtigkeit. Sabdiel bekam Gelegenheit, für Heled den aufmunternden Ratgeber und für Abimelech den verständnisvollen Onkel zu spielen. „Warum soll er denn seine Soldaten nicht woanders lagern lassen?“ fragte er unbekümmert. „Das kann den Ratsherren doch egal sein! Sie sorgen sich ja sonst herzlich wenig um die Leute. Ist es nicht so, du Schwert Sichems?“

Abimelech freute sich über die Unterstützung durch den jüngeren Onkel. In seinem Mund klang die Anrede mit dem Titel nicht höhnisch wie bei Nachrai, sondern anerkennend. Ob Heled dessen Ansicht ernst nahm? Er fühlte so etwas wie Mitleid mit ihm. Es mußte ihm, der ihn in jeder Ratssitzung verteidigt und beschützt hatte, hart ankommen, sich nun plötzlich seinem Schützling völlig ausgeliefert zu sehen. Denn wenn er den Umzug der Truppe ablehnte, trennte er sich von der Macht, die sie darstellte, und Abimelech wurde sein Gegner. Wenn er aber zustimmte, stand er im Rat so gut wie allein, und nur Abimelech konnte ihn dann noch stützen.

Heled selbst sah das auch so. Der Neffe hatte ihm schlagartig seine wahre Lage klargemacht. Es war ihm wie eine Verhöhnung, als Abimelech ihm nun versprach: „Sollten dir die anderen Ratsherren die Gefolgschaft versagen, dann werde ich dafür sorgen, daß sie dem zustimmen, was der Vorsitzende kraft seines Amtes bereits entschieden hat. Auch Nachrai hat vieles erst dann dem Rat vorgetragen, nachdem er schon vorher seine Anordnungen getroffen hatte.“

Heled senkte den Kopf noch tiefer. Das fehlte noch, daß ihm der hochmütige Neffe Nachrai als Vorbild nannte! Er schämte sich seiner Schwäche, die er noch vorhin, als Abimelech eingetreten war, nicht für möglich gehalten hatte. Während Abimelech mit Sabdiel plauderte, dachte er nach, wie er sein Gesicht wahren konnte und welchen Entschluß er fassen mußte. Eines stand wohl fest: Abimelech ging es gar nicht so sehr um die Verlegung der Truppe nach Aruma. Ihm ging es um mehr persönliche Macht. Und offenbar trug er ihm an, im Kampf mit seinen Gegnern im Rat sein Partner zu sein. Und er selbst konnte eigentlich gar nicht anders, als Abimelech gewähren zu lassen. Wenn er Einspruch erhob, reihte er sich unter dessen Feinde ein. Und was der Neffe mit denen anstellte, das hatte sich vor einem Jahr in Ofra gezeigt. Ihn schauderte, und Sabdiel sah es. „Ist dir nicht gut?“ fragte er den Bruder besorgt.

Heled straffte sich. Er blickte Abimelech fest an. „Für morgen berufe ich den Rat zusammen. Ich werde deinen Vorschlag als Beschluß durchsetzen. Verlaß dich drauf! Übermorgen kannst du marschieren.“

Abimelech wußte nicht, ob er sich mehr über das Einlenken des Onkels freuen oder über seine Beschlußversessenheit ärgern sollte. Aber das war sowieso egal. Hier entschied er und nicht der Rat. Er konnte Heled keinen Schritt entgegengehen. „Du kannst den Rat morgen einberufen“, erwiderte er kalt. „Aber dann werden wir bereits die erste Nacht in Aruma verbracht haben. Es tut mir leid. Ich verstehe dich, aber ich kann nicht anders. Meine Männer stehen marschbereit. Sobald ich wieder bei ihnen bin, gebe ich den Befehl zium Aufbruch.“

Heled schluckte. Er schaute den Neffen gereizt an, schwieg jedoch. Es war eine Machtprobe, und er war unterlegen. Was sollte er sich noch weiter vor Abimelech erniedrigen?

Aber der demütigte ihn noch einmal. „Solltet ihr in Schwierigkeiten geraten“, wandte er sich an beide Brüder, „so laßt Sebul einen Boten zu mir schicken. Ich komme dann und züchtige diejenigen, die euch bedrängen.“

War das eine Verschwörung? Heled mochte die Frage gar nicht beantworten. Jetzt galt es, einen Rest an Haltung zu zeigen. Er und Sabdiel begleiteten Abimelech hinunter zum Osttor. Alle sollten sehen, daß er und seine Familie zum Neffen standen. Unterwegs trafen sie auf Sebul, der seine Morgenrunde entlang der Stadtmauer machte. Heled teilte ihm mit, daß die gesamte Streitmacht heute nach Aruma marschiere und dort eine Weile bleiben werde. Sebul verriet mit keinem Wort, daß er bereits im Bilde war. Ob es deshalb besondere Anordnungen für ihn gebe, wollte er lediglich wissen, aber Heled verneinte. Abimelech war guter Dinge. Deutlicher als durch diese Begegnung hätte Sebul gar nicht erfahren können, daß der Vorsitzende des Rates mit ihm im Einverständnis war.

Dann blickten Heled, Sabdiel und Sebul vom Torturm aus hinüber zum Lager und beobachteten den Auszug der Streitmacht. An der Spitze des Zuges ritt Abimelech auf seinem Maultier, hoch aufgerichtet, und neben ihm dieser Junge, wie Heled ihn nur abwertend nannte, weil er nichts von ihm hielt. Hinter beiden marschierten die Soldaten, schwertumgürtet, die Helme auf dem Kopf und die Schilde in der Hand. Und danach folgten auf Eseln die Huren, die man den Soldaten beschafft hatte. Heled und Sabdiel sahen sich an und waren einer Meinung: Der Auszug war keineswegs eine Augenblicksidee. Alles war bedacht und vorbereitet. Deshalb staunten auch beide nicht mehr, als schließlich Sebuls drei Karren aus dem Lagertor rollten, mit denen sonst die Abgaben der Dörfer eingetrieben wurden. Jetzt bargen sie die Lebensmittel und die Zelte und weitere Ausrüstung. In einem der Karren hockten auch die beiden Frauen, die das Backen und Kochen besorgten.

Heled fragte Sebul, wieso Abimelech im Besitz der Wagen war. Weil im Lager dafür mehr Platz war als in der Stadt, lautete die knappe Auskunft, und gleich danach verabschiedete sich Sebul und stieg eilig die schmale Treppe nach unten zu seinen Torwächtern. Heled kam der scheußliche Verdacht, daß der Hauptmann in Abimelechs Plan eingeweiht war. Dieser Treulose! Machte mit dem Aufrührer gemeinsame Sache, anstatt dem Ratsvorsitzenden das Vorhaben des Befehlshabers pflichtgemäß zu melden! Er schüttelte bekümmert den Kopf.

Als letzter kam Schelef aus dem Lagertor. Er verschloß es sorgfältig, schwang sich dann auf seinen Esel und ritt der Truppe hinterher. „Du Mörder!“ entfuhr es Heled. Sabdiel sah ihn verwundert an.

Die Brüder blickten dem Zug nach, bis er hinter der nächsten Bodenwelle verschwunden war. Nur noch eine niedrige Staubwolke zeugte von ihm, aber nicht für lange, denn der vergangene Regen hatte den ärgsten Staub gelöscht. Ob Abimelech Sichem erobern und den Rat entmachten wollte? fragte sich Heled. Aber warum zog er dann nach Aruma? Oder wollte er dort fern von den Augen Sichems seine Streitmacht verdoppeln? Ihm war alles zuzutrauen. Und er selbst hatte sich soeben zu seinem Helfer gemacht. Wie vorher Sebul.

Sabdiel bewegten ähnliche Gedanken, aber seine Schlußfolgerungen waren ganz andere. Er schaute sich um, ob auch keiner der Wachsoldaten in der Nähe war, und sagte im Flüsterton: „Weißt du, Heled, mir geht da seit längerem etwas im Kopf herum. Jetzt, wo du dem Rat vorstehst, traue ich mir, es dir zu sagen. Ob es gut ist, daß sich ständig ein Dutzend Männer streiten, was Sichem tun oder lassen soll? Inzwischen wird die Stadt immer schwächer. Wäre es nicht besser, wenn nur einer in der Stadt bestimmt?“

Heled blickte ihn entsetzt an. Wollte der Bruder etwa Abimelech zum König über Sichem machen? Sabdiel sah das Erschrecken Heleds und ahnte den Grund. „Ich spreche von dir!“ beruhigte er den Älteren mit Nachdruck . „Du bist mindestens so klug wie Nachrai. Und du hast mich an deiner Seite. Und auf unsere Söhne können wir zählen. Aber vor allem: Wir haben Abimelech mit seinen Soldaten. Wir haben die Macht! Nicht deine Widersacher um Nachrai und neuerdings um Iddo. Denk doch mit mir gemeinsam darüber nach! Wenn wir beide uns einig sind, könnten wir Abimelech ins Vertrauen ziehen.“

Heled schaute über das Land, über die fruchtbaren Äcker und Gärten zu Füßen der hohen Berge Ebal und Garizim. Bauern zogen hinter ihren Gespannen die Saatfurchen. Die Sonne brach

durch die Wolken. Sabdiel, der Bruder, der Vertraute, der wußte, womit er ihn aufrichten konnte. Einen Weg zu finden hin zu neuer Größe Sichems, genau das war seine eigene Sehnsucht. Bisher hatte er zwar nie mehr sein wollen als der Erste im Rat, der Erste an Verstand und Entschlossenheit. An die Wiederaufrichtung des Königtums hatte er nie gedacht. Und es lohnte wohl auch nicht, einem solch verwegenen Traum ernsthaft nachzuhängen. Dort drüben ritt einer nach Süden, der wußte, was er wollte. Und der hatte die Macht, es zu tun. Vielleicht kam er selbst in den Plänen des Neffen sogar vor. Vielleicht aber auch nicht. Auf jeden Fall hieß der, der dem Rat seinen Willen aufzwingen konnte, Abimelech, und nicht Heled. Sabdiels verführerischen Gedanken lag ein Irrtum zugrunde. Der Irrtum, daß Abimelech lenkbar war.

Er wandte sich dem Bruder zu. „Schweig still!“ gebot er ihm. Aber Sabdiel war trotzdem froh, daß der Ältere nun seine Gedanken kannte. Und die würden schon nicht ohne Wirkung bleiben, so glaubte er. Er wußte, wie sehr Heled den Nebenbuhler Nachrai um Ansehen und Einfluß beneidete. Es schadete nicht, seinen Ehrgeiz anzustacheln.

Auch viele andere Sichemiten sahen den Abmarsch der Streitkräfte nach Süden. Seit das Soldatenlager bestand, hatten sie diesem wenig Beachtung geschenkt. Das Lager lebte sein eigenes Leben. In die Stadt kamen die Soldaten gar nicht. Der Befehlshaber hielt auf Zucht und Ordnung, und so gab es auch kaum Reibereien zwischen Stadt und Lager. Aber nun ging die Nachricht wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus, daß Abimelechs Truppe geschlossen abzog und ihr Quartier leer zurückließ. Was steckte dahinter? Würde es Krieg geben? War vielleicht gar schon ein Feind im Anmarsch?

Die Ratsherren, soweit sie nicht selbst den Abmarsch gesehen hatten, und das waren nur zwei, bemerkten die allgemeine Aufregung und liefen teils zu Heled, teils zu Nachrai, um zu erfahren, was eigentlich los war. Seit Abimelech zum „Schwert der Männer von Sichem“ ernannt worden war, hatte es keine solche Verwirrung in der Stadt gegeben. Nachrai war vor allem darüber bestürzt, daß ihm weder Elihu noch Sebul noch sonst irgendjemand vorher etwas zugeflüstert hatte. Sein persönlicher Nachrichtendienst hatte versagt. Er scharte seine Anhänger um sich und wollte Heled aufsuchen, aber der war noch nicht wieder zu Hause, und die Herren, die von vornherein zu ihm gegangen waren, standen finster wartend vor seiner Tür.

„Wir wollen ihn suchen“, schlug einer vor.

Aber Nachrai hielt entgegen: „Wir laufen ihm doch nicht nach, als ob wir ihn bitten müßten! Wir haben zu fordern! Laßt uns in die Versammlungshalle gehen! Dort soll er uns erklären, warum wir von Abimelechs neuem Streich nichts wissen.“

Heled und Sabdiel hatten auf ihrem Rückweg vom Osttor die Menschen auf der Straße beruhigt. Nun kam ihnen einer der Priestersöhne entgegen und teilte Heled mit, daß die Ratsherren bereits ungeduldig auf ihn warteten. „Sei stark!“ wünschte Sabdiel dem Bruder, der sich selbstsicher gab, obgleich ihm in Wirklichkeit jämmerlich zumute war. Er wußte, daß er jetzt vor seiner Bewährungsprobe als Vorsitzender stand. Jetzt galt es, Mut und Härte zu beweisen.

Entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit verstummten die Ratsherren, als ihr Vorsitzender erschien. Er grüßte sie, und er war froh, daß seine Stimme ruhig wie immer klang. Nachrai machte sich zum Sprecher aller und forderte zornig: „Sag uns, warum Abimelech abzieht, und nenne uns sein Ziel, und wir werden danach entscheiden, ob du versucht hast, uns gemeinsam mit ihm zu hintergehen!“ Es klang wie eine Kampfansage. Iddo grinste boshaft.

Heled dachte an Sabdiels abfällige Meinung über den Rat. Beim Gott von Sichem – er hatte wohl recht! „Warum klingen deine Worte so anmaßend?“ wies er Nachrai zurecht. Er entschloß sich, seinerseits zum Angriff überzugehen. „Darf ich dich erinnern, daß du nicht mehr unserer Versammlung vorstehst? Was willst du entscheiden? Es gibt nichts zu entscheiden.“

Ein Murren erhob sich. Nachrai maß ihn mit wütendem Blick. Sein Gesicht war hochrot. Heled wurde lauter. „Ihr Herren, der Befehlshaber ist zu einer großen Gefechtsübung nach Aruma aufgebrochen. Daran ist nichts Geheimnisvolles. Warum also die Aufregung? Ihr wißt selbst, daß für zwei Hundertschaften der Raum um unsere Stadt recht beengt ist. Und Abimelech will nicht, daß von euren Äckern und Gärten durch seine Leute etwa aus Versehen auch nur ein Fußbreit zerstört wird. In Aruma dagegen ist Platz genug für die Kriegsspiele der Männer. Außerdem können sich an diesem Standort die Efraimiten leichter von der wachsenden Stärke Sichems überzeugen. Wenn der Auftrag, den wir Abimelech für das Frühjahr erteilt haben, erfüllt sein wird, dann kann der Rat entscheiden, wo unsere Streitmacht künftig ihr Standquartier haben soll, hier in Sichem oder in Aruma oder anderswo. Bis jetzt ist es noch Sichem. Nichts hat sich daran geändert. Das ist alles, was ich euch mitzuteilen habe.“

Jetzt ließen sich die Ratsherren nicht mehr zügeln. Ein wüstes Geschrei setzte ein. Das seien alles nur Ausflüchte. Wenn die Truppe für längere Zeit ein anderes Lager beziehe, so gehe das nicht ohne Ratsbeschluß. Es stecke mehr hinter dem Abmarsch, als Heled gesagt habe. Ob Abimelech nicht sogar seinen Eid verletzt habe? Warum habe Heled der Absicht des Neffen stattgegeben? Steckten etwa beide unter einer Decke?

Nachrai hörte kaum auf die groben Verdächtigungen, die Heled an den Kopf flogen. Er gönnte dem neuen Vorsitzenden die Niederlage. Aber er war mit sich beschäftigt. Seinen Zorn darüber, daß ihn Heled und dessen Neffe überrumpelt hatten, unterdrückte er. Jetzt war wichtiger zu überlegen, was Abimelech beabsichtigte. Er glaubte nicht, daß der mit seinem Auszug zum Kampf um die Alleinherrschaft ansetzte. Dem ging es doch gar nicht um Sichem! Dem ging es doch um die freien Bauernsippen! Und da sah er ausgesprochen schwach aus. Keiner kannte besser als er Abimelechs Schwäche, davon war er überzeugt. Bei den Abiesriten, den Machiriten und bei Gideon, überall war er erfolglos geblieben. Der ganze Norden hatte ihm die kalte Schulter gezeigt. Und dank Baaras Redseligkeit gegenüber Elihu wußte er auch, daß die Ältestenwürde des Jerubbaalsohnes in Frage stand, ja sogar sein Landbesitz. Nachrai glaubte zu erkennen, was Abimelech zu seinem seltsamen Abmarsch zu Winterbeginn getrieben hatte. Es war Schwäche. Er wollte sich vor dem Rat und vor seinen Volksgenossen verkriechen. Das war es.

Er gebot Ruhe, und was Heled vergeblich versucht hatte, ihm gelang es. Die Herren verstummten und blickten ihn erwartungsvoll an. „Ich denke, daß Abimelech deshalb nach Aruma gezogen ist, weil er hier nichts erreicht hat“, verkündete er den lauschenden Kollegen. „Er hat uns viel versprochen und wenig gehalten. Und nun will er uns offenbar für eine Weile nicht mehr sehen. Er schämt sich.“ Nachrai grinste, und das steckte an. „Natürlich hätte uns der Vorsitzende von der Unternehmung vorher Mitteilung machen müssen. Da bin ich mit euch allen einer Meinung. Es sind schließlich unsere Soldaten! Oder hat der Vorsitzende etwa auch nichts davon gewußt, und sein Neffe hat ihn ebenso überrascht wie uns?“ Heled hätte in den Boden versinken mögen. Nachrai freute sich an der Wirkung seiner Hohnrede und kam zum unerwarteten Schluß: „Laßt Abimelech dort, wo es ihn hinzieht! Soll er doch nun im Süden sein Glück versuchen! Wenn er sieht, daß wir nicht so schreckhaft sind, wie er vielleicht meint, dann wird er sich selbst auch nicht mehr so wichtig nehmen. Er hat ja erfahren, wie leicht ihm die Soldaten davonlaufen. Im Frühjahr wird er, um erneute Nachsicht bittend, zurückkehren. Wir werden es erleben. Übrigens: Seinen Amtseid hat er meines Erachtens nicht verletzt.“

„Noch nicht“, warnte einer.

Iddo rief: „Deine Versöhnungsrede, Nachrai, wird dir vielleicht noch leid tun! Ich bin dafür, daß wir Abimelech jetzt sofort absetzen. Und daß wir Gaal zurückrufen und ihm das Oberkommando anvertrauen.“

Erneut begann ein erregtes Hin und Her der Meinungen. Heled ließ seine Kollegen reden. Was sollte er sich ereifern? Ihm schien es wirkungsvoller, den Überlegenen herauszukehren, für den die Wortgefechte lediglich Unterhaltungswert hatten. Aber das fiel ihm schwer.

Als sich die Leidenschaften erschöpften und die Herren zu normaler Lautstärke zurückfanden, schlug Heled mit grimmiger Miene vor, die Beratung abzuschließen. Es sei alles gesagt. Beschlüsse seien nicht zu fassen, denn niemand habe Beweise dafür vorgebracht, daß Abimelech seinen Schwur verletzt habe. Und er sprach seine eigene Auffassung noch einmal aus: „Wenn einer Sichem groß machen kann, dann ist es Abimelech. Wir alle müssen mehr Geduld mit ihm haben. Was er will, das ist schwierig und dauert lange. Länger, als wir alle gedacht haben. Ich stehe zu ihm, nicht nur weil er mein Neffe ist – ja, auch als Vorsitzender kann und werde ich das nicht vergessen – , sondern weil er der Erwählte El-Berits ist. Daran glaube ich – ihr etwa nicht? Und was Iddos Rede anbetrifft: Ich verfüge in Übereinstimmung mit fast allen von euch, daß der Name des Verbannten heute hier ein letztes Mal genannt sein soll. Ich warne dich, Iddo! Laß ab vom Haß deines Vaters gegen Abimelech!“

Allen war klar, daß trotz der stillschweigenden Übereinkunft am Schluß der Sitzung, nichts gegen Abimelech zu unternehmen, der Rat fortan tiefer gespalten war als bisher. Die meisten der Herren hörten auf Nachrai. Sie mißtrauten Abimelech, ließen ihn jedoch gewähren, weil das auch Nachrai zu tun schien. Sie warteten ab. Das kleine Häuflein um Heled sah jedoch im Befehlshaber bei aller Kritik im einzelnen immer noch seinen Hoffnungsträger. Die ebenso geringe Gruppe um Iddo machte dagegen aus ihrer Ablehnung des Fremdlings, wie sie Abimelech verächtlich nannten, kein Hehl, und Iddo selbst setzte auf Gaal.

Heled kam erschöpft nach Hause und berichtete Sabdiel erregt vom Verlauf der Beratung. Sabdiel lobte seine Beherrschung, aber Heled war das ein geringer Trost. Der Neffe würde ihn wohl doch eher ins Unglück stürzen als ins höchste Glück erheben. Ob El-Berit ihn wirklich erwählt hatte, daran konnte man zweifeln, wenn man das verflossene Jahr überblickte. Wenn auch gegenüber dem Rat an der Erwählung festzuhalten war. Der Massenmord in Ofra ging Heled nicht aus dem Kopf. Hatte Abimelech in dieser Untat sein wahres Gesicht gezeigt? War es das Gesicht eines grausamen Menschen, voller Heimtücke, der keine Gnade kannte, wenn es um seine Ziele ging? Oder war er doch eher der kühne Planer, der den Weg gefunden hatte, auf dem Sichem wieder das Haupt aller Völker des Berglandes wie einst werden konnte? Und die Leichen in Ofra gehörten zum Preis, den Sichems Aufstieg nun einmal kostete? Heled erinnerte sich plötzlich an das böse Zeichen am Morgen der Amtseinführung Abimelechs. Sein Salbkrüglein war zerbrochen. Und ihm fiel auch wieder ein, daß er am Tage seiner eigenen Aufnahme in den Rat gleichfalls solche Vor-

zeichen empfangen hatte: den Holzsplitter im Brot und das zerrissene Sandalenriemchen. Sein Unbehagen ließ sich nun gleich gar nicht mehr vertreiben. Auch nicht durch Sabdiels brüderlichen Zuspruch.

Am nächsten Morgen sandte Iddo seinen Sohn heimlich ins ferne Dor. „Sage dem Hauptmann Gaal“, trug er ihm auf, „er soll kommen und Abimelech vertreiben!“

39

Abimelech und Schelef saßen am Hang eines Hügels gegenüber von Aruma und schauten hinüber nach Dorf und Militärlager. Eine blasse Sonne schien durch lockere Wolken und wärmte nur mäßig. Aber die heftigen Winterregen waren wohl vorbei, und bald würden die ersten Frühlingsblumen aus dem Boden sprießen.

Der Befehlshaber und sein Stellvertreter beobachteten die Soldaten, die auf den Dächern ihrer Unterkünfte hockten und an ihnen herumflickten, damit diese während der zu erwartenden Spätregenfälle wieder dicht hielten. Abimelech hatte gleich nach der Ankunft in Aruma feste Häuser bauen lassen. Die Mauern waren zwar krumm und schief, und die Dächer mußten schon zweimal ausgebessert werden. Aber im Vergleich mit den Zelten waren die Häuser geräumiger, und die Männer fühlten sich wohler, bis auf diejenigen, die von den Wanderhirten gekommen waren und das Zeltleben für das normale Dasein hielten. Abimelech hatte versucht, aus den Männern von Aruma erfahrene Bauleute zu gewinnen, die den jungen Soldaten Anleitung geben konnten, aber die Einwohner hatten sich der Bitte verschlossen. Sie müßten die Aussaat schaffen, bevor der tiefe Winter komme, hatten sie sich entschuldigt, und das stimmte ja auch, und so war Abimelech nicht weiter in sie gedrungen. Er wollte im guten mit ihnen auskommen. Wenn er allerdings die schiefen Hütten mit den Unterkünften in Dor verglich, da ärgerte er sich. Jedes beliebige Bauernhaus sah ordentlicher aus. Die ungefügen Steine, die kreuz und quer aus den Wänden ragten, zeugten zwar von der Kraft der jungen Männer, aber zugleich auch von ihrem mangelnden Geschick. Gaal würde sich totlachen, wenn er das sähe.

Aber gut war, daß sich die Bauern von Aruma allmählich an die ungewollten Mitbewohner gewöhnten. Die befürchteten Streitigkeiten und Übergriffe blieben aus. Abimelech und Schelef saßen oft abends im Kreise irgendeiner der Familien und erzählten von ihren Abenteuern in der fernen Welt, und die Einwohner überzeugten sich, daß die beiden Befehlshaber keine Unmenschen, sondern freundliche und rücksichtsvolle Nachbarn waren. Was jedoch die Verlegung der Truppe in ihr Dorf bezweckte, das blieb ihnen ein Rätsel. Wenigstens würden sich keine Banditen in die Nähe wagen, so hofften sie.

Abimelech war auch mit der Lage in Sichem zufrieden. Noch vor dem Winterregen hatte er mit Sebuls Karren weitere Vorräte aus den städtischen Magazinen und aus seinem Haus heranschaffen lassen, und niemand war der Aktion entgegengetreten. Er hatte herzliche Grüße an seine beiden Onkel und ihre Familien ausrichten lassen und ebensolche von ihnen empfangen. Sebul hatte ihm Nachricht geschickt, daß der Rat zwar die Verlegung des Standorts mißbillige, aber im übrigen erst einmal abwarten wolle.

Nach Aruma kamen auch keine Abiesriten, die ihre Söhne zurückholten und vielleicht gar argwöhnisch Schelef beobachteten, um den Verdacht, der in Ofra umlief, bestätigt zu finden. Ob Gareb jemanden zu schicken wagte, der die Frechheiten des Sippenrates, die Hotam berichtet hatte, wiederholte, das würde sich im Frühjahr zeigen. Vorläufig war Abimelech guter Laune. Die Übersiedlung hierher war richtig gewesen, so fand er.

Wie er nun neben Schelef zu dem Gewimmel der hart arbeitenden Soldaten hinübersah, erinnerte er sich an die Wallfahrt zum Tabor. Wie lange schien ihm das her! Damals hatte er sich zum erstenmal einer großen Menschenmenge gegenübergesehen und den Wunsch verspürt, über eine Masse Männer gesetzt zu sein und ihnen zu befehlen. Seine Truppe da drüben war zwar an Zahl mit den Wallfahrern gar nicht vergleichbar, aber es waren seine Leute, und sie hörten auf seine Befehle. Der kühne Wunsch des Knaben, der er damals am heiligen Tabor fast noch gewesen war, hatte sich erfüllt.

Und was war mit dem Traum im Tempel des El-Berit? Die Traummenschen zu seinen Füßen waren so zahlreich wie der Sand am Meer gewesen. Die Vision meinte mehr als den Oberbefehl über ein paar Hundertschaften Soldaten. Viel mehr. Männer, Frauen und Kinder hatte er gesehen, und er gebot über sie alle. Die Erfüllung dieses Traumgesichts stand noch aus. Das Bild wies auf das Königtum über das gesamte Bergland. Und falls er dieses noch nicht selbst zu erringen vermochte, dann gewiß sein Sohn. Seine Deutung des Traums, als ihm Baara ihre Schwangerschaft offenbart hatte, war die einzig richtige. Der Halbwüchsige auf dem Berg hoch über den Völkern – er war der ersehnte Sohn. Der Traum würde sich erfüllen, wenn El-Berit weiterhin die Hand über seinen Erwählten hielt und ihm beistand.

Doch wie war das nun mit dem Verhältnis zwischen ihm und dem Gott? War El-Berit wirklich noch ohne Wenn und Aber mit ihm, wie er es gewesen war, seit er ihn aus der Hand der Midianiter errettet hatte? Schon nach der Demütigung durch den Machiriten Rekem waren Abimelech Zweifel gekommen. Durch den Überfall auf Dotan hatte er den Gott zwar erneut an seine Seite gezwungen, aber der unselige Argwohn gegenüber dem Gott war geblieben. Hätte er ihm von der Beute aus Dotan abgeben sollen? Aber die Soldaten brauchten das Silber dringender. Er erschrak. Maßte er sich an zu entscheiden, was einem Gott zukam und was nicht? Wie schwierig war doch der Umgang mit den Göttern! Eine falsche Tat aus guter Absicht konnte furchtbare Folgen haben. Damals am Tabor, da hatte er keine Zweifel an der gütigen Macht der Götter gekannt. Da war alles so einfach gewesen. Allein schon der Wohnort des Baal vom Tabor schuf Vertrauen zu ihm. Der Gott auf solch einem gewaltigen Berg mußte einfach ein mächtiger Gott sein, dem man sich zuversichtlich anvertrauen konnte. Hielt er selbst nun etwa den Gott Sichems für nicht mächtig genug, um ihm das Königtum zu verschaffen? Weil El-Berit hinter dicken Mauern wohnte, die ihn von den Menschen trennten? Steckte das etwa hinter den eigenen Zweifeln?

Er fragte Schelef: „Welchen Gott hältst du für den mächtigsten?“

Der Freund schaute ihn erstaunt an, denn er hatte gerade trotz der Entfernung bemerkt, daß an einem der Häuser die Soldaten herumalberten, statt fleißig zu arbeiten. Er würde sie zur Rede stellen lassen. Abimelech mußte seine Frage wiederholen. Schelef überlegte nicht lange. „Wir beide wissen, wie sich die Philister immer weiter nach Norden schieben. Niemand kann sie aufhalten. Also sind doch ihre Götter sicherlich die mächtigsten.“

„Ich meine die Götter bei uns hier im Bergland“, wurde Abimelech deutlicher. „Aber wenn ich wie du hinunter ins Meerland schaue, da will ich dir recht geben. Bis jetzt ist es dort so, wie du sagst. Obwohl ihre Götter gar nicht auf Bergen wohnen. Aber nun sag mir, ob hier im Bergland ein Gott, der auf einem hohen Berg zu Hause ist, nicht vielleicht mehr Macht hat als einer, der in einer Stadt hinter dicken Mauern wohnt. Was denkst du darüber?“

Schelef wandte seinen Blick vom gegenüberliegenden Lager ab. Abimelech wollte offenbar das Thema weiterführen, und seine Fragen waren immer so anstrengend. „Ich denke dabei an meinen Gott Jahwe, den alle bei uns im Dorf verehren“, meinte er. „Jahwe wohnt auf dem höchsten Berg in der Wüste, noch viel weiter im Süden als das Gebirge Juda, wo ich herstamme. Wenn er wütend ist, speit er Feuer von seinem Berg herab. Ist er aber mild und gnädig gestimmt, dann kündet davon der weiße Rauch, der über dem Gipfel steht. Ja, ich denke, Berggötter sind mächtige Götter.“

„Hast du diesen Gottesberg gesehen?“ fragte Abimelech hastig. Denn wenn das stimmte, was der Freund erzählte, dann war dieser Jahwe wirklich sehr mächtig.

Aber Schelef enttäuschte seine Neugier. „Unsere Alten haben davon erzählt. Früher sollen welche von uns zu dem Berg gewandert sein, um den Gott zu befragen. Aber ich sagte ja, es ist sehr weit bis dahin, und sehr gefahrvoll, und ich kenne keinen, der dort war.“

Es schien Abimelech merkwürdig, daß Schelefs Volksgenossen einen Gott verehrten, der gar nicht in ihrem Land wohnte, und er sagte das dem Freund. Dabei fiel ihm ein, daß sogar sein Großvater Joasch nach diesem Jahwe benannt war. Jerubbaal hatte ihm einst das so erklärt, daß jene Abiesriten, die irgendwann von Süden her gekommen waren, dort diesem Gott gedient hatten. Aber mehr hatte der Vater nicht gewußt. Ob die Efraimiten mehr darüber sagen konnten?

Schelef hoffte, das Gespräch über die Götter sei zu Ende, aber Abimelech begann von neuem: „Warum hat mich der Geist meines Vaters gerade an El-Berit von Sichem verwiesen? Warum nicht an einen der Berggötter? An den Taborgott etwa oder an deinen Jahwe.“

Schelef schaute gelangweilt nach einer frühen Eidechse, die von der Sonne aus ihrem Erdloch gelockt worden war. Was sollte er darauf antworten?

Die Frage ließ Abimelech nicht los. „Ob sich der Geist geirrt hat? Vielleicht wollte er mich gar nicht zu den Brüdern meiner Mutter schicken.“

„Ein Totengeist irrt sich nicht“, erwiderte Schelef gleichgültig, um irgendetwas zu sagen.

Aber nun umklammerte Abimelech aufgeregt den Arm des Freundes. „Weißt du, was du sagst? Ich darf es gar nicht zu Ende denken!“ Er schlug die Hände vors Gesicht.

Was hat er jetzt schon wieder? dachte Schelef mißmutig und suchte die Eidechse, aber die war mittlerweile verschwunden.

Abimelech ließ die Hände sinken und hob den Blick wieder. „Schelef, du weißt, wie wenig Erfolg ich bisher gehabt habe und wie mir diese feisten Köpfe in Sichem das Leben schwermachen. Wo ist denn nun die Hilfe El-Berits, die er mir im heiligen Traum zugesagt hat? Was tut er denn für seinen Erwählten? Mir ist zwar vieles gelungen, das will ich nicht abstreiten, aber wenn ich an das Ziel denke, dann ist es wenig. Und zu diesem untätigen Gott hat mich der Totengeist geschickt! Warum? Wollte er, daß ich mich abarbeite, aber an Macht nicht zunehme? Kann ein Vater seinem Lieblingssohn das antun? Oder wußte er damals schon, daß ich seinen anderen Söhnen nach dem Leben trachte? Kennt denn ein Totengeist die Gedanken der Lebenden, noch ehe sie ausgesprochen sind? Hat er seine Söhne an mir rächen wollen?“

Schelef blickte den Freund an. Der sah wirklich aus wie nach einer gräßlichen Entdeckung. Was war bloß in ihn gefahren? Vorhin noch war er guter Dinge gewesen, als sie nach hier heraufgestiegen waren, um die Arbeit der Soldaten aus der Ferne zu überwachen, und nun plötzlich dieser Stimmungsumschwung. Er schüttelte energisch den Kopf und meinte damit gleich alle Fragen des Freundes zusammengenommen. „Du grübelst zuviel“, mahnte er. „Du quälst dich bloß ab und bekommst ja doch keine Antwort. Freu dich doch lieber an deiner Truppe! Sie gehört dir! Mach etwas mit ihr! Die Soldaten hoffen, daß im Frühjahr endlich etwas geschieht. Sie haben das faule Lagerleben im Grunde satt.“

„Im Frühjahr gehe ich nach Schilo, um mit den Efraimiten zu verhandeln. Du weißt es.“ Abimelechs Miene war abweisend. Er hatte es nun einmal nicht gern, wenn ihm widersprochen wurde. Selbst Schelef war da keine Ausnahme.

„Reden, reden, nichts als reden!“ ereiferte der sich nun. „Glaubst du, das ist es, worauf unsere Männer warten? Warum überfallen wir nicht einfach dieses Schilo? Ein Vorwand wird sich finden, wie in Dotan. Nur so kannst du die Soldaten an dich binden, wenn du ihnen schon keinen Sold zahlen kannst.“

Abimelech vermied es, den Kritiker anzublicken. Ein kleiner Kopf wie alle anderen um ihn, dachte er. Unfähig, das Große zu sehen, das den Kampf überhaupt lohnte. „Du verstehst mich nicht“, sagte er spröde, erhob sich und ging.

„Er läßt mich einfach sitzen!“ beklagte sich Schelef. Auch er war verstimmt, und er war der Meinung, mehr Grund dafür zu haben als der Freund. Wollte Abimelech die Wahrheit nicht hören? War er blind? Er hing seinen Ideen nach und übersah, was praktisch zu tun war. Glaubte er denn, seine Soldaten seien ihm treu wegen seiner Spinnereien? Hatte er vergessen, wofür er selbst in Dor gedient hatte? Etwa für Träume? Oder nicht doch für das glänzende Silber regelmäßiger Löhnung?

Abimelech haderte seinerseits in Gedanken mit dem Freund, während er hangabwärts schritt. Sie waren sich wirklich nur äußerlich ähnlich. Ihre Ansichten waren grundverschieden. Fast war er dem Selbstmitleid nahe. Wie einsam er war! Wenn ihn jemand verstanden hatte, dann war es Baara gewesen. Nicht die Baara der letzten Monate, sondern die Gefährtin jener glücklichen ersten Wochen, nachdem sie in sein Haus gekommen war. Die Entfremdung zwischen ihnen war ja erst aufgekommen, nachdem sie den Mord an den Kindern herausbekommen hatte und nachdem er ihr wie den Ratsherren seinen Mißerfolg bei den Machiriten und seine Lüge in Dotan verheimlicht hatte. Wenn sie endlich zurückkehrte, wollte er ihr alles gestehen, und es würde danach wieder wie am Anfang werden. So glaubte er. Sie fehlte ihm auch als Frau. Die Huren, zu denen er ging, als sei er einer seiner Soldaten, verabscheute er. Sie waren abgestumpft und ordinär. Kein Wunder bei dem Massenandrang, den sie täglich bewältigten.

Mitten in der Winterkälte hatte Abimelech Usa nach Sichem zu Elihu geschickt. Er hatte die Ungewißheit über Baara nicht mehr ertragen können. Der Junge war dick vermummt zu Fuß gewandert – unbeweglich auf einem Esel sitzend hätte er sich den Tod geholt. Aber der Gang war im Grunde umsonst gewesen. Elihu hatte ausrichten lassen, alles stehe gut, Baara sei gesund, und im Frühjahr kehre sie zurück. Und als Usa nach dem Kind gefragt hatte, da war der alte Schwätzer Elihu ausgewichen: Die Antwort sei ein Geheimnis der Göttin Aschera, und nur Baara selbst werde es dem Vater des Kindes entdecken. Abimelech hatte getobt, als er das von Usa hörte, und war drauf und dran gewesen, selbst nach Sichem zu gehen und mit Gewalt bis zu Baara vorzudringen. Aber als er sich dann beruhigt hatte, war es ihm ratsamer erschienen, Baara auf die Probe zu stellen. Entweder sie kam von selbst, oder sie war seiner nicht wert. Und das Kind ging ihm ja nicht verloren. Was sollte Baara auch bei dem häßlichen Wetter hier im abgelegenen Aruma mit ihrem Säugling? Wenn die Winterkälte erst vorbei war, würde sie schon kommen.

Aber Baara wollte gar nicht zu Abimelech zurück. Sie hatte einen Sohn geboren, und er war ihr nicht einmal gezeigt worden. Sie wußte auch nicht, wo sein Leichnam bestattet war. Wie sollte sie Abimelech in die Augen sehen? Er hatte ja nie begriffen, daß sie ihm nur ausgeliehen war, daß sie und ihre Kinder nach wie vor der Göttin gehörten. Und im Auftrag des Gemahls der Aschera, des großen Gottes von Sichem, verfügte Elihu über ihre Kinder. Baara war froh, daß ihr wenigstens die beiden Mädchen geblieben waren.

Sie wußte von Abimelechs Aufenthalt in Aruma. Mochte er dort finden, was er suchte! Was ging es sie noch an? Er hatte ihr ja keinen Anteil mehr an seinen Gedanken gestattet. Sollte er doch mit seinem Mörderfreund Schelef neue Pläne schmieden! Sicher hatte er in Aruma auch irgendeine Hure bei sich, die sich nachts an ihn schmiegte. Vielleicht hatte er seine Baara schon vergessen. Nur zwei Wünsche beseelten sie noch: wieder als Priesterin zu amtieren und dabei zu sehen, wie ihre Töchter heranwuchsen. Die Töchter würden ihre einzige Freude im ansonsten freudlosen Leben sein. Das einsame Tempelleben war wenigstens ein gesichertes Leben.

Elihu wußte von ihren Wünschen. Aber eines Tages besuchte ihn Nachrai, und der hatte wie immer ein Anliegen. Als der Priester darüber im Bilde war, ließ er Baara holen. Sie blickte den mächtigen Ratsherrn furchtsam an, denn sein Kommen hing sicher mit Abimelech zusammen. Ihre

unerfreuliche Vermutung bestätigte sich sogleich. Nachrai richtete das Wort an sie, was er noch nie getan hatte: „Weißt du, daß Abimelech den Aufruhr plant? Falls er seinen Schwur bricht, den er uns geleistet hat, wird ihn die furchtbare Rache unseres Gottes treffen. Willst du das?“

Baara erschrak. „Nein“, antwortete sie ebenso kurz angebunden. „Aber was habe ich damit zu schaffen?“

Nachrai setzte eine väterlich besorgte Miene auf. „Wir müssen Abimelech von seinem gefährlichen Vorhaben abbringen. Es wäre doch schlimm, wenn er sich unbedacht ins tiefste Unglück stürzt. Denn wir achten und ehren ihn trotz seiner Untreue. Aber gegen den Gott sind wir natürlich machtlos, falls Abimelech seinen heiligen Eid vergißt. Geh also zurück zu ihm, meine Tochter, und melde uns alles, was er tut und was er denkt! Nur so kannst du ihm helfen. Du liebst ihn, also tu es für deine Liebe!“

Baara war angewidert. „Ich liebe ihn nicht mehr!“ warf sie hin. „Ich bin Priesterin, und ich will es bleiben! Nur Aschera selbst hat Gewalt, mir den Dienst für sie zu verwehren. Menschen bin ich nicht verpflichtet.“

Nachrai wechselte einen schnellen Blick mit Elihu. „Was sagst du?“ gab er sich höchst verwundert. „Du liebst ihn nicht mehr? Das wußte ich nicht. Aber leider sehe ich niemand anderen, der Abimelech vor sich selbst beschützen könnte. Es muß ja jemand sein, dem er vertraut. Und dich liebt er noch, ich weiß es. Aber wenn nun schon deine Liebe zu ihm erloschen ist, dann erfülle unsere Bitte aus Gehorsam gegen diesen ehrwürdigen Priester hier, der dir wie ein Vater gilt. Einen der Großen Sichems zu seiner Pflicht zurückzuführen und so vor dem Zorn unseres Gottes zu bewahren, wird dir das nicht auch deine göttliche Herrin als Verdienst anrechnen? Und ihre Priesterin bleibst du doch! Niemand will dich aus ihrem Dienst vertreiben.“

Baara warf ihm einen abweisenden Blick zu. Sie wollte auf keinen Fall zu Abimelech. Er hatte sie entgegen seinen Versprechungen geringgeachtet, und überdies stand sein toter Sohn zwischen ihnen. Und nun sollte sie auch noch sein Vertrauen mißbrauchen, sofern er überhaupt noch einen Rest davon aufbrachte. Der Auftrag widerstrebte ihr zutiefst. Aber zugleich fürchtete sie sich vor Nachrai. Wenn der etwas wollte, setzte er es durch, das ahnte sie.

Elihu mischte sich ein. „Baara, tu, was Nachrai sagt! Der Rat muß doch wissen, was Abimelech plant. Wenn du deinen Auftrag erfüllt hast und du auch dann noch zurück zu mir willst, so kannst du das tun, und du sollst gemeinsam mit deiner älteren Tochter Priesterin sein wie früher. Ich verspreche es dir, und El-Berit sei mein Zeuge.“

Wenn sie nun Abimelech tatsächlich mit seinem Gott versöhnen konnte? Baara wollte nicht, daß er all den schrecklichen Verfluchungen erlag, die ihm in seinem Schwur angedroht waren, falls er diesen brach. Das hatte nichts mit ihrer früheren Liebe zu tun, sagte sie sich. Wenn sich vor einem Menschen ein Abgrund auftat, und man konnte ihn vor dem Sturz retten, dann war es Pflicht, das zu tun. Außer bei einem Feind. Aber Abimelech war weder ihr persönlicher Widersacher noch ein Gegner Sichems. Und danach würde sie im Tempel die Ruhe finden, nach der sie sich jetzt sehnte. Sie hatte das Wort des Priesters. „Ich bin einverstanden“, erklärte sie mit eisiger Miene. Hoffentlich durfte sie nun gehen. Sie durfte.

So wurde Baara ein zweites Mal Abimelech gegeben, und diesmal wußte sie, was Nachrai und Elihu von ihr erwarteten. Ein kalter Nordwind blies am Tag ihrer Reise, aber Elihu hatte gemeint, morgen könne es vielleicht regnen, und der Wind blase ihr ja nicht ins Gesicht.

Sie war noch ein gutes Wegstück von ihrem Bestimmungsort entfernt, da begegnete sie den ersten, vorgeschobenen Wachtposten. Einer der Soldaten eilte sofort im Laufschritt nach Aruma und meldete dem Befehlshaber, daß seine Frau zu ihm unterwegs sei. Abimelech hätte am liebsten einen Jubelschrei ausgestoßen. Er rannte los, um Mutter und Kind glücklich in die Arme zu schließen. Jetzt würde alles wieder gut werden.

Kurz vor dem Nachbardorf Arumas erreichte er Baara. Sie ritt auf einem Esel, in einen dicken Mantel gehüllt und zwei wollene Tücher um Kopf und Hals geschlagen, und neben ihr ging ein Mann, der einen Lastesel führte. Im Näherkommen erkannte Abimelech in ihm einen der Tempelknechte. Nicht einmal einen seiner Söhne und ein oder zwei Bewaffnete hat ihr der Priester mitgegeben! tadelte er. Und wo war das Kind? Warum trug sie es nicht im Arm?

„Baara!“ rief er froh. Und gleich darauf besorgt: „Wo hast du meinen Sohn?“

Nun hatte er sie vollends erreicht. Er umarmte und küßte sie, während sie noch auf dem Esel saß. Dann half er ihr beim Absteigen. Er betrachtete sie. Er suchte nach der stolzen Schönheit, die er an jenem Tag zum erstenmal erblickt hatte, als er die Nachricht von dem geglückten Strafgericht an Elischamas Haus erhalten hatte. Aber vor ihm stand eine blasse, unscheinbare Frau, die sich die Hände rieb und mit den Beinen aufstampfte, um die Reisekälte aus ihrem Körper zu vertreiben. Sie murmelte: „Unser Kind ist tot.“

Er umklammerte ihre Schultern und schüttelte sie. „Was sagst du da? Was heißt das ‚Es ist tot’?“

„Es ist gestorben“, sagte sie leise, den Blick gesenkt. „Gleich nach der Geburt. Ich habe es gar nicht gesehen. Aschera war uns nicht gnädig.“

„Nein!“ schrie er, und er stürzte sich auf einen großen Stein, wuchtete ihn mit beiden Händen hoch und warf ihn wieder zur Erde, als ob er ihre Worte damit zertrümmern könnte. „Nein!“ wiederholte er, und sein Gesicht war noch verzerrt von der Anstrengung. „Warum lügst du mich an? Aschera meinte es gut mit uns! Wer hat unser Kind umgebracht?“

Sie stand da wie eine Sünderin. Ob er sie schlug? Sie hätte es demütig ertragen. Sie fühlte keine Kraft, sich zu verteidigen.

Dem Knecht dauerte der Aufenthalt zu lange. Er trieb seinen Packesel an und marschierte einfach weiter. Heute abend wollte er wieder in Sichem sein.

Abimelech griff wie geistesabwesend nach dem Zaum von Baaras Reittier und machte sich gleichfalls auf den Weg. Baara folgte ihm in einigem Abstand. Er blickte sich gar nicht nach ihr um. Als ob ihn einer niedergeschlagen hatte, so kam er sich vor. Hatten seine Feinde das Kind getötet? Was wußte Baara davon? Würde er es je erfahren? Aber noch schlimmer als der Tod des Kindes an sich war dessen verborgene Bedeutung. Dieser Tod war ein Zeichen, und es galt ihm. El-Berit hatte ihn fallenlassen! El-Berit wollte nicht sein Königtum! Der Mörder des unschuldigen Kindes, das war der ungerechte und grausame Gott selbst! Es drängte ihn sehr, diesem Gott zu fluchen, aber das wagte er doch nicht – er befand sich schließlich im Land El-Berits und stand ihm gegenüber im Eid. Oder nicht mehr? Wenn ihm der Gott mit diesem furchtbaren Schlag den Beistand aufkündigte, wieso war er dann noch an diesen Gott gebunden? Nein, den Griff nach der Königsherrschaft gab er nicht auf! Und falls der Gott auch ihm nach dem Leben trachtete – er würde siegen! Denn in ihm war der große Labaja wiedererschienen. Er würde den Bund der Völker erzwingen und das Land vor den Philistern erretten. „Ich werde es tun!“ schrie er wie ein Besessener, so daß sich der Knecht erschrocken nach ihm umdrehte. Abimelech hielt an und wandte sich nach Norden, wo El-Berit seinen Tempel hatte und wo sein Sohn gestorben war, ohne gelebt zu haben. Er reckte die Fäuste zum kaltblauen Himmel und wiederholte keuchend: „Ich werde es tun! Und vor deinen Augen!“

Baara wagte ihn zaghaft zu fragen: „Was hast du?“ Er blickte sie an, als habe er soeben nicht den Gott, sondern sie bedroht. Sie fürchtete sich vor ihm. Und das taten alle, die ihn bei seinem Einzug in Aruma sahen, und das waren viele, und sie gingen ihm für heute aus dem Weg. Außer Usa. Aber Schelef trat ihm nicht unter die Augen.

40

An den nächsten Tagen ging Abimelech in sich gekehrt umher. Der Gott von Sichem hatte ihn von sich gestoßen, und er hatte daraufhin im Zorn sich von ihm losgesagt. Nun war er also ohne göttlichen Schutz, völlig auf sich allein gestellt. Anfangs bangte er, daß nun irgendetwas Fürchterliches eintreten werde. Aber nichts Ungewöhnliches ereignete sich.

Er schlief mit Baara und tröstete sie sogar über den Tod des Kindes. Sie würde erneut schwanger werden, und sie beide konnten noch viele Kinder haben. Also auch den ersehnten Sohn.

Eines Nachts erklärte er ihr den Tod des Kindes so, wie er ihn verstanden hatte: als Zeichen der Abkehr El-Berits von seinem Erwählten, als Verrat des Gottes an seiner eigenen Zusage.

„Nein, so ist es nicht!“ flüsterte sie bestürzt. Was hatte er sich in seinem Schmerz nur ausgedacht?

„Wie ist es dann?“ wollte er wissen. „Sag mir die Wahrheit!“

Sie schwieg. Sie war völlig verwirrt von seinem ungeheuerlichen Geständnis, daß er sich vom Gott Sichems losgesagt hatte. Ein Sichemit war ihrer Meinung nach unlösbar an El-Berit gebunden, ob er nun dem Gott eifrig diente oder ihn lästerte. Man konnte dem Gott nicht entkommen, außer, man wanderte weit hinweg. Ob Abimelech das vorhatte?

„Warum sagst du nichts?“ fragte er und versuchte, trotz der Dunkelheit ihr Gesicht zu erkennen. „Liebst du mich noch wie am ersten Tag?“ Er sah, daß ihre Augen weit geöffnet waren. „Warum fragst du mich nicht nach meinen Plänen wie damals im Tempel, als du dich zu mir legtest? Glaubst du, daß mit unserem Kind auch sie gestorben sind?“ Er richtete sich mit einem Ruck auf. „Glaubst du etwa, ohne El-Berits Hilfe ist alles aus? Im Gegenteil, sage ich dir, jetzt erst bin ich frei, um zu tun, was ich will. Jetzt werde ich erst recht um den Bund aller Bergvölker ringen. Ich werde ihr Heer gegen die Philister führen. Ich werde König sein, und unser Sohn nach mir. So habe ich es dir versprochen, und so wird es sein. Hörst du?“

Sie hörte zum erstenmal von seiner Königsidee. Ihm war das in diesem Moment gar nicht bewußt. Sie war entsetzt. Er hatte sich gegen den Gott Sichems aufgelehnt – wie wollte er als Feind des Gottes König von Sichem werden? Sie schauderte vor dieser Vermessenheit. Abimelech war ein Verworfener. Sie fürchtete sich vor ihm. Sein Untergang war gewiß.

Er sprach zu ihr nicht noch einmal von seinem Daseinsziel. Bald lebten sie wieder so wortkarg nebeneinander her wie in Sichem. Er war tagsüber bei seinen Soldaten und abends mit Schelef im

Dorf, und nachts flüsterte er ihr höchstens Belanglosigkeiten ins Ohr. Sie kümmerte sich wie früher gleich einer braven Ehefrau um sein Wohlergehen und wartete zugleich auf den Tempeldiener, der sie nach hier begleitet hatte, um Nachricht an Elihu zu schicken. Sie ahnte, daß sie von Abimelech mehr zu hören bekommen hatte, als die Herren von Sichem zu erfahren fürchteten. Vielleicht kam der Bote, wenn Abimelech unterwegs war. Sie würde dann ungestörter mit ihm sprechen können. Ob sie gar den Mut fände, ohne Elihus Zustimmung nach Sichem zurückzukehren? Was sollte sie noch in Aruma? Ihr Auftrag war doch erfüllt!

Die Frühlingswärme nach dem ungewöhnlich kalten Winter ließ ganz Aruma zu neuem Leben erwachen. Die Bauern trieben ihr Vieh ins saftige Grün der Weiden, und die Soldaten erwarteten irgendeinen Aufbruchsbefehl. Als ihnen gesagt wurde, daß der Befehlshaber erst einmal zu den Efraimiten gehe, gab es lange Gesichter, aber auch die Hoffnung, daß danach die langweiligen Übungen ein Ende hatten und es gegen einen wirklichen Feind ging. Abimelech schaute prüfend zum Himmel, um den jungen Mond nicht zu verpassen. Er hatte an den Priester von Schilo Nachricht gesandt, daß er am Neumondstag zu ihm kommen werde und daß er mit einem oder zweien der efraimitischen Ältesten zu sprechen wünsche. Als die schmale Sichel des zunehmenden Mondes strahlend am Abendhimmel stand und ganz Aruma die halbe Nacht lang das freudige Ereignis mit Gesang und Tanz feierte, bereitete Abimelech für den nächsten Tag seinen Aufbruch vor.

Er ritt auf seinem Maultier, das Leopardenfell über der Brust, den Silberreif am Arm und das eiserne Schwert am Gürtel. Die Efraimiten sollten gleich sehen, daß da einer kam, dem zu herrschen bestimmt war. Nur Usa begleitete ihn. Selbst Schelef wollte er nicht als Zuhörer haben, wenn er in Schilo über sich und seine Pläne sprach. Der Freund hielt zuwenig davon. Dessen Platz war in Aruma bei den Soldaten.

Schilo war eine kleine Stadt, und vor dem Kranz der sie umgebenden Berge wirkte sie beinahe unscheinbar auf ihrem Hügel. Abimelech war enttäuscht. Kein Vergleich mit Sichem! Nicht einmal mit Dotan. Das sollte die Hauptstadt der Efraimiten sein? Die Mauer war nicht allzu hoch und nur bis über Mannshöhe aus Stein, darüber bestand sie aus Ziegeln. Ringsum auf den Feldern waren Familien unterwegs. Männer und Frauen prüften die frische Saat, und die Kinder tollten umher. Heute am Jungmondstag arbeitete niemand. Die beiden fremden Reiter wurden freundlich gegrüßt. Ein älterer Mann wußte sogar Abimelechs Namen und teilte mit, daß Jair sich auf den Besuch freue. „Wer ist Jair?“ fragte Usa im Weiterreiten, aber Abimelech wußte es auch nicht. „Vielleicht heißt der Priester so“, vermutete er.

Dann erreichten sie das Stadttor. Kein Torhüter schien es zu bewachen, und niemand fragte sie nach dsm Zweck ihres Kommens, wie es in anderen Städten üblich war. Sie stiegen ab und gingen nun durch die engen Gassen zu Fuß. Einwohner wiesen sie zur Spitze ds Hügels. Dort war der Kultplatz, umgeben von einem Steinkreis, der ihn gegen die Wohnstadt abgrenzte. Der Tempel war ein einfaches Haus, mit dem Eingang an der Längsseite. Davor befand sich der Altar. Außerdem erblickten Abimelech und Usa eine Halle, an einer Seite offen, deren Dach dort auf Pfosten ruhte, sowie eine kleinere Hütte.

Drei Männer kamen über den Platz auf sie zu. Abimelech und Usa banden ihre Reittiere an die Holzpfähle, die zu diesem Zweck aufgestellt waren, und betraten das Heiligtum. „Du bist Abimelech von Sichem, habe ich recht?“ rief der jüngste der drei. Er mochte an die vierzig Jahre alt sein und strahlte den Ankömmling an, als sei der ein lange erwarteter Gast. Abimelech bejahte in freudigem Erstaunen über diesen herzlichen Empfang. Der lebhafte Mann stellte sich vor: „Ich bin Jair, der Priester Jahwes von Schilo. Wir haben die Nachricht von deiner Ankunft erhalten. Sei uns willkommen!“ Er trat einen Schritt zurück und wies auf seine Begleiter: „Das ist Schual, einer der Ältesten der Söhne Efraims und hier in Schilo ansässig, und das ist Beraja, ebenfalls von hohem Ansehen in unserem Volk. Sie werden dir zuhören, wenn du es für an der Zeit hältst, dein Anliegen vorzutragen.“

Schual und Beraja hießen nun ihrerseits Abimelech willkommen und versicherten ihm, daß er ihr Gast sei, solange er bleiben wolle. Abimelech stellte seinen Diener vor und betrachtete seine beiden Verhandlungspartner. Beide waren älter als der Priester. Berajas offenes Gesicht gefiel ihm. Dieser Mann würde sicherlich ein angenehmer Gesprächspartner sein. An Schual dagegen, einem rüstigen Greis, störte ihn der stechende Blick, mit dem er ihn aus tiefliegenden Augen musterte.

Der Priester wies Usa an einen jungen Mann, der sich um die Tiere kümmerte, und Schual und Beraja luden Abimelech unter ein Zeltdach, das hinter dem Tempel aufgespannt war. Dort standen Stühle, und auf einem niedrigen Tischchen war ein Imbiß angerichtet. Das sind ja Sitten wie bei den Vornehmen Sichems, dachte Abimelech mit Vergnügen. Er bewunderte den freien Blick über den fruchtbaren Talgrund zu Füßen des Stadthügels und hinüber zu den Anhöhen, die Schilo rings umgaben. Im Osten mußte hinter ihnen tief unten der Jordan fließen, wo er die Raubkatze erlegt hatte. Es gefiel ihm hier.

Nachdem er die Stadt und ihr Heiligtum gelobt hatte und die üblichen Fragen nach dem Wohlbefinden aller gestellt und beantwortet waren, kam er auf Sichem zu sprechen und überbrach-

te herzliche Grüße und aufrichtige Segenswünsche der Herren seiner Stadt. „Ich selbst jedoch bin kein Sichemit, sondern ich gehöre den Söhnen Abiesers an. Ich diene den Sichemiten, weil ich bei ihnen als ersten Gehör gesucht und gefunden habe für all das, was ich nun auch vor euch auszusprechen wünsche. Die Sichemiten nennen mich das ‚Schwert der Männer von Sichem'."

Beraja nickte. „Wir haben vernommen, daß du im vergangenen Winter die Streitkräfte der Stadt nach Aruma verlegt hast. Da du nun zu uns gekommen bist, sehen wir Grund zu der Vermutung, daß du auch Schilo beschützen willst." Er lächelte.

Abimelech bemerkte nicht die Ironie der Worte. Er war aufs neue verwundert. Statt Mißtrauen wie bei den Machiriten spürte er hier Entgegenkommen, ja geradezu Freundschaft. Ob die Nähe seiner Soldaten dazu beitrug? Wollten diese Efraimiten sich vor der Übermacht Sichems absichern? Wie richtig es doch gewesen war, die Truppe nach Aruma zu führen! „Wir bieten unseren Schutz tatsächlich allen an, die sich vor der Macht Sichems nicht fürchten. Aber für eine solche Furcht gibt es auch gar keinen Grund. Im Gegenteil. Seit ich im Dienst der Stadt stehe" – er ärgerte sich, daß er schon zum zweitenmal seine untergeordnete Stellung betonte – , „streckt Sichem allen Völkern des Berglandes seine Freundeshand hin."

Schual interessierten zunächst mehr die Gerüchte, die er über die Herkunft Abimelechs gesammelt hatte. „Bist du nicht der Sohn des Jerubbaal aus Ofra? Hat nicht dein Großvater Joasch diesen Ort einst den Sichemiten entrissen? Man sagt, daß deine ganze Familie umgekommen sei."

Ein Geistesblitz durchfuhr Abimelech, als dieser neugierige alte Mann eines der dunklen Geheimnisse seines Lebens ansprach. „Ich weiß, daß man mich den Sohn Jerubbaals nennt", erwiderte er, als müßte er öfter den Irrtum aufklären. „Mein wirklicher Vater ist jedoch Gideon, der Bruder des Jerubbaal, der die Midianiter vertrieben hat. Meine Mutter war eine Sichemitin. Als mein Vater aus Ofra hinwegzog, blieb sie mit mir zurück, um ihrer Familie nahe zu bleiben. Sie starb früh, und ich wuchs in Jerubbaals Haus auf. Später ging ich nach Dor und wurde dort Soldat und schließlich Kommandeur einer Hundertschaft." So, jetzt hatte er seine Spur verwischt. Niemand hier konnte nun behaupten, er sei der Mörder der Jerubbaalsöhne, weil er an das Erbe kommen wollte. Sollte einer der Ältesten ihn dereinst in dieser Weise beschuldigen – er hatte vorgebeugt. Und Gideon als Vater machte sich überdies besser als Jerubbaal. Gideon hatte die Midianiter besiegt – sein Sohn würde die Philister besiegen. Dem Sohne eines solchen Vaters konnte man vertrauen. Er freute sich über seinen Einfall. Der würde sich noch auszahlen, nahm er an.

Seine beiden Gesprächspartner blickten ihn erstaunt an. „Soso, Gideon ist also dein Vater", meinte Schual. „Dann müssen wir uns berichtigen. Und dann werden sich auch wohl jene irren, die behaupten, daß du in Ofra den Erbbesitz des Jerubbaal innehast."

Wollte dieser alte Fuchs nicht aufhören, in der Vergangenheit herumzustochern? Aber Abimelech konnte nicht umhin, dieses Gerücht zu bestätigen. Seine Miene verlor ein wenig von ihrer Offenheit. „Der Besitz wurde mir zugesprochen, da Gideons Grundbesitz ja an dessen Erstgeborenen gehen wird."

Die beiden Efraimiten entschuldigten sich für ihre Neugier und ließen nicht erkennen, ob sie ihm glaubten. Beraja lenkte das Gespräch wieder auf Sichem und dessen Streitkräfte, und das war für Abimelech das Stichwort, seine Bündnisidee vorzutragen. Er tat es in gewohnter Weise mit Schwung und Begeisterung, und er ließ durchblicken, daß er eigentlich nicht Sichem, sondern sich selbst an der Spitze der künftigen Bergvölkerkoalition sah. Die beiden Efraimiten lauschten voller Interesse, nickten auch hier und da, aber als Abimelech seinen Vortrag beendet hatte und sie gespannt ansah, fragte Beraja: „Kennst du den Sänger Zeri?" Abimelech bejahte irritiert. „Er hat uns ein Lied über dich gesungen", berichtete Beraja. „Über den Leopardentöter und den künftigen Retter des Berglandes. Ein schönes Lied. Wir konnten also vor deiner Ankunft bereits vermuten, was dich hierher führt. Hast du Zeri zu uns geschickt?"

„Ja", räumte Abimelech ein. Sollten die Fragen eine Absage an sein Angebot einleiten? Seine Hochstimmung erlosch.

Schual meinte: „Du weißt sicher, daß Zeri auch das Lied von Simeons und Levis Rache an Sichem singt. Er sagte uns, daß du ihm das Lied verboten hattest, aber es ihm nun wieder erlaubt hast. Verzeih mir, daß mir in diesem Zusammenhang eine weitere Frage einfällt, die ich dir gern auch noch stellen möchte: Hat die Aufhebung deines Verbots etwas mit deiner Übersiedlung von Sichem nach Aruma zu tun?"

Abimelech fühlte Ärger in sich hochsteigen. Hätte dieser Säufer Zeri nicht den Mund halten können? Und diese beiden da, die ihm gegenüber saßen – ins Gesicht waren sie freundlich, aber heimlich lachten sie vielleicht über ihn. Natürlich wußten sie von dem Zwist zwischen ihm und dem Rat von Sichem. Gleich würden sie ihm auf seinen Vorschlag hochmütig antworten, daß die Philister weit weg wären und ein Bund gegen sie nicht nötig sei. Aber wie standen die beiden eigentlich zu Sichem? Was sollte er auf Schuals Frage am klügsten erwidern? Er entschied sich für die Wahrheit. „Da ihr soviele Stimmen über mich kennt", sagte er gereizt, „so ist euch sicher auch zu Ohren gekommen, daß zwischen mir und dem Rat seit einiger Zeit gewisse Meinungsverschieden-

heiten bestehen. Ich habe Sichem verlassen, damit die Herren ihr Unrecht gegen mich schneller einsehen."

„Das heißt", nahm Beraja den Gedankengang Schuals auf, „du willst ihnen zeigen, wer in Sichem tatsächlich die Macht hat. Ist es so?"

War das ein Verhör? Was wollten die Efraimiten eigentlich? Aber egal, Abimelech hatte sich schon zu weit vorgewagt, um jetzt noch einen Rückzug antreten zu können. Wozu auch? Er hatte ja wirklich die Macht in Sichem. Seine Gesprächspartner hatten das völlig richtig erkannt. Vielleicht achteten sie wenigstens seine Ehrlichkeit. „Du sagst es", gestand er unmißverständlich. „Entweder die Herren von Sichem scheren sich weiterhin wenig um die Philistergefahr und versuchen, mich zu benutzen, um ihre alte Herrschaft im Lande wiederaufzurichten, oder mir gelingt es, sie davon abzubringen, und ich ziehe daraufhin an der Spitze der Söhne des Berglandes gegen die Philister und schlage sie und erhalte euch und allen anderen Völkern die Unabhängigkeit von den Philistern und auch von Sichem.. Noch niemandem habe ich mein Herz so weit geöffnet wie jetzt euch."

Beraja und Schual schienen wirklich beeindruckt. „Du beweist Mut, indem du uns deine geheimen Gedanken offenbarst", erwiderte Beraja. „Wir danken dir für deine Ehrlichkeit. Und wir wollen dir mit gleicher Offenheit begegnen. Wir haben Erkundigungen eingezogen und wissen, daß die Philister ein zahlreiches und kriegerisches Volk sind und über großen Reichtum verfügen. Auch wir fürchten, daß sie eines Tages hier herauf in die Berge kommen und unsere Unterwerfung fordern werden. Weitblickende Männer machen sich bereits Gedanken, wie wir der Gefahr, die unseren Kindern und Enkeln droht, am besten begegnen sollten. Insofern freut uns dein Kommen, und dein Angebot haben wir mit Interesse aufgenommen. Mit unseren Fragen von vorhin wollten wir lediglich unser Vertrauen zu dir vertiefen."

Sie wollten ihn prüfen, dachte Abimelech. Ihm fiel jedoch ein großer Stein vom Herzen. Er hatte sich in seinen Gesprächspartnern gründlich getäuscht, aber er hoffte, daß er noch viele solch angenehme Irrtümer begehen werde. Endlich fand er Männer, die wie er dachten, auch wenn sie die Gefahr seiner Meinung nach in zu weite Ferne rückten. Er legte dar, daß ein starkes Heer ausgebildeter Soldaten aufgestellt werden müsse, denn die Philister könnten nur durch ihre eigene Art der Kriegführung überwunden werden, nicht durch einen bäuerlichen Heerhaufen. Er bot sich an, eine solche dem Feind ebenbürtige Armee zu schaffen und zum Kampf zu ertüchtigen. Alle Sippen, die Söhne für diese Streitmacht stellten, müßten sich natürlich an Unterhalt und Ausrüstung der Soldaten beteiligen. So sehe das Programm, das er habe, im großen und ganzen aus.

Schual meinte, die Efraimiten hätten bisher allerdings mehr an das Heer der Bauern gedacht, das sehr wohl zu kämpfen und zu siegen verstehe. Andererseits, so ergänzte Beraja, wären Abimelechs Gründe für eine Soldatenstreitmacht nicht leicht von der Hand zu weisen. „Was sagen die Abiesriten zu deinen Überlegungen?"

Abimelech mußte damit rechnen, daß seine beiden so gut unterrichteten Verhandlungspartner auch über seine vergeblichen Bemühungen bei den nördlicher wohnenden Sippen im Bilde waren. Er gab also zu, daß Abiesriten und Machiriten, ja selbst sein Vater Gideon noch allzu sorglos waren und sich der trügerischen Ruhe hingaben. „Aber Abwarten wäre ein tödlicher Irrtum!" rief er beschwörend. „Ich hoffe, ihr blickt weiter als jene."

Schual schränkte ein, daß es nicht so sehr darauf ankomme, was er und Beraja dächten, denn sie seien nur zwei von den Sippenältesten im Lande Efraim, und die Meinung der zahlreichen anderen gebe den Ausschlag. Beraja schlug vor, die erste Unterredung erst einmal zu beenden und morgen dem Gott von Schilo ein Opfer darzubringen und ihn um die rechte Einsicht zu bitten. Abimelech hörte das gern, denn er hatte sowieso vorgehabt, diesem Jahwe, von dem Schelef so angetan war, seine Aufwartung zu machen.

Die beiden Efraimiten zeigten ihm und Usa die Stadt, und dann wanderten sie gemeinsam durch die grünende und blühende Feldflur. Abimelech hatte den Eindruck, daß die Menschen hier zufrieden und glücklich lebten. Warum war er nicht gleich im vorigen Frühjahr hierhergegangen und hatte sich die Mißerfolge im Norden erspart? Vielleicht sollte er sich Sichem ganz entziehen und sich mit seinen Soldaten hier in Schilo niederlassen? Hier gab es keine reichen Familien, die über das Volk herrschten, wie in Sichem. In Ofra gab es die allerdings auch nicht. Er stellte sich vor, wie es die Leute von Ofra aufnehmen würden, wenn er seine zwei Hundertschaften dort stationierte. Sie würden ihn und seine Soldaten hinauswerfen. Oder gar mit Gewalt vertreiben. Und die Soldaten hätten dort ja auch nichts zu essen, denn ohne die Abgaben der sichemitischen Dörfer gäbe es diese Truppe ja gar nicht. Ob die Efraimiten seine Leute ernähren würden? Wenn er ein großes Heer aufstellte, würden sie sowieso eine Abgabenordnung einführen müssen. Aber auch die Waffen gehörten ja Sichem! fiel ihm ein. Es half nichts, er blieb an Sichem gebunden. Er fragte, wer eigentlich das Stadttor von Schilo bewache und nachts absperre. Die Antwort verblüffte ihn. Schual meinte, daß man es hier in Schilo nicht anders halte als in den Dörfern ringsum, wo es ja weder Mauern noch Tore gäbe. Das Stadttor bewache niemand, und auch nachts bleibe es offen. Reichtümer seien in Schilo nicht zu holen, und sollten doch einmal unwissende Räuber auftau-

chen, so würde man sich ihrer erwehren. Abimelech war verwundert über diese Sorglosigkeit. Er würde sehr vieles ändern müssen, wenn er erst Heerführer der Efraimiten war.

Schual lud die Gäste in sein Haus ein. Auch Beraja genoß dort Gastfreundschaft. Die Häuser hier glichen denen in Ofra, es war nur alles noch enger als dort, da die Stadtmauer keine Ausdehnung zuließ, und außerhalb von ihr wohnte niemand, trotz der Unbekümmertheit der Einwohner. Aber Ofra und Sichem verschwanden aus Abimelechs Gedanken, als er Schuals Enkelin zu Gesicht bekam, ein hübsches Mädchen von fünfzehn Jahren. Nun hatte er einen Grund mehr, dieses Schilo zu lieben. Er versuchte, einen Blick des Mädchens zu erhaschen, aber das gelang ihm leider nicht.

Am Opfermahl des nächsten Tages nahm auch der Priester Jair teil. Abimelech schloß daraus, daß er über sein Amt hinaus in hohem Ansehen zu stehen schien. Auf jeden Fall verstand er es, das Gespräch an sich zu ziehen, aber die beiden Ältesten überließen es ihm bei dieser Gelegenheit wohl auch gern. Er pries seinen Gott und erzählte von der Flucht der Väter aus Ägypten, wo sie einst geknechtet worden waren. Der Gott Jahwe, der auf dem Gottesberg in der Wüste wohnt, hatte die Verfolger im Meer ertränkt, so daß die Flüchtlinge glücklich in die Wüste entkommen konnten. Josua hatte sie schließlich über den Jordan in dieses Land Efraim geführt. Jahwe hatte es ihnen zugewiesen, und so war ganz klar, daß er der Gott dieses Landes war.

Abimelech dachte an Schelefs Beschreibung des Gottesberges, und er erzählte vom Jahweglauben seines Stellvertreters. „Wie ist es möglich“, fragte er, „daß Jahwe in der Wüste wohnt und zugleich euer Gott ist? Wie kann er euch aus dieser großen Entfernung beistehen?“

Jair machte ein geheimnisvolles Gesicht. „Er ist dort und hier. Wenn wir ihn anrufen, ihm opfern und ihm dienen, ist er bei uns. Auch jetzt in diesem Augenblick ist er in unserer Mitte. Spürst du nicht seine segnende Gegenwart?“

Abimelech war ganz erfüllt von dem angenehmen Aufenthalt in Schilo und der Aufgeschlossenheit der Gastgeber. Und er dachte an die schöne Enkelin Schuals – selbst der strenge Blick ihres Großvaters schien ihm gleich ein wenig milder. Dann schaute er über das weite Land. Hier schien er den Erfolg zu finden, nach dem er lechzte wie der Durstige in der Wüste nach Wasser. Ja, er fühlte, daß seit seiner Ankunft ein gütiger Gott die Hand über ihn hielt. Es drängte ihn, seinen Konflikt mit dem Gott Sichems auszusprechen. „Als ich nach Sichem kam, habe ich El-Berit verehrt, und er hatte sich mir machtvoll zugewandt. Aber dann ist zwischen uns ein tiefer Graben aufgebrochen. Nicht durch meine Schuld. Ich war sein treuer Diener, aber er hat mich fallenlassen. Und nun hat er sogar mein unschuldiges Kind getötet, ehe es leben konnte.“ Seine Stimme klang zornig, und er spielte seine Erregung nicht.

Beraja versicherte ihn seiner Teilnahme, fragte jedoch: „Weißt du genau, daß der Gott dein Kind geschlagen hat? Oder war es etwa ein Dämon?“

„Es war El-Berit! So mächtig er ist, so wortbrüchig und grausam ist er auch!“ Abimelechs innere Ruhe war dahin. Alles, was ihn bedrückte, hatte ihn nun eingeholt.

Jair legte ihm die Hand auf den Arm und sah ihn beschwörend an. „Der Gott von Sichem ist nicht mächtig. Jahwe ist mächtiger! Stell dich unter seinen Schutz, und El-Berit wird dir nichts mehr tun!“

Abimelech blickte ihn für die Trostworte dankbar an, aber er zweifelte an ihrem Sinn. „Ich muß zurück nach Aruma, und Aruma gehört zu Sichem. Es ist El-Berits Land.“

Jair hatte sein Mahl beendet und erhob sich. „Komm mit, ich zeige dir etwas!“ forderte er den Gast auf.

Sie gingen die paar Schritte zum Tempelhaus und traten in die dämmrige Kühle des langgestreckten Raumes. Vor der rechten Schmalseite hing ein bestickter Vorhang quer von Wand zu Wand, und man sah nicht, was in der Nische dahinter war. An der Längsseite davor stand ein großer, geschlossener Holzkasten, mit zwei Tragestangen, so daß ihn zwei Männer aufheben konnten. Jair wies auf diese Lade. „In ihr liegen Steine vom heiligen Berg Jahwes“, flüsterte er geheimnisvoll. „Der Gott selbst hat sie unseren Vätern mitgegeben. Sein Fuß hat diese Steine berührt. Sie geben uns die Gewißheit, daß Jahwe bei uns ist.“

„Laß mich einen Blick darauf werfen!“ bat Abimelech.

Der Priester schüttelte den Kopf. „Niemand darf hineinschauen. Auch ich nicht. Bitte nun Jahwe um Hilfe gegen den Gott Sichems! Ich warte an der Tür.“

Abimelech atmete tief die feuchte Luft ein, die das Gemäuer jetzt nach der Regenzeit erfüllte. Sollte er tun, was Jair ihm riet? Aber es gab gar keine andere Möglichkeit. El-Berit würde ihn über kurz oder lang vernichten, wenn er sich nicht vor ihm demütigte. Er hob anbetend die Arme und beichtete dem fremden Gott mit lauter Stimme, wie ihn El-Berit hintergangen hatte. Und er flehte ihn an, ihm gegen Sichems Gott und gegen all seine menschlichen Feinde beizustehen und ihm bei seinem großen Werk zu helfen.

Als er sich wieder zu seinen Gastgebern setzte, war eine große Ruhe und Zuversicht in ihm. Sie hielt auch an, als ihn Beraja und Schual am Nachmittag mit den Hausvätern Schilos bekannt machten. Auch ihnen trug er seine Bündnisgedanken vor, und niemand stellte diese grundsätzlich

in Frage. Die Männer wollten vieles über die Philister und über ihr Land wissen, und Abimelech gab ihnen frohen Herzens Auskunft. Wenn er auf manche Frage keine Antwort wußte, dann erfand er eine, die in sein Anliegen hineinpaßte.

Seine Verhandlungspartner versprachen ihm, überall sein Programm zur Rettung des Landes vor den Philistern bekanntzumachen und darüber die Meinung der Ältesten einzuholen. Sie baten ihn um Geduld. In acht Wochen würden sie ihn wieder in Schilo erwarten.

Er verbarg seine Enttäuschung über die lange Wartezeit nur mühsam. Schual erkannte das mit scharfem Blick. „Bedenke“, erklärte er, „daß im Land Efraim viele Völker wohnen! Und nicht alle verehren Jahwe von Schilo. Wir und unsere Verwandten stammen von Josef ab, der in Ägypten war, wovon dir der Priester erzählt hat. Aber da sind auch die Jakobsöhne, die von jenseits des Jordans gekommen sind, und die Israeliten, die schon von jeher im Lande wohnen. Wenn die Philister uns bedrohen, dann uns alle. Wir müssen die wichtigsten Männer aufsuchen und wollen keinen übergehen. Acht Wochen sind immer noch zu kurz, und wir werden dir sowieso nur eine vorläufige Antwort mitbringen können.“

Abimelech begriff, daß er nichts erzwingen durfte. Er wünschte den Unterhändlern und sich viel Erfolg. Sie luden ihn ein, noch eine Nacht zu bleiben, und er sagte freudig zu. Vielleicht sah er das Mädchen wieder.

Er hoffte nicht vergeblich. In der Enge des Hauses war eine Begegnung selbstverständlich. Aber auch diesmal traute sich die Schöne nicht, einen Blick auf sein Leopardenfell oder den Silberreif am Arm oder gar in seine verlangenden Augen zu werfen. Und sie anzusprechen wagte er in Gegenwart Schuals und ihres Vaters nicht.

Als er am Morgen mit Usa das gastliche Schilo vrließ, war er heiteren Gemüts. Hier hatte er endlich Gehör gefunden. Die Zeit, da er tauben Ohren gepredigt hatte, war vorüber. Und das, obwohl sich El-Berit von ihm abgewandt hatte! Jahwe hatte die Herzen der Efraimiten angerührt. War ihr Gott etwa von vornherein auf seiner Seite?

Eine verrückte Idee kam ihm. Konnte er Jahwe nicht nach Sichem holen? Damit der El-Berit verdrängte? Denn eines stand fest: Schilo war zwar eine freundliche Stadt in einer lieblichen Gegend, aber das Herz des Landes schlug in Sichem. Dort auf dem Kamm des Gebirges kreuzten die großen Straßen des Berglandes einander. Dort ragten die gewaltigen Berge Ebal und Garizim zum Himmel. Dort und nirgends sonst war die Mitte des Landes, über das er oder sein Sohn einst König sein würden.

Er erzählte Usa von dem Tempel Jahwes und den heiligen Steinen in der Lade, und daß er den Gott um Hilfe gebeten hatte. „Ist denn Schelefs Gott nun auch dein Gott?“ fragte der Junge, denn er mußte ja diesbezüglich auf dem laufenden sein. Das brachte Abimelech in Verlegenheit. Denn soviele Wohnungen konnte Jahwe doch eigentlich gar nicht haben. Da war der flammende Gottesberg in der Wüste, da war der Tempel in Schilo, da waren aber auch die Kultplätze in Schelefs Heimat. Aber von dem Sieg Jahwes über die Ägypter hatte ihm Schelef nie erzählt. Auch nicht davon, daß Jahwe Landbesitz an die Judäer vergeben hatte. War der Gott der Judäer wirklich derselbe wie derjenige der Efraimiten? Gab es nicht den Baal von Ofra, den Baal vom Karmel, den Baal vom Tabor und noch viele andere Baale? Vielleicht gab es auch viele Jahwes? Wenn er den Totengeist Jerubbaals nach dem Jahwe von Schilo gefragt hätte, vielleicht wäre dessen Antwort dann anders ausgefallen.

„Dann befrag doch noch einmal den Geist deines Vaters!“ riet Usa.

„Niemals wieder!“ rief Abimelech. Nein, das war nach der Mordtat in Ofra ganz unmöglich. Aber vielleicht sollte er im Tempel von Schilo eine Nacht verbringen? Um herauszubekommen, was Jahwe ihm zu sagen hatte.

Usa störte seine Gedanken. „Wie gefällt dir das Mädchen?“

Abimelech stellte sich dumm. „Wen meinst du denn?“

Der Junge feixte. „Na, die Enkeltochter des Alten, bei dem wir übernachtet haben.“

Abimelechs Miene wurde abweisend. „Ich habe sie gar nicht angesehen. Warum fragst du? Ich lebe mit Baara!“

Usa wurde ernst. „Ich habe Baara gern. Auch wenn sie jetzt immer so traurig ist.“ Daß <u>ihm</u> die Schual-Enkelin gefallen hatte, verriet er nicht. Warum auch? Er war ein Niemand und außerdem erst vierzehn.

Zufrieden und selbstsicher ritt Abimelech Aruma entgegen. Auf dem letzten Hügel vor der Siedlung wartete Schelef auf die beiden Heimkehrer. Sein Gesicht war finster. „Setz dich neben mich und höre!“ forderte er Abimelech auf. Der ahnte Schlimmes. „Hat euch jemand angegriffen?“ fragte er hastig. Aber Schelef verneinte.

Er berichtete, daß am Tag, an dem Abimelech nach Schilo aufgebrochen war, der Tempeldiener aus Sichem angekommen sei, der Baara nach Aruma begleitet hatte. Er habe Grüße von Elihu überbracht und lange mit Baara gesprochen. „Ich war mißtrauisch“, bekannte Schelef, „denn aus Sichem kommt nichts Gutes. Und so habe ich die beiden belauscht. Du wirst mir dafür dankbar sein, anstatt mich zu beschimpfen. Zuerst wollte Baara gleich mit ihm nach Sichem reiten, denn

der Auftrag sei erfüllt, sagte sie. Da wußte ich noch gar nicht, was sie meinte. Der Priesterbote untersagte ihr aber die Abreise, denn Elihu habe ihr die Rückkehr verboten, und sie müßte noch hierbleiben. Und sie solle ihm sagen, was es zu berichten gebe, und er werde es Elihu Wort für Wort übermitteln. Da verriet sie ihm, daß du König von Sichem werden willst. Und daß du dich von El-Berit losgesagt hast. Als sich der Mann zum Aufbruch rüstete, verließ ich mein Versteck und tötete ihn."

Abimelech saß mit schreckgeweiteten Augen da und rührte sich nicht. So also kämpfte El-Berit gegen ihn! Und Baara war sein Werkzeug! Die Frau, die er geliebt hatte! Die er als Mutter seines Sohnes gewollt hatte! Wie lange benutzte Elihu sie schon als Spionin gegen ihn? Und an wen gab Elihu ihre Nachrichten weiter? An Nachrai natürlich. An wen sonst?

„Was ist mit Baara?" fragte er mit bösem Blick.

„Ich habe sie eingesperrt", gab Schelef Auskunft. „Wir mußten verhindern, daß sie heimlich selbst nach Sichem geht, wo doch ihr Bote tot ist."

„Eingesperrt", wiederholte Abimelech. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und brütete zusammengekauert vor sich hin. Die Mitteilungen Schelefs waren furchtbarer, als wenn er einen Überfall gemeldet hätte. Gegen offene Feinde konnte man sich wehren. Aber wenn eine Frau ihr ganzes Sinnen und Trachten auf den Verrat des Geliebten richtet und diese Heimtücke mit Liebesworten tarnt? Wie sollte man diese Feindin überhaupt als solche erkennen? Ja, Baara gehörte zu seinen Feinden! Von Anfang an. Sie war nicht besser als Nachrai und Elihu, dieser hinterlistige Priester, den er sogar einmal zu seinen Freunden gezählt hatte.

Er hob den Kopf. Schelef sah ihn an, um seinen Auftrag entgegenzunehmen. Der Blick des Freundes war kalt wie Eis. „Geh und töte auch sie!" befahl Abimelech. „Und den Leichnam schaff mir aus den Augen! Und dann komm zurück und hole uns hier ab!"

Usa sah dem davoneilenden Schelef mit verschleierten Augen nach. Er weinte und konnte gar nicht aufhören.

Abimelech betrachtete ihn. „Weine nur und schäme dich nicht!" murmelte er. „Sie hat deine Tränen trotz allem verdient." Er zog den Dolch und schnitt einen großen Riß in sein Gewand. Dabei gab er acht, daß er sein Leopardenfell nicht beschädigte. Dann nahm er Staub vom Boden und streute ihn auf sein Haar. Seine Hände waren unnatürlich langsam. Sein Blick war leer.

41

In Sichm konnte es fast so scheinen, als hätte Abimlechs Einsetzng zum „Schwert der Männer von Sichem" und die Aufstellung seiner Truppe nie stattgefunden, als wären die Aufregungen, für die der Abiesritensohn gesorgt hatte, ein unruhiger Traum gewesen. In der Unterstadt hatte man sich sowieso mehr um die eigene Arbeit als darum gekümmert, was der neue Befehlshaber anstellte. Die Machiriten hatten Sichem nicht überfallen, und der Abzug Abimelechs mit seiner Truppe hatte ebensowenig Krieg bedeutet. Die Leute fanden, daß es zu jener Zeit, als Elischama in Ofra sein Unwesen getrieben hatte, eigentlich bedrückender gewesen war als jetzt. Damals hatten sie sich mehrmals wirklich bedroht gefühlt, aber jetzt war alles friedlich. Wenn Abimelech in Aruma blieb, dann war es hier wieder so ruhig wie früher vor Elischamas und Abimelechs Zeit. Und so sollte es bleiben, das war der allgemeine Wunsch.

In der Oberstadt, wo die Reichen und Vornehmen wohnten, hatten sich die Gemüter ebenfalls beruhigt. Manche teilten die Auffassung, daß es besser sei, den Unruhestifter Abimelech zu ertragen als seinerzeit den Unhold Elischama draußen in Ofra. Da die meisten zu Nachrai hielten, so war die vorherrschende Meinung, daß entweder Abimelech wirklich irgendein Bündnis mit den Efraimiten zustande brachte und Sichem dadurch mehr Einfluß im Süden verschaffte oder daß dem Erfolglosen seine Truppe davonlief und sein Amt sich damit von selbst erledigte. Das eine wäre gut, das andere aber auch nicht schlecht. Sichem müßte zwar weiterhin auf seine einstige Macht verzichten, aber das eigene Leben verliefe wieder ungestörter und noch angenehmer als jetzt.

Nur im Tempel machte man sich ernsthafte Sorgen. Denn der Bote an Baara war nicht zurückgekehrt. Elihu wurde die Befürchtung nicht los, daß Abimelech der Spionin in seinem Bett auf die Schliche gekommen und daß ihr und seinem Boten etwas zugestoßen war. Deshalb schickte er auch nicht einen seiner Söhne los, um das Verschwinden des Tempeldieners aufzuklären. Seine Söhne wußten gar nichts von Baaras geheimem Auftrag. Er ging vielmehr zu Sebul und forderte ihn auf, nach dem Verschollenen zu suchen. Aber der Stadthauptmann lehnte ab. Nur der Ratsvorsitzende könne ihm einen solchen Auftrag erteilen.

Elihu mußte nun wohl oder übel zu Heled gehen und ihm sein Anliegen vortragen. Das Ausbleiben des Tempeldieners hätte Heled normalerweise nicht sehr bewegt. Es kam vor, daß sich derlei Leute ohne Besitz einen anderen Dienstherrn suchten. Aber der Mann war auf dem Weg zu Abimelech verschwunden! Und von dem Neffen fehlte seit Wintersende jede Nachricht! Heled versprach also Elihu, sich unverzüglich um die Angelegenheit zu kümmern.

Er schickte keinen von Sebuls Männern oder gar den Hauptmann selbst aus, sondern seinen Sohn Kimham, mit dem sich Abimelech gut verstanden hatte. Er sollte den Neffen einladen, nach Sichem zu kommen und ihm über seinen Besuch bei den Efraimiten zu berichten. Falls Abimelech Aruma jedoch nicht verlassen wolle, so könne er das offen sagen. In diesem Fall werde er selbst zu ihm hinkommen. Abimelech solle Vertrauen zu ihm haben. Was auch geschehe, er und sein Haus stünden auf seiner Seite. Das sollte Kimham ausrichten und nicht ohne festen Bescheid zurückkehren. Und auch nach dem verschwundenen Tempeldiener sollte er fragen.

Abimelech war nach der aufgedeckten Verschwörung gegen ihn unschlüssig, was er tun sollte. Am liebsten wäre er sofort nach Sichem marschiert, hätte den Rat auseinandergejagt, Nachrai und Elihu getötet und die Oberstadt seinen Soldaten zur Plünderung übergeben. Aber da war der erzürnte Gott Sichems! Abimelech zweifelte, ob Jahwe von Schilo ihn in Sichem selbst vor El-Berits Anschlägen beschützen konnte. Ehe er etwas gegen den Rat von Sichem unternahm, brauchte er eine feste Heilszusage seines neuen Gottes. Und das Bündnis mit den Efraimiten. Sonst stand er mit seinen zweihundert Männern zwischen den Völkern des Berglandes wie ein Verlassener da, und niemand ernährte seine Truppe und sandte ihm seine Söhne, damit er weitere Hundertschaften Soldaten aufstellen konnte. Wenn er aber wegen dieser Bedenken seine Rache an Sichems Machthabern aufschob, dann mußte er an Heled einen Bericht senden, um ihn und den ganzen Rat zu beruhigen. Insofern kam ihm der Besuch Kimhams sehr gelegen.

Er behandelte seinen Gast freundlich und zeigte ihm voller Stolz, was er hier mit seinen Männern aufgebaut hatte. Es war ihm aber recht, daß der Vetter nicht übernachten wollte, denn er fürchtete dessen Frage nach Baara. Er ließ Heled übermitteln, daß die Verhandlungen mit den Efraimiten überaus günstig begonnen hatten und daß er in acht Wochen wahrscheinlich einen Vorvertrag mit ihnen abschließen werde. Er bat den Onkel, das dem Rat mitzuteilen. Er selbst könne leider nicht von Aruma fort, denn aus dem Jordantal sei eine Räuberbande heraufgestiegen, und die müsse schnellstens unschädlich gemacht werden, bevor sie Sichem größeren Schaden zufüge. Und was den Tempeldiener betreffe, so sei der vielleicht diesen Räubern in die Hände gefallen.

Heled nahm die Antwort Abimelechs mit Unmut auf und ließ den Ärger an seinem Sohn aus. Wenn der Neffe erst in acht Wochen wieder mit den Efraimiten zusammen war, warum kam er dann nicht für ein oder zwei Tage nach Sichem? Das mit den Räubern war doch eine Ausrede! Eine solche Bande konnten seine Männer vernichten, das mußte er nicht selbst tun. Warum sagte er nicht ehrlich, daß er Nachrai aus dem Weg gehen wollte und deshalb Sichem mied? Warum lud er seinen Onkel nicht ein, nach Aruma zu kommen, damit sie sich beraten konnten, wie es in Sichem weitergehen sollte?

Kimham war gegen eine Reise des Vaters zu Abimelech. „Sollen dich etwa die Räuber überfallen? Sei froh, daß sie mich verschont haben!“ Er verstand die Aufregung des Vaters nicht. Er hatte den Eindruck gewonnen, daß in Aruma alles zum besten stand.

„Ist dieser Tempeldiener denn überhaupt in Aruma angekommen?“ wollte Heled wissen. Der Sohn bejahte das. Der Vater bohrte weiter: „Hast du Abimelech und Baara gefragt, was er dem Mädchen auszurichten hatte? Waren es etwa nicht nur Elihus schöne Grüße gewesen?“

„Danach habe ich nicht gefragt“, erwiderte Kimham. „Und Baara habe ich auch gar nicht gesehen.“

Heled stutzte. „Was heißt das? Warst du denn nicht in Abimelechs Haus?“

Kimham wurde die Fragerei allmählich zuviel. Das war doch alles nicht wichtig. „Ja, ich war in seinem Haus“, bestätigte er gereizt. „Aber da war nur sein Diener. Was weiß ich, wo die Frau gerade war.“

„Findest du das etwa nicht merkwürdig“, fragte Heled, „daß beide verschwunden sind, der Tempeldiener und Baara? Und daß er mich nicht sehen will?“ Er entließ den Sohn und ging hinüber zu Sabdiel. Seine Besorgnisse trug er nun ihm vor. Aber der Bruder zerstreute seinen unklaren Verdacht und beruhigte ihn. Man müsse Geduld haben und Abimelech vertrauen. Es werde sich alles aufklären, wenn der Neffe erst mit den Efraimiten eine Einigung erzielt habe. Dann werde er schon nach Sichem kommen und seinen Erfolg stolz verkünden. Und Baara werde er mitbringen, damit sie sich mit ihm freute, wenn ihm der Rat seinen Dank aussprach.

Während sich Heled zufriedengab und erst einmal weiter abzuwarten beschloß, wuchs die Aufregung Elihus und Nachrais. Erst kehrte der Bote an Baara nicht zurück, und dann stellte sich heraus, daß auch die Priesterin verschwunden war. Und Abimelech weigerte sich offensichtlich, in Sichem zu erscheinen und Rechenschaft abzulegen. Nachrai machte sich Vorwürfe, daß er zu sorglos gewesen war. Mittlerweile wurde er den Verdacht nicht los, daß Abimelech doch etwas Böses gegen den Rat plante. Vielleicht gar mit Hilfe der Efraimiten. Möglicherweise war Heled mit ihm im Bunde. Doch wie sollte man dem abtrünnigen Befehlshaber beikommen? Sebuls Truppe war viel zu schwach, um ihn mit Gewalt nach Sichem bringen zu lassen. Es gab nur den Weg der Verhandlung. Der Rat mußte sich entschließen, Abimelech vor die Entscheidung zu stellen: Entweder er kam nach Sichem und legte hier getreu seinem Amtseid Rechenschaft ab, oder er wurde des Bruchs seines Schwurs überführt und des Amtes enthoben. In letzterem Fall würde Sichem

seine Tore vor ihm und seiner Truppe verschließen. Man mußte die Mehrheit der Ratsherren davon überzeugen, daß es so wie bisher mit Abimelech nicht weitergehen konnte. Heled mußte gezwungen werden, den Willen des Rates auszuführen. Natürlich waren erst die Ernte und der Getreidedrusch abzuwarten, damit die Speicher der Stadt gut gefüllt waren, falls Abimelech eine Belagerung versuchte.

Mitten in die stillen Sorgen Heleds und Nachrais hinein wurde die äußerliche Ruhe Sichems plötzlich gestört. Nicht durch Abimelech, sondern durch eine Räuberbande. Die Lüge des Befehlshabers war unversehens Wirklichkeit geworden. Ganz in der Nähe der Stadt gab es in zwei aufeinanderfolgenden Nächten Überfälle. Besitzungen zweier Ratsherren waren betroffen. Verwalter und Knechte waren gefesselt worden, und die Räuber hatten Korn, Wein und Öl mitgehen lassen. Auch fehlten drei oder vier Esel. Nach einer Woche gab es einen erneuten Raubzug. Diesmal traf er einfache Bauern. Sie verloren ihre letzten Vorräte und wußten nun nicht, wovon sie bis zur neuen Ernte leben sollten.

Heled machte im Rat den Vorschlag, daß Abimelechs Soldaten eingreifen sollten, aber die Mehrheit der Herren war unter Nachrais Einfluß dagegen und beauftragte Sebul, mit seinen Leuten die Bande unschädlich zu machen. Der Hauptmann war froh, sich in einer solchen Aufgabe bewähren zu dürfen, und gab sich viel Mühe, aber er konnte einen abermaligen Überfall nicht verhindern. Schließlich waren die Bauern selbst erfolgreicher als er. Eines Nachts gelang es den Männern eines Dorfes, die Bande in die Flucht zu schlagen und eines ihrer Mitglieder einzufangen. Am Morgen schickten sie einen Boten mit der Nachricht darüber in die Stadt und mit der Aufforderung, den Gefangenen abzuholen, denn sie hätten keine Zeit, ihn nach Sichem zu bringen.

Der Bote lief Nachrai über den Weg, der auf seinem Esel einen Kontrollritt zu seinen Knechten machte. So erfuhr er als erster von der Festnahme. Kurzentschlossen hieß er den Boten umkehren und begleitete ihn. Im Dorf angekommen, ließ er sich den Gefangenen zeigen. Der hockte gefesselt in einer Ecke seines Kerkers, einer leeren Vorratskammer, und hatte sichtlich große Furcht vor einem frühen und ehrlosen Tod.

Nachrai schickte die Dorfbewohner hinweg und fragte den Räuber nach seiner Herkunft. Er war ein Nomadensohn und hatte bis vor kurzem unter Abimelech gedient. Mit zwei Kameraden war er geflohen, weil es weder Sold noch Beute gab, worauf sie gehofft hatten, und nun gehörten bereits acht Mann zur Bande. Nachrai freute sich insgeheim über die geringe Anzahl. Er stellte dem Gefangenen ein trostloses Geschick in Aussicht. Er müsse die Soldaten Sichems ins Versteck seiner Kumpane führen, und dann würden sie alle acht umgebracht. Ihre Leichen gäbe man den Hunden und Schakalen zum Fraß. Er hob bedeutungsvoll die Stimme: „Du kannst jedoch dein Leben retten!“ Der Räuber schöpfte Hoffnung. „Du gehst allein zurück zu deinen Kameraden und überredest sie, in die Gegend von Aruma zu ziehen. Ihr drei ehemaligen Soldaten kennt euch dort aus, und ihr wißt auch um die Gewohnheiten der Truppe. Greift Abimelechs Leute an, wenn sie wenige sind und nichts Böses erwarten! Verschafft euch Zugang zu seinen Vorräten und plündert sie! Hetzt die Soldaten auf, ihren Dienst zu verlassen! Schadet Abimelech, soviel ihr könnt! Du selbst solltest in die Truppe zurückkehren und sagen, daß man dich zur Flucht gezwungen hat. Sie werden dich wieder aufnehmen, und du wirst deinen Bandengefährten den Zugang zu den Speichern öffnen. Traust du dir das alles zu?“

Der Gefangene bejahte und hätte noch mehr Zusagen gemacht, wenn er damit sein Leben retten konnte. Er hatte nur eine einzige Bemerkung dazu: Seine Freunde würden fragen, wer ihnen den Auftrag erteile und was sie für ihre Gefälligkeit bekämen.

„Ich bin Iddo, einer der Ratsherren Sichems“, erklärte Nachrai. „Und ihr bekommt meine Zusage, daß wir euch nicht verfolgen, solange ihr Abimelech schadet. Solltet ihr aber hierbleiben, dann ergeht es euch so, wie ich vorhin sagte. Denn wir würden euch schnell finden. Die Wahl sollte euch also nicht schwerfallen.“

Der Gefangene war einverstanden, und seine Kumpane waren es auch, nachdem er ihnen das Angebot unterbreitet hatte. Sie waren sich im klaren, daß die Gegend von Sichem ihnen ohnehin zu gefährlich geworden war. Sie zogen also nach Süden und hofften, daß ihnen weitere Soldaten zuliefen, so daß sie zu einer starken und gefürchteten Bande anwachsen würden.

So kam es, daß Abimelechs Lüge von den Räubern, wegen denen er angeblich nicht fort konnte, im nachhinein für ihn bedrohliche Wahrheit wurde. Nachrais Gefangener kehrte wie verabredet zurück, und er wurde trotz großen Mißtrauens gegen ihn wiederaufgenommen, weil sich der Zusammenhalt der Truppe bedenklich zu lockern begann und deshalb auf keinen Mann verzichtet werden konnte. Viele Soldaten waren enttäuscht, daß auch nach den Verhandlungen des Befehlshabers mit den Efraimiten nichts geschah. Sie hatten zwar ausreichend zu essen, aber das hatten sie auch zu Hause bei ihren Familien. Jedenfalls die meisten. Es gab keine Aussicht auf Sold oder Beute. So kam es, daß sich immer wieder Soldaten heimlich davonstahlen, zumeist Abiesriten. Schelef stellte die beiden Hundertschaftsführer hart zur Rede, aber die fragten ihn höhnisch, ob sie die Männer nachts festbinden sollten. Und nun kamen zu all dem Ungemach also noch die Überfälle der Räuber. Einzelne Soldaten, die nachts ins Freie schlichen, um ihre Notdurft zu verrichten,

wurden lautlos niedergemacht oder verschwanden einfach. Dann wurden zwei Wachen getötet. Zwischendurch gab es einen Überfall auf eine Bauernfamilie. Zur Unzufriedenheit der Soldaten kamen Unsicherheit und Angst. Manche glaubten, Dämonen hätten sich gegen das Lager verschworen.

Abimelech trat solcher Stimmungsmache scharf entgegen. Er ließ die Wachen rund um den Standort verstärken und postierte nachts ganze Zehnerschaften in der Umgebung. Aber die Räuber fanden überall einen Durchschlupf und verschleppten hier und da einen Mann und stahlen da und dort ein Schaf oder einen Sack Korn. Ihre geringe Zahl kam ihnen zugute. Eine Horde von zwanzig Mann oder mehr wäre leichter aufzuspüren gewesen als die Gruppen von zwei oder drei Mann, die Soldaten und Bauern mit ihren heimtückischen Nadelstichen in ständige Furcht versetzten. Die Speicher des Truppenstandorts zu plündern gelang den Räubern allerdings nicht. Die wurden von ausgesuchten Männern scharf bewacht, und der Spion im Lager fand keine Möglichkeit, der Bande Zugang zu verschaffen.

Abimelech ließ tagsüber die nähere und weitere Umgebung absuchen, um das Versteck der Banditen zu finden. Einer der Suchtrupps stieß tatsächlich in den östlichen Schluchten auf eine Höhle, wo die Räuber gelagert haben mußten, aber von diesen selbst entdeckten sie nichts. Nach etwa vier Wochen gelang es endlich eines Nachts, zwei der Verbrecher lebendig zu fangen, nachdem zwei andere ihr Leben gelassen hatten. Einer davon wurde als ehemaliger Soldat wiedererkannt. Abimelech und Schelef verhörten die beiden. Nach einigen Quälereien gestanden sie, daß ein gewisser Iddo aus Sichem sie gegen das Militärlager aufgehetzt habe und daß der reumütig in die Truppe zurückgekehrte Flüchtling einer ihrer Kumpane sei. Der hatte sich allerdings noch in der Nacht der Gefangennahme aus dem Staub gemacht. Abimelech ließ die zwei Aufgegriffenen töten und ihre Leichname auf einem Hügel gegenüber von Aruma auf spitze Pfähle spießen, die weithin sichtbar waren. Von da an hörten die Überfälle auf. Die übriggebliebenen Räuber hatten die Gegend verlassen.

Abimelech kam zu dem Schluß, daß Iddo, dieser Neuling im Rat von Sichem, keineswegs der Anstifter der Räuber war. Kein anderer als Nachrai konnte ihm diese auf den Hals gehetzt haben. Schelef war das völlig egal. „Ob Iddo oder Nachrai“, hielt er Abimelech voller Empörung vor, „das Maß ist voll! Gib endlich den Marschbefehl, und wir züchtigen die Fettwänste von Sichem und nehmen uns ihr Silber und ihr Gold!“

Abimelech runzelte streng die Stirn. „Du weißt, daß ich nichts lieber täte als das. Aber begreif doch – erst muß ich nach Schilo! Was soll mir ein Sieg über Sichem, wenn sich hinterher alle im Land schaudernd von mir abwenden? Ich bin kein Räuberhauptmann! Ich bin der künftige Herrscher dieses Landes!“

„Ja, ja, der künftige Herrscher!“ äffte ihn Schelef nach. „Du wirst es noch dahin bringen, daß du ein König sein wirst ohne einen einzigen Soldaten! Dann werden dich alle auslachen, und mit Recht!“

„Halt den Mund!“ gebot ihm Abimelech wütend. „Oder ich vergesse, daß du mein Freund bist und mit mir reden darfst wie keiner sonst!“

Schelef ging bekümmert seiner Wege. Abimelech aber hielt am folgenden Tag eine flammende Ansprache an die beiden Hundertschaften, die nun nach den jüngsten Abgängen und Verlusten zusammen gerade noch an die einhundertfünfzig Mann zählten. Er bat um ihr Vertrauen und versprach ihnen, nach seiner Rückkehr den Einsatzbefehl zu geben, und reiche Beute würde der Lohn für ihre Treue sein. Und tatsächlich verließ vorerst kein Soldat mehr heimlich die Truppe. Die Männer ließen sich erneut vertrösten.

Und ein Zweites tat Abimelech. Er schickte Usa durchs Niemandsland hinüber zu den Abiesriten. Er sollte nach Ofra gehen und Gareb ausrichten: „So spricht Abimelech: Die Mörder meiner Brüder habe ich gefunden und getötet. Wenn ich von meinen Freunden, den Efraimiten, zurückgekehrt sein werde, komme ich zu euch und werde euch auf all eure Fragen Antwort geben. Ich denke unablässig an mein Volk, und es sind gute Gedanken!“

Abimelech war nun froher Laune. Er hatte Zeit gewonnen, das Wichtigste, was ihm gegenwärtig nötig schien.

42

Iddos Aufforderung an Gaal, heimzukehren und Abimelech zu vertreiben, hatte den Verbannten sehr nachdenklich gemacht. Denn der alte Fürst von Dor war verstorben, und sein Sohn, der die Fürstentochter von Aschkelon zur Frau hatte, wollte nun das Bündnis mit den Philistern enger gestalten. Es liefen Gerüchte um, daß er seine Streitkräfte verkleinern wollte. Falls das stimmte, mußte Gaal als der älteste der Hundertschaftskommandeure befürchten, entlassen zu werden.

Er hatte sich zu Wintersende mit Iddo selbst getroffen, um das Neueste über die Lage in Sichem zu erfahren und vor allem herauszubekommen, warum gerade er als Retter der Stadt vor

Abimelech ausersehen war und wieviele ihn dafür hielten. Die Begegnung in Megiddo war aufschlußreich gewesen. Er hatte zwar sehr schnell gemerkt, daß nur eine winzige Minderheit hinter Iddos Wunsch stand, aber zugleich erkannt, daß zwischen dem Rat und Abimelech ernste Unstimmigkeiten bestanden. Iddo sah den Mann aus Ofra als eingefleischten Feind des Rates bereits nach der Königskrone greifen. Gaal begriff, daß der Haß Iddos gegen Abimelech vor allem darin wurzelte, daß der ein Fremder war. Er, Gaal, war für Iddo dagegen ein Sichemit, ein Einheimischer. Aber wie sich der Ratsherr die Vertreibung des fremden Befehlshabers vorstellte, das war Träumerei. Abimelech hatte immerhin zweihundert Mann unter Waffen, er selbst jedoch höchstens die Hälfte, und das auch nur, wenn die Hundertschaft wirklich aufgelöst wurde und alle seine Männer ihm freiwillig nach Sichem folgten. Iddo hatte in seinem Unverstand gemeint, daß er ja weitere hundert anwerben könnte – als ob das so einfach wäre!

Nach seiner Rückkehr aus Megiddo hatte Gaal den Oberbefehlshaber der Hundertschaften um eine Aussprache ersucht. Es stellte sich heraus, daß das Gerücht vom Truppenabbau tatsächlich stimmte. Gaal erklärte sich bereit, aus dem Dienst auszuscheiden, aber nicht vor der Erntezeit. Sein Vorgesetzter war einverstanden und bewilligte ihm auf seine Bitte hin die Waffen aller derjenigen seiner Soldaten, die als Freiwillige mit ihm ziehen wollten, als Abschiedsgeschenk. Gaal teilte seiner Hundertschaft die Entscheidung des Oberbefehlshabers über die Auflösung der Einheit mit und erklärte, daß er nach Sichem ziehen wolle, um dort in den Kampf um die Macht einzugreifen. Er bat die Soldaten, ihm in alter Treue als Freiwillige dorthin zu folgen, aber er könne ihnen vorläufig keinen Sold zahlen, und der Ausgang des Kampfes sei ungewiß. An die siebzig Mann entschieden sich, bei ihm zu bleiben, meist junge, abenteuerlustige Leute. Die restlichen Soldaten behielt der Oberbefehlshaber, da es nicht so viele waren, wie er gedacht hatte, in Dor und gliederte sie in andere Hundertschaften ein.

Als die Zeit des Abschieds gekommen war, verkaufte Gaal Dienerin und Diener, denn beide waren Sklaven, sowie sein Haus, und nichts außer seiner Erinnerung band ihn nun noch an Dor, wo er über zwanzig Jahre den Tjekern gedient und für sie sein Leben eingesetzt hatte. Es wäre ein schöner Lebensabschluß für ihn, so fand er, wenn er nun ein bißchen Macht für sich selbst erobern könnte. Schließlich war einer seiner fernen Väter ein enger Waffengefährte Labajas gewesen.

So zog er nun mit seinen siebzig Kriegern hinauf ins Bergland. Er ritt an der Spitze auf einem starkknochigen Esel, am Schluß des Zuges folgten einige Packtiere mit der Marschverpflegung und den Zelten. Wo der Trupp auch vorüberkam, dort ging man ihm aus dem Wege und fragte sich beklommen, woher diese Soldaten wohl kamen und welchen Auftrag sie haben mochten.

Gegenüber von Ofra bei der verfallenen Hütte, die einst Elischamas Straßenwächtern als Wetterschutz gedient hatte, ließ Gaal anhalten und rasten. Es war gegen Mittag, und die Hitze war groß. Er legte sein Schwert ab und machte sich zu Fuß nach der Siedlung auf. Dort fand er nur Alte und kleine Kinder, denn die Masse der Bewohner war draußen in der Ernte. Er wanderte weiter zur Feldflur und fragte dort nach dem Acker Abimelechs. Man verwies ihn an Hotam, der wie alle anderen fleißig die Sichel schwang. Gaal trat in seine Nähe und rief: „He, wo finde ich deinen Herrn Abimelech?“ Er wollte herausbekommen, was die Leute von Ofra von ihrem Ältesten hielten, der offenbar wenig an sie dachte.

Hotam unterbrach seine Arbeit und richtete sich auf. „Ich bin kein Knecht, du Fremder“, rief er empört zurück, „und Abimelech ist nicht mein Herr! Wer bist du, und was willst du von Abimelech?“

Gaal trat noch etwas näher und versuchte, ein freundliches Gesicht zu machen. „Meine Frage sollte dich nicht kränken. Ich bin Gaal, der Hauptmann, unter dem Abimelech in Dor gedient hat. Nun bin ich unterwegs nach Sichem und wollte die Gelegenheit nutzen, meinen ehemaligen Unterführer zu begrüßen. Wo steckt er, wenn er jetzt zur Erntezeit nicht hier ist?“

Hotam betrachtete den Fremdling neugierig, aber er fand ihn wenig vertrauenerweckend mit seiner zerhackten Stirn. „Abimelech ist Hauptmann wie du, und zwar in Sichem“, gab er Auskunft. „Wenn du mehr wissen willst, dann geh zu Gareb, unserem Ältesten!“ Er legte die Sichel aus der Hand und brachte Gaal zu seinem Vater, der nicht weit entfernt seinen Acker hatte.

Gareb überließ die Arbeit den Söhnen und ihren Frauen und ging mit Gaal ein Stück abseits. Sie setzten sich unter einen Schattenbaum, und wer sie so sah, hätte sie für zwei gleichaltrige Freunde halten können, die ein Schwätzchen machten.

Gaal erklärte Gareb zu seinem Anliegen dasselbe wie vorher Hotam. Er hob hervor, daß er endgültig nach Sichem heimkehre und dort seine letzten Jahre in Ruhe verbringen wolle. Gareb erwiderte auf die Frage nach Abimelech, daß der Jerubbaalsohn Sichems Truppenführer sei und sein Lager in Aruma habe. Wenn Gaal ihn sehen wolle, dann müsse er dorthin gehen. In Ofra sei Abimelech schon lange nicht mehr gewesen.

Gaal gab sich erstaunt. „Aber er hat doch hier seinen Besitz? Als vermögender Mann muß er doch nicht den Sichemiten dienen!“

„Das muß er wahrhaftig nicht, du sagst es“, fuhr es aus Gareb heraus, und der Hauptmann gewann den Eindruck, daß sein Gesprächspartner Abimelechs Dienst für Sichem aus tiefstem Herzen ablehnte, und mit ihm tat das vielleicht ganz Ofra. Gareb erzählte Gaal, da er dessen Inte-

resse spürte, vom Bruderzwist zwischen denJerubbaalsöhnen, von Abimelechs Gang nach Sichem zu den Brüdern seiner Mutter, von der Bluttat am Haus Elischamas und der dadurch möglichen unverhofften Erbschaft für Abimelech.

Gaal hielt nun seinen ehemaligen jungen Freund mehr denn je für den Anstifter der Morde an seinen Familienangehörigen, aber das behielt er für sich. Er fragte vielmehr, was Sichem mit seiner Streitmacht eigentlich wolle. Gareb kam nun auf Abimelechs Überzeugung zu sprechen, daß die Philister das Bergland angreifen würden und ein Abwehrbündnis aller Sippen und Städte notwendig sei.

Gaal lachte. „Woher hat er denn seine Philisterfurcht? Ich kenne dieses Volk. Die Philister breiten sich zwar im Küstenland aus, als ob sie dort die Herren sind, und vielleicht herrschen sie eines Tages auch in Dor. Aber hier herauf ins Bergland ziehen die nicht! Was sollen sie denn hier?“ Fast hätte er hinzugefügt „bei euch armen Schluckern“.

Gareb freute sich, daß dieser Kenner der Lage da unten in der Ebene seine eigene Auffassung bestätigte. Er faßte Zutrauen zu dem Besucher und verriet ihm sogar, daß der Sippenrat der Abiesriten Abimelech vor die Entscheidung gestellt hatte: Entweder kehrte er heim nach Ofra, und dann konnte er es in seinem Volke zu einem geachteten und einflußreichen Mann bringen, oder er blieb für immer in Sichem und verlor seinen Erbbesitz in Ofra. „Du kannst ihm das noch einmal ausrichten“, sagte Gareb bissig. „Wir haben nichts gegen Sichem, aber das Land der Abiesriten bebauen Abiesriten, keine Sichemiten. Wenn er in der Stadt bleiben und ihr weiter dienen will, dann kann er das tun, aber dann soll er sich von den Herren Sichems versorgen lassen. Ich sage dir noch einmal: Wir sind nicht gegen Sichem, aber wir sind gegen Abimelechs Doppelspiel.“

„Ich werde ihm deine Worte übermitteln“, versprach Gaal. Er verabschiedete sich von Gareb hochzufrieden. Was er hatte wissen wollen, das war ihm sogar eindeutig gesagt worden. Kein Abiesrit würde wohl Abimelech zu Hilfe eilen, wenn er in Bedrängnis geriet. Abimelech hatte es sich offenbar nicht nur mit Sichem, sondern auch mit seinen Volksgenossen verdorben. Und ob die Efraimiten mit ihm gemeinsame Sache machten, war sehr fraglich. Iddo hatte ihm von dieser Hoffnung Abimelechs berichtet. Aber wenn auch der Befehlshaber Sichems ziemlich allein stand – er hatte zweihundert Bewaffnete bei sich! Er selbst dagegen nur siebzig.

Während Gaal zurück zu seinen Leuten stapfte und sich dann neben ihnen zu einem Schläfchen ausstreckte, kam ein Mitbürger zu Gareb geeilt und berichtete ihm von der fremden Truppe, die an der Straße nach Sichem lagerte. Sein Enkel habe sie entdeckt. „Dieser hinterlistige Schwindler!“ schimpfte Gareb und meinte Gaal. „Mir erzählt er, daß er sich zur Ruhe setzen will, und in Wirklichkeit kommt er mit seinen Soldaten! Was mag er bloß vorhaben? Was will er tatsächlich von Abimelech?“

Gemeinsam eilten beide zum Dorf und zu einer Stelle, von wo aus sie auf die Straße blicken konnten. Dort ließ der Hauptmann soeben seine Männer antreten. Er sprach zu ihnen, aber Gareb und sein Begleiter konnten infolge der Entfernung nichts verstehen. Dann schwang sich Gaal schwerfällig auf seinen Esel, und der Trupp marschierte hinter ihm her in Richtung Sichem. Die beiden Beobachter waren bestürzt. Würde es Krieg in Sichem geben? Sollte dort etwa der Rat gestürzt werden? Vielleicht gemeinsam mit Abimelech? Oder wollten die beiden Truppenführer gegeneinander kämpfen? Ob so oder so: Die Söhne der Abiesriten, die noch unter Abimelech dienten, würden für fremde Ziele mißbraucht werden. Die Dörfer mußten vor der Gefahr eines Krieges gewarnt werden.

Gareb wollte sofort Boten losschicken und den Sippenrat einberufen, aber dann verwarf er diese Absicht. Es war Erntezeit, in der niemand gern sein Dorf verließ und jede gesunde Hand gebraucht wurde. Außerdem dauerte es zu lange, ehe die Nachricht alle Familien erreichte. Er selbst mußte den Boten spielen! Seine Frau und seine Söhne versuchten, ihm die Rundreise auszureden, aber er ließ sich nicht davon abbringen. Noch am selben Tag ritt er ins nächste Nachbardorf und benachrichtigte die Familienhäupter von Gaals Zug nach Sichem. Die Männer einigten sich, die jungen Leute, die Abimelech als Soldaten dienten, heimzurufen und alles zu unterlassen, wodurch Abiesriten in den möglichen Krieg der Sichemiten hineingezogen werden konnten. „Abimelech wird uns nicht mehr lange beunruhigen mit seinen Reden und Taten, glaubt mir!“ versicherte Gareb. „Selbst wenn er über seine Gegner siegt – niemand will doch von seiner verrückten Idee etwas wissen. Aber vielleicht kommt er in den Kämpfen auch um.“

An den nächsten drei Tagen durchreiste Gareb das gesamte Abiesritenland. Nirgends hielt er sich lange auf, und überall bestand nach seiner Abreise Einvernehmen darüber, das Geschehen in Sichem wachsam zu beobachten und bereit zu sein, ein Übergreifen der Machtkämpfe auf das Abiesritengebiet unter allen Umständen zu verhindern.

Noch mehr Unruhe als bei den Abiesriten löste Gaals plötzliches Erscheinen in Sichem aus. Es war später Nachmittag, als Sebuls Männer, die auf der Mauer Wache hielten, die Staubwolke erblickten, die sich von Ofra her näherte. Sofort ließen sie die beiden Stadttore schließen, und Sebul selbst eilte zu Heled, um den Anmarsch möglicher Feinde zu melden. Aber Heled und Sabdiel waren mit ihren Söhnen draußen auf den Feldern. Sebul hastete daraufhin zu Nachrai, und beide

beeilten sich, aufs Tor hinaufzusteigen und zu sehen, welche Horde sich der Stadt näherte. Rückten etwa doch die Machiriten heran, um Rache für Dotan zu nehmen? Oder steckte Abimelech hinter der Sache?

Der Trupp war mittlerweile so weit herangekommen, daß Nachrai als den Anführer der Krieger Gaal erkannte. Er erschrak. Die unerlaubte Rückkehr des Verbannten konnte nichts Gutes bedeuten. Wenn er wenigstens nur eine Handvoll Begleiter bei sich gehabt hätte! Aber was sich hier heranwälzte , das war ja fast eine ganze Hundertschaft!

In diesem Moment kam auch Iddo herauf auf die Mauer. Er strahlte, als er Gaal erkannte, und Nachrai wußte nun, wem die Ankunft der fremden Soldaten zu verdanken war. Er preßte die Lippen zusammen. Sollte der unerwünschte Heimkehrer doch als erster sprechen! Und Iddo müßte für seinen Verrat bestraft werden.

Gaal ließ die Kolonne anhalten und schaute belustigt auf die fünf Männer, die auf der Mauer standen und ihre Augen mit der Hand beschatteten, um ihn gegen die Sonne besser sehen zu können. Sicherlich hofften sie, daß sie ein Trugbild täuschte. „Was für ein Empfang für einen treuen Sohn Sichems!“ rief er zu ihnen empor. „Das Tor geschlossen statt herzlicher Begrüßungsworte! He, Nachrai, du erkennst mich doch wieder? Schweigst du vor Scham, weil ihr vergessen habt, meine Verbannung endlich einmal aufzuheben? Du siehst, ich kehre trotzdem zurück. Und ich habe ein paar gute Freunde mitgebracht. Morgen komme ich zu euch und werde mir anhören, wofür ihr meiner Dienste bedürft.“

Bevor Nachrai entgegnen konnte, rief Iddo nach unten: „Sei uns willkommen, Gaal! Ja, wir brauchen dringend deine Hilfe!“

Nachrai verzichtete nun darauf, den Unwillkommenen anzusprechen. Er war schließlich nicht mehr Vorsitzender des Rates. Mochte sich doch Heled mit Gaal unterhalten. Iddo bedachte er mit einem wütenden Blick. „Warum hast du ihn heimgerufen? Gegen den Willen des Rates?“

Iddo antwortete schroff: „Du weißt warum. Wenn ihr schon nichts tut – ich habe etwas getan! Oder wollen wir uns Abimelech kampflos ausliefern?“

Nachrai wollte ihm eine Bestrafung für sein Vergehen gegen den Rat androhen, aber der Hinweis auf Abimelech verschloß ihm den Mund. Hatte Iddo etwa doch das Rechte getan?

Gaal zog mit seinen Getreuen auf seinen Landbesitz, der eine knappe Stunde von der Stadt entfernt lag. Die Sichemiten auf ihren Feldern dachten zuerst, eine Abteilung Abimelechs ziehe vorüber, aber dessen Anführer ritten ja nicht auf Eseln, und dann erkannten einige der Alten Gaal wieder, obwohl der ein junger Mann gewesen war, als er Sichem verlassen mußte. Bestürzung ergriff die Leute. Warum hatte man ihnen nichts vom Einzug der fremden Soldaten gesagt? Und was bedeutete ihr Kommen?

Der Verwalter Gaals war beinahe zu Tode erschrocken. Auch er hatte nichts von der Rückkehr des Hausherrn gewußt. Wie sollte er bloß die gesamte Truppe unterbringen und beköstigen?

Abends versammelte sich der Rat. Aber niemand außer Iddo hatte Vorstellungen, was überhaupt beraten werden sollte. Am hilflosesten war Heled. Er als Vorsitzender mußte einen Vorschlag äußern. Aber was für einen? Gaal war verbannt und ohne Erlaubnis hier. Eigentlich müßte man ihn mit Gewalt wieder außer Landes bringen, damit er begriff, wer in Sichem die Macht hatte. Aber da war seine Leibgarde, und die war Sebuls Einheit schon zahlenmäßig überlegen, und im Kampf sicher erst recht. Und Abimelech war weit weg. Hätte Gaal nicht im vorigen Jahr kommen können, als Nachrai noch den Vorsitz hatte? Oder erst im nächsten Jahr? Ausgerechnet er, der sich seinen Kollegen überlegen fühlte, mußte in diese Entscheidungsnot geraten!

Iddo stellte den Antrag, am kommenden Tag die Sichemiten der Unterstadt und der Dörfer zu bewaffnen und als Hilfstruppe Gaals Befehl zu unterstellen. Diese Armee sollte nach Aruma marschieren, Abimelechs zwei Hundertschaften zerschlagen und den Befehlshaber selbst gefangen nach Sichem bringen, damit er in aller Form abgesetzt und anschließend davongejagt werden konnte.

Die anderen Ratsherren schüttelten aufgeregt die Köpfe über diesen verrückten Vorschlag. Er wurde als gefährlich und sowieso undurchführbar verworfen. Iddo schäumte vor Wut und schrie, man solle ihn bessere Ratschläge zur Rettung der Stadt hören lassen. Aber die Debatte kam über Jammern und Klagen nicht hinaus. Heled wurde durch Iddos abenteuerliche Idee auf einen nicht minder gewagten Gegenvorschlag gebracht, der aber wenigstens einige Aussicht auf Erfolg versprach. Er wollte sofort einen Boten zu Abimelech schicken mit der dringenden Weisung, seine Truppe unverzüglich nach Sichem zu führen und Gaals Krieger zu vertreiben. Wenn alles wirklich schnell ging, konnten die Soldaten bei Sonnenaufgang hier sein und den Gegner überraschen.

Aber auch das wurde von der Mehrheit als übereilt abgelehnt. Wer weiß, auf welche verwegenen Gedanken Abimelech nach seinem Sieg kam. Vielleicht strebte er wirklich nach der Alleinherrschaft? Sollte man ihn da geradezu ermuntern? Und man wisse ja auch noch gar nicht, was Gaal eigentlich vorhabe. Iddo warnte, daß Abimelech ganz Sichem zugrunde richten werde, wenn man ihn nicht rechtzeitig bändige, und das sei ohne Gaals Hilfe undenkbar.

Heled machte einen neuen Vorschlag. Falls Gaal vernünftig mit sich reden lasse, dann sollten seine Männer in Abimelechs Streitmacht eingefügt werden, und Gaal könnte sogar ihr Anführer bleiben, aber unter Abimelechs Befehlsgewalt. Auch dieser Gedanke wurde mit vielen Wenn und Aber zerredet.

Am Ende einigte man sich lediglich darauf, die Verbannung Gaals formal aufzuheben - faktisch war sie es ja schon – und am Vormittag anzuhören, was Gaal zu sagen hatte. Iddo wurde eine Bestrafung angedroht, weil er den Rat hintergangen hatte, aber ihm wurde Aufschub gewährt, bis die Angelegenheit mit Gaal geklärt war.

Gaal erschien am nächsten Tag vor dem Rat munter und guter Dinge. Dabei war sein Auftreten für ihn nicht ganz ungefährlich. Er war immerhin ohne Erlaubnis zurückgekehrt, und zudem mit einem Trupp Bewaffneter, und er mußte auch damit rechnen, hier das derzeitige Oberhaupt jener Familie zu treffen, an der er seinerzeit Blutrache geübt hatte, was ja zu seiner Verbannung geführt hatte. Er wußte nicht, daß diese Familie seit Jahren schon ausgestorben war. Seinen Verwalter oder Iddo hatte er danach nicht gefragt. Aber er war ein furchtloser Mann. Seine Soldaten hatte er gegen ihren Willen auf seinem Anwesen zurückgelassen.

Er musterte die Ratsherren der Reihe nach. Manchen war anzusehen, daß sie eine schlechte Nacht hinter sich hatten. Er kannte noch eine ganze Anzahl von ihnen, obwohl auch die fünfundzwanzig Jahre älter geworden waren. Iddo war nicht anwesend. Gaal vermutete ganz richtig, daß dessen Vorschlag auf keine Gegenliebe gestoßen war und er nicht wagen wollte, in seiner Gegenwart eine erneute Niederlage hinnehmen zu müssen.

Heled eröffnete die Sitzung in trübseliger Stimmung mit zwei klaren Fragen an Gaal: „Warum bist du ohne Erlaubnis zurückgekommen? Und was willst du in Sichem tun?“

Gaal antwortete ausführlich und schlichter als gestern in seiner Anrede an Nachrai, und der Eindruck, den er trotz seiner unschönen Stirnnarbe machte, war besser als die bisherigen Vorurteile gegen ihn. Da sprach kein brutaler Totschläger, sondern ein leidgeprüfter Mann, der nun das unerbittliche Alter herannahen fühlt und in der Heimat seinen Lebensabend verbringen will. Und daß er ohne Erlaubnis zurückgekehrt sei, bestritt er, denn Iddo habe ihn gerufen, und er mußte annehmen, daß der Rat mit einer einzigen Stimme spreche.

Der Hieb saß. Es wurde gefragt, warum Iddo nicht da sei, und Heled gab bekannt, er habe sich krank gemeldet. Gaal grinste. Heled machte ein wütendes Gesicht und forderte ihn auf, mit seiner Antwort fortzufahren. Aber Gaal fügte lediglich noch hinzu, daß sich niemand vor seinen Männern zu fürchten brauche. Alle seien gut ausgebildete und disziplinierte Soldaten, und er habe sie mitgebracht, weil sie Sichem vielleicht nützlich sein könnten.

Heled schaute in die Runde, aber niemand hatte Lust, sich zu Gaals Worten zu äußern. Auch Nachrai nicht. Für ihn waren beide, Gaal und Abimelech, Feinde Sichems. Beide gierten sie zweifellos nach der Macht. Wie lange würde der Rat seine Macht noch festhalten können? Wenn Gaal sich ehrlich zur Ruhe setzen wollte, dann wäre er allein gekommen. Das beste wäre, wenn er und Abimelech übereinander herfielen und sich gegenseitig umbrachten.

Aber im Moment machte Heled, den Nachrai, seit er den Vorsitz übernommen hatte, nicht mehr ausstehen konnte, erst einmal auf Versöhnung. Er trug Gaal an, seine Soldaten den Streitkräften Sichems zuzuführen. „Wir brauchen weitere gute Krieger. Unser Befehlshaber ist Abimelech, der Sohn Jerubbaals aus Ofra. Du kennst ihn, wie wir wissen. Er wird deine Leute gern aufnehmen. Du aber kannst dich, wie dein Wunsch ist, in Ruhe deines Besitzes erfreuen, denn der Rat hat gestern deine Verbannung aufgehoben. Sehr spät, ich räume es ein, aber nun bist du ja hier und mußt nicht befürchten, in der Fremde fern von deinen Vätern dein Grab zu finden.“

Gaal dachte: Der redet, als ob ich wirklich schon alt und lebenssatt dahinsieche. Er lächelte freundlich und erwiderte: „Deine Worte haben mir gut getan. Wenigstens du siehst das Unrecht ein, das ihr mir zugefügt habt. Und was deinen Vorschlag betrifft, so werde ich mich bedenken.“

„Wie lange brauchst du Zeit dafür?“ fragte Heled. Noch immer machte keiner seiner Kollegen Miene, ins Gespräch einzugreifen.

„Ich bin langsam im Nachdenken“, entgegnete Gaal, und nun wollte er sein Grinsen, das ihn in dieser feierlichen Versammlung machtloser Männer immer wieder ankam, nicht länger unterdrücken. „In spätestens vier Wochen habt ihr meine Antwort.“

Es gab Gemurmel über die unverschämte Entgegnung, und auch Heled war der Hauptmann zuwider. Er straffte sich und verkündete: „Morgen werde ich einen Boten an Abimelech senden und ihm mitteilen, daß du hier eingetroffen bist. Er wird kommen, und wir werden gemeinsam eine Lösung finden. Für dich und für deine Männer.“

Die Ratsherren hatten keine Einwände und waren nun sogar froh, daß Abimelech endlich gezwungen war, nach Sichem zu kommen und Rechenschaft abzulegen. Denn er würde nicht dulden, daß hinter seinem Rücken eine Hundertschaft stand, über die ein anderer gebot. Und daß Gaal nach Aruma marschierte und sich mit Abimelechs Truppen vereinigte, mußte man kaum befürchten. Keiner der beiden Anführer würde sich wohl dem anderen unterordnen wollen.

Gaal selbst nahm den Beschluß des Rates gleichmütig auf. Er war für ihn uninteressant. Er hatte sich sein Bild gemacht: Diesen Rat mußte er nicht ernst nehmen. Kein Wunder, daß Abimelech den Gehorsam verweigerte. Ein Klüngel behäbiger Männer, die keine gemeinsame Sprache mehr fanden, weil sie ihre Ohnmacht spürten, ohne sich diese einzugestehen, das war seiner Meinung nach der Rat von Sichem. Er verabschiedete sich rasch und machte sich nachdenklich auf den Weg nach Hause.

Heled bestellte unterdessen den Stadthauptmann zu sich. Sebul selbst sollte sein Bote an den Neffen sein, damit der endlich den Ernst der Lage verstand und begriff, daß er sich nicht länger in Aruma verkriechen durfte. Zu Sebul hatte Abimelech Vertrauen, das wußte Heled, und der Stadthauptmann würde die richtigen Worte finden. Er sollte Abimelech gleich mitbringen. Falls der jedoch bei den Efraimiten oder sonstwo war, sollte Sebul in Aruma warten, bis er zurückkehrte.

Am Abend verließ der angeblich kranke Iddo die Stadt und machte sich auf den Weg zu Gaals Besitztum. Aber sein Gang war vergeblich. Der Verwalter erklärte ihm, daß Gaal nicht da sei. „Was heißt das? Wo ist er hin?“ erkundigte sich Iddo ärgerlich.

Der Verwalter zuckte die Schultern. „Niemand hier weiß es. Seine Männer wollten ihn nicht allein reiten lassen, aber er hat sie zurückgescheucht.“

Iddo kam ein schrecklicher Verdacht. Sollte sich Gaal etwa zu Abimelech auf den Weg gemacht haben? Was wäre, wenn er und der Abiesrit sich verständigten und gemeinsame Sache machten? Dieser Gaal war eine einzige Enttäuschung. Schon daß er zur Ratssitzung gegangen war und sich das Versöhnungsgerede angehört hatte, war völlig falsch gewesen. Iddo hatte sich von seinen Gesinnungsfreunden berichten lassen, daß kein böses Wort gegen Abimelech gefallen war. Und nun war Gaal nicht da, und es war nicht zu erfahren, was er dachte und wie er gegen Abimelech vorgehen wollte. Und ob überhaupt.

Auch die anderen Ratsherren machten sich Sorgen, und mehrere hatten schlaflose Stunden in dieser Nacht wie in der vorigen. Eines stand fest: Die schöne Ruhezeit war zu Ende. Und die Landleute und Handwerker in der Unterstadt fürchteten, daß es Krieg gäbe und ihre Existenz bedroht war.

Als Sebul am folgenden Morgen nach Aruma aufbrach, gab er Anweisung an seinen Stellvertreter, unverzüglich die Tore zu schließen, falls Gaals Truppe in Sichtweite auftauchte. Nur Gaal selbst dürften sie in die Stadt hineinlassen.

Die Ratsherren aber versammelten sich zu einem außerordentlichen Opfer für den Gott von Sichem. Sie baten ihn inbrünstig, seine Stadt zu beschützen und alles Unheil von ihr abzuwenden.

43

Abimelech konnte es kaum erwarten, daß die Frist, die ihm die Efraimiten gesetzt hatten, endlich um war. Er war begierig nach der Antwort Schuals und Berajas, die ja nur günstig ausfallen konnte, und er wünschte sich, Schuals hübsche Enkelin wiederzusehen. Er würde sie ansprechen, das hatte er sich fest vorgenommen. Er war sicher, daß dieses Mädchen seinen Schmerz um Baara, die er vergessen wollte und nicht konnte, zu heilen imstande war.

Schon zwei Tage vor dem Wiedererscheinen der Mondsichel brach er nach Schilo auf. Diesmal nahm er außer Usa noch drei zuverlässige Soldaten mit, denn vielleicht hockte der Rest der zerschlagenen Räuberbande noch immer in den östlichen Bergen. Sie erreichten aber unbehelligt ihr Ziel.

Auch in Schilo war alles auf den Äckern, um das reife Korn zu mähen. In Schuals Haus war nur dessen Frau anwesend. Sie war ein wenig bestürzt, daß Abimelech schon vor dem vereinbarten Tag kam, und dazu mit sovielen Begleitern, denn Schual war noch mit Beraja im Land unterwegs. Sie bat aber die Gäste, sich wie zu Hause zu fühlen und von der Reise auszuruhen. Sie selbst griff nach einem Stock und machte sich humpelnd auf den Weg in die Felder, um ihren älteren Sohn zu holen, damit er an Stelle des Familienhauptes die Sichemiten willkommen hieß. Der Sohn tat das und trug Abimelech an, wie beim letztenmal Gast des Hauses zu sein, und auch für Usa wollte er einen Schlafplatz finden. Die drei Soldaten sollten vor der Stadt ihr Zelt aufschlagen, ihr Essen würde ihnen dorthin gebracht werden. Abimelech bedankte sich, wies aber auch Usa ins Zelt. Er hatte bemerkt, daß sich der Junge auf Schuals Enkelin freute, und das rief seine Eifersucht hervor. Usa gehorchte tatsächlich nur widerwillig der Anweisung seines Herrn.

Während sich die Zeltbewohner ihren Lagerplatz herrichteten, ging Abimelech hinauf zum Kultplatz. Er hatte ein Lamm gekauft und wollte es Jahwe als Opfer darbringen. Den Priester fand er im Schuppen neben dem Tempel, in dem allerlei Gerätschaften lagerten. Jair freute sich über das Erscheinen des neuen Jahweanhängers und fragte ihn gleich aus, ob ihm der Gott von Schilo in den vergangenen Wochen freundlich gesinnt war. Abimelech bestätigte das, indem er von der Zerschlagung der Räuberbande erzählte, und er brachte sein Anliegen vor, im Tempel zu übernachten, damit er erfahre, was Jahwe ihm zu sagen habe. Jair war sogleich einverstanden und schlug vor, das Opfer erst am nächsten Morgen darzubringen, nachdem der Gott mit ihm gesprochen hatte. Abimelech solle aber ja nicht in Versuchung kommen, die heilige Lade aus Neugier zu

berühren oder gar hinter den Vorhang in den Wohnraum Jahwes zu blicken. In diesem Fall sei ihm nicht die Gunst, sondern der Zorn des Gottes sicher, vielleicht sogar Schlimmeres.

Abimelech eilte froh zurück zu seinen Gastgebern, um ihnen sein Ausbleiben heute nacht mitzuteilen. Kurz vor dem Haus sah er das Mädchen, das er begehrte, vom Wasserholen kommen. Der schwere Krug ruhte auf ihrer rechten Schulter, aber sie ging so leichtfüßig, als ob keine Last sie drückte. Sein Herz begann zu klopfen. Das war die Gelegenheit! Mit wenigen Schritten war er an ihrer Seite und rief: „Warte, ich helfe dir!“

Aber schon hob sie den Krug allein herunter, schwungvoll, und ohne daß sie etwas verschüttete. Ein schneller Blick streifte ihn. „Danke“, hauchte sie.

„Sag mir deinen Namen!“ bat er. „Damit ich weiß, von wem ich träume, seit wir beide uns zum erstenmal begegnet sind.“

Noch einmal blickte sie ihn an, überrascht. „Ich heiße Debora.“ Und schon trat sie ins Haus hinein, wo die anderen Frauen auf das frische Wasser warteten, um das Abendessen zu bereiten.

Glücklich machte sich Abimelech auf zu seinem zweiten Versuch, einen Gott für seinen Lebenstraum zu gewinnen. Jair wies ihn an, sich im Tempelraum neben der heiligen Lade auszustrecken, und ging dann heim in seine Behausung. Abimelech war allein. Hier war alles so anders als im Tempel von Sichem. Er war nicht eingeschlossen. Ungehindert konnte er das Gotteshaus verlassen, wenn er wollte, und zum Sternenhimmel aufblicken oder in die stille Nachtlandschaft schauen. Hier würde sicherlich keine Priesterin erscheinen und sich ihm aufdrängen, um ihn später ausspionieren zu können. Zufrieden legte er sich auf eine dicke Strohmatte, die ihm Jair gegeben hatte, schloß die Augen und dachte an das Mädchen Debora. Aber dann verdrängte er die Gedanken an sie. Er mußte sich jetzt Jahwe öffnen, dem ihm unbekannten Gott, damit der sich heute nacht zu ihm bekannte. Der Königsherrschaft über das ganze, weite Land nun endlich ein Stück näherzukommen, darum ging es! Und nicht um das Mädchen. Sie zu bekommen, das traute er sich ganz allein zu. Dafür mußte er keinen Gott bemühen.

Er schlief ein, und irgendwann war ihm, als ob eine flüsternde Stimme rief: „Abimelech!“ Der Anruf war aus dem abgetrennten Raum hinter dem Vorhang gekommen, und er hatte geklungen wie die Stimme Baaras. Er raffte sich auf, stolperte nach hinten und lugte vorsichtig in die heilige Zelle. Dort hockte eine Gestalt am Boden, aber es war nicht Baara, sondern der Sänger Zeri, und der grinste ihn betrunken an. Abimelech war zu Tode erschrocken, weniger über das Bild, das sich ihm bot, sondern mehr darüber, daß er das strenge Verbot des Priesters übertreten und den Vorhang gelüftet hatte. Er wollte der göttlichen Strafe, die ihm nun drohte, entfliehen, aber seine Beine waren wie festgewurzelt, und in dieser Zwangslage erwachte er schweißgebadet. Er riß die Augen auf und bewegte die Beine, und natürlich gehorchten sie ihm mühelos. Im matten Sternenlicht, das durch die Türöffnung fiel, ließ er seinen Blick wie irr umherschweifen. Alles war an seinem Platz, auch er selbst. Was war das soeben gewesen? Sollte dieser abscheuliche Traum etwa eine Antwort Jahwes auf seine Lebensidee sein? Und was sollte er bedeuten? Daß Baara ihr wahres Gesicht verborgen hatte, das wußte er ja ohnehin. Wieso trug sie die Maske des Sängers? Oder hatte dieser Trunkenbold mit ihrer Stimme gesprochen? Aber warum? Wollte Jahwe mit dem absonderlichen Spuk vielleicht nur prüfen, ob sein künftiger Schützling furchtlos in seinem Haus aushielt oder ob er es mit der Angst bekam und floh? Er legte sich trotzig wieder hin. Was ihm auch bis zum Morgen noch erscheinen mochte, er wollte ausharren.

Es fiel ihm schwer, wieder einzuschlafen. Immer wieder öffnete er die Augen und blickte zum Vorhang. Aber nichts regte sich dahinter. Dann jaulte im Dorf ein Hund auf. Trotzdem der Laut gedämpft zu ihm heraufdrang, fuhr er zusammen. Aber endlich kam doch der ersehnte Schlaf über ihn.

Erneut hörte er seinen Namen. Aber den Klang der Stimme, die ihn rief, vernahm er nicht. Er wußte nur, daß er gerufen war, und zwar von draußen her. Er ging hinaus, und da lagen vor ihm die Leichen der vier Philister, die er im Sumpfland am Meeresufer gemeinsam mit seinen Kameraden getötet hatte. Er betrachtete sie und wußte zugleich genau, daß es ein Traumbild war. Und weil er es wußte, erwachte er, bevor irgendetwas mit ihm geschah. Diesmal war er ruhiger. Er schaute zum Vorhang, aber da war alles in Ordnung. Auch die Lade stand unverändert dort, wo sie hingehörte. Er erhob sich und trat ins Freie. Der Kultplatz lag verlassen. Keine Leichen waren zu sehen. Der Hund im Dorf hatte sich beruhigt. Es war sehr still. Aber nun heulte ein Schakal, und zwar ganz in der Nähe. War das ein Zeichen? Sollte er etwa hier im Freien weiterschlafen?

Er holte die Matte aus dem Tempel und streckte sich neben der mit Steinen markierten Linie aus, die den Kultplatz vom profanen Bereich Schilos trennte. Die Nachtkühle machte ihm nichts aus. Hier draußen war es ihm angenehmer als drinnen im Gemäuer. Und dieser zweite Traum war ja auch ganz klar in seiner Bedeutung. Jahwe bestätigte ihm, daß er die Philister schlagen würde. Glücklich blickte er zu den Sternen auf, bis ihm die Augen wieder zufielen.

Er hatte mit einem dritten Traum gerechnet, denn der erste zählte ja wohl nicht, und im Tempel von Sichem waren es auch zwei Träume gewesen. Schlafend wartete er auf den erneuten Anruf. Und dieser Ruf kam. Nun sah er mit seinen träumenden Augen die Schual-Enkelin. Auf den

hingewälzten Steinen, neben denen er lag, schritt sie dahin, mit dem schweren Wasserkrug auf der Schulter, und selbst die spitzesten Steine brachten sie nicht zum Straucheln. Sie entfernte sich immer weiter von ihm, und endlich war es eine Mauer, auf der sie entlangwandelte. Die Mauer zog sich endlos durch Täler und über Hügel, und das Mädchen war immer undeutlicher zu sehen, bis es schließlich seinen Augen völlig entschwand. Nach diesem Traum erwachte er nicht, sondern verfiel in Tiefschlaf, und erst die aufgehende Sonne weckte ihn.

So sehr er sich über den Traum mit den erschlagenen Philistern gefreut hatte, so sehr bedrückte ihn nun das Bild der ihm entschwindenden Debora. Was wollte ihm Jahwe damit sagen? Warum ging das Mädchen von ihm weg, statt zu ihm zu kommen? Auf jeden Fall mußte dieser Traum zu dem vorhergehenden passen. Und deshalb war dessen Sinn vielleicht der, daß ihm die Efraimitin mit ihrem schwerelosen Gang über das Land bis zum fernen Horizont die gewaltige Größe des Gebietes anzeigte, das er als Sieger über die Philister dereinst beherrschen würde. Ja, das war die Bedeutung des Traumes! Zweifellos! Jahwe sagte ihm zu, womit El-Berit ihn nur genarrt hatte. Der Gott von Sichem hatte ihn selbst zum Kind erniedrigt, das einsam auf dem Berg sitzt, während die Menschen im Land ihm gar keine Beachtung schenken. Daß er das damals nicht gleich erkannt hatte! Wie schön war dagegen das von Jahwe gesandte Bild der dahinschreitenden Efraimitin mit dem lebenspendenden Wasser.

Abimelech brauchte die Hilfe des Priesters nicht mehr, um seine Träume zu verstehen. Jair war ein wenig verstimmt, als ihm der Schlafgast Jahwes nur kurz mitteilte, daß die Traumnacht erfolgreich gewesen sei und Jahwe ihm die Philister zu Füßen legen werde, wenn die Zeit dafür gekommen sei. Jair wollte wissen, ob der Gott durch Worte oder in Bildern gesprochen habe, und er bot an, über unklare Einzelheiten Jahwe noch einmal mit dem Losorakel zu befragen. Aber Abimelech lehnte jede Nacharbeit an seinen Erkenntnissen ab. Das fehlte noch, daß sich der Priester zwischen ihn und den Gott drängte! Wie damals Elihu, der falsche Freund.

Abimelech brachte dankbar sein Lamm, das der Priester die Nacht über in seinem Haus gehabt hatte, zum Opfer dar. Danach holte er Usa ab, und gemeinsam ritten sie hinaus, um sich erneut die Umgebung Schilos anzusehen. Überall waren die Familien auf den Erntefeldern, Männer, Frauen und Kinder. Die beiden Reiter zogen verwunderte Blicke auf sich. Manche der Männer hatten offenbar von Abimelech gehört, durch das Lied Zeris und die Rundreise der beiden Ältesten, und als sie ihn an seinem Leopardenfell erkannten, winkten sie ihm zu oder begrüßten ihn gar. Aber die meisten der Bauern schienen sich doch mehr ihrer schweren Arbeit zu widmen, und es gab auch böse Blicke auf die beiden jungen Leute, die sich offensichtlich von anderen ernähren ließen, anstatt im Schweiß des eigenen Angesichts ihr Brot zu erwerben. Abimelech und Usa wurden sich allmählich bewußt, wie herausfordernd ihr Müßiggang am hellen Arbeitstag auf die Efraimiten wirken mußte. Die Bauern Sichems waren den Anblick von Herren, die ihnen bei ihrer Arbeit zusahen, gewöhnt, aber hier erregten Männer, die in der Erntezeit nicht arbeiteten, Aufsehen und Argwohn. „Wir stören hier“, sagte Abimelech und lenkte sein Maultier zurück nach der Stadt. Er kam sich zum erstenmal überflüssig vor.

Am späten Nachmittag kehrten Schual und Beraja von ihrer langen Reise durch das Land Efraim zurück. „Du bist schon da?“ staunte Schual, als er Abimelech erblickte. „Haben wir etwa den Termin unserer Verabredung verpaßt?“

Abimelech spürte die versteckte Kritik an seinem vorzeitigen Kommen. Deutete das etwa auf eine ungünstige Antwort? Das konnte nicht sein. Wahrscheinlich mißbilligte auch dieser Greis, daß er sich hier müßig herumdrückte, anstatt in Aruma gegen neue Anschläge der Herren von Sichem auf dem Posten zu sein.Hoffentlich war dort alles ruhig. Bloß das nicht, daß er heimkehrte, und abermals war Unheil während seiner Abwesenheit eingetreten!

Die beiden Weitgereisten erzählten beim Abendessen, was sie gesehen und erlebt hatten, aber von der Botschaft, auf die Abimelech begierig lauerte, verrieten sie noch nichts. Abimelech berichtete von seinem Tempelschlaf. Seine Verhandlungspartner waren überrascht. Neugierig fragten sie nach dem gottgesandten Traum.

„Ich werde die Philister schlagen“, verkündete Abimelech selbstbewußt. „Ich habe die Zusage Jahwes erhalten. Er wird fortan mit mir sein.“

„Wir freuen uns über diese Botschaft“, sagte Beraja. „Gemeinsam mit dir werden auch wir keinen Feind fürchten.“

Das hörte sich vielversprechend an, dachte Abimelech. Er sah zu Schual. Der musterte ihn mit seinem durchdringenden Blick, streng, aber nicht unfreundlich. Dann meinte er: „Es ist gut, daß Jahwe sich dir zugewandt hat. Du nennst dich das Schwert der Männer von Sichem. Sei fortan das Schwert unseres Gottes!“

„Das will ich sein“, erklärte Abimelech feierlich. War damit die Aussprache über sein Anliegen eröffnet? Nein, sie war es nicht. Er war enttäuscht. Denn Schuals Söhne fragten nun nach diesem und jenem, und die Unterhaltung ging weiter, als ob keinerlei Entscheidungen zur Besprechung anstanden.

Man richtete Abimelech das Nachtlager auf dem Dach. Die Jahreszeit ließ es zu, und im Haus war es eng. Er war es zufrieden. Direkt unter dem Sternenhimmel konnte er sich besser für die morgige Aussprache sammeln als im stickigen Gemach, wo ihn das Schnarchen seiner Gastgeber störte. Debora hatte er noch mehrfach gesehen, aber vor aller Augen war sie ihm genauso schüchtern begegnet wie vor acht Wochen. Er wollte morgen mit Schual über dessen Enkelin reden.

Er hatte sich soeben ausgestreckt, als Schual und Beraja die Stiege zu ihm heraufkamen. Sie brachten einen Krug Wein mit und wollten nun offenbar mit ihm allein sprechen. „Warum sollen wir bis morgen warten, wenn du heute schon da bist?“ meinte Beraja. „Du wirst sicher dringend wissen wollen, was dir die Ältesten Efraims mitzuteilen haben.“

Abimelech war sofort wieder hellwach und erhob sich gespannt. Um so besser, wenn er nicht bis morgen warten mußte. Er hörte begierig zu, als ihm Beraja erklärte, daß ganz Efraim der Meinung sei, die größte Gefahrenstelle des Landes liege im Süden. Denn wenn die Philister wirklich ins Bergland heraufkämen, dann würden sie den Aufstieg über Bet-Horon nehmen. Südlich davon lag das Gebiet der Stadt Gibeon, nördlich aber siedelten Efraimiten. Nicht viele, so daß ein Feind leichtes Spiel hätte.

Abimelech kannte die Straße vom Küstenland nach Bet-Horon hinauf. Als er mit Usa Schelef aus Dor geholt hatte, waren sie auf dem Rückweg diesen Weg gezogen. Er fragte sich jedoch nun, worauf Beraja hinauswollte. Ein bewegliches Heer, wie er es aufstellen wollte, konnte überallhin marschieren und die Philister dort schlagen, wo sie auftauchten. Er hörte aber geduldig zu, als ihm Beraja auseinandersetzte, daß von Norden her Efraim geschützt sei. Die Machiriten würden verhindern, daß der Feind von dorther vordringen konnte.

„Und Sichem?“ fragte schließlich Abimelech mißtrauisch. Was wollten ihm die beiden Alten eigentlich einreden?

Jetzt nahm Schual das Wort. „Sichem ist schwach. Du befiehlst nur zweihundert Bewaffneten, und mehr werden es kaum werden. Eher weniger. Was hast du denn noch länger in Sichem zu schaffen? Überlaß die Stadt sich selbst, denn sie hat keine Zukunft! Du bist doch ein Abiesrit! Weißt du, daß die Abiesriten vormals Efraimiten waren? Du bist also einer von uns. Nach Sichem gehörst du nicht.“

Abimelech blickte den Redner an, als habe er einen bösen Geist vor sich. Was schlug ihm dieser Efraimit bloß vor? Er sollte Sichem verlassen, Labajas Königsstadt? Der Mund klappte ihm vor Bestürzung auf, und er merkte es gar nicht.

Beraja sah sein Erschrecken und beeilte sich, das eigentliche Angebot zu unterbreiten. „Die Ältesten Efraims schlagen dir vor, daß du mit allen deinen Männern zu uns kommst. Wir wissen, daß Sichem deinen Soldaten keinen Sold zahlt und das auch in Zukunft nicht tun wird, so daß die Krieger also nur dir persönlich verpflichtet sind.“

Abimelech starrte Beraja an. Auch das mit dem fehlenden Sold wußten sie! Woher bloß?

Beraja fuhr fort: „Wir wollen euch in der Gegend von Bet-Horon Land geben. Gutes Rodungsland. Deine Männer können dort ihre Felder und Gärten einrichten und Familien gründen. Aber sie werden zugleich deine Soldaten bleiben. Unter deiner Führung werden sie den ersten Ansturm der Philister abwehren, bis das Heer der Efraimiten versammelt ist. Du wirst dessen oberster Befehlshaber sein und mit ihm und deinen Soldaten den Feind vernichten. Das ist unser Angebot. Erwäge es und bedenke alles in Ruhe! Wir erwarten heute und morgen keine Antwort von dir.“

In Abimelech schrie es: Nein, nein, nein! Er würde Sichem nie preisgeben, denn die Stadt war das Fundament seines Königtums. Was diese alten Männer wollten, das wollte Jahwe nicht! Er war sich da ganz sicher. Aber er wagte nicht, seine Ablehnung in Worte zu fassen. Und mittlerweile hatte er ja auch gelernt, daß es besser war, vor einer Antwort gründlich nachzudenken. Die Unterhändler der Efraimiten ließen ihn jetzt ohnehin allein, um ihr eigenes Nachtlager aufzusuchen. Ihnen war bewußt, daß ihre Botschaft nicht so ausgefallen war, wie der ehrgeizige Truppenführer Sichems sie erhofft hatte.

Abimelech erkannte allmählich, je länger sich die Gedanken in seinem Kopf jagten, daß ja im Grunde nichts verloren war. Im Gegenteil. Die Efraimiten waren die ersten, die seine Warnungen wirklich ernst nahmen. Und sie wollten ihm ihr gesamtes Heer unterstellen. Mit dieser Aussicht ließ sich doch weiterverhandeln! Wenn er erst Herrscher in Sichem war, konnten sie nicht mehr von der Bedeutungslosigkeit der Stadt faseln und verlangen, daß er nach Bet-Horon zog. Und daß kein Bauernheer die Philister schlagen konnte, sondern nur ein Soldatenheer, das würde er ihnen schon noch begreiflich machen. Wenn er seine aufgepeitschten Gefühle unterdrückte, ergab sich, daß er sich freuen konnte. Denn die Efraimiten hatten eines auf jeden Fall verstanden: Nur er und niemand sonst konnte die Philister schlagen. Er war von Jahwe zum Retter des Berglandes bestimmt.

Der Aufruhr seiner Seele kam auch im Schlaf nicht zur Ruhe. Er träumte wirres Zeug, von den Midianitern, die er auf Geheiß Gideons erschlagen sollte und nicht konnte, von Gideons Tochter, vom Tabor, auf dessen Höhe die heiligen Widderhörner erklungen waren. Als er erwachte, fühlte er sich wie zerschlagen, und er grübelte über die Traumbilder, soweit er sich überhaupt an sie erin-

nerte. Was sollte ihm jetzt die Welt im Norden bei seinem Onkel Gideon? Er wollte davon nichts mehr wissen. Die Efraimiten hatten seinen Blick nach Süden gerichtet. Dort lag jetzt seine Zukunft. Nein, diese seltsamen Träume kamen nicht von Jahwe. Wie auch – Jahwe hatte ihm ja gestern bereits seine Auskünfte übermittelt! Die Träume dieser Nacht waren ohne Bezug zu dem, was ihn bewegte, und darum ohne Sinn. Hatte ihm El-Berit einen Dämon an sein Nachtlager geschickt, um ihn zu verwirren?

Er aß mit Schuals Familie das Morgenmahl und verabschiedete sich dann. Schual und Beraja begleiteten ihn vor die Stadtmauer, wo die Soldaten und Usa auf ihn warteten. Er wolle die Bedenkzeit, die ihm angetragen sei, gern in Anspruch nehmen, sagte er den beiden Ältesten. Ihr Vorschlag sei großartig und gefalle ihm bereits jetzt, wo er doch erst oberflächlich darüber nachgedacht habe. Sicherlich werde es manches geben, was nicht ganz so zu machen sei. Aber das könnten sie alles besprechen, wenn er wiederkomme.

Dann bat er Schual beiseite und gestand ihm: „Deine Enkelin gefällt mir überaus. Hältst du es für möglich, daß ich der Schwiegersohn deines Sohnes werden könnte?“

Ein Lächeln überflog das Gesicht des Alten. „Ich halte es nicht für völlig unmöglich. Das Mädchen ist heiratsfähig und noch keinem anderen versprochen. Wenn du willst, rede ich mit meinem Sohn und frage auch das Mädchen, ob sie dich einmal angeschaut hat.“

„Ich bitte dich darum“, erwiderte Abimelech froh. „Sage doch Debora, daß ich unentwegt an sie denken werde.“

Nun runzelte Schual die Stirn. „Du weißt ihren Namen?“

„Der Priester hat ihn mir genannt“, schwindelte Abimelech, und der Großvater gab sich mit der Antwort zufrieden. Abimelech war klar, daß die Efraimiten nun Debora als Druckmittel gegen ihn mißbrauchen konnten. Er würde sie nur bekommen, wenn er den geäußerten Wünschen nachkam. Aber er wollte das schöne Mädchen unbedingt haben. Also mußte er erzwingen, daß die Efraimiten von ihren Forderungen Stück um Stück abrückten. Es würde ein hartes Ringen werden, gegen Schual und Beraja und all die anderen, die Efraims Geschicke lenkten, aber ein Kampf um Debora.

„Gib uns rechtzeitig Bescheid, bevor du zu uns zurückkehrst!“ bat ihn Beraja. „Die anderen Ältesten der Efraimiten wollen dich gern kennenlernen.“

Abimelech versprach es und setzte sich mit seinen Begleitern in Marsch. Sobald sie außer Hörweite der beiden Alten waren, bestürmten ihn die Soldaten mit Fragen. Ob die Hundertschaften nun endlich zum Einsatz kämen, gegen wen es denn ginge, ob Beute zu machen sei. Die Kameraden würden von ihnen alles genau wissen wollen. Und sie könnten nicht antworten, daß sie nichts wüßten. Das würden ihnen die Kameraden übelnehmen.

„Ich selbst werde ihnen antworten“, erwiderte Abimelech herrisch, und die Männer verstummten ärgerlich. Es sah nicht so aus, als ob es gute Nachrichten waren, die der Befehlshaber aus Schilo mitnahm.

Aber Abimelech wollte lediglich Ruhe zum Nachdenken. Natürlich mußte er seinen Soldaten endlich einen Entschluß verkünden. Aber welchen? Sollte er jetzt wagen, was ihn unablässig beschäftigte, seit er von Sichem nach Aruma übergesiedelt war? War die Zeit reif, gegen Sichem zu ziehen? Sie war es, entschied er. Jahwe hatte sich seiner angenommen. Der Gott würde im Kampf gegen El-Berit machtvoll an seiner Seite sein. Und auch die Efraimiten hatte er in gewisser Weise hinter sich.

Aber aufs neue regte ihn deren Forderung auf, sich von Sichem loszusagen. Sichem war die Mitte des Landes zwischen Megiddo und Jerusalem. Ein Herrscher über dieses Land konnte nirgendwo anders sitzen als in Sichem. Ja, er würde jetzt gegen die Herren Sichems marschieren! Noch waren die Bauern bei der Ernte, noch waren die Vorratshäuser und Speicher in Sichem leer. Falls der Rat die Tore der Stadt vor ihm verschloß, würden die Einwohner bald hungern, und er konnte ohne Kampf in die Stadt einziehen. Dann würde er die Ratsherren mit ihren Familien davonjagen. Jahwe zöge in den Tempel ein und wäre fortan auch der Gott Sichems, und er selbst machte sich zum König der Stadt.

Abimelech fühlte sein Herz klopfen angesichts der Größe dessen, was er tun wollte. Aber schon eilten seine Gedanken weiter. Als König von Sichem würde er den Abiesriten und den Efraimiten gnädig die Hand reichen. Seinen Besitz in Ofra würde er aufgeben, falls die Abiesriten das noch immer verlangten. In Sichem gäbe es ja dann das Land der Ratsfamilien, das er enteignen und neu verteilen würde. Und danach täte er das, was er nicht hatte tun wollen. Er mußte es tun, das sah er jetzt ganz klar. Er würde die Philister solange reizen, bis sie heraufkamen und ihm Gelegenheit boten, sie zurückzuwerfen. Dann würden ihn selbst die Machiriten anerkennen. Und die Efraimiten würden ihm das Mädchen Debora auf ihren Händen reichen als Dankesgabe für seine ruhmvollen Taten zur Rettung vor den Feinden. Das gesamte Bergland läge ihm, dem König von Sichem, zu Füßen.

Sein kühner Plan versetzte ihn in Hochstimmung. Die Zeit des Grübelns und Abwägens war vorbei! Keine schlaue Verstellung, keine falsche Demut mehr! Jetzt kam die Zeit der Taten! Er stieß einen Jauchzer aus und galoppierte seinen Begleitern davon, die ihm nicht zu folgen ver-

mochten. Die Soldaten schimpften. Erst nahm er sie mit zu seinem Schutz, und nun entzog er sich ihnen hochmütig. Aber nach einer Weile stieß er wieder zu ihnen und verkündete strahlend, daß sie ihren Kameraden den bevorstehenden Aufbruch kundtun dürften. Nun jubelten auch seine Leibwächter. Und Usa war ebenso froh wie sie. Ohne Baara hatte ihm das langweilige Leben in Aruma keinen rechten Spaß mehr gemacht.

Sie zogen fröhlich zum Lager der Hundertschaften hinunter. Am Tor hatten sich Schelef und die beiden Hauptleute zu ihrer Begrüßung eingefunden. Ein wenig seitlich von ihnen stand Sebul, ernst und würdevoll. Und neben ihm Gaal, der Abimelech vertraulich entgegengrinste.

Abimelech hielt sein Maultier an, als wäre er plötzlich versteinert. War das wirklich Gaal, an den er schon gar nicht mehr gedacht hatte? Und Sebul mit ihm? Was bedeutete das? Er hatte es ja insgeheim befürchtet: Kaum wandte er Aruma den Rücken, schon erreichten seine Streitmacht die Umtriebe seiner Feinde. Denn Gaal war wohl kaum als Freund hier. Der finstere Blick Schelefs bestätigte ihm das.

Langsam ritt er auf die Wartenden zu. Seine Miene war eisig.

44

Frostig wie Abimelechs Miene war seine Begrüßung der ungebetenen Ankömmlinge. „Ich hoffe, der Besuch so unterschiedlicher Gäste hat Gutes zu bedeuten."

Gaal hatte sofort eine passende Antwort bereit: „Wenn wir vier uns verstehen, dann kann unser Zusammentreffen zu nichts Ungutem führen."

Sebul sagte: „Ich komme als Abgesandter des Rates, um dir Gaals Ankunft in Sichem zu melden. Es war nicht vorgesehen, daß er von sich aus zu dir kommt, und das sogar noch vor mir. Euer Treffen sollte in Sichem stattfinden."

Gaal machte ein vergnügtes Gesicht. „Wenn ein Mann weiß, was er will", meinte er, „dann wird er immer schneller sein als die anderen neben ihm."

Abimelech war klar, daß der Rat sein Fernbleiben von Sichem nicht länger dulden und seine Rückkehr erzwingen wollte. Gaal war insofern dem Rat wahrscheinlich gar nicht ungelegen gekommen. Jetzt schickte Heled nicht noch einmal seinen Sohn, sondern den Stadthauptmann mit strengem Befehl. Aber was wollte Gaal in Sichem? Und was bei ihm in Aruma?

Er führte die beiden Besucher in sein Haus und beauftragte Usa, ihnen Wein vorzusetzen und etwas zu essen aufzutreiben. Es ging schon auf Mittag. Er selbst trat draußen mit Schelef ein Stück abseits, wo niemand mithören konnte, und fragte ihn, wann die beiden angekommen seien und was Gaal gesagt habe.

Schelefs Mitteilung war knapp. Gaal war schon am Abend zuvor eingetroffen und hatte die Nacht im Lager verbracht. Er wolle seine alten Freunde besuchen, lautete seine Auskunft. Sebul war mit drei Begleitsoldaten erst heute gekommen. Als er hörte, daß Gaal in Aruma war, hatte er sich bestürzt gezeigt. Über seinen Auftrag hatte er bisher geschwiegen.

„Und Gaal kam wirklich ganz allein?" vergewisserte sich Abimelech noch einmal. „Er hat keine Männer im Hinterhalt?"

Schelef hatte auch schon an diese Gefahr gedacht. „Wir haben zwei Zehnerschaften auf einen Nachtmarsch geschickt, aber sie haben nichts Verdächtiges entdeckt. Gaal sagte, daß der Rat seine Verbannung aufgehoben hat. Und über unsere schiefen Häuser hat er gelacht. Er wollte wissen, was wir hier in Aruma tun. Ich habe ihm gesagt, daß wir hier unseren ständigen Standort haben, weil es in der Umgebung Sichems zu eng ist."

„Das ist gut", lobte ihn Abimelech und schickte sich an, zu den Gästen zu gehen. Aber Schelef hielt ihn zurück. „Welche Nachrichten bringst du aus Schilo?"

Nun machte Abimelech ein heiteres Gesicht. „Alles steht gut. Die Efraimiten wollen mich zu ihrem Retter vor den Philistern machen. Aber zuvor ziehen wir nach Sichem. Wir werden dem Rat alles Böse heimzahlen, was er uns angetan hat."

Schelef strahlte. „Endlich! Wir hätten unsere Männer auch unmöglich noch länger vertrösten können. Darf ich es ihnen sagen?"

„Warte noch!" gebot Abimelech. „Ich habe zwar vorhin meinen Begleitern schon den Aufbruch angekündigt. Aber nun müssen wir erst wissen, was Gaal beabsichtigt. Daß er mit uns über alte Erinnerungen plaudern will, das kann er spielenden Kindern erzählen." Er hatte es nun wirklich eilig, hinüber in sein Haus zu kommen. Hatten sich etwa der Rat und Gaal gegen ihn verbündet? Er hatte immer in der Annahme gelebt, daß Gaal irgendwann den Rat stürzen und sich zum Herrscher von Sichem machen wollte. Stets hatte er ihn als künftigen Widersacher angesehen.

Als er eintrat, meinte Sebul, daß sich seine Botschaft ja nun praktisch erledigt habe und er keine Eile verspüre, mit Abimelech ein paar Worte zu wechseln. Er schlug vor, daß er sich draußen zu Schelef gesellen wolle, und der solle ihm das gesamte Lager mit allen seinen Einrichtungen zeigen. Er sei neugierig, alles zu sehen. In der Zwischenzeit könnten Abimelech und Gaal mitei-

nander sprechen, denn sie hätten sich nach so langer Zeit sicherlich vieles zu sagen. Er würde dabei nur stören.

„Mir soll es recht sein“, sagte Gaal. „Aber ich sähe es gern, wenn auch Schelef bei unserer Unterhaltung dabeiwäre. Den Hauptmann kann sicher auch ein anderer von deinen Leuten durchs Lager führen.“ Er wollte nämlich nicht nur die Worte seines Rivalen prüfen, sondern auch die Blicke, die Abimelech und Schelef während des Gesprächs austauschten.

Abimelech und Sebul hatten nichts einzuwenden. Usa führte Sebul nach draußen zu den beiden Hauptleuten und brachte Schelef mit ins Haus, worüber der froh war. Nun konnte er mit anhören, was Gaal zu sagen hatte. Er traute dessen herausgestellter Freundlichkeit durchaus nicht.

„Ihr beide habt mich ganz schön reingelegt“, hielt ihnen Gaal lachend vor, als sie zu dritt beisammensaßen und die Becher hoben. „Der eine schwindelt mir vor, daß er fortan in Ofra sein Erbland beackern will, und der andere verschwindet sogar heimlich, ohne sich eine Ausrede einfallen zu lassen.“

Abimelech war wenig angetan von den alten Geschichten. „Mir gehört der gesamte väterliche Besitz in Ofra – wieso habe ich dich dann belogen? Und hättest du Schelef aus deiner Hundertschaft in meine wechseln lassen, worum ich dich ja gebeten hatte, dann wäre er nicht nachts heimlich davongeschlichen. Aber erzähl doch von dir! Warum bist du nicht mehr in Dor?“

Gaal berichtete von den Veränderungen, die sich dort ergeben hatten, und von seinem Abschied aus dem Militärdienst. „Zumindest da unten bei den Tjekern.“ Seine Augen blinzelten listig. „Der Hauptmann der Sichemer Stadtwache wird es dir dann gleich sagen, aber ich habe ohnehin kein Geheimnis vor euch: Ich bin nicht allein nach Sichem gekommen. Bei mir sind siebzig Männer meiner Hundertschaft, die auch weiterhin treu zu mir halten. Es sind gute Leute, im Kampf erfahren, und ihre Waffen führen sie mit sich. Jeder von ihnen zählt doppelt.“

Er belauerte die beiden Befehlshaber. Mit scharfem Blick hatte er heute vormittag Abimelechs Soldaten gezählt und herausgefunden, daß von dessen zwei Hundertschaften ein Viertel der Mannschaft fehlte. Und er hatte erspürt, daß die Stimmung der Soldaten nicht die beste war. Er konnte sich denken warum. Wenn sie nicht bald Gelegenheit erhielten, Beute zu machen, dann liefen sie davon. Er kannte sich da aus. Abimelech hatte gar keine Wahl. Er mußte eine reiche Handelskarawane überfallen oder eine Stadt plündern. Aber die großen Handelsstraßen verliefen weit von hier, und die Karawanen waren gut bewacht. Blieb also nur der Überfall auf eine Stadt. Und damit es sich lohnte, kam hier im Bergland nur Sichem in Frage.

Eigentlich wog das, was er hier in Aruma bisher gesehen und erfahren hatte, schon das Wagnis des Besuchs auf. Er war ohne sein Schwert gekommen, und wenn er hier als möglicher Rivale Abimelechs festgesetzt oder gar niedergemacht wurde, erfuhr das zunächst niemand. Seine Leute wußten ja nicht einmal, wohin er geritten war. Aber zwei Fragen standen noch offen, und ohne ihre Beantwortung wollte er keinesfalls zurückkehren. Nur Abimelech selbst konnte ihn darüber ins Bild setzen. Er mußte wissen, ob Abimelech lediglich die Reichtümer der herrschenden Familien Sichems plündern wollte oder ob er in der Stadt tatsächlich seine Alleinherrschaft aufrichten wollte, wie Iddo ihn ja lauthals bezichtigte. Und außerdem mußte er in Erfahrung bringen, wie die Efraimiten zu Abimelech standen. Lehnten sie seine Ideen ab wie die Abiesriten oder würden sie ihn beim Kampf um Sichem womöglich gar unterstützen?

„Was willst du mit den siebzig Kriegern?“ fragte Abimelech nach einem schnellen Seitenblick zu Schelef. Er war also doch nicht allein, hieß dieser Blick.

Gaal erwiderte treuherzig: „Heled und der Rat wollen, daß die Männer zu eurer Truppe hier stoßen. Ich aber soll mich auf meinem Besitztum zur Ruhe setzen.“

„Das ist ein guter Vorschlag“, warf Schelef ein. „Ich meine, was deine Soldaten anbetrifft.“ Er konnte noch besser als Abimelech beurteilen, wie dringend sei eine Verstärkung brauchten.

Abimelech bedachte ihn mit einem mahnenden Blick, weil der Gast aus der Bemerkung auf ihre personelle Schwäche schließen konnte. Er fragte Gaal: „Und was willst du tun?“

Gaal machte ein bekümmertes Gesicht. „Ich weiß es nicht, wirklich. Natürlich bin ich nicht mehr der Jüngste. Ich fühle das Alter nahen. Aber die tapferen Jungen sind mir ans Herz gewachsen. Und auch sie hängen an mir. Sagt ihr mir doch, was ich tun soll!“

War das ein Angebot? Und war es ehrlich? Abimelech und Schelef konnten es kaum glauben. Wollte sich ihr ehemaliger Hauptmann ihnen tatsächlich unterstellen? War er gekommen, um hinter dem Rücken des Rates günstige Bedingungen dafür auszuhandeln? Sie sahen ihren Gast nachdenklich an. Schelef hoffte, daß auch Abimelech klar war, welchen Wert zwar Gaals Soldaten darstellten, aber welche Schwierigkeiten ihnen der eigenwillige und durchtriebene alte Haudegen bereiten konnte, wenn nicht gar Schlimmeres. Auch Abimelech war auf der Hut. Aber das Angebot Gaals abzulehnen, war gar nicht möglich, denn dann gab er bestimmt auch seine Soldaten nicht frei, und was er mit ihnen anstellte, war völlig ungewiß. Gaal war unberechenbar. Er konnte zur Bedrohung werden.

Abimelech erwiderte also freundlich: „Du bist zwar älter als wir, das ist richtig, aber noch lange nicht alt. Du wirst doch nicht dem Ratschlag derer folgen, die dich kaltstellen wollen? Du bist der

Hauptmann deiner Männer! Komm mit ihnen zu uns nach Aruma! Wenn du dich mit uns beiden verbindest, dann muß uns um Sichems kommende Größe nicht bange sein."

Gaal nickte ein paarmal bedächtig vor sich hin, als ob er die Antwort erst allmählich aufzunehmen in der Lage war. Dann meinte er: „Deine Worte sind gute Worte für einen wie mich, der ausgemustert ist und nur noch wenig nütze. Aber meine Bedenken lassen mich mit einer Antwort zögern. Man sagt, daß du mit den Efraimiten zusammengehen wirst. Und nun könnte es doch sein, daß du die Umarmung deiner neuen Verbündeten nicht ungeschwächt überstehst, denn ihre Hundertschaften werden zahlreicher sein als deine. Am Ende bist du nicht ihr Partner, sondern ihr Knecht. Ich möchte nicht in einem Heer der Efraimiten dienen. Ich bin Sichemit!"

„Sei ohne Sorge!" rief Abimelech großspurig. „Bevor ich mit den Efraimiten einen Vertrag mache, kommt erst Sichem an die Reihe. Denn das steht fest: Die Herrschaft des Rates führt zum immer weiteren Niedergang der Stadt. Mir aber geht es um ihren Aufstieg! Auch ich bin ein Sichemit, sonst säße ich jetzt in Ofra und zählte die Weizengarben meines Ackers. Wenn sich das kranke Sichem auf dem Weg der Besserung befinden wird, erst dann werde ich mich den Efraimiten zuwenden. Und glaube mir, es wird so sein, daß sie auf mich hören werden, und nicht umgekehrt!"

Die Antwort stellte Gaal zufrieden. Er hatte genug erfahren. „Nun denn, du hast mich überzeugt", stellte er fest. „Wenn ihr einverstanden seid, so bin ich morgen abend mit meinen Männern bei euch."

Er verabschiedete sich, um in Sichem seinen Marsch nach Aruma vorzubereiten. Er hatte es eilig und trieb seinen Esel unbarmherzig an, weil der ihm zu langsam lief.

Abimelech ließ Sebul holen, und dann saßen sie zu dritt und machten sich Gedanken über Gaals Besuch. Sebul meinte, daß ja nun sein Auftrag zur Hälfte hinfällig sei. Mit dem Heimkehrer war bereits alles geregelt, ohne daß der Rat sich noch einschalten mußte. Und daß Gaal seine Leute weiterhin selbst anführen wollte, anstatt sich zur Ruhe zu setzen, war eben sein verständlicher Wunsch, dem der Rat sicherlich genauso entsprochen hätte. „Obwohl ich den Alten nicht mag", fügte er hinzu. „Er hat eine arglistige, anmaßende Art. Ihr hättet ihn hören sollen, als er an Sichem vorübermarschierte. Nachrai, Iddo und ich standen auf der Mauer. Er verhöhnte uns offen. Heled mißtraut ihm auch. Deshalb wollte er ihn ja von seinen Leuten trennen. Außer Iddo und dessen Freunden sind alle Ratsherren der gleichen Meinung wie Heled."

„Wir werden wachsam sein, wenn er morgen hierherkommt und sich uns anschließt", versprach Abimelech.

„Und wenn er nicht kommt?" fragte Schelef. „Wenn er uns nur hat aushorchen wollen? Wenn er die Stadt in seine Hand bringt?"

Sebul schüttelte energisch den Kopf. „Das kann er nicht. Ich habe streng befohlen, daß die Tore seinen Soldaten verschlossen bleiben. Und die Mehrheit des Rates ist gegen ihn, ich sagte es schon."

„Wenn er morgen vor Sonnenuntergang nicht hier ist", entschied Abimelech, „dann marschieren wir nach Sichem und zerschlagen seinen Trupp." Und er fragte Sebul, wieso dessen Auftrag nur zur Hälfte erledigt sei.

Sebul erklärte, daß ihn Heled angewiesen habe, nicht ohne Abimelech heimzukehren. „Heled will wissen, was du mit den Efraimiten verabredet hast. Er will ein vertrauliches Gespräch mit dir führen. Und nicht nur über die Efraimiten und über Gaal. Mehr weiß ich aber nicht."

Abimelech wiegte den Kopf. Ihm kam seine letzte Unterredung mit dem Onkel vor dem Abmarsch nach Aruma in den Sinn. Wollte sich Heled nun etwa offen gegen Nachrai und die Ratsmehrheit stellen? Mit Hilfe der Streitkräfte? Zu spät, lieber Onkel, zu spät! Abimelech beauftragte Sebul, Heled die neue Lage nach dem Gespräch mit Gaal darzustellen. Man solle den Hauptmann und dessen Leute bewachen lassen. „Wenn Gaal die Absprache mit mir einhält, dann bin ich übermorgen in Sichem und werde Heled und dem Rat Rede und Antwort stehen. Hat mich Gaal aber hintergangen, dann werde ich Sichem von ihm und seiner Bande befreien. Heled soll sich nicht beunruhigen und mir vertrauen."

Sebul versprach, die Botschaft zu überbringen, blieb aber noch eine Weile in Aruma, um den Soldaten bei ihren Nachmittagsübungen zuzusehen. Hier fühlte er sich freier als in Sichem, denn hier trug er keine Verantwortung. Als er sich dann verabschiedete, um vor Sonnenuntergang in der Stadt zu sein, legte ihm Abimelech vertraulich die Hand auf den Arm. „Sebul, ich weiß, du vertraust mir. Denk stets daran: Was du für mich tust, das tust du auch für dich! Ich werde Sichem retten. Aus der Hand Gaals, falls das notwendig wird, aber ebenso auch aus der Hand seiner unfähigen Regenten. Heled gehört zwar zu den fähigen, aber er steht sehr allein."

„Er hat uns beide und unsere Männer", entgegnete Sebul zuversichtlich.

Abimelech gab ihm recht, aber warnte zugleich: „Es könnte doch sein, daß er seinen Gegnern unterliegt und dir Anweisungen geben muß, die ihm aufgezwungen worden sind. Vielleicht sogar welche, die sich gegen mich richten. Ich weiß jedoch, daß ich auch dann auf deine Treue zählen kann."

Sebul begriff, daß Abimelech zum Umsturz in Sichem entschlossen war. Mit oder ohne Gaal. Aber auf jeden Fall mit Heled, dem Vorsitzenden. Er hatte das ja längst vermutet. „Du sagst es“, bekräftigte er Abimelechs Worte.

Er machte sich mit seinen drei Begleitern auf den Weg nach Norden. Am liebsten wäre er nun ganz bei Abimelech geblieben. In Sichem war alles so undurchsichtig geworden. Hoffentlich ließ Gaal ihm nicht unterwegs auflauern. Doch warum sollte er? Um mit seiner Tötung zu drohen, damit ihm selbst die Stadttore geöffnet würden? Doch so dumm war er sicher nicht, sich freiwillig in die Falle zu begeben. Wenn Abimelech die Stadt einschloß, war er verloren. Nein, nein, man durfte das Mißtrauen gegen ihn nicht übertreiben.

Gaal dachte in der Tat nicht daran, Sebul abzufangen. Er hatte Wichtigeres zu tun. Er war im Eilritt bei seinen Leuten angelangt. Trotz der Mittagshitze scheuchte er sie auf, und in kurzer Zeit waren sie marschbereit. Er führte sie bis zum ehemaligen Lager Abimelechs. Dort in Sichtweite der Stadt ließ er sie zurück und eilte zum Stadttor. Die Nachricht vom Anmarsch der Truppe hatte die Wachen und die Bewohner aufgeschreckt. Vorgestern erst die Aufregung bei der Ankunft der fremden Soldaten, und heute standen diese nun vor dem Tor, und keiner konnte sagen warum. Gaal gab denen, die ihn verstört ansprachen, keine Antwort.

Wie der Sturmwind brach er in Heleds Haus. Der Vorsitzende hockte auf seinen Ruhekissen und hatte sich soeben vorgenommen, einen Spaziergang vor die Stadt zu unternehmen, um den Fortgang der Ernte zu prüfen. Nun jagte ihn Gaal unsanft hoch mit dem Ruf: „Abimelech will übermorgen die Stadt stürmen und sich zum König machen! Er hat es mir ins Gesicht gesagt. Ich komme gerade von ihm. Ich sollte ihm beistehen. Laß die Stadt sofort zur Verteidigung vorbereiten! Meine Männer stehen vor dem Osttor. Laß sie in die Stadt, und ich werde eure Freiheit retten!“

Heled blickte ihn fassungslos an. Gaal war in Aruma gewesen? Wieso hatte ihm das niemand gemeldet? Wo blieb Sebul? Machte der etwa gemeinsame Sache mit dem Neffen? Oder war Gaals ungeheuerliche Nachricht eine heimtückische Lüge? Was war zu tun? Er stellte Gaal Fragen, um herauszubekommen, was er von der Schreckensbotschaft halten sollte, und er rief nach Sabdiel, um dessen Rat zu hören.

Als Gaal erkannte, daß Heled handlungsunfähig war, ließ er ihn einfach stehen und stürmte hinaus, um Nachrai zu alarmieren. Aber schon hatte das Gerücht andere Ratsherren erreicht. Sie kamen aus ihren Häusern gelaufen, umringten ihn und forderten ihn auf zu sagen, was eigentlich los sei.

„Abimlech rückt auf Sichem an!“ schrie Gaal. „Er will euch alle vertreiben und sich zum König machen! Ich war bei ihm. Er hat es mir verraten, weil er dachte, ich stehe ihm bei. Wir müssen die Stadt vor ihm retten! Macht meinen Männern das Tor auf!“

Auch Iddo war unter denen, die Gaal umstanden. Nun überschrie er alle: „Da seht ihr, was ihr an dem Abiesriten habt! Wer hatte nun recht? Laßt Gaals Krieger sofort in die Stadt!“

Mittlerweile waren fast alle Ratsherren versammelt. Auch Heled hatte sich aufgerafft und stand nun bei den anderen. Nur Nachrai und einer von Heleds Freunden fehlten. Das aufgeregte Geschrei der Männer war gewaltig. Ihre Söhne, die Frauen, die Kinder, sie alle umdrängten sie, um mitzubekommen, worum es eigentlich ging. Iddo wandte sich mit seiner überlauten Stimme an die Frauen und malte ihnen aus, wie grausam Abimelechs Soldaten mit ihnen und ihren Familien verfahren würden. Die Frauen kreischten, als sie das hörten, und forderten mit schrillen Stimmen, Gaals Männern sofort das Tor zu öffnen, damit sie selbst nicht völlig schutzlos Abimelech preisgegeben wären. Die Ratsherren konnten gar nicht anders, als der Panikstimmung nachzugeben. Auf Heled, der zur Besonnenheit mahnte, wollte niemand hören. Die meisten Herren hielten es sogar wirklich für das beste, Gaal in die Stadt hereinzulassen. Abimelech war unberechenbar. Sie trauten ihm die Schandtat, die Gaal aufgedeckt hatte, zu. Zumindest, seit er in Aruma saß.

Heled und Iddo wurden beauftragt, der Torwache den Befehl des Rates zu überbringen, den Soldaten zu öffnen. Heled trabte hinter Iddo und Gaal her und war außer sich vor Zorn. An allem war Iddo schuld. Er hatte den Verbannten zurückgeholt. Was sollte nun bloß werden? Vielleicht war inzwischen Sebul mit guter Nachricht eingetroffen! Vielleicht war Gaals Einmarsch noch zu verhindern! Wenn doch Abimelech selbst auftauchte, um die Lage zu klären!

Aber weder der Neffe noch Sebul waren angekommen, als Heled hinter Iddo und Gaal am Osttor eintraf. Iddo sprach den Befehl des Rates aus. Der Anführer der Torwache blickte zu Heled, und der nickte erschöpft. Knarrend öffneten sich die Torflügel.

Im Schein der tiefstehenden Sonne zogen Gaals Krieger in die Stadt ein. Sie schlugen ihre Zelte auf dem freien Platz gleich hinter dem Tor auf.

Als Sebul mit seinen Begleitern kurz danach das Tor passierte und von Gaals Handstreich erfuhr, erschrak er aufs furchtbarste. Die bösen Ahnungen Abimelechs und Schelefs waren also doch eingetroffen, und zwar in einer Weise, die noch heute mittag niemand für möglich gehalten hatte. Was sollte Abimelech nun machen? Die Stadt aushungern? Und was würde sich während der Belagerung innerhalb der Mauern abspielen? Gewiß, Gaal war verloren. Aber wer alles mit ihm?

45

Gaal ließ die Ratsherren zur Sitzung zusammenrufen. Elihu hatte auf sein Geheiß hin reichlich Fackeln in der Ratshalle entzündet, denn Gaal wollte die Gesichter der Herren erkennen. Als die ersten eintrafen, war der Hauptmann schon da. Er saß auf dem Stuhl des Vorsitzenden, sein Schwert auf den Knien. Bestürzt schauten sie den doppelten Frevler gegen die Ratsordnung an und schoben sich wortlos auf ihre Plätze. Heled kam als letzter, erbost über die Frechheit des Hauptmanns, der ihn zur Ratssitzung befahl. Als er seinen Feind auf dem Platz erblickte, der ihm selbst zustand, erstarrte er. „Steh auf!“ herrschte er Gaal an. „Hier sitze ich!“

„Heute nicht“, erwiderte Gaal sachlich und wies auf den niedrigen Schemel, auf dem sonst Abimelech gehockt hatte, wenn er vor dem Rat erscheinen mußte.

Heled blickte über die Köpfe seiner Kollegen. Die meisten waren gesenkt. Niemand bot ihm seinen Stuhl an. Iddo grinste hämisch. Heled verschmähte daraufhin den Gästesitz und blieb trotzig stehen. Er erhielt aber sogleich Gesellschaft, denn Sebul war auch herbeigerufen und stellte sich nun neben ihn.

„Wie ihr wollt“, brummte Gaal und kam ohne Umschweife zur Sache. „Wir haben nur einen Tag, dann wird Abimelech hier sein. Denn bis morgen abend wartet er in Aruma, daß ich mit meinen Männern zu ihm stoße und ihm die Soldaten ersetze, die ihm schon davongelaufen sind. Ihr wollt sicher wissen, warum ich ihn nicht auf freiem Feld zum Kampf stelle, sondern hier innerhalb der Mauern eure Ruhe störe. Nun, ich will euch die Gründe nennen. Ich habe nur siebzig Krieger. Sebuls Leute kann ich mir nicht zurechnen, denn die könnten sich vielleicht auf Abimelechs Seite schlagen. Der aber hat hundertfünfzig Bewaffnete. Er wird diese hundertfünfzig jedoch nicht halten können. Ihre Stimmung ist schlecht, und sie wollen Beute. Ich weiß es, denn ich war bei ihnen. Wenn die Truppe begreift, daß sie Sichem nicht erstürmen kann, dann wird sie dem Kornsack gleichen, der ein Loch hat. Und niemand wird Abimelech zu Hilfe kommen. Die Abiesriten wollen ihn nicht mehr sehen, das weiß ich von ihnen selbst. Die Machiriten, so hat man mir gesagt, sind seine Feinde. Und schließlich die Efraimiten – die warten ab. Das hat mir Abimelech gesagt. Aber selbst wenn seine hundertfünfzig Männer bei ihm ausharren, dann sind wir ihm letztendlich überlegen. Denn es werden sich mutige sichemitische Männer finden, die unter meinem Kommando kämpfen wollen und mir helfen werden, Sichem vor den Räubern da draußen zu retten.“

Einer der Ratsherren wagte einen Einwand: „Aber bevor du uns rettest, sind wir vielleicht verhungert!“

Gaals Blick verfinsterte sich, und er wies den Zwischenrufer barsch zurecht: „Du da, ich bin es nicht gewohnt, daß mich jemand unterbricht, solange ich rede!“ Er wandte sich wieder an alle: „Ich sage euch jetzt, was zu tun ist. Nachdem wir hier auseinandergegangen sind, geben Sebuls Leute ihre Waffen ab. Iddo und Sebul, ihr beide werdet das durchsetzen! Du, Sebul, wirst mein Gehilfe sein und das tun, was ich dir auftragen werde! Ihr, meine Herren, sollt morgen bei Sonnenaufgang unserem Gott ein Opfer darbringen und ihn anrufen, damit er unseren Sieg über die Räuberbande vor den Stadttoren groß und dauerhaft macht! Heled, du nimmst das in die Hand! Anschließend werde ich den Sichemiten die Lage erläutern, und sie werden Korn und Vieh in die Stadt hereinholen. Das Ausdreschen muß hier innerhalb der Mauern besorgt werden. Es wird sicherlich sehr eng, ich weiß das, aber nur so widerstehen wir dem Angreifer lange genug. Morgen wird sich dann zeigen, wessen Arme willig sind, und diese Männer werden Waffen erhalten, um für Sichems Freiheit zu kämpfen. So, jetzt könnt ihr Fragen stellen, wenn ihr wollt.“

Aber das wollte niemand. Die einen schwiegen eingeschüchtert, die anderen aus Klugheit. Heled kochte innerlich vor Wut, aber er sah ein, daß er im Moment nichts gegen Gaal unternehmen konnte. Nachrai versuchte, einen kühlen Kopf zu behalten. Er sah seine Vermutung bestätigt, daß Gaal die Stadt sowieso besetzt hätte, denn er war heimgekehrt, um Rache für seine lange Verbannung zu nehmen. Mit Abimelech hatte sein Gewaltstreich erst einmal nichts zu tun. Die Umtriebe des treulosen Befehlshabers erleichterten ihm jedoch den Umsturz.

Als Iddo sah, daß sich keiner seiner Kollegen äußern wollte, tadelte er sie: „Warum habt ihr unserem neuen Truppenführer nichts zu antworten? Ich halte seine Vorschläge für brauchbar.“ Er bemerkte nicht, daß Gaal bei diesem Lob abfällig grinste. Der beschränkte Fanatiker Iddo glaubte wohl, daß er einen Untergebenen vor sich hatte.

Iddo fuhr unbeirrt fort: „Oder wollt ihr euch etwa weiterhin vor dem hergelaufenen Taugenichts da draußen in Aruma beugen? Mein Vater Ardon hat euch wahrlich genug vor ihm gewarnt. Aber ihr habt diesen Fremdling geduldet und gewähren lassen, und Heled hat ihn sogar gefördert, wo er nur konnte. Und was hat dieser Versager aus Ofra für das Silber, das ihr ihm gegeben habt, Großes für uns getan? Lächerlich gemacht hat er uns im ganzen Land! Aber jetzt ist die Zeit der Abrechnung gekommen. Wenn einer den kleinen Gernegroß züchtigen kann, dann ist es Gaal.“

Einige, die bisher zu Nachrai gehalten hatten, nickten nun zustimmend. Gaal sah es und freute sich. Es lief gut für ihn. Er hob die Sitzung auf. Als die Ratsherren ins Freie traten, sahen sie, daß offenbar die ganze Zeit über einige von Gaals Männern in der Nähe gewesen waren. „Er läßt uns bewachen“, knirschte Heled seinen Freunden zu, die um ihn waren.

Gaal teilte die Nachtwachen ein, die auf der gesamten Befestigungsanlage der Stadt patrouillieren mußten, damit nicht etwa ein Bote an Abimelech die Stadt heimlich über die Mauer verlassen konnte. Sebul ertrug inzwischen zähneknirschend, wie eine von Gaals Abteilungen sein Schwert und die Waffen seiner Leute beschlagnahmte und in Verwahrung nahm. Die Ratsherren versuchten, die Einwohner zu beruhigen, und kündigten an, daß morgen allen gesagt würde, was zu tun sei. Aber die Angst der Menschen blieb natürlich. Niemand dachte daran, den aufgehenden Mond zu feiern, der in dieser Nacht erstmalig wieder als schmale Sichel am Himmel erschien. Überall in den Häusern war Seufzen und Klagen.

In Iddos Haus selbstverständlich nicht. Gaal hatte sich dort einquartiert und schlief nun fest wie ein Kind. Selbst der Hausherr wunderte sich, wie einer so ruhig schlafen konnte, dem ein Kampf auf Leben und Tod bevorstand.

Heled schlich zum Lager der Soldaten, wo Sebul auf Geheiß Gaals die Nacht verbringen mußte, damit er unter Aufsicht war. Die Wachhabenden erlaubten ihm aber ein kurzes Gespräch mit dem Vorsitzenden. Die beiden Männer hockten sich neben eines der Zelte in Sichtweite der Wächter. Leise flüsternd berichtete Sebul von seinem Besuch in Aruma, und Heled wurde erst jetzt die ganze Heimtücke Gaals klar, mit der er Abimelech hintergangen hatte. Aber Sebul konnte den Vorsitzenden wenigstens mit der Zusage des Neffen trösten, daß er nach Sichem kommen und den Feind vertreiben werde.

„Gaal behauptet genauso wie Iddo, daß Abimelech König werden will“, meinte Heled. „Er hat es von ihm selbst, so sagt er.“

„Er lügt natürlich“, erwiderte Sebul. „Abimelech will zwar die unfähigen Ratsherren absetzen, aber er will dadurch deine Macht stärken. Das hat er mir gesagt.“

Heled tat die Nachricht wohl, und er zweifelte nicht mehr an der guten Absicht des Neffen. Bloß wie der diese durchsetzen wollte, das erschien ihm rätselhaft. Doch im Moment war das nicht wichtig. Er wies Sebul an, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sich Gaal zum Schein unterzuordnen. Der war erst einmal der Stärkere.

Bei Sonnenaufgang trafen sich die Ratsherren sowie Gaal und Sebul am Altar El-Berits und brachten ihr Opfer dar. Heled bat den Gott, in den kommenden Kämpfen seiner Stadt beizustehen. Gaal gefielen Heleds Gebetsworte nicht. „Iddo soll sprechen!“ befahl er.

Iddo ließ sich das nicht zweimal sagen und erinnerte El-Berit daran, wie Abimelech ihn betrogen und den heiligen Eid gebrochen hatte. „Nun mache den Fluch wahr, der ihn treffen soll!“ bestürmte er den Gott. „Laß Abimelech durch Gaals Schwert umkommen und zum Fraß für Schakale und Geier werden!“ Und in dieser Art ging es noch eine Weile weiter, bis es Gaal langweilig wurde und er sich vernehmlich räusperte.

Die nachfolgende Opfermahlzeit verlief nahezu schweigend. Der neue Gebieter Sichems überlegte sich seine Rede an die Einwohner. Die Ratsherren wollten ihn nicht ansprechen und in seiner Gegenwart auch keine Gespräche untereinander führen. Iddo mühte sich vergebens, Gemeinschaftssinn und Zuversicht zu verbreiten.

Gaal hielt seine Rede dort, wo Ober- und Unterstadt aneinanderstießen. Die Einwohner drängten sich in der langen Gasse, die zum Osttor führte. Gaal stellte sich ihnen als rechtschaffener Bürger Sichems dar, der seine Jugendverschuldung lange genug in der Fremde gebüßt hatte, nun jedoch vom Rat in Ehren wieder in die Stadtgemeinde aufgenommen worden war. Dann informierte er darüber, daß Abimelech morgen mit seinen Soldaten kommen werde, um die Stadt zu erobern und sich zum König zu machen. Als erfahrener Soldatenführer sei er selbst mit seinen Männern jedoch in der Lage, die Sicherheit der Stadt zu gewährleisten und ihre Verteidigung zu leiten. „Ihr müßt nun wählen“, rief er beschwörend, „ob ihr Abimelech als seine Knechte dienen oder ob ihr mit mir gemeinsam euch und eure Familien verteidigen wollt. Aber müßt ihr euch da überhaupt bedenken? Denn wieso solltet ihr Abimelech wollen? Er ist ein Fremder, ein Abiesrit, wie ihr wißt. Was haben wir Sichemiten mit ihm zu schaffen? Wenn ihr ihn in die Stadt laßt, dann wird er euch bedrücken und ausplündern. Aber das Schlimmste ist: Er will die Philister ins Land locken, weil er sich durch den Sieg über sie einen großen Namen machen will. Er wird ihnen jedoch unterliegen, denn sie sind viel stärker als er. Und sie werden in Sichem nicht einen Stein auf dem anderen lassen. Wollt ihr das etwa, ihr Männer von Sichem? Ihr wollt es nicht! Erweist euch also als tapfere Sichemiten und widersteht mutig dem Fremdling, der euren Untergang will!“

Er prüfte die Gesichter der Zunächststehenden. Sie schauten nicht begeistert aus, zeigten allerdings auch keine Ablehnung. Wahrscheinlich brauchten die Leute Zeit, dachte er, um die neue Lage zu begreifen. Nun, er würde ihnen das erleichtern, indem sie für die Verteidigung arbeiteten. Er forderte sie auf, entsprechend den Weisungen des Ratsherrn Iddo heute soviel an Erntegut und Vieh und auch an Wasser in die Stadt zu schaffen, wie ihnen möglich sei. Was aus ihrem eigenen

Besitz stammte, sollte ihnen auf ihre Abgabelast angerechnet werden. Morgen aber sollten sich diejenigen melden, die unter seinem Befehl mit der Waffe gegen Abimelech kämpfen wollten. Je mehr es seien, um so schneller könnten sich die Tore der Stadt wieder öffnen. Denn die Soldaten Abimelechs würden rasch davonlaufen, wenn sie sähen, daß sie die Stadt nicht erobern konnten.

Es gab weder ablehnende noch zustimmende Rufe, aber die meisten der Einwohner holten ihre Esel und taten, was ihnen geheißen wurde. Denn wenn nun eine Belagerung der Stadt bevorstand, dann war es lebensnotwendig, die Vorräte an Lebensmitteln und Wasser aufzufüllen. Das leuchtete jedem ein. Gaals Soldaten überwachten draußen in der Feldflur die Aktion, und am Osttor notierte der Schreiber des Rates von jedem, was er in die Stadt hineinbrachte.

Gaal postierte sich auf dem Beobachtungsplatz über dem Tor. Zufrieden betrachtete er das geschäftige Treiben. Er schickte Sebul als seinen Gehilfen bald hierhin, bald dorthin, denn der kannte jeden und wußte am besten, wo das Korn gelagert und das Vieh eingepfercht werden konnte. Sebul hatte Gelegenheit, seine Männer als Helfer um sich zu scharen. Einen von ihnen schickte er heimlich als Boten nach Aruma. In dem allgemeinen Hin und Her fiel das nicht auf. Der Bote sollte Abimelech von Gaals Handstreich berichten. Sebul ließ dem Befehlshaber sagen, er solle schon in der Nacht nach Sichem kommen und am Morgen mit geringer Truppenstärke vor den Toren erscheinen, die übrigen Männer aber in einen Hinterhalt legen. Denn Gaal baue darauf, daß seine Gegner nach und nach davonliefen. Vielleicht sei der Hauptmann zu einem Ausfall zu bewegen. Er selbst wolle dann das Tor versperren und so Gaal den Rückzug in die Stadt abschneiden, so daß Abimelech ihn auf freiem Feld schlagen könne.

Sebul war stolz auf seine Botschaft. Er fand Gelegenheit, Heled davon zu unterrichten, und die Familie und die Freunde des Vorsitzenden schöpften wieder Hoffnung. Heled und Sabdiel verbrachten wie Gaal fast den ganzen Tag auf der Mauer und sahen zu, wie die Vorräte in der Stadt anwuchsen. Das meiste stammte aus dem Besitz der reichen Familien. Iddo sorgte dafür, und er machte sich damit viele neue Feinde. Seine Söhne und Knechte wichen nicht von seiner Seite und schützten ihn wie eine Leibgarde vor den Zornesausbrüchen seiner Kollegen.

Kurz nach Sonnenuntergang ließ Gaal die Stadttore schließen. Was an diesem einen Tag zu schaffen war, das war seiner Meinung nach getan. Nun galt es abzuwarten. Er hoffte dringend, daß Abimelech morgen wirklich vor der Stadt erschien. Wenn nicht, lief er selbst Gefahr, als Lügner dazustehen. Je früher sich der Rivale einstellte, um so schneller ging die Belagerung zu Ende. Denn um so schneller liefen Abimelech die Soldaten weg, davon war er felsenfest überzeugt. Sie wollten nicht kämpfen, sie wollten nur plündern. Hatten sie überhaupt schon einmal mit einem Gegner die Schwerter gekreuzt? Höchstens eine Woche, so glaubte er, würde der ganze Spuk dauern. Dann war er Herr der Stadt und konnte sich zum Vorsitzenden des Rates auf Lebenszeit ernennen. Das war sein Wunsch.

46

Abimelech wurde gemeldet, daß ein Mann aus Sichem angekommen sei. Als er in dem Boten einen Soldaten Sebuls erkannte, vermutete er sogleich, daß ihn Gaal hintergangen hatte. Denn warum sonst hätte ihm der Stadthauptmann Nachricht schicken sollen? Es war ja nichs unklar zwischen ihnen. Deshalb war er über die schlimme Botschaft auch nicht allzu bestürzt.

Halb und halb hatte er mit Gaals Verrat gerechnet. Deshalb hatte er in kluger Voraussicht schon den ganzen Tag über von seinen Leuten Lanzen anfertigen lassen. Denn Gaals Männer trugen die ihrigen sicher bei sich. Bisher hatte er auf diese Waffen verzichtet, denn er wußte nicht, woher er die bronzenen Spitzen beschaffen sollte. Was allerdings jetzt seine Leute herstellten – starke, möglichst gerade gewachsene Baumstämmchen, die sie mit dem Beil anspitzten – , verdiente die Bezeichnung Lanze eigentlich gar nicht. Die Waffen waren ein Notbehelf. Aber falls Gaal einen Kampf auslöste, war ihr Einsatz immer noch besser, als sich nur aufs Schwert zu verlassen.

Gegen Abend ließ Abimelech seine Mannschaft antreten und hielt ihnen eine Ansprache. „Ihr Männer Abimelechs!“ rief er, und sie horchten erstaunt auf. So hatte er sie noch nie genannt. „Die Zeit eurer Langeweile geht heute zu Ende“, fuhr er fort. „Heute nacht marschieren wir nach Sichem.“ Die Soldaten brachen in Jubelschreie aus. Ihre drei Kameraden, die mit dem Befehlshaber in Schilo gewesen waren, hatten also die Wahrheit gesagt.

Abimelech erklärte ihnen die Lage in Sichem, die durch Gaals Ankunft und dessen Handstreich entstanden war. Nun gälte es also, die Stadt zu belagern und auszuhungern. Erst dann wäre es möglich, sie einzunehmen.

Auf diese Eröffnung antworteten die Soldaten allerdings mit verhaltenem Murren. Einer der Fünfzigschaftsführer, ein aufsässiger Kerl, rief: „Warum hast du gestern diesen Gaal wieder laufenlassen?“ Und durch diesen Vorwurf ermutigt, wagte einer der Soldaten, der vor seinem Dienst wohl eher Räuber gewesen war, zu rufen: „Wie lange wollen wir vor der Stadt liegen? Wir wollen endlich ans Silber und Gold der Sichemer Fettwänste!“ Zustimmendes Gelächter wurde laut.

Die beiden Hundertschaftsführer sorgten für Ruhe. Abimelech hielt es für geraten, den beiden vorlauten Fragern zu antworten. Jetzt brauchte er alles andere als Mißstimmung und Unsicherheit

in der Truppe. Es gelang ihm, die Zuversicht seiner Leute und ihr Vertrauen in seine Maßnahmen zu sichern und zu stärken. Er erläuterte ihnen seinen Plan des Feldzugs gegen Gaal, der ja eigentlich von Sebul stammte. Wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten redete er sich in Begeisterung. „Am Ende unseres Feldzugs werden die Reichtümer der Herren Sichems unser sein! Und habt keine Angst vor dem Gott der Stadt! Mit uns ist der Gott Jahwe! Er ist stärker als alle anderen Götter des Landes! Ihm gehört Sichem – wir legen es ihm zu Füßen! Er sieht auf euch. Erweist euch also als tapfere Krieger! Unser Schlachtruf soll sein: Jahwe und Abimelech!“

Donnernd antworteten ihm die hundertfünfzig Männer: „Jahwe und Abimelech!“ Und sie schrien es gleich noch einmal zum Abendhimmel. Abimelech war zufrieden. Die Begeisterung schien echt zu sein. Seine Rede hatte den Zweiflern und Störenfrieden wohl doch die Lust an weiteren Zwischenrufen genommen und die Masse mitgerissen. Auch Schelef sah sas so.

Als im Dorf Aruma Nachtruhe eingekehrt war, befahl Abimelech den Abmarsch. Die Bauern, die wegen der Sommerhitze auf den Dächern der Häuser schliefen, erwachten aus dem ersten Schlaf und blickten überrascht auf die Soldatenkolonne, die da nach Norden marschierte. Die Eselkarren, die Abimelech nach dem Vorbild von Sebuls Wagen hatte bauen lassen, rollten am Schluß des Zuges. Es sah aus, als ob die gefährlichen Nachbarn das Militärlager nach fast einem Dreivierteljahr wieder aufgegeben hatten. Doch als die Einwohner am frühen Morgen neugierig nachsehen gingen, ob das stimmte, fanden sie dort noch zwei fußlahme Soldaten und die Lagerhuren vor. Die hatte Abimelech als Bewachung zurückgelassen.

Genau dasselbe Bild bot sich den Abgesandten der Abiesriten, die gegen Mittag kamen, um nach Garebs Rundritt durch die Dörfer ihre Brüder und Söhne, die in Sichems Streitmacht dienten, zurückzuholen. Ärgerlich und besorgt kehrten sie unverrichteterdinge um und berichteten zu Hause, daß Abimelech vor Sichem gezogen sei, um es Gaals Hand zu entreißen.

Abimelech ließ seine Marschkolonne, als sie noch außer Hör- und Sichtweite Sichems war, anhalten. Er befahl einem der beiden Hauptleute, der schon mit ihm bei den Machiriten gewesen war, vierzig Mann zu nehmen, sie leise hinüber zum Garizim zu führen und sich dort mit ihnen im Gebüsch zu verbergen. Falls Gaal vor die Mauer zu locken war, sollten sie als Reserve aus dem Versteck hervorstürmen. Die Mehrheit der Mannschaft ließ er erst einmal an Ort und Stelle lagern. Bis Tagesanbruch sollten die Männer schlafen.

Bei Sonnenaufgang marschierte die Truppe dann ohne irgendwelche Heimlichkeiten los. Als Gaals Wachen auf Sichems Mauer den herankommenden Zug erblickten, gewannen sie den Eindruck, daß er soeben erst aus Aruma anlangte. Abimelech ließ die Männer das frühere Lager vor Sichems Osttor beziehen. Der Schutzzaun stand noch. Im Angesicht der Stadt errichteten die Soldaten ohne Hast ihre Zelte. Dann wurde eine Zehnerschaft bestimmt, die hier zurückbleiben und den Troß und die Reit- und Zugtiere bewachen sollte. Auch Usa mußte im Lager bleiben. Als alles geregelt war, zog Schelef mit fünfzig Mann südlich um die Stadt herum bis vor das Nordwesttor. Abimelech postierte sich mit den anderen fünfzig vor dem Osttor.

Inzwischen hatte Gaal mit Iddo und Sebul die Mauerkrone erstiegen. Die drei beobachteten Schelefs Gruppe, wie sie unterhalb der Mauer entlangmarschierte, auf Abstand bedacht, damit kein Wurfspeer sie erreichen konnte. Einer der Männer Gaals kam vom Osttor und meldete seinem Kommandeur, daß dort fünfzig Feinde in Stellung gegangen seien. „Was?“ wunderte sich Gaal. „Hier fünfzig und dort auch nur fünfzig? Hat seine Leute denn schon die Angst gepackt, bevor es richtig losgeht? Oder liegt der Rest etwa im Hinterhalt?“ Er blickte nach links und rechts hinüber zu den Bergen, aber er konnte nichts Verdächtiges entdecken. Allerdings war seine Sehschärfe auf die Ferne hin nicht mehr die beste. Er forderte deshalb Iddo auf, die Hänge mit seinen jüngeren Augen abzusuchen. Aber auch der Ratsherr sah nichts von Belang.

„Wo würdest du Männer in den Hinterhalt legen?“ fragte Gaal Sebul.

Sebul bedachte sich nicht lange. „Auf jeden Fall am Ebal. Dort ist die Deckung dichter. Dort können sich Hunderte verbergen.“

Gaal lachte. „Woher soll dein Freund Abimelech diese Hunderte nehmen? Wo ist er überhaupt? Hier scheint er nicht zu sein. Oder habt ihr sein Katzenfell irgendwo entdeckt?“

Da Abimelech nicht zu sehen war, gingen sie auf der Mauer in Richtung Osttor. Unterwegs wurde Iddo von Einwohnern aufgehalten, die ihn von unten her anriefen. Sie fragten, ob die paar Soldaten vor der Mauer denn der gewaltige Feind wären, von dem Gaal gesprochen hatte, oder ob das erst dessen Vorhut sei. Gaal hörte es und schmunzelte. Ein weiterer Bote kam zu ihm und meldete, Abimelech stehe vor dem Tor und wolle mit ihm sprechen.

So war es in der Tat. Abimelech stand mit zwei Begleitern in geringer Entfernung, und als er Gaal und Sebul erblickte, rief er nach oben: „He, Gaal, erinnere dich, wie ich zu dir nach Dor kam und wie du mir wie ein Vater wurdest! Warum hast du mich jetzt verraten? Mein Gott wird dich dafür grausam strafen, und du wirst dich überzeugen, daß er mächtiger ist als der deinige. Aber dann wird es für dich zu spät sein. Glaubst du denn, du kommst lebend aus dieser Stadt davon? Wenn du hinter den Mauern bleibst, wirst du verhungern. Wenn du aber vor eines der Tore trittst, werden wir dich erschlagen. Übergib mir die Stadt also, solange ich noch guter Dinge bin, und du sollst am

Leben bleiben! In diesem Fall werde ich meinen Gott bitten, über deinen heimtückischen Verrat hinwegzusehen und dich zu verschonen. Das ist mein Angebot."

Gaal ließ sein dröhnendes Lachen hören. „Du nimmst den Mund aber voll, du Prahlhans, aber das hast du ja schon immer getan!" rief er übermütig hinunter. „Deine Leute haben noch nie einen blutigen Kampf bestanden, und du drohst mir? Meine Männer haben bereits unzählige tapfere Krieger erschlagen. Du weißt es. Warum also sollten wir euch fürchten? Vorläufig aber bleiben wir hinter unseren unbezwingbaren Mauern. Hier warten wir in Ruhe ab, bis dir deine Leute davongelaufen sind. Die Speicher sind voll gefüllt. Und die Sichemiten vertrauen mir. Sebul hier neben mir ist der Beweis. Bestätige es ihm, Sebul!"

Sebul rief: „Ja, ich vertraue in der Tat dem Gebieter Sichems!"

Ehe die aufreizenden Reden der beiden Rivalen weitergehen konnten, war Iddo wieder bei Gaal angelangt. Er sah Abimelech stehen und schrie ihm zu: „Da bist du ja, du Verworfener! Der Fluch El-Berits lastet auf dir, denn du hast deinen heiligen Eid gebrochen!" Er begann, seinen Feind zu beschimpfen, und er tat es mit Ernst und Hingabe. Abimelech bedauerte, keine Bogenschützen zu haben. Dann wäre die Mauer leergeräumt von diesen hochmütigen Schreihälsen. Er wandte sich um und ging einfach davon.

Auch Gaal ließ Iddo allein und setzte seinen Rundgang langsam fort. Ihm ging durch den Kopf, ob er etwa jetzt gleich einen kurzen Ausfall wagen sollte. Abimelech vermutete keinen, also käme ihm das Überraschungsmoment zugute. An jedem Tor standen fünfzig Feinde. Wenn er mit seinen siebzig Männern einen der Haufen überfiel, konnte er eine ganze Reihe der unerfahrenen Gegner töten, bevor die andere Gruppe um die Mauer herum den Angegriffenen zu Hilfe kam. Dann aber wäre er schon wieder hinter den schützenden Mauern der Stadt, und den Feinden bliebe nur übrig, ihre Toten zu begraben. Ihre Stimmung würde weiter sinken. Am besten, er griff vor dem Nordwesttor an, wo Schelef stand. Denn die besseren Leute hatte Abimelech sicherlich bei sich behalten.

Er schickte einige seiner Männer los, die sollten den Einwohnern verkünden, wer gegen den Feind kämpfen wolle, der solle sich sofort melden. Es kamen an die zwanzig Männer. Sie erhielten Schwerter und Schilde, die Sebuls Leuten vorgestern abgenommen worden waren, und wurden der Truppe eingegliedert. Je zehn von seinen eigenen Kriegern stellte Gaal an die Tore.

Es war kurz vor dem Mittag, als sich die siebzig Kämpfer am Nordwesttor sammelten. Gaal gab das Zeichen, und knarrend öffneten sich die Torflügel. Mit wildem Geschrei stürzten die Krieger hinaus, und viele waren schneller als Gaal und überholten ihn. Er hatte Sebul gezwungen, mit ihm auszuziehen. Er wollte verhindern, daß der Stadthauptmann hinter seinem Rücken irgendeinen Verrat ersann. So rannte nun Sebul neben Gaal her, nur mit einem Schild in der Hand, damit er sich decken konnte.

Als Schelefs Männer den Ausfall bemerkten, nahmen sie ihre Lanzen auf und rückten dem Feind entgegen. Ihr Ruf „Jahwe und Abimelech!" geriet allerdings ein wenig kläglich, denn es war ihr erstes Gefecht, und manch einer von ihnen hatte Angst. Gaal erblickte die Lanzen und bedauerte, die eigenen zurückgelassen zu haben, weil er in Aruma nur Schwerter gesehen hatte. „Vorsicht! Weicht ihren Speeren aus!" rief er seinen Leuten zu. Aber Schelef hatte seine Soldaten angewiesen, die ungefügen Lanzen nicht zu werfen, sondern als Stoßwaffen einzusetzen, und da sie diese erst im letzten Moment senkten, um den Gegner zu täuschen, prallten Gaals Krieger mit voller Wucht auf die vorgestreckten spitzen Holzpfähle. Nicht wenige stürzten und wurden von Schelefs Leuten sofort niedergemacht. Gaal wollte schon den Waffengang abbrechen, da bemerkte er, daß seine Feinde nach ihrem Überraschungserfolg zurückwichen. Er hatte sich also nicht getäuscht – sie verstanden nicht zu kämpfen. „Nehmt ihnen die Lanzen!" schrie er, und das gelang auch größtenteils, und im Schwertkampf waren Gaals Männer denen Schelefs überlegen. „Tötet Schelef!" schrie Gaal, aber kaum einer wußte, wer Schelef war, denn er trug keinerlei Rangabzeichen.

Die Kämpfenden bewegten sich auf den Garizim zu, und plötzlich stürmten von dorther nun jene Krieger heran, die Abimelech in den Hinterhalt gelegt hatte, und ihr Geschrei hörte sich wahrhaft furchterregend an. Gaal mußte keinen Rückzug mehr befehlen. Seine Männer rannten schon von selbst dem rettenden Stadttor zu, denn es war so ausgemacht für den Fall, daß der Feind Verstärkung erhielt. Aber nun tauchten von rechts her auch noch Abimelechs Soldaten auf, die am Osttor auf einen möglichen Ausfall gewartet hatten. Es wurde gefährlich für Gaal und seine Männer. Aber sie sahen ja schon das offene Stadttor vor sich. Doch was war das?. Aus dem Tor heraus brachen zehn, zwanzig, dreißig Bewaffnete, und es war keine Verstärkung, sondern Sebuls Einheit, die sich mit frischer Kraft auf Gaals Haufen stürzte. Was nämlich Sebul mit seinen Männern gestern heimlich abgesprochen hatte, das war gelungen: Sie hatten mit Äxten und Hacken Gaals Wachmannschaften an den Toren überfallen und ihre eigenen Waffen wieder an sich genommen, und jetzt kamen sie Abimelech zu Hilfe.

Als Sebul Abimelechs und seine Leute heranstürmen sah, schrie er Gaal zu: „He, du Großmaul, hier sind die Krieger, die du verachtest hast! Nun kämpfe um dein Leben!" Er hatte einem Toten das Schwert abgenommen und drang ungestüm auf seinen Gegner ein, der ihn zwei Tage

lang gedemütigt hatte. Aber Gaals Leute beschützten ihren Hauptmann, und Sebul hatte Mühe, sich mit halbwegs heiler Haut aus dem feindlichen Haufen zu lösen.

Gaal sah den Rückweg abgeschnitten und seine Mitstreiter von drei Seiten angegriffen. Es blieb nur noch die Flucht. „Lauft in die Wälder! Rettet euch!“ schrie er seinen Leuten zu. Seine engsten Waffengefährten nahmen ihn schützend in ihre Mitte, und gemeinsam rannten sie, so schnell sie konnten, zu den Berghängen des Ebal. Was von seiner Truppe dem Feind entkommen konnte, lief hinterher.

Abimelechs Abteilungen setzten den Fliehenden nach. Sie holten noch viele von ihnen ein und hieben sie nieder. Aber die Jagd verlief lustlos, und bald hielten die eifrigsten Verfolger an und blickten sich nach jenen Kameraden um, die schon zurückgeblieben waren und die Toten und Halbtoten ausplünderten. Als sie das sahen, kehrten auch sie um und taten es den anderen nach, um nicht leer auszugehen.

Abimelech schaute auf die vielen Gefallenen und Verwundeten, auf rinnendes Blut und hervorquellendes Gedärm, auf abgeschlagene Köpfe und abgetrennte Arme und Hände und auf seine Leute, die gebückt über das grausige Schlachtfeld hasteten. Eine wilde Wut ergriff ihn – auf seine Soldaten, die der Habgier zu früh erlegen waren und die Verfolgung des Feindes ohne Erlaubnis abgebrochen hatten. Er lief hierhin und dahin und schrie die Männer an: „Los, hoch mit euch! Setzt ihnen nach! Bringt mir Gaal, lebendig oder tot!“ Er hieb einigen sogar mit der flachen Schwertklinge über den Rücken, aber weder er noch Schelef und die Hauptleute vermochten, Ordnung in die streunenden Männer zu bringen.

Anders war die Lage in Sebuls Einheit. Der Stadthauptmann hatte sich zu ihr durchgeschlagen, und alle Männer beseelte der Wunsch nach Rache für die ehrlose Entwaffnung. Sie setzten den Flüchtenden bis in die Wildnis an den Hängen des Ebal nach, und einige Versprengte und Verwundete von Gaals Truppe fielen noch unter ihren Schwerthieben. Aber dann gaben auch sie die Verfolgung auf. Niemand wollte in dem unübersichtlichen, abschüssigen Gelände in einen Hinterhalt der Feinde geraten. Und Wasser gab es hier auch nirgends. Gaal war entkommen – man mußte sich damit abfinden. Sebul befahl den Rückzug. Erst jetzt bemerkte er eine Wunde an seiner linken Schulter, aber sie war nicht tief.

Gaal hockte unterdessen erschöpft im Dickicht unterhalb des Berggipfels. Bis auf ein paar Kratzer auf der Haut war er unverletzt. An die zwanzig seiner Getreuen waren bei ihm, fast alle verwundet, aber nicht gefährlich. Die Männer lauschten, ob das Keuchen der Verfolger näher kam, ob Gestrüpp brach oder Zweige knackten. Aber alles war nun ruhig. Der Wald schwieg. Die Überlebenden des blutigen Gefechts versorgten ihre Wunden, so gut das möglich war, legten sich dann ermattet auf die Erde und schlossen die Augen. Ihr Durst war groß, aber jetzt galt es hier auszuharren. Erst wenn der Abend kam, war an eine weitere Flucht zu denken.

Gaal schämte sich, wie er sich noch niemals in seinem Leben geschämt hatte. Zunächst vor seinen Männern, die er hierher ins Bergland gelockt hatte. Er hatte ihnen zwar keine Reichtümer versprochen, nicht einmal ihr regelmäßiges tägliches Brot. Aber daß nun fast alle leblos da unten vor der Stadtmauer lagen, ohne den Ruhm einer gewonnenen Schlacht, das ging ihm nahe.

Aber noch mehr schämte er sich vor sich selbst. Wie hatte er nur diese vernichtende Niederlage erleiden können! Ein Mann mit seiner militärischen Erfahrung! Er dachte den ganzen Rest des Nachmittags hier oben in der Waldeinsamkeit darüber nach. Und ihm wurde immer klarer: Nicht Abimelech, dieser kleine Gernegroß, hatte ihn besiegt. Nein, Sebul war es gewesen. Ohne dessen Verrat hätte er das schützende Stadttor erreicht, zwar unter einigen Verlusten, aber doch mit der großen Masse seiner Krieger. Das würde er sich nie verzeihen, daß er den Stadthauptmann und dessen Leute unterschätzt hatte! Ohne ihren Anführer, so hatte er geglaubt, würden diese behäbigen Torsteher und Mauerwächter zu keiner gemeinsamen Aktion fähig sein. Die Niederlage war ein Verhängnis. El-Berit wollte offenbar nicht, daß einer, der fünfundzwanzig Jahre in der Fremde gedient hatte, sich nun seiner Stadt bemächtigte. Aber wenn das so war, dann würde der Gott Abimelechs Herrschaft erst recht nicht dulden. Denn der war ein Fremdling. Dieser Gedanke tröstete ihn ein klein wenig.

47

Die Ratsherren von Sichem hatten Gaals Niederlage von der Mauer aus mit angesehen. Am meisten von allen fürchtete nun Iddo den Einmarsch Abimelechs in die Stadt und dessen Vergeltungsmaßnahmen. Er forderte, sofort die Tore zu schließen. Sogar Heled war damit einverstanden. Er wollte verhindern, daß sich der Neffe zu Handlungen hinreißen ließ, die den Rat erneut und mehr als früher gegen ihn aufbrachten. Umgekehrt sollte es sein. Abimelech gebührte die Dankbarkeit der Ratsherren und aller Stadtbewohner. Denn er hatte den ungehobelten Heimkehrer, diesen Verbrecher, vertrieben und die Ratsherrschaft vor dem Sturz bewahrt. Sebuls Anteil am

Erfolg beruhte seiner Meinung nach lediglich auf Abimelechs Überlegenheit gegenüber Gaal. Jetzt war das Wichtigste, herauszubekommen, was der Neffe aus seinem Sieg machen wollte.

Heled befahl den wenigen Männern Sebuls, die nicht mit ins Gefecht gezogen waren, die Stadttore zu schließen und sie nur zu öffnen, falls Abimelech selbst oder ein Bote von ihm Einlaß begehrte oder wenn Sebul mit seinem Trupp zurückkehrte. In jedem dieser Fälle sollte man ihn sofort benachrichtigen.

Als sich auf dem Schlachtfeld nichts mehr tat, verließen die Ratsherren ihre Beobachtungsposten und gingen bedrückt in ihre Häuser. Sie waren wie gelähmt und unfähig, sich zu einer Beratung zusammenzufinden. Aber im Grunde gab es ja auch nichts zu entscheiden. Manche, darunter Nachrai, gestanden sich offen ein, daß der Rat trotz der so raschen Flucht Gaals weiterhin entmachtet war. Da draußen stand Abimelech, und trotz der verschlossenen Tore würde er darüber bestimmen, wieviel Macht künftig dem Rat verblieb. Das Schicksal Sichems lag in seiner Hand.

Iddo verschanzte sich mit den Söhnen und Knechten in seinem Haus. Er hatte Angst. Nicht so sehr vor seinen Kollegen. Die würden nicht wagen, ihn für die Auslieferung der Stadt an Gaal mit Gewalt zur Verantwortung zu ziehen. Aber Angst machte ihm Abimelech. Es war nicht auszuschließen, daß Heled oder einer der anderen entgegen der Absprache den Siegern doch die Stadttore öffnete. Dann konnte ihm nur noch ein Gott helfen.

Aber Abimelech dachte nicht daran, die Stadt zu besetzen. Für diese Entscheidung riskierte er sogar die Freundschaft Schelefs. Beide standen am Rande des Schlachtfeldes und beobachteten, wie die Truppenführer mit viel Geschrei und einigen Tätlichkeiten ihre Leute zusammentrieben. Als Abimelech ablehnte, noch vor dem Dunkelwerden mit der Streitmacht in die Stadt einzumarschieren, sah ihn Schelef an, als sei sein Freund von Sinnen. „Habe ich mich verhört?“ rief er bestürzt. „Was willst du denn dann tun? Jetzt hast du die Stadt in der Hand. Die Tore stehen offen. Man wird dich als Befreier begrüßen. Du mußt handeln, bevor der Rat das Volk gegen dich aufhetzt! Tu mit den Ratsherren, was du für richtig hältst, und wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen! Aber zieh jetzt sofort in die Stadt ein! Verliere keine Zeit!“

Abimelechs Blick wurde starr. „Nein! Ich sagte es bereits. Bevor die Stadt wirklich mir gehört, muß ich zuvor etwas anderes tun.“

„Was mußt du tun?“ rief Schelef aufgebracht. „Du kannst alles tun, wenn du in der Stadt bist. Aber dorthinein müssen wir erst einmal kommen! Und zwar jetzt!“

„Vielleicht wirst du heute noch meinen Entschluß verstehen“, sagte Abimelech abweisend. „Vielleicht aber auch nicht. Was macht es.“

Über soviel Hochmut und militärischen Unverstand verlor Schelef die Beherrschung. „Was ist los mit dir?“ schrie er. „Wenn du nicht unverzüglich die Stadt besetzt, wird es zu spät sein! Sie werden die Tore schließen. Wie willst du dann hineinkommen? Durch Worte wirst du da drinnen nichts erreichen. Jetzt ist die Zeit der Schwerter! Glaubst du, die Soldaten schauen deinen Verhandlungen noch länger zu? Unsere Männer werden weglaufen! Deine Pläne und deine Rücksichten sind ihnen egal. Mach die Augen auf und sieh, daß sie nur das Beutemachen im Sinn haben! Wenn du nicht auf mich hörst, wirst du es bitter bereuen!“

„Du verstehst gar nichts“, erwiderte Abimelech kalt. Und nun schrie auch er: „Geh mir aus den Augen mit deinen einfältigen Ratschlägen! Denkst du, ich hätte nicht auch schon über alles nachgedacht? Willst du mich belehren, was ich tun muß?“ Er ließ Schelef stehen und eilte mit langen Schritten zu den Hauptleuten. Er befahl ihnen, mit ihren Einheiten zum Lager zu marschieren.

Dorthin wandte er sich auch selbst. Schelef sah es und folgte ihm wütend in einigem Abstand. Das Zerwürfnis mit dem Freund schmerzte ihn, aber mehr noch dessen Starrköpfigkeit. Hatte Abimelech über der Tatsache, daß nicht er, sondern Sebul das Gefecht entschieden hatte, den Verstand verloren?

Im Lager war Usa verschwunden. Er sei unbemerkt weggelaufen, meldete die Wachmannschaft. Abimelech machte sich Sorgen. Schelef hatte Wichtigeres im Kopf. „Der Junge kommt wieder“, sagte er unwirsch. „Mach dir lieber Gedanken darüber, was du den Soldaten sagen willst! Gleich werden sie hier sein. Und die Toten müssen in die Erde.“

„Die Leichen bleiben liegen!“ bestimmte Abimelech in grobem Ton. „Jeder soll sehen, wie Abimelech mit seinen Feinden umgeht.“ Aber bevor Schelef sich darüber empörte, setzte er hinzu: „Unsere eigenen Toten kannst du begraben.“

Die Soldaten kamen, aber von Marschieren konnte keine Rede sein. Fast jeder schleppte irgendwelche Stücke von der Ausrüstung und der Kleidung der Gefallenen. Die kleineren und kostbareren Dinge, die sie den Toten abgenommen hatten – Schmucksachen, Amulette, Silberstückchen – , trugen sie versteckt und verheimlichten sie den Anführern. Nur Usa, der auf einmal nun auch wieder da war, zeigte Abimelech voller Stolz und Freude einen grünschillernden Skarabäus, den er einem der Toten geraubt hatte.

Nachdem die Beutestücke abgelegt waren, trat Abimelech vor die Soldaten und dankte ihnen für ihren Mut, mit dem sie den Sieg errungen hatten. Am liebsten hätte er sie jedoch wegen ihres Ungehorsams gescholten, denn die restlose Vernichtung des Gegners war mißlungen, trotz Sebuls

Verfolgungsjagd. Aber er verkniff sich jedes böse Wort. Wie Schelef wußte er nur zu gut, daß er ohne diese Männer ein Niemand war, in Sichem sogar ein Verhaßter und Geächteter. Er stellte für den Abend eine Siegesfeier in Aussicht.

Würde er die nur innerhalb der Stadtmauern abhalten! dachte Schelef verbittert. Aber die Soldaten riefen begeistert: „Jahwe und Abimelech!“

Abimelech befahl, die Verluste festzustellen, die beide Abteilungen erlitten hatten. Hundertschaften konnte man sie ja schwerlich noch nennen. Die Verwundeten sollten ausruhen. Die verbleibende Mannschaft wurde in drei Gruppen geteilt. Die kleinste hatte das Lager mit der Beute, den Tieren und dem Troßgut zu bewachen. Eine weitere mußte die gefallenen Kameraden begraben und die weggeworfenen Lanzen einsammeln. Die dritte und größte schickte Abimelech mit den Eselkarren auf Gaals Besitzung, um alle Vorräte des Feindes zu holen, vor allem auch seinen Wein. Und sein Vieh sollte hergetrieben werden. Falls es für die Siegesfeier nicht ausreichte, dann mußte eben noch von anderen Herdenbesitzern Vieh beschlagnahmt werden. Schelef erhielt den Auftrag, die Ausführung aller Anordnungen zu überwachen. Danach sollte er mit Usa und der halben Mannschaft hinüber zum Garizim marschieren. Dafür waren jene Soldaten auszuwählen, die sich im Kampf besonders hervorgetan hatten. Abimelech wollte sie bei der Orakel-Eiche erwarten. Die andere Hälfte der Truppe sollte mit beiden Hauptleuten im Lager bleiben und dort feiern.

Nachdem alles geregelt war, ging Abimelech allein hinüber zum Berg. Am unteren Abhang war ein Plateau, dort hatte vor Jahrhunderten ein Tempel gestanden. Jetzt lag da nur noch ein Haufen Steine. Der Gott, dem man hier geopfert hatte, war längst vergessen. Aber noch galt der Platz als heilig, und zwar wegen der uralten, immergrünen Eiche, die hier wuchs. Sie wurde die Orakel-Eiche genannt. Besonders Wanderhirten, aber mitunter auch Bauern der Umgebung kamen hierher und befragten den Geist des Baumes über ihre Angelegenheiten. Die Antwort tat sich im Rauschen der Blätter kund. Mancher der Frager streckte sich auch neben dem mächtigen Stamm zum Schlaf aus und hoffte auf Auskunft im Traum. Jetzt setzte sich Abimelech unter den Baum. Aber nicht, weil er etwa ein Orakel brauchte. Er war seiner Sache gewiß, und so überließ er sich den Erfahrungen dieses blutigen Tages.

Sein Zorn über den Ungehorsam der Soldaten hatte sich gelegt. Aber mißmutig machte ihn, daß da unten nicht auch Gaals Leiche lag. Vielleicht hatte Sebul ihn doch noch eingeholt und erschlagen. Aber auch lebend konnte ihm der Alte wohl kaum noch gefährlich werden, nach dem Tod fast aller seiner Leute. Auch Schelef war Abimelech nicht mehr gram. Der Freund war trotz allem überaus brauchbar. Daß er keinen Verstand für höhere Dinge hatte, mußte man ihm eben nachsehen. Überhaupt war Abimelech jetzt, nachdem der Weg nach Sichem frei war, wie er meinte, und vor der Siegesfeier milde gestimmt. Denn immer fester hakte sich seit dem Streit mit Schelef von vorhin in ihm die Überzeugung fest, daß er am Ziel angelangt war. Am Ziel seines bisherigen Lebens, das zugleich der Anfang des neuen Lebens war, für das ihn Jahwe erwählt hatte.

Eigentlich mußte er Gaal für dessen Gewaltakt dankbar sein, ging es ihm durch den Kopf. Wenn er morgen in die Stadt einzog, dann nicht als Eroberer, sondern als Befreier. Es war schwer zu begreifen: Derselbe Gaal, der ihm von Labaja, dem erbitterten Gegner der Ägypterknechte im Lande, erzählt hatte, der in ihm den Traum geweckt hatte, dem großen König nachzueifern und dessen Herrschaft wiederaufzurichten, dieser Gaal hatte sich nun als sein Rivale und Todfeind erwiesen. Aber es gab wohl einen bedeutenden Unterschied zwischen Gaal und ihm selbst. Dem alten Hauptmann fehlte, was Labaja zweifellos besessen hatte: der echte Wille zur Macht. Was Gaal getan hatte, das waren nur halbe und falsche Maßnahmen gewesen. Anstatt mit seinem Kriegsvolk ihn in Aruma zu überraschen und so möglicherweise entscheidend zu schwächen, war er allein gekommen, weil er unsicher war, und wertvolle Zeit war für ihn verstrichen. Anstatt dann hinter den Mauern Sichems in Ruhe abzuwarten, hatte er in seiner Ungeduld das Kräfteverhältnis falsch eingeschätzt und war in seine Niederlage geradezu hineingerannt. Aber Gaal fehlte eben der göttliche Beistand. El-Berit hatte auch an ihm keinen Gefallen gefunden – oder hatte sich der Gott Sichems gar von seiner eigenen Stadt abgewandt vor Zorn über deren unfähige Regenten? Er selbst dagegen, da war sich Abimelech nun völlig sicher, er stand in Jahwes Schutz. Jahwe war mit ihm gewesen in dieser Schlacht und hatte ihm den Sieg verliehen. Nun würde er, der Sieger, dem Gott die Stadt Sichem zu Füßen legen.

Sein bisheriges Leben erschien ihm als geradliniger Weg bis heute und hierher. Die Absagen und Demütigungen bei den Sippen des Landes hatten in diesem selbstherrlichen Bild seines Aufstiegs keinen Platz. Genauso verdrängte er aus seiner Erinnerung die Totenbeschwörung am Karmel und den Tempelschlaf in Sichem. Als entscheidende Tatsachen seines Lebens sah er jetzt diese an: Jahwe und kein anderer Gott hatte ihn vor den Midianitern bewahrt und zu Gaal nach Dor geführt, dem Mann, der Labajas vergessenen Ruhm kannte. Jahwe und nicht El-Berit hatte ihm geholfen, sich das väterliche Erbe in Ofra anzueignen und den militärischen Oberbefehl in Sichem zu erringen. Jahwe war es, der ihm die Herzen der Efraimiten zugeneigt hatte, nicht zuletzt auch das Herz des Mädchens Debora. Und nun hatte ihn Jahwe zum Befreier Sichems gemacht. Und angesichts dieser Kette von Erfolgen war gar kein Zweifel möglich: Jahwe würde ihm auch im Krieg

gegen die mächtigen Philister beistehen und ihn zum Retter aller Berglandbewohner machen. Die würden dafür dankbar seine Herrschaft über sie anerkennen – die Königsherrschaft des wiedergekehrten Labaja. Und alle Berglandbewohner würden dem Gott Abimelechs dienen. Für dieses gewaltige Werk hatte ihn Jahwe ausgewählt. Und deshalb ihn, weil er mutig wie der Löwe und listig wie die Schlange war. Weil er den Willen zur Macht hatte.

Während sich Abimelech diesen erbaulichen Gedanken hingab, hatte Schelef die Verluste der Mannschaft feststellen lassen. Achtundzwanzig Männer waren gefallen – von Gaals Truppe lagen jedoch neunundvierzig Mann tot auf dem Schlachtfeld. Erfreut nahm Schelef dann Sebul und seine Leute in Empfang, als sie von der Verfolgung zurückkehrten und am Stadttor erfahren hatten, daß Abimelech noch draußen im Felde war. Dem Stadthauptmann fehlte nicht einer von seinen Männern.

Dann fand sich endlich auch jene Soldatengruppe wieder ein, die Gaals Besitz geplündert hatte. Nun konnte der Sieg gefeiert werden. Die Hauptleute wählten an die sechzig Männer aus, die sich besonders hervorgetan hatten, und Schelef machte sich mit ihnen und mit Sebuls Abteilung auf den Weg zum wartenden Abimelech. Schlachtvieh und Wein führten sie ausreichend mit sich.

Abimelech freute sich, als er Sebul wiedersah. Gemeinsam bedauerten sie, daß Gaal entkommen war. Sebul wartete auf ein Dankeswort an seine Männer, denn er war sich bewußt, daß die der Schlacht die entscheidende Wende gegeben hatten. Doch der Dank blieb aus. Abimelech hielt den Beitrag von Sebuls Abteilung für nicht so wesentlich, und außerdem war er schon ganz auf das große Dankopfer eingestellt, das er jetzt darbringen wollte.

Eigenhändig suchte er aus dem Schutt der Tempelruine unbehauene Steine zusammen und erbaute daraus einen Altar. Dann schichtete er das Brennholz darauf, das die Soldaten mittlerweile gesammelt hatten, und endlich schlachtete er das stattlichste Tier, das ihm Schelef ausgesucht hatte: den Widder, der des Verwalters Gaals ganzer Stolz gewesen war. Die Soldaten machten sich über die anderen Tiere her.

Als die der Gottheit zukommenden Fleischstücke im hochlodernden Feuer verglühten, trat Abimelech vor den Altar, hob die geöffneten Hände zum Abendhimmel und rief den mächtigen Gott von Schilo an. Er dankte Jahwe für den großen Sieg, den er an diesem Tag seinem Erwählten geschenkt hatte. Und er begann, den Gott zu preisen: „Jahwe, du bist in Wahrheit der Herr dieses Landes. Bevor ich das erkannte und mich dir zuwandte, habe ich dem Gott Sichems geopfert. Das war mein großer Irrtum, denn wer ist dieser El-Berit gegenüber dir, der du vor den staunenden Augen unserer Väter die Ägypter ins Meer geworfen hast. Wo du deinen Arm ausreckst, müssen sich dir alle Götter beugen.

Du hast dich zu mir bekannt, bevor ich dich kannte. Du hast mich aus allen Gefahren errettet und alle meine Feinde in meine Hand gegeben. Du hast dich mir offenbart und mich aus meinem Irrtum erlöst. Nun stehe ich hier vor dir im Angesicht Sichems und bekenne mich zu dir. Ich will dein Schwert sein! Du sollst Freude an mir haben. Ich werde dir die hochmütige Stadt da drüben zu Füßen legen. Und auf diesem Berg, auf seinem Gipfel, werde ich dir einen Tempel bauen, gewaltiger als der Tempel in Sichem. Denn ich bin Abimelech, Sohn Jerubbaals, Enkel des Joasch, der König von Sichem, dein treuer Diener. Hier dieser heilige Berg ist der Nabel des Landes, hier wirst du Wohnung nehmen. Ich aber werde als König der Stadt, die zu deinen Füßen liegt, vor dir aus- und einziehen und dir das ganze Land unterwerfen, denn du bist sein wahrer Herr. Und bei all meinen Taten wirst du mit mir sein und mich, wenn die Zeit gekommen ist, zum König des gesamten Berglandes machen.

Alle meine tapferen Männer und die mutigen Männer Sebuls führe ich dir nun zu. Erfülle ihre Herzen gegenüber ihrem König mit Treue und Gehorsam und mache ihre Schwerter unbezwingbar!“

Er ließ die Arme sinken und wandte sich direkt an die lauschenden Krieger: „Ihr Männer Abimelechs und ihr Männer Sebuls! Ich danke euch für die Stärke, die ihr heute bewiesen habt. Nun seid ihr Zeugen, daß Jahwe dieses unser Opfer gnädig annimmt und mich heute und hier zum König von Sichem macht. Unser Gott, ich als euer König und ihr alle, wir sind untrennbar! Wer sollte uns widerstehen? Laßt uns nun im Siegesmahl unsere Kampfgemeinschaft bestätigen und bekräftigen!“

Die Soldaten begriffen erst allmählich im Verlauf der Rede, daß dies keine gewöhnliche Opferfeier nach gewonnener Schlacht war. Nun riefen sie donnernd: „Jahwe und Abimelech!“ Und beim zweitenmal riefen einige überlaut: „Jahwe und König Abimelech!“ Beim drittenmal riefen es alle. Sebuls Leute wurden von der Begeisterung angesteckt und stimmten in die Rufe ein. Fröhlich wurden die Feuer entzündet. Die Soldaten brieten das Fleisch und öffneten die mitgebrachten Weinkrüge. Abimelech setzte sich zu einer der Gruppen und aß und trank mit den Männern, und die vergaßen darüber, daß ihr Befehlshaber, der mit ihnen schwatzte und lachte, bis ihm wie allen anderen der Wein die Zunge lähmte und die Augenlider zudrückte, nun der König von Sichem war.

So wie die Männer am Garizim feierten auch die im Lager Zurückgebliebenen bis in die tiefe Nacht hinein, wobei sie die große Neuigkeit, daß sie ab jetzt einem König dienten, ja noch gar nicht kannten.

Als die Einwohner Sichems merkten, daß Abimelech die Toten aus Gaals Mannschaft, darunter auch einige Sichemiten, unbestattet liegenlassen wollte, waren sie bestürzt und empört. Sollten die Leichname zum Fraß der wilden Tiere und der Aasvögel werden? Das tat man nicht einmal einem Feind an. Immer mehr Männer erstiegen die Mauer und schauten nach den Leuten des Befehlshabers aus. Aber niemand kam, um sich um die Gefallenen zu kümmern. Statt dessen sah man am Garizim und im Truppenlager die lodernden Feuer des Siegesfestes, und man hörte bis hierher das Lärmen der fröhlichen Zecher. Da scharte der Bronzegießer Micha, der gleich hinter dem Osttor wohnte und dessen dritter Sohn vor Jahren nach Ofra übergesiedelt war, eine Gruppe beherzter Männer um sich. Im Schein der Fackeln hoben sie am Fuße des Ebal eine große Grube aus. Dann schleppten sie die vielen Toten dorthin und legten sie behutsam in das gemeinsame Grab.

Als sie ihre grauenvolle Arbeit zum Abschluß brachten, indem sie schwere Steine auf die zugeschüttete Grube wälzten, war es weit nach Mitternacht. Sie blickten hinüber zum Garizim. Die großen Feuer waren erloschen. Alles war still. Schweigend gingen sie nach Hause. Sie waren müde. Und bedrückt. Würde Abimelech morgen die Stadt bestrafen?

48

Etwa zur gleichen Zeit, als sich Abimelech zum König von Sichem erklärte, verließen Gaal und seine überlebenden Männer das schützende Dickicht auf dem Ebal. Ihr Durst war groß, und Hunger hatten sie auch. Sie stiegen hangabwärts, bemüht, so leise wie nur möglich zu sein. Immer wieder lauschten sie, ob irgendwo im Wald noch Verfolger unterwegs waren. Gaals Ziel war Ofra. Wenn sie dort auch keinen Unterschlupf finden würden, so gab es doch sicherlich Wasser und vielleicht ein Stück Brot, so daß sie die Gegend gestärkt verlassen konnten.

Gaal ging allein in die Siedlung. Er traf fast nur auf Frauen, denn die meisten Männer hatten schon mit dem Dreschen begonnen und wollten die Nacht auf den Tennen verbringen. Auch Gareb, der von seiner Reise durch die Dörfer der Abiesriten zurückgekehrt war, mußte erst geholt werden. Er war überrascht, als er hörte, daß ihn Gaal aus Sichem sprechen wolle. Und noch mehr wunderte er sich, als er den späten Gast zu Gesicht bekam. Verschwitzt und zerzaust, das Gewand eingerissen und schmutzig, so stand der Hauptmann vor ihm. Es war wohl nichts gewesen mit seinem angeblichen Ruhestand in Sichem.

„Heute komme ich als Flüchtling zu dir“, bekannte Gaal kleinlaut. „Abimelech und Sebul sind über mich hergefallen. Zwanzig Männer sind mir gerade noch verblieben. Sie warten unten an der Straße. Wir bitten dich: Gib uns zu trinken, denn wir leiden großen Durst! Und wenn du für jeden von uns überdies ein Stück Brot hättest?“

Gareb hörte den Bericht voller Bestürzung. Seine böse Ahnung hatte ihn also nicht getrogen. Zwischen den Kriegerhaufen war es zum Kampf gekommen. Ob dabei auch Söhne der Abiesriten umgekommen waren? Aber erst einmal mußte man die Flüchtlinge versorgen, um sie so schnell wie möglich wieder loszuwerden. „Sind Verfolger hinter euch her?“ fragte er hastig.

Gaal verneinte, und Gareb forderte ihn auf, zu seinen Gefährten zurückzugehen. Er werde ihnen Wasser und Brot bringen. Rasch schickte er ein paar junge Leute durchs Dorf, um Brotreste einzusammeln und Wasser zu holen, und als sie alles beisammen hatten, ging er mit ihnen hinunter zu den wartenden Flüchtlingen. Es dunkelte. Mit einer sichemitischen Streifschar war kaum noch zu rechnen. Gaals Männer setzten sich nieder und tranken und aßen voller Gier. Gareb nahm neben dem Hauptmann Platz und bat ihn zu erzählen, was geschehen sei.

Gaal wollte eben beginnen, da kam vom Dorf her eine Frau mit eiligen Schritten. Gareb erkannte, daß es Asuba war. Sie ging direkt auf die Männer zu. „Wer schickt dich?“ rief Gareb ihr entgegen.

Asuba hockte sich ein Stück entfernt nieder und bat: „Laß mich hier sitzen und zuhören, was dir Gaal von Abimelech berichtet, dem Mörder meiner Söhne und Enkel!“ Die Nachricht vom Waffengang der Sichemer Truppenführer war wie ein Lauffeuer durch Ofra gegangen, und so hatte auch die Mutter Elischamas davon erfahren.

Gareb zuckte die Schultern und jagte Asuba nicht weg. Er erklärte Gaal, sie sei Jerubbaals Frau gewesen und glaube in ihrer Verwirrtheit seit dem Tod aller ihrer Söhne, daß Abimelech deren Ermordung angestiftet habe.

„Und wenn sie recht hat?“ brummte Gaal, aber sein Gesprächspartner ging darauf nicht ein. So erzählte er, wie er Sichem im Auftrag des Rates gegen Abimelech verteidigt hatte, aber durch den Verrat der Männer Sebuls vernichtend geschlagen worden war.

„Dann ist also Abimelech jetzt der Herr Sichems?“ fragte Gareb beunruhigt.

„Es sieht ganz danach aus“, bestätigte Gaal. „Aber nicht für lange, glaub mir! Seine Soldaten sind keine Kämpfer. Seine Ideen sind Spinnereien. Und der Gott Sichems mag ihn nicht, ich weiß es. Abimelech wird nichts ausrichten, und wenn ihm seine Leute weglaufen, dann wollen wir in der Nähe sein und unsere toten Kameraden an ihm rächen.“

„Wo geht ihr hin?“ wollte Gareb wissen.

Gaal zögerte mit der Antwort. Er wußte ja noch nicht, wo sie gelitten sein würden. Sollte er seinen Wunsch aussprechen? Das war sicherlich sinnlos, aber versuchen konnte er es immerhin. „Auch ihr Abiesriten seid gegen Abimelech, du hast es mir gesagt“, tastete er sich vor. „Wir wollen, daß er aufhört, überall Unruhe zu stiften und unschuldige Männer seinem Größenwahn zu opfern. Das wollt doch auch ihr! Beide wollen wir dasselbe.“

Gareb gab sich verständnislos. Gaal ging einen Schritt weiter: „Wir könnten euch vorläufig bei der Ernte zur Hand gehen, gegen ein bißchen Essen, viel brauchen wir nicht.“

Nun schüttelte Gareb den Kopf. „Wir brauchen keine Hilfe.“ Es klang schroff. Deshalb setzte er versöhnlicher hinzu: „Zieht, wohin euch der Wunsch nach Rache an Abimelech treibt! Wir verstehen diesen Wunsch. Aber hier könnt ihr nicht bleiben. Wir wollen nicht, daß in dieser Sache Blut der Abiesriten vergossen wird.“

Asuba erhob sich und trat näher. „Gaal“, sprach sie den Hauptmann an, „laß mich mit euch ziehen! Ich will wie ihr Rache an dem Mörder. Ich kann für euch backen und kochen und eure Kleider in Ordnung halten. Denkt nicht, daß ich schwach bin – ich bin kräftig und werde euch nicht zur Last fallen.“

Gaal musterte sie und blickte unschlüssig Gareb an. Das Haar der Frau war zwar weiß, aber ihr Gang vorhin war keinesfalls hinfällig gewesen. Er entschied sich, sie mitzunehmen, wenn Gareb zustimmte.

Aber der knurrte Asuba an: „Geh zurück zu deinem Bruder! Hier hast du nichts verloren!“

Asuba blieb stehen. Eine stolze Frau, dachte Gaal. Ruhig wandte sie sich an Gareb: „Auf diesen Tag habe ich gewartet, daß einer kommt und sagt: Ich will mich an Abimelech rächen. Deshalb gehe ich nicht zurück. Sag meinem Bruder, warum ich weggegangen bin! Und sag es allen im Dorf!“

Sie schien fest entschlossen zu tun, was sie sich vorgenommen hatte. Als Gaal mit seinen Männern in die Nacht hinein aufbrach, schloß sie sich dem Trupp an. Niemand jagte sie weg. Gareb war es im Grunde egal, wohin sie ging. Warum paßte ihr Bruder nicht besser auf sie auf? Ihn selbst plagten andere Sorgen. Was war zu tun, falls Abimelech nach Ofra kam? Und wenn er seine Männer etwa gar gegen Ofra hetzte, aus Rache, weil die Abiesriten ihm ihre Söhne entzogen? Sollte man vorsorglich alle waffenfähigen Männer gegen ihn aufbieten? Jetzt in der Erntezeit?

Als Gaal nach dem Nachtmarsch um den Ebal herum und dann in Richtung Nordosten auf die sichemitischen Städte Tirza und Tebez zu seine Männer anhalten ließ, um in einem Wäldchen zu ruhen, erwachten am Garizim die nächtlichen Zecher aus ihrem Rausch. Sebul war einer der ersten – seine Wunde schmerzte. Er erinnerte sich an seine Rückkehr gestern abend und war gekränkt. Abimelech hatte ihm und seiner Truppe keinen besonderen Dank ausgesprochen. Dabei hatten seine Männer mit ihrem kühnen Handstreich gegen Gaals Torwächter dem neuen Gewalthaber den Rückzug abgeschnitten und so dessen Niederlage eigentlich erst herbeigeführt. Und sie hatten furchtlos die Verfolgung des Feindes aufgenommen, während Abimelechs Feiglinge sich über die Leichen hergemacht hatten. Doch was sollte er nun tun? Er konnte doch nicht in die Stadt zurückkehren, als ob nichts gewesen war. Wenn Abimelech fortan als König herrschen wollte, dann war der Rat überflüssig. Jeder, der jetzt noch dem Rat diente, mußte als Gegner des neuen Königs erscheinen. Sebul schüttelte bekümmert den Kopf. Nein, das konnte niemand von ihm verlangen, daß er sich aus Treue zum Rat dem Stärkeren widersetzte. Da zählte auch keine gekränkte Ehre. Es gab nur einen Weg für ihn: Er mußte mit seiner Truppe Abimelech als neuen Machthaber Sichems anerkennen und in seinen Dienst treten.

Der neue König war mittlerweile auch munter geworden und befahl Schelef, jene, die immer noch schliefen, zu wecken und die Mannschaft zu sammeln. Der hatte Mühe, die Anweisung umzusetzen. Endlich waren alle auf den Beinen, und die Truppe konnte sich auf den Weg ins Lager machen, um den Kameraden die fröhliche Kunde vom Königtum ihres Befehlshabers zu überbringen.

Als die Soldaten am Osttor der Stadt vorüberzogen, sahen sie, daß es trotz des hellen Tageslichts geschlossen war. „Da hast du es!“ sagte Schelef zornig zu Abimelech. „Habe ich es dir gestern nicht vorausgesagt?“

Abimelech schwieg hochmütig. Er war überzeugt, daß er alles richtig gemacht hatte. Was das Geschick Sichems betraf, so hatte er sich des Beistands Jahwes versichert. Jahwe wollte, daß er ihm die Stadt zu Füßen legte. Und da sollte ein verschlossenes Stadttor hinderlich sein?

Im Lager angekommen, informierte Abimelech die dort verbliebene Mannschaft in einer kurzen Ansprache, daß er Sichem dem Gott Jahwe übereignet habe und daß er selbst nun König der Stadt sei. Die Männer riefen: „Jahwe und Abimelech!“, ein wenig verschlafen noch, und erst da-

nach begriffen sie, was ihnen der Befehlshaber soeben mitgeteilt hatte. Da war die Freude groß, denn sie hofften nun, daß es bald in die Stadt hineinging, wo sie größere Beute als gestern auf dem Schlachtfeld erwartete.

Abimelech zog sich mit Schelef und Sebul in sein Zelt zurück. Sebul sollte als sein Abgesandter in die Stadt gehen und Heled übermitteln, daß Jahwe der neue Gott Sichems sei und daß dieser Abimelech zum König über die Stadt eingesetzt habe. Die Ratsherren sollten hinaus vor die Stadt kommen, ihrem König huldigen und ihn feierlich in die Stadt einholen.

Sebul und Schelef blickten sich bestürzt an und dachten dasselbe. Hatte Abimelech mit seiner Selbsterhöhung den Verstand verloren? Nie und nimmer würde der Rat der frechen Aufforderung nachkommen. Schon die Botschaft als solche war eine Demütigung. Die Stadt würde fest verschlossen bleiben, so, als ob Gaal da drin noch immer sein Unwesen trieb. Denn um die Tore offenzuhalten, müßte Sebul mit den paar Torwächtern, die in der Stadt geblieben waren, den Aufstand gegen die Ratsfamilien wagen. Dazu jedoch erhielt er sicher gar keine Gelegenheit mehr, denn seine Mitteilung konnte ihm das Gefängnis oder sogar den Tod einbringen.

Schelef konnte vor Schreck über die Verblendung seines Freundes erst einmal gar nichts sagen. Dessen Versäumnis von gestern konnte man zur Not noch mit dem Dankopfer entschuldigen. Aber was er sich heute ausgedacht hatte, das übertraf den gestrigen Fehler um ein vielfaches. Und es bedeutete die Preisgabe Sebuls.

In seiner Not brachte Sebul einen entscheidenden Änderungsvorschlag vor. „Nimm soviele deiner Männer, wie du brauchst, mit dir, und wir gehen gemeinsam zum Tor. Meine Leute werden dir öffnen, wenn ich dabei bin, auch gegen das Verbot des Rates, und du kannst tun, was dir beliebt.“

Schelef hieß den Vorschlag gut und beschwor Abimelech, auf Sebul zu hören. „Die Ratsherren werden dich auf keinen Fall als König anerkennen! Es wird nicht ohne Kampf gegen sie abgehen. Nur Sebul kann dir die Stadt öffnen! Deine Idee macht ihm aber gerade das unmöglich! Ihn bringst du in Gefahr, und wir können unterdessen tatenlos die unbezwingbaren Mauern anstarren!“

Abimelech wischte die Einwände mit einer verächtlichen Handbewegung hinweg. „Genug geredet! Sebul, tu, wie ich sagte! Die Ratsherren sind feige und werden dir nichts antun. Du wirst uns das Tor offenhalten, falls die reichen Fettwänste sich noch immer für die Männer von Sichem halten und auf mein freundliches Angebot nicht eingehen. Wenn du dein Amt behalten willst, dann höre auf mich und geh!“

Seine Getreuen versuchten noch einmal, ihn umzustimmen, aber er wurde zornig, und so gaben sie es auf. „Soll ich deinem Onkel etwas Persönliches ausrichten?“ wollte Sebul noch wissen.

Abimelech besann sich kurz und trug ihm auf zu sagen: „Dein Neffe tut nun das, wofür er von Jahwe erwählt ist. Stehst du auf meiner Seite, dann wird es dir und deinem Haus auch weiterhin gutgehen. Stellst du dich aber gegen mich, dann wirst du mir ein Feind sein wie jeder andere auch. Tu also, was du für richtig hältst!“

Sebul machte sich niedergeschlagen auf den Weg. Er nahm sich vor, nachdem er Abimelechs Kriegserklärung überbracht hatte, seine Frau und seine Kinder zu nehmen und mit ihnen die Stadt sofort wieder zu verlassen. Er baute nicht auf die Friedfertigkeit der Ratsherren. Zumindest würden sie ihn gefangenhalten, damit er nicht etwa Abimelech in die Stadt hereinließ.

Als er am Stadttor ankam, war es für ihn bereits einen Spaltbreit geöffnet. Erfreut stellte er fest, daß es tatsächlich seine Männer waren, die das Tor bewachten. Er fragte, auf wessen Befehl hin sie den Zugang zur Stadt verschlossen hielten. Heled habe es befohlen, lautete die Auskunft. Voll düsterer Vorahnungen begab er sich die Straße hinauf zum Haus des Ratsvorsitzenden.

Abimelechs Botschaft traf Heled wie ein Keulenschlag. Er sackte in sich zusammen, und plötzlich war ihm, als ob er es schon immer gewußt hatte, daß der Neffe mit ihm und dem Rat ein falsches Spiel trieb. Die üblen Vorzeichen am Tag, als er selbst Ratsmtglied geworden war, und später, als der Rat Abimelech zum „Schwert der Männer von Sichem“ erklärt hatte, fielen ihm ein. Sie hatten also nicht getrogen. „Warum tut er mir das an?“ stöhnte er. Und nach einer Weile klagte er: „Konnte er denn nicht einmal wenigstens mit mir darüber sprechen?“

Sebul ging die Verzweiflung Heleds zwar nahe, aber er blieb stumm. Jetzt mußte jeder für sich selbst sorgen. Was zu sagen war, das hatte er gesagt. Er wollte so rasch wie möglich hier weg. Seine Frau wußte noch nicht einmal, wie es ihm seit gestern ergangen war. „Soll ich mir die Antwort des Rates abholen?“ fragte er.

Heled blickte auf. „Was für eine Antwort?“ Er schüttelte verwirrt den Kopf. Dann murmelte er: „Wer seinen Eid bricht, verfällt der Strafe der Götter. El-Berit wird ihn richten.“

Sebul wollte sich die Hilflosigkeit seines bisherigen Dienstherrn nicht länger ansehen. Und draußen im Hof wurde es laut. „Gib mir Bescheid, wenn der Rat seine Antwort fertig hat!“ sagte er und erhob sich. In diesem Moment traten einige der Kollegen Heleds herein. Die Ankunft Sebuls hatte sich herumgesprochen, und sie wollten wissen, was Abimelech beabsichtigte. Als sie Heleds fahles Gesicht und seinen verstörten Blick sahen, ahnten sie Schlimmes. Sebul wollte sich an

ihnen vorbeidrücken, aber einer der Herren zupfte ihn am Gewand und forderte ihn auf, vor dem versammelten Rat zu wiederholen, was er dem Vorsitzenden soeben ausgerichtet hatte.

Heled erwachte aus seiner Erstarrung. Er gebot Sebul dazubleiben. Es war wirklich besser, wenn nicht er, sondern der Stadthauptmann Abimelechs Botschaft der Ratsversammlung vortrug. Er bat alle, sich in die Ratshalle zu begeben, und gab Auftrag, auch die anderen Herren herbeizuholen.

„Abimelech hat uns eine Botschaft geschickt“, so eröffnete er die Sitzung. „Mein Mund sträubt sich, seine ungeheuerlichen Worte euch auszurichten. Deshalb soll Sebul, dem er sie aufgetragen hat, sie hier wiederholen.“

Sebul teilte so unbeteiligt wie möglich mit, was er bestellen sollte. Als er mit den wenigen Sätzen zu Ende war, trat Totenstille ein. Die Gesichter verzerrten sich. Fäuste ballten sich, als ob sie sich um Dolche oder Schwertgriffe schlossen. Der Haß gegen den Heledneffen lag wie eine schwarze Gewitterwolke über den Köpfen. Alle schauten Heled an, die meisten so, als ob sie ihn mit ihren Blicken durchbohren wollten. Wenn schon der Verräter sich nicht selbst hierher traute – dort saß sein Onkel, der mitschuldig war, daß es so weit hatte kommen können. Nun waren sie bereit, sich an ihn zu halten und ihn statt des Neffen zu verurteilen.

In die Stille hinein murmelte ein Greis, der älteste in dieser Runde: „Dem Bären Gaal sind wir entkommen, um dem Wolf Abimelech zur Beute zu werden.“

Die Bemerkung wirkte wie der Funke im trockenen Stroh. Wütend schrien die Männer durcheinander. „Das ist dein Werk!“ beschuldigten sie Heled. „Du hast uns diesen Bastard angeschleppt!“ warfen sie ihm vor. Alles, was ihnen gegen Abimelech einfiel, wurde zur Anklage gegen seinen Onkel.

Iddo, der hoffen konnte, daß sein eigenes Vergehen sich nun über dem Hochverrat des verhaßten Feindes doch noch als Rettungstat darstellte, schleuderte allen entgegen: „Ich habe euch gewarnt, aber ihr wolltet nicht auf mich hören! Jetzt seht ihr, wer recht hatte! Erschlagen hätte man den Verräter müssen, als noch Zeit war! Aber ihr wart zu feige, etwas zu unternehmen! Und Heled und Nachrai haben stets ihre Hände über ihn gehalten!“

Heled glich einem angegriffenen Igel. Er hielt den Rücken gekrümmt, den Kopf gesenkt, und ließ die Beschimpfungen an sich abprallen. Er dachte an seinen Bruder. Hatte Sabdiel ihn nicht dazu bringen wollen, selbst die Alleinherrschaft in der Stadt anzustreben? Bei Abimelechs Ausmarsch nach Aruma war das gewesen. Hätte er vielleicht diesem Ansinnen doch nähertreten sollen? Vielleicht hätte Abimelech ihn sogar unterstützt. Hatte sich der Neffe etwa nur deshalb zum König erklärt, weil ihn die Ratsherren mit seinen Sorgen allein gelassen hatten? Aber jetzt waren diese Fragen allesamt sinnlos.

Er richtete sich ein wenig auf. Wenn sie sich ausgetobt hatten, mußte er einen Vorschlag unterbreiten. Er mußte zeigen, daß er trotz allem der Vorsitzende war. Und diesmal schwankte er in seiner Entscheidung nicht. Er würde sich gegen den Neffen stellen. Wenn es überhaupt einen König in Sichem geben sollte, dann kam dafür nur ein gereifter Mann in Frage, einer wie er, der dem Bergland Ruhe und Frieden bewahrte und nur in weiser Mäßigung versuchte, die Macht der Stadt allmählich auszudehnen. Abimelech war viel zu jung und unbesonnen. Vielleicht hätte man ihn wirklich nicht einmal zum Befehlshaber machen dürfen. Aber seine großen Versprechungen damals, als er nach Sichem kam, die hatten den Ohren der Ratsherren geschmeichelt. Auch seinen eigenen.

Er blickte zu Nachrai. Der mühte sich gerade, Gehör zu finden. Auch ihn lassen sie nicht zu Wort kommen, dachte Heled, und es freute ihn sogar ein bißchen. Wer weiß, was der Rivale wieder für kluge Reden von sich geben wollte.

Nachrai hatte vor, eine sachliche Erörterung der Lage einzuleiten. Sein Urteil über Abimelech stand fest. Eigentlich seit langem schon, nämlich seit der Jerubbaalsohn sich dem Rat als Brudermörder empfohlen hatte. Nachrai ging es wie Heled: Nun glaubte er, den kleinen Emporkömmling schon immer durchschaut zu haben. Und er verstand nicht, warum er ihn so lange geduldet hatte. Dessen Versprechungen, dessen Pläne, das alles war nichts als Rauch, wie er vom Herdfeuer aufsteigt. Aber dieser beißende Rauch bedrohte die Stadt. Der Überfall der Machiriten war noch nicht einmal ein Jahr her. Abimelech war rücksichtslos, grausam und verschlagen. Das hatte sich bestätigt. Und verblendet war er von seiner Gier nach Macht. Unfähig, die wirkliche Lage zu erkennen, in der er sich befand. Selbst wenn ihm Sichem in die Hände fiel – er würde trotzdem in seinem Wahn untergehen. Wahrscheinlich würden ihn in diesem Fall die freien Bauern des Berglandes, über die er herrschen wollte, erschlagen. Aber er mußte vorher unschädlich gemacht werden! In Sichem, bevor er sich der Stadt bemächtigte.

Endlich hatten sich die meisten Ratsherren soweit beruhigt, daß sie Nachrai zuhören konnten. Er sprach mit normaler Lautstärke – wer schrie, der wollte nur seine Schwäche verbergen, das war seine Ansicht. Die Männer waren gezwungen, leise zu sein, damit sie ihn verstanden. „Hört auf, allein Heled zu beschuldigen!“ ermahnte er sie. „Wir alle haben Abimelech gewähren lassen, also sind wir alle schuld.“

Erneut brach der Tumult los. Das wollten seine Kollegen nicht hören. Es dauerte eine Weile, bis Nachrai weitersprechen konnte. „Ich will doch nur sagen“, fuhr er fort, „daß es zu nichts führt, wenn wir uns jetzt gegenseitig aufrechnen, wer mehr Schuld trägt als andere. Und Abimelechs freche Anmaßung verabscheue ich wie ihr.“ Er sprach nun doch lauter, als er wollte. „Wir müssen ihn wie einen Feind behandeln und ihn ein für allemal loswerden.“ Jetzt erhielt er sogar Beifall. Mit Nachdruck setzte er seine Rede fort: „Aber das erste und wichtigste ist die Sicherheit der Stadt. Gaal hat zwar Vorräte einsammeln lassen, aber sie werden nicht reichen. Denn Abimelech wird einige Zeit vor den Toren aushalten. Solange seine Leute Hoffnung haben, uns ausplündern zu können, solange werden sie bei ihm bleiben. Wir sitzen also in der Falle.“

„Mach endlich deinen Vorschlag!“ unterbrach ihn Iddo barsch. Auch andere gaben ihrer Ungeduld Ausdruck.

Nachrai erklärte: „Da wir keine lange Belagerung aushalten können, müssen wir versuchen, den Jerubbaalsohn zu überlisten. Sollten wir nicht zum Schein seiner Zumutung nachgeben? Zwei oder drei von uns gehen hinaus zu ihm und versprechen ihm, wenn er uns zu seinen Ratgebern macht, daß wir ihn dann als König von Sichem anerkennen. Unsere Abgesandten bitten ihn in die Stadt, weil wir den Vertrag mit ihm nur im Tempel unseres Gottes abschließen können. Und sie fordern, daß er nur eine kleine Begleitung mitbringt, weil wir uns vor seiner gesamten Mannschaft fürchten. Da ihm auf diese Weise die Stadt sofort und unversehrt zufallen würde und ihm die Belagerung erspart bliebe, wird er unser Angebot vielleicht annehmen, obwohl es seiner Forderung nicht ganz entspricht. Wenn unser Plan soweit aufgeht, müssen wir nur noch das Tor hinter ihm schließen und seine Begleitmannschaft überwältigen. Dann ist er in unserer Hand. Nun sagt eure Meinung, bevor wir zu den Einzelheiten kommen. Und du, Sebul, mußt dich entscheiden, auf wessen Seite du stehen willst.“

Die Ratsherren waren noch viel zu erregt, um den Sinn der Überlegungen zu erkennen. Sie lehnten sie rundweg und lautstark ab. „Du willst diesen Verräter zum König über uns machen?“ rief einer voller Empörung. „Geh doch raus zu ihm und wirf dich ihm zu Füßen!“ schrie einer der Anhänger Iddos.

Iddo selbst hielt es nicht mehr auf seinem Stuhl. Das ständige Zurückweichen vor dem Abiesriten wurde ihm unerträglich. Aufgebracht stürzte er zu Nachrai, packte ihn am Gewand und schüttelte ihn heftig hin und her. „Du Feigling!“ brüllte er ihn an. „Erst hast du den Bastard groß gemacht, und jetzt hast du Angst vor ihm! Du möchtest wohl, daß wir alle vor ihm kriechen wie du? Das sollst du büßen!“

Iddo hatte sich nicht mehr in der Gewalt, und in seiner blinden Wut glaubte er wohl, Heled oder gar Abimelech vor sich zu haben. Einige der Männer stürzten zu den beiden hin und versuchten, Nachrai, der wie eine leblose Puppe in Iddos Fäusten hing, aus dessen Griff zu befreien. Aber die zwei Freunde Iddos eilten diesem zu Hilfe. Heled drängte sich ins Handgemenge, um die Ringenden zu trennen und zu verhindern, daß Nachrai ein Leid geschah. Gemeinsam mit einem der anderen hing er sich an Iddos linken Arm. Als ihr Zerren nichts half, rammte Heleds Gefährte sein Knie mit Wucht gegen Iddos Leib. Der Getroffene brüllte auf und ließ Nachrai los. Mit schmerzverzerrtem Gesicht wandte er sich um und sah Heled vor sich. Er stöhnte auf und fingerte an seinem Gewand herum. „Setz dich auf deinen Stuhl!“ befahl Heled. Plötzlich blinkte ein Dolch in Iddos Rechter, und schon stieß er kraftvoll zu. Nun war es Heled, der aufschrie, und anders als vorhin sein Angreifer sank er zu Boden. Er blutete so heftig, daß ihm keiner der entsetzten Männer, die sich sogleich um ihn bemühten, mehr helfen konnte.

Iddo stierte auf den Sterbenden, und er begriff das Verbrechen, das er begangen hatte. Er schrie: „Geht mir aus dem Weg!“ und versuchte, den blutigen Dolch drohend gezückt, den Ausgang zu erreichen. Einer der Ratsherren befahl Sebul: „Nimm ihn fest!“

Sebul hatte dem Geschehen wie versteinert zugesehen. Waren diese Raufbolde denn jene würdigen Männer, zu denen er stets aufgeschaut und denen er treu gedient hatte? Nun bei dem Anruf erschrak er gewaltig. Er war, wie es die Ratsordnung verlangte, unbewaffnet und außerdem von gestern her verwundet, so daß ihm sein linker Arm nur schwer gehorchte. Wie sollte er den Wütenden überwältigen? Er näherte sich ihm vorsichtig und rief: „Iddo, du hast den Befehl gehört! Wirf das Messer weg!“

Iddo ließ sich nicht beirren. „Geh beiseite!“ fauchte er Sebul an. Der ergriff den Schemel, auf dem er vorhin gesessen hatte, und warf ihn nach dem Totschläger. Doch Iddo war nicht nur kräftig, sondern auch gewandt und wich dem Geschoß aus.

Plötzlich standen dessen beide Söhne im Raum. Die Ratsherren sahen die Dolche in ihren Händen und wichen nun völlig zurück. Sebul wandte sich erschrocken um und sah sich eingekreist. Sollte er sich ebenfalls zurückziehen und den Totschläger entkommen lassen? Der Mut, der ihn gestern gegen Gaal beseelt hatte, kehrte in ihn zurück. Er griff sich den nächststehenden Stuhl, schlug ihm zwei Beine ab und trat damit den jungen Männern entgegen. „Laßt ihn am Leben!“ rief Iddo seinen Söhnen zu. Aber sie hörten nicht auf ihn und stachen Sebul nieder. Iddo stürzte mit

den Söhnen nach draußen und floh in sein Haus, in dem er sich erneut und noch gründlicher verschanzte.

Keiner der Ratsherren folgte den Gewalttätern. Ängstlich knieten sie sich zu den Niedergestreckten. Sebul atmete noch, aber Heled war tot. Es roch nach Schweiß und Blut. Die Herren sahen sich mit verstörten Blicken an. Einige zitterten.

49

Die Mittagssonne brannte auf den Tempelhof. Zwei der Ratsherren waren aus dem Versammlungsraum gelaufen und riefen laut nach dem Priester und seinen Söhnen. Elihu hatte längst den erbitterten Streit der Ratsherren mitbekommen und zuletzt Iddo und seine Söhne davonstürzen sehen. Als er hörte, was geschehen war, rief er die Tempeldiener, damit sie den Toten in sein Haus trugen. Er selbst und seine Frau kümmerten sich um den Verletzten, und als dessen Wunden verbunden waren, trugen die Diener auch ihn hinweg.

Bald hallte aus Heleds Haus die schrille Totenklage der Frauen durch die Oberstadt und bis in die anliegenden Gassen der Unterstadt. Iddo lauschte ängstlich auf die Schreie. Das hatte er nicht gewollt, was seine Hand getan hatte. Aber es war nicht ungeschehen zu machen. Und er verwünschte seine Söhne, die aus Sorge um sein Leben auch noch Sebul niedergestreckt hatten. Alle Sichemiten hatten den Stadthauptmann gemocht, der bescheiden und pflichtbewußt sein Amt versehen hatte. Aber an den Bluttaten war im Grunde Abimelech schuld, redete er sich ein. Was sollte nun werden? Wenn er mit seinen Söhnen heimlich aus der Stadt floh, würde Abimelech sie fangen und mit dem Schwert richten. Blieben sie aber in der Stadt, würden sie morgen oder übermorgen dem Rat in die Hände fallen. Gaal war seinerzeit bloß verbannt worden, denn er hatte Rache für seinen toten Sohn genommen. Aber ihn und seine Söhne würden sie steinigen. Er war verzweifelt, weil er nicht wußte, wie er seiner Blutschuld entkommen konnte.

In der Unterstadt liefen die Menschen besorgt umher und fragten sich, wem die Totenklage galt und was überhaupt geschehen war. Waren Abimelechs Krieger durchs Nordwesttor in die Oberstadt eingedrungen? Oder brachten sich die Herren denn schon gegenseitig um? Warum blieben die Stadttore noch immer verriegelt? Drohte von Abimelech wirklich eine Gefahr für die Stadt? Soeben hatte er sie doch aus der Hand Gaals befreit! Fragen über Fragen schwirrten hin und her, und keiner der regierenden Herren ließ sich blicken und gab Antwort. Die Unruhe wuchs.

Die meisten der Ratsherren hockten jedoch noch immer im Ratssaal beisammen. Sie hatten sich wieder auf ihre Stühle gesetzt und starrten entmutigt vor sich hin. Jetzt waren sie bereit, Nachrais Vorschlag zu erörtern, aber allen war klar, daß dieser inzwischen sinnlos geworden war. Wenn Abimelech die Totenklage hörte und erfuhr, daß sie seinem Onkel galt, war jede Verständigung mit ihm, sei es auch nur zum Schein, unmöglich geworden. Und auf die Leute der Unterstadt war weniger denn je Verlaß, wenn sie hörten, was Iddo angerichtet hatte. Was sollte überhaupt mit den Mördern geschehen? Einer warf die Frage auf, aber ihm wurden nur hilflose Blicke zuteil. Wer konnte denn schon Iddo und dessen Söhne und Knechte überwältigen? Und vor der Stadt stand der Feind! Am besten, man überließ Iddo der Blutrache Sabdiels und der Heledsöhne. Doch was sollte man gegen Abimelechs Räuberbande unternehmen?

Nachrai fingerte an seinem schmerzenden Hals herum. Iddo hatte ihn so gewürgt, daß er noch immer schwer atmete. „Nun können uns nur noch die Abiesriten helfen“, brachte er mühsam hervor. „Ich glaube, ihr Ältester in Ofra ist ein verständiger Mann. Ich werde gehen und mich vor ihm demütigen und werde ihn anflehen, daß seine Männer Abimelech zur Vernunft bringen.“

Seine Zuhörer wiegten traurig die Köpfe. „Nein“, erwiderte einer. „Du mußt bei uns bleiben. Was soll aus uns werden, wenn du uns verläßt und womöglich diesem Besessenen dort draußen in die Hände fällst? Außerdem mußt du dich erst einmal erholen. Haben wir nicht einen anderen Boten?“

„Es muß aber einer von uns sein“, erklärte Nachrai.

„Der Meinung bin ich nicht“, widersprach ihm ein anderer. „Kann nicht der Bronzegießer Micha gehen? Er ist ein ehrsamer Mann, und sein Sohn lebt in Ofra. Er ist den Abiesriten kein Unbekannter. Er ist der Richtige.“

Nach einigem Wenn und Aber stimmte Nachrai zu, und Micha wurde geholt. Die Ratsherren setzten ihn über Abimelechs irrsinnige Botschaft, den Streit des Rates darüber und die Bluttaten Iddos und seiner Söhne ins Bild. Er unterdrückte sein Erschrecken, als er das hörte, denn er wollte vor den Herren nicht schwach erscheinen. Er hatte nichts gegen Abimelech und fürchtete ihn nicht, aber er wollte, daß endlich wieder jeder Sichemit in Ruhe seiner Arbeit nachgehen konnte. Und dabei störte der Soldatenführer, der sich nun König nannte. Deshalb war er bereit, den Auftrag des Rates zu übernehmen und nach Ofra zu gehen. Die Abiesriten waren nicht herrschsüchtig, das wußte er. Elischama war schon über eineinhalb Jahre tot. Falls sie Abimelech noch als einen der ihren ansahen und ihn bezwangen, so würden sie Sichem danach sicherlich in Ruhe lassen.

Die Ratsherren forderten ihn auf, zu eilen und sich in Ofra nicht lange aufzuhalten. Der Gießer zog die Stirn kraus, so daß sie noch faltiger als ohnehin schon erschien. „Ich gehe, so schnell ich kann“, stellte er klar, „aber bedenkt, daß ich kein junger Mann mehr bin!“ Die Herren versorgten ihn noch mit Wasser und Brot als Wegzehrung und entließen ihn dann durchs Nordwesttor, vor dem keiner von Abimelechs Leuten zu sehen war. Sie schauten dem alten Mann auf seinem wichtigen Gang beklommen nach. Dann unterrichteten sie die Torwächter von allem, was vorgefallen war, und schärften ihnen ein, niemandem zu öffnen außer dem Gießer Micha, wenn der zurückkehrte

Danach gingen sie gemeinsam hinunter in die Unterstadt, um dasselbe den Wächtern am Osttor zu sagen. Aber die Einwohner ließen sie nicht weit kommen, sondern forderten Aufklärung über all ihre Fragen. Und sie wollten wissen, wohin Micha geschickt worden war. Nachrai forderte die Menge auf, zum Tor zu kommen, wo genug Platz war. Aber als er dort sprechen wollte, versagte ihm die Stimme. Einer der anderen sprang für ihn ein und erklärte die Lage. Er schürte die Angst vor Abimelech, der die Stadt plündern wolle, und beschwor alle und die Torwächter, die Stadt streng verschlossen zu halten, bis die Abiesriten den Räuber Abimelech vertrieben hatten. Er mußte viele Fragen beantworten und erreichte am Ende, daß die Menschen ein wenig ruhiger wurden, weil sie auf Hilfe hoffen konnten. Sie vertrauten Micha – den kannten die Leute von Ofra, den würden sie sicherlich nicht im Stich lassen, wenn er für seine Mitbürger bat.

Als die Ratsherren zurück in die Oberstadt kamen, erfuhren sie, daß Sebul trotz der Versorgung seiner Wunde nun auch gestorben war. Da ließen sie erneut die Köpfe hängen.

Micha war in Ofra zuerst bei seinem Sohn eingekehrt und ruhte sich von dem Marsch in der Mittagsglut ein wenig aus. Dann führte ihn der Sohn hinüber zu den Tennen. Sie fanden Gareb aber nicht dort, sondern auf Abimelechs Acker. Hotam war noch immer bei der Ernte, und sein Vater half ihm. Gareb und sein Sohn hatten gerade eine Pause eingelegt. Die beiden Handwerker setzten sich zu ihnen, und Micha trug seine Botschaft vor. Gareb und Hotam wechselten bestürzte Blicke, als sie das Anliegen des Rates von Sichem vernahmen.

„Du bist seit gestern abend schon der zweite, der unsere Hilfe gegen Abimelech will“, sagte Gareb. Und er erzählte von Gaals Besuch. „Ich habe ihn fortgeschickt“, erklärte er. „Was geht uns Abiesriten die Zwietracht zwischen Gaal und Abimelech an?“

Michas Gesicht verschloß sich. Auch wenn das noch keine direkte Ablehnung war – diese Antwort ließ darauf schließen. Er hatte ja von vornherein keine große Hoffnung mit seinem Auftrag verbunden. Und er verstand sogar Garebs Standpunkt. Was zwischen Abimelech und dem Rat von Sichem war, hatte nichts mit den Abiesriten und der abiesritischen Herkunft Abimelechs zu tun. Doch unvermutet erhielt er Unterstützung vom Sohn seines Verhandlungspartners.

Hotam hatte, bevor die Besucher kamen, seinem Vater gestanden, er glaube nun wie Asuma, daß kein anderer als Abimelech selbst die Ausrottung seiner Familie angestiftet habe. Auf Michas Rede hin wandte er sich erneut an Gareb: „Hat unser Gast nicht einen ganz anderen Grund für seinen Hilferuf als gestern Gaal? Gaal wollte doch nur Rache für seine Niederlage und seine gefallenen Krieger, so hast du es mir vorhin berichtet. Aber bei Michas Botschaft geht es um die Einwohner Sichems! Es geht darum zu verhindern, daß sie von Abimelech ebenso erschlagen werden wie Gaals Leute! Abimelech ist unser Volksgenosse, auch wenn er uns außer seinem unrechten Besitz hier vergessen hat. Bleibt somit der Sippenrat nicht Richter über seine Taten? Abimelech hat versucht, für seine Pläne mit Sichem uns auszunutzen. Er hat unseren Namen bei den Machiriten mißbraucht und beschmutzt. Und er ist der Mörder seiner Brüder! Ich wüßte, welchen Spruch ich über ihn fällen würde. Ob du Micha nicht doch anders entgegnen solltest als gestern abend Gaal? Verzeih meinen Einwurf, aber ich war schließlich einmal Abimelechs Freund. Ich finde keine Ruhe, solange er noch sein Unwesen treibt und auch uns bedroht.“

Gareb wäre es lieber gewesen, wenn sein Sohn den Mund gehalten hätte. In letzter Zeit tat er ihn aber immer öfter auf, wenn es um Abimelech ging. Seit damals, als die Machiriten sich über Abimelech beschwert hatten und er nicht mehr hatte Verwalter des Joasch-Besitzes sein wollen. Dabei war er nicht einmal der Erstgeborene. Er nahm sich allerhand heraus gegenüber seinem Vater, fand Gareb. Aber vor dem Sichemiten wollte er ihn nicht zurechtweisen.

„Abimelech ist ein Nichtsnutz“, wandte er sich an Micha. „Darin hat mein Sohn recht. Aber er ist nur seiner Herkunft nach ein Abiesrit. Mit seinen Absichten und Taten ist er ein Sichemit. Die Machiriten wissen, daß er nicht als unser Mann bei ihnen und in Dotan war. Und ihr Sichemiten erkennt sicherlich, daß er nicht deshalb euer König sein will, weil er ein Abiesrit ist. Was du uns berichtet hast, das ist ein Zerwürfnis zwischen ihm und eurem Rat. Was habt ihr, das Volk von Sichem, damit zu schaffen? Abimelech wird euch nichts tun, denn er will ja euer König sein. Und was uns Abiesriten anbetrifft, so geht uns das alles erst recht gar nichts an. Wenn Abimelech sich zu uns hertraut, dann werden wir ihn zur Rechenschaft ziehen. Und sollte er uns gar angreifen, dann werden wir ihn schlagen. Im übrigen glaube ich nicht, daß er Sichem lange belagern wird. Wir wissen, daß seine Soldaten keinen Sold erhalten. Von den Abiesritensöhnen in seiner Truppe sind viele bereits zu ihren Vätern heimgekehrt, und die übrigen werden wir ihm jetzt wegholen. Das ist

das, was wir für euch Sichemiten tun können. Seid zuversichtlich und vertraut auf die Hilfe eures Gottes! Jeder sieht doch, daß El-Berit nicht mit Abimelech ist."

Micha machte sich schweren Herzens auf den Heimweg. Worauf sollte man nun noch hoffen? Ob dem Nichtsnutz, wie ihn die Abiesriten nannten, tatsächlich die Leute wegliefen? Das konnte dauern. Jetzt träumten sie erst einmal von der Beute, die sie in Sichems Oberstadt machen würden.

Vor dem Nordwesttor hatte inzwischen eine Abteilung aus den Männern Abimelechs und Sebuls Posten bezogen. Die Soldaten nahmen den Gießer sogleich fest. Als sie hörten, daß er in Ofra gewesen war, übergaben sie ihn zweien ihrer Kameraden und schickten ihn zu Abimelech ins Lager. „Aber ich habe doch nur meinen Sohn besucht!" wandte er ein, aber es half nichts, er mußte mit den Soldaten gehen. Unterwegs versuchte er, sie darüber auszuhorchen, was sich seit Mittag getan hatte, aber neu war für ihn nur, daß nun auch Sebul tot war. Man hatte es den Soldaten von der Mauer herunter zugerufen.

Als Abimelech von weitem sah, daß man ihm einen Mann zuführte, dachte er, es sei ein Abgesandter des Rates. Er wartete zwar auf einen oder mehrere der Ratsherren selbst, aber wenn sie einen anderen Unterhändler schickten, so war das immer noch besser als gar keine Nachricht. Er ging in sein Zelt, setzte sich auf den Stuhl, den ihm Schelef besorgt hatte, strich sein Leopardenfell glatt und ergriff sein eisernes Schwert. Als er jedoch in dem Aufgegriffenen den Bronzegießer erkannte, der gleich hinter dem Osttor seine Werkstatt hatte, war er enttäuscht. Den sollte der Rat geschickt haben?

Der eine der beiden Soldaten klärte seinen Irrtum auf. Er meldete, daß dieser sichemitische Mann aus Ofra gekommen sei und zurück in die Stadt gewollt habe. Angeblich sei er nur bei seinem Sohn gewesen. Abimelech schickte seine Leute wieder auf ihren Posten. Dann wandte er sich an Micha, der gelassen vor ihm stand: „Weißt du, daß ich nun der König von Sichem bin?"

„Ich weiß es", antwortete der Gießer, „und meine Mitbürger wissen es auch:"

„Und was denkt ihr darüber?" fragte Abimelech neugierig.

„Die Sichemiten gehen in den Häusern und Werkstätten ihrem Tagewerk nach", erwiderte Micha bedächtig. „Soweit sie das können. Denn die Stadttore sind verschlossen. Sie bedauern das. Aber zugleich sind sie auch froh darüber, denn sie fürchten die Plünderung durch deine Soldaten."

Abimelech lachte auf. „Das haben euch wohl die Ratsherren eingeredet, das von der Plünderung? Du kannst die Sichemiten beruhigen. Ich habe doch nichts gegen euch! Oder bin ich je einem von euch zu nahe getreten, als ich noch in der Stadt aus- und einging? Du weißt, wer meine Feinde sind. Nun hat mir der Gott Jahwe, den die Efraimiten verehren, das Königtum über diese Stadt gegeben. Aber die Ratsherren haben mir die Tore verschlossen. Wann werden sie mir diese öffnen?"

Micha fand Garebs Worte und auch seine eigene frühere Auffassung bestätigt, wonach er und seine Mitbürger von Abimelech tatsächlich nichts Schlimmes zu gewärtigen hatten. Aber was hatte der Befehlshaber mit den Ratsherren vor, falls er in die Stadt hineinkam? „Ich weiß nicht", sagte er, „ob sie die Tore öffnen werden. Was willst du mit den Herren und ihren Familien tun, falls sie dich in die Stadt hineinlassen?"

Abimelechs Miene wurde düster. „Meine Leute haben erfahren, daß mein Onkel Heled und mein Freund Sebul tot sind. Was weißt du darüber?"

Als Abimelech die Nachricht vom Tod der beiden erhalten hatte, war er zornig aufgesprungen und hatte blutige Rache geschworen. Besonders der Tod Sebuls ging ihm nahe. Der hätte ihm noch ein kluger und verläßlicher Waffengefährte werden können. Vielleicht hatte Sebul seine Gedanken und Pläne sogar besser verstanden als Schelef. Was Heled anbetraf, so empfand er dessen Tod, nachdem er den Schreck darüber verwunden hatte, sogar als eine günstige Fügung. Der Onkel wäre ihm sicher noch sehr unbequem geworden. Er hätte ihn auf Schritt und Tritt zu bevormunden versucht und sich als sein Berater aufgespielt. Er wäre ein Stolperstein gewesen, den man beiseite räumen mußte. Das hatte sich nun von selbst erledigt. Aber um Sebul war es wirklich sehr schade.

Micha berichtete Abimelech das wenige, was ihm die Ratsherren gesagt hatten. „Es hat einen Streit gegeben. Iddo war es, der Heled umgebracht hat. Und Iddos Söhne Sebul. Mehr weiß ich nicht."

„Iddo also", sagte Abimelech mehr zu sich selbst als zu seinem Gesprächspartner. „Das wundert mich nicht. Aber das sollen sie mir büßen!"

Das Stehen nach dem langen Marsch in der Sonnenhitze fiel Micha schwer. Er bat, sich setzen zu dürfen. Abimelech erlaubte es ihm und ließ ihm eine Schale Wasser bringen. Er fragte ihn nach seinem Auftrag in Ofra.

Micha gab auch jetzt an, lediglich seinen Sohn besucht zu haben, um zu sehen, ob er gesund sei. Abimelech glaubte ihm das nicht. „Hast du nicht in Ofra nachfragen sollen, ob sich Gaal dort hat blicken lassen?"

„Das auch", gab der Alte zu.

„Und was noch?“ bohrte Abimelech.

Da gab Micha den Hilferuf des Rates an Gareb preis. Vielleicht bekam er so doch noch heraus, was Abimelech vorhatte.

Nachrais Rettungsidee traf Abimelech mehr als Iddos Bluttat. Wenn nun die Abiesriten meinten, daß er lange genug ihre Aufforderung, sich vor dem Sippenrat wegen dem Überfall auf Dotan zu verantworten, mißachtet hatte? Wenn sie nun ihre Waffenfähigen gegen ihn aufboten? Dann war sein Königtum zu Ende, bevor es begonnen hatte. Dann mußte er fliehen und konnte nie wieder zurückkehren.

Er unterdrückte seine Bestürzung und fragte hastig: „Was hat dir Gareb geantwortet?“

Micha hatte den Schreck Abimelechs sehr wohl bemerkt. Eine Idee schoß ihm durch den Kopf. Wenn er den Befehlshaber täuschte und ihm einredete, daß die Abiesriten entschlossen seien, gegen ihn zu ziehen? Machte sich der neue König dann aus dem Staube und ließ Sichem in Ruhe? Aber schon kamen ihm Zweifel, ob der Einfall wirklich gut war. Abimelech würde Späher aussenden und die Lüge entlarven. Und ihn würde er bestrafen, wer weiß wie.

„Antworte mir!“ fuhr Abimelech den Gießer ungeduldig an.

Micha verriet ihm Garebs Ablehnung. Nun lachte Abimelech befreit auf. „Den Weg nach Ofra hättest du dir sparen können! Die Abiesriten wollen Gerste und Weizen ernten und Wein und Öl keltern. Sonst nichts. Das müßte der Rat doch wissen!“ Er lachte erneut über die Dummheit des Hilfeersuchens.

Micha blieb ernst. „Auch die Sichemiten wollen nichts anderes als die Abiesriten. Sie wollen deinen Krieg gegen die Stadt nicht.“

Abimelech lauschte den Worten nach. Der Alte nahm sich viel heraus, dachte er ärgerlich. Was verstand denn der vom Willen der Mächtigen? Aber das Gespräch mit ihm war ganz nützlich gewesen. Dieser Gießer war trotz allem ein gewitzter Mann.

Er stand auf, und auch Micha kam vom Boden hoch. „Hör zu!“ sagte Abimelech, während er sein Schwert wieder am Gürtel befestigte. „Richte denen, die dich nach Ofra geschickt haben, aus: Der König wird die Stadt erstürmen und euch alle töten! Und deinen Mitbürgern kannst du sagen: Fürchtet euch nicht, denn Abimelech ist euer König! Und nun geh in die Stadt – deine Familie wird sich schon Sorgen um dich machen!“

Micha stand da und überlegte. „Ist noch etwas?“ erkundigte sich Abimelech.

Der alte Mann sah im Geiste die Leichen auf dem Schlachtfeld liegen, die er in der vergangenen Nacht mit seinen Gefährten bestattet hatte. Abimelech wollte also die Stadt erstürmen. Vielleicht schaffte er das. Würden dann nicht die Leichen der Sichemiten in den Gassen liegen? Auch wenn Abimelech das nicht wollte? „Mein König!“ sagte er förmlich. „Ich mache dir einen Vorschlag. Viele der Sichemiten hören auf mich. Ich denke, ich kann sie zum Ungehorsam gegen den Rat überreden. Wir könnten morgen früh die Torwächter beiseite drängen und dir das Osttor öffnen. Du mußt dann die Stadt nicht erstürmen. Aber eines mußt du mir gültig zusichern: Verschone die Unterstadt! Zieh mit deinen Männern unverzüglich hindurch zu deinen Gegnern! Wir wollen wegen der Zwietracht zwischen den Herren der Stadt und dir nicht bluten. Wir wollen, daß wieder Ruhe einkehrt und jeder in Frieden sein Tagewerk vollbringen kann.“

Abimelech strahlte. Das hatte diesem rechtschaffenen Mann Jahwe eingegeben! Er hatte ja gewußt, daß sein Gott ihm die Tore der Stadt öffnen würde! Fast hätte er den Alten umarmt, so bewegt war er. Er versprach Micha ohne Zögern, was der verlangt hatte, und er beschwor es auf dessen Bitte hin sogar bei seinem Gott, und so war das Abkommen zwischen beiden geschlossen.

Abimelech ließ seinen Verbündeten wieder ans Nordwesttor bringen, denn nur dort wurde er in die Stadt eingelassen. Die Ratsherren nahmen Garebs und Abimelechs Botschaften in tiefster Verzweiflung auf. Trübe starrten sie in den hereinbrechenden Abend und dachten an Unterwerfung. Aber keiner wagte es, laut davon zu sprechen. „Jetzt kann nur noch El-Berit ein Wunder vollbringen“, sagte Nachrai düster. Seine Worte sollten ein Fünkchen Hoffnung verbreiten. Abimelech hatte seinen Amtseid gebrochen – der Gott Sichems konnte gar nicht anders, er mußte den Unhold da draußen bestrafen. Die Herren beschlossen, morgen bei Sonnenaufgang El-Berit ein Bittopfer darzubringen.

Sie saßen die Nacht über in ihren Häusern. An Schlaf war nicht zu denken. Ihre Söhne und Enkel unternahmen Wachgänge auf der Stadtmauer. Sie spähten hinaus in die Dunkelheit, wo die Mannschaften des Feindes vor den Toren auf Posten standen, und sie horchten angestrengt nach Abimelechs Lager hin. So entging ihnen, wie der Bronzegießer von Haus zu Haus huschte, um die Angst vor Abimelech zu zerstreuen und für die Auslieferung der Stadt an ihn Mitstreiter zu gewinnen.

Gegen Mitternacht, als die Wachen auf der Mauer einander ablösten, schlichen sich Sabdiel, sein Sohn und die beiden Söhne Heleds leise ans Nordwesttor. Sie hatten gegen Abend ihr Familienoberhaupt provisorisch neben der Stadtmauer begraben und wollten nun hinaus zu Abimelech. Nur er, davon waren sie überzeugt, konnte ihnen zur Blutrache an Iddo und dessen Söhnen verhelfen. Sie waren bereit, ihn als König anzuerkennen. Morgen früh wollten sie die Einwohner Sichems

über die Mauer hinweg auffordern, ihrem Herrscher die Tore zu öffnen. Gegen ein Stückchen Silber ließen Sebuls Torhüter sie hinaus.

Als zwei der Ratsherrensöhne sie draußen jenseits der Mauer entdeckten und hörten, wie Sabdiel die Soldaten ersuchte, sie zu Abimelech zu bringen, konnten sie nur noch Nachrai von der Flucht Meldung machen.

Abimelech freute sich über die Ankömmlinge nicht. Schlaftrunken und wortkarg empfing er sie. Heled war er glücklich losgeworden, und nun drängten sich dessen Hinterbliebene zu ihm.

Als er sie untergebracht hatte und sich wieder auf seinem Lager ausstreckte, dachte er grimmig, daß es besser gewesen wäre, wenn sie in der Stadt geblieben wären. Das hätte es erleichtert, sie sich vom Halse zu schaffen. Waren sie etwa gekommen, um sich ihr Hab und Gut zu erhalten? Dieses Mißverständnis würde er ihnen austreiben. Und zwar ein für allemal.

50

Trotz der nächtlichen Störung war Abimelech zeitig wach. Er fühlte sich gut. Heute abend würde er Herr über Sichem sein! Er hoffte auf den bewaffneten Widerstand der Ratsherrenfamilien. Um so leichter könnte er sich ihrer entledigen. Wer im Kampf fiel, mußte nicht hinterher umgebracht werden. Gestern früh noch war er bereit gewesen, seinen Gegnern wenigstens das Leben zu lassen und ihnen nur das Eigentum zu nehmen. Aber heute war die Lage anders. Sie hatten ihn als ihren König nicht anerkannt. Sie hatten Sebuls Tötung tatenlos zugesehen. Und genauso Heleds Ermordung. Sie waren seine Feinde. Er haßte sie. Aber das ja sowieso.

Er rief Schelef und die beiden Hauptleute zur Lagebesprechung. Und zwei Mann schickte er aus, damit sie das gesamte Gebiet nördlich von Sichem nach Gaal und dessen Gefährten absuchten. Er hielt es allerdings für wahrscheinlicher, daß sein Rivale sich hinunter ins Küstenland davongemacht hatte. Vielleicht versuchte er, bei den Philistern in Dienst zu treten. Aber es war nicht ausgeschlossen, daß er sich doch noch in der Umgebung der Stadt herumtrieb und auf eine Gelegenheit zur Rache lauerte. Es war besser, darüber Gewißheit zu erlangen.

Die Mannschaft nahm Aufstellung, und Abimelech erklärte den Männern die Aufgabe des Tages. Er schärfte ihnen ein, keinem in der Unterstadt auch nur ein Haar zu krümmen. Der Feind sitze in der Oberstadt. Wer Widerstand leiste, sei zu töten. Schon wer sich mit Worten entgegenstelle, der leiste Widerstand.

Der Trupp marschierte im Eilschritt zum Stadttor. Es stand weit offen. Der Bronzegießer und seine Freunde warteten schon. „Kommt schnell!“ rief Micha Abimelech zu. „Die Söhne der Ratsherren wollten uns hindern, das Tor zu öffnen. Wir haben uns gewehrt, und so sind sie davongelaufen.“

Abimelech fluchte, aber es war zu erwarten gewesen, daß er den Feind nicht überraschen konnte. In der Tat waren die Posten, die seinen Anmarsch gesehen hatten und Michas Verrat nicht hatten unterbinden können, auf den Tempelhof gestürzt und hatten die feierliche Opferzeremonie unterbrochen. „Das Volk hat sich verschworen! Sie haben das Tor geöffnet! Abimelechs Banditen marschieren heran! Sie werden gleich hier sein!“

Die Rufe gellten den Ratsherren schauerlich in den Ohren. Sie stürzten vom heiligen Opfermahl hoch und hinaus zu ihren Häusern. Rasch trieben sie ihre Angehörigen und ihr Dienstpersonal in den Tempelhof, und Elihus Söhne sorgten mit den Tempelknechten dafür, daß hinter allen das Tor fest verrammelt wurde. Nur Iddo blieb mit seiner Familie in seinem Haus hocken, lauschte angstvoll auf das, was sich draußen begab, und hoffte, daß Abimelech unverzüglich den Tempel stürmen würde. Vielleicht gelang es, sich heimlich davonzustehlen.

Abimelech ließ Sebuls Leute jene Schar ablösen, die vor dem Nordwesttor auf Posten stand. Seine eigene Mannschaft teilte er in drei Gruppen ein. Sie sollten auf verschiedenen Wegen durch die Unterstadt ziehen, um zu sichern, daß sich nicht etwa Männer der Ratsfamilien hier versteckt hielten und ihnen später in den Rücken fielen.

Abimelech und Schelef blieben am Tor stehen und beobachteten, wie die Soldaten links und rechts längs der Mauer und die Hauptgasse entlang vorrückten, die Schwerter griffbereit in den Händen. Die meisten der Einwohner hatten sich in ihre Häuser verkrochen. Neugierige spähten von den Dächern, um den Nachbarn zuzurufen, was sich draußen tat.

Plötzlich flogen der mittleren Gruppe von irgendwoher Steine entgegen. Eine Hoirde Halbwüchsiger stürzte johlend davon. Auf die Soldaten einer der beiden anderen Gruppen wurde von der Mauer herab Unrat gekippt. Die Männer schrien wütend auf und rannten los, um die Übeltäter zu fassen. Die dritte Gruppe hörte den Lärm, glaubte an einen Überfall und lief, um den Kameraden Hilfe zu bringen. Mutige Einwohner stellten sich an mehreren Stellen den Soldaten entgegen, um die jugendlichen Angreifer zu schützen. Ein allgemeines Durcheinander brach aus. Abimelechs Männer drangen bei der Verfolgung vermeintlicher Gegner in Häuser ein, und einmal drin, erpreßten sie von den Bewohnern, soweit die es verschüchtert geschehen ließen, dies und jenes Beute-

stück, einen Finger- oder Armring, eine bronzene Schale oder einen verzierten Dolch. Abimelechs strenges Gebot, die Leute der Unterstadt nicht zu belästigen, hielten immer mehr der Soldaten für außer Kraft gesetzt. Sie waren angegriffen worden, und nun handelten sie so, wie Krieger in Feindesland zu handeln pflegen. Liefen sie einem ihrer Anführer in die Arme, so drückten sie sich davon, um woanders ihr Glück zu versuchen. Wenn alle plünderten, warum sollte da der einzelne zurückstehen?

Als Abimelech den Lärm des ersten Zusammenstoßes hörte, rannte er los, um zu sehen, was es gab. Dann schaute er fassungslos auf das Durcheinander, das sich seinen Augen bot und das offenbar weder die Hauptleute noch die Unterführer beherrschten. Und das ganze Ausmaß war sowieso nur zu ahnen, weil die Häuser in den engen, krummen Gassen die Sicht versperrten.

Der Bronzegießer tauchte vor Abimelech auf, böse die Augen rollend, und rief empört: „Was ist mit deinem Eid, den du mir geschworen hast?“

Abimelech bellte wütend zurück: „Jahwe weiß, daß ich unschuldig bin! Ihr habt meine Männer angegriffen!“

Er ließ den lästigen Kritiker stehen und lief ein Stück die Gasse entlang, um durch sein Erscheinen dem allgemeinen Ungehorsam Einhalt zu gebieten. Schelef mahnte: „Bestrafe sie nicht! Auf ihnen beruht dein Königtum!“ Abimelech entzog sich ihm wie soeben dem Bronzegießer. Seine Wut wuchs, weil Schelef recht hatte. Aber ebenso Micha. Beide hatten recht Wie sollten ihn nun die Sichemiten als ihren König annehmen und achten? Angesichts seiner plündernden Horde in ihren Häusern?

Zur gleichen Zeit, da Abimelechs Soldaten ihren König zum Räuberhauptmann machten, marschierten drei Männer aus Ofra die Paßstraße zwischen den Bergen entlang nach Sichem, um dort die Lage zu erkunden und wenn möglich die Abiesritensöhne, die Abimelech noch dienten, nach Hause zu holen. Als sie die Soldatenabteilung vor dem Nordwesttor erblickten, waren sie froh, jemanden zu finden, den sie ansprechen konnten. Aber da drang das Geschrei hinter den Mauern an ihre Ohren, und sie erschraken. Hatte Abimelech die Stadt schon erstürmt?

Einer der Soldaten kam auf sie zu und fragte sie, wer sie seien und wohin sie wollten. Sie antworteten wahrheitsgemäß, daß sie aus Ofra kämen und ihre Söhne besuchen wollten, die Abimelech dienten.

Der Soldat lachte. „Die haben jetzt anderes zu tun, als mit euch zu schwatzen. Hört ihr sie?“ Und er wies hinüber zur Stadtmauer.

„Abimelech ist in der Stadt?“ fragte einer der drei ungläubig.

„Er ist drin“, bestätigte der Soldat. „Und nun kehrt um, wenn euch euer Leben lieb ist! Kommt wieder, wenn der Kampf vorüber ist!“

Die drei traten den Rückweg an und waren ganz froh, es mit heiler Haut zu können, auch wenn ihre Absicht unerfüllt blieb. Wer weiß, was Abimelech getan hätte, wenn er noch mehr seiner Leute verlor.

Sie erstatteten Gareb Bericht, und der meinte, in dieser kurzen Zeit könne Abimelech die Stadt unmöglich erstürmt haben. Also hatten ihm die Sichemiten das Tor geöffnet. War das nun gut oder schlecht für die Abiesriten? Er beschloß, am kommenden Tag erneut Kundschafter nach Sichem zu schicken. Er war besorgt. War der Sohn Jerubbaals nun als Sichems König zum Feind seines eigenen Volkes geworden? Wenn er sich tatsächlich in Sichem hielt, dann mußte etwas geschehen. Dann mußte ihm der Sippenrat seinen Erbbesitz in Ofra aberkennen. Und Abimelech mußte verbindlich erklären, wie er sich künftig die Nachbarschaft zwischen seiner Stadt und den Abiesriten vorstellte.

Die Soldaten vor dem Nordwesttor Sichems schickten einen der ihren zu Abimelech, um ihm von den drei Männern aus Ofra Meldung zu machen. Der Bote mußte um die Stadt herumlaufen, da nur das Osttor begehbar war. Er fand Abimelech in der Nähe des Zugangs zur Oberstadt inmitten der Masse seiner Männer. Doch noch immer fehlten welche, und kleine Suchtrupps waren nach ihnen ausgesandt. Abimelechs Miene war trotz der Sommerhitze eisig. Bloß gut, daß vorerst im Wohnviertel der Reichen noch alles ruhig war. Nicht auszudenken, wenn die Ratsleute mit Waffengewalt über seine versprengten Soldaten hergefallen wären! Sie hätten wahrscheinlich leichtes Spiel gehabt. Aber auch so war die Lage alles andere als günstig. Er vermutete richtig, daß sich alle seine Feinde in die Tempelanlage geflüchtet hatten. Und die war eine Festung für sich.

Als Abimelech die Meldung des Außenkommandos über die Begegnung mit den Abiesriten vernahm, schrie er in seiner Wut, man solle die nächsten Spione aus Ofra einfach erschlagen. Der Bote verschwand schleunigst. Als sein Anführer Abimelechs Antwort hörte, schüttelte er unwillig den Kopf. Sollte das etwa ein Befehl sein?

Es ging auf Mittag, als Abimelech endlich alle seine Soldaten wieder beisammen hatte. „Gebt eure Beute heraus!“ befahl er aufgebracht, und widerwillig warfen sie, was sie geraubt hatten, in das ausgebreitete Gewand, wo schon die Beutestücke ihrer Kameraden lagen. Allerdings nur die größeren – manches Schmuckstück blieb gut versteckt in Gürteln und Taschen. Schelef holte Micha herbei, und Abimelech übergab ihm mit grimmiger Miene das Gestohlene, damit er es den

Eigentümern erstattete. Dann wandte er sich wieder an die Soldaten. Er verfügte, beim Angriff auf die Oberstadt alles, was ihnen an Wertvollem in die Hände fiel, an der Tempelmauer abzulegen. Nach errungenem Sieg werde er die Beute gerecht aufteilen, und keiner werde leer ausgehen. „Und nun löscht durch eure Tapferkeit die Schande aus, die ihr soeben über euch gebracht habt!“

Das Wohnviertel, in das sie nun eindrangen, machte wahrhaftig einen verlassenen Eindruck. Die beiden Hauptleute ließen ihre Zehnerschaften die Häuser durchstöbern. Die Männer kamen mit Beutestücken in den Händen fröhlich wieder heraus. Menschen hatten sie nicht vorgefunden. Bis sie an Iddos Grundstück kamen. Fünfzig Mann verschafften sich mit Rammbalken und Äxten Zugang. Es kam zum Handgemenge, und Iddo, seine Söhne und seine Knechte starben mit der Genugtuung, sich wenigstens gewehrt zu haben. Abimelechs Stimmung besserte sich ein bißchen. Das Haus Ardons, seines ärgsten Widersachers von Anfang an, war ausgelöscht.

Sabdiel, sein Sohn und die beiden Söhne Heleds, die seit dem Morgen ungeduldig gewartet hatten, daß sie zurück in ihr Haus konnten, schlossen glücklich ihre Frauen und Kinder in die Arme. Um die hatte sich bei der Flucht in den Tempel niemand gekümmert, und so waren sie im Haus geblieben. Sie hielten Abimelech ja für einen der ihren und wußten, daß ihre Männer mit den Siegern zurückkehrten. Auch Sebuls Witwe war mit ihren Kindern den Ratsherrenfamilien nicht gefolgt. Abimelech ordnete an, daß niemand seiner Männer die Häuser Sebuls und Heleds betreten durfte. Er selbst ging in sein eigenes Haus, das seit dem Abzug nach Aruma leergestanden hatte. Er rief Usa, der mit Sabdiel gekommen war, und trug ihm auf, Ordnung im Haus zu machen und die Vorräte der verlassenen Häuser zu plündern, damit zu essen da sei. Auch die Frauen aus Iddos Haus ließ Abimelech in sein Haus bringen. Er wollte später über sie entscheiden. Im Moment konnten sie Usa zur Hand gehen.

Abimelech hatte beschlossen, den Tempel erst am kommenden Tag zu stürmen. Heute sollten sich seine Männer des Reichtums freuen, der ihnen kampflos in die Hände gefallen war. Vielleicht fanden sie danach endlich zum wünschenswerten Gehorsam zurück. Er ließ die Transportkarren aus dem Lager in die Stadt holen, und bald füllten die sich mit all den schönen Dingen aus Bronze, Silber und Gold, aus erlesener Wolle und fremdländischem Leinen, die das Leben der bisher herrschenden Familien angenehm gemacht hatten. Als die Soldaten am Abend ihr Plünderungswerk vollbracht hatten, machten sie es sich in den Häusern gemütlich, soweit sie nicht zum Wachdienst eingeteilt waren, und ließen es sich bei reichlichem Essen und gutem Wein wohl sein. Als die Nacht anbrach, glich der Wohnbereich um den Tempel El-Berits, wo einst die Herren Sichems ihren Luxus genossen hatten, einem Feldlager nach glorreichem Sieg. Bald erschallten fröhliche Trinklieder aus den fackelerleuchteten Häusern. Aber schließlich wurden die rauhen Gesänge mehr und mehr übertönt vom Gejohle der Betrunkenen.

Abimelech und Schelef saßen nüchtern beisammen und überlegten, wie sie morgen in den Tempelbereich hineinkämen. Schelef war seinem Befehlshaber noch immer gram wegen der verpaßten Gelegenheit, die Ratsherren auf offener Straße zu überwältigen. Dann hätte man sich die schwierige Erstürmung des Tempels sparen können. Denn die Mauer um den Tempelhof war hoch, und das Tor war fest und sicherlich verbarrikadiert.

Einer der Hauptleute trat ein. „Meine Männer rufen nach Frauen. Was erlaubst du zu tun?“

Wir hätten die Huren nicht in Aruma lassen sollen, ging es Schelef durch den Kopf. Aber niemand hatte ja voraussehen können, daß sich Gaal so leicht vertreiben und die Stadt so mühelos einnehmen ließ.

Abimelech grinste bei der Frage des Hauptmanns. „Nehmt die Frauen aus Iddos Haus!“

Der Hauptmann ging unzufrieden davon. Sieben oder acht Frauen hatten sie festgenommen. Die sollten nun für die gesamte Truppe reichen? Wo heute nacht sicherlich jeder die Lust auf eine Frau verspürte? Es würde Streit geben.

Seine trübe Ahnung bestätigte sich bald. Die am schnellsten gewesen waren, wechselten sich zwar in rascher Folge bei den Frauen ab, aber die vielen, die länger warten mußten, balgten sich verbissen um die günstigsten Plätze vor dem Hurenhaus. Schließlich befürchteten immer mehr von ihnen, daß die Frauen den Ansturm nicht durchhielten, und so streunten sie in Gruppen durch die Unterstadt und suchten trotz Abimelechs strengem Verbot in den Häusern der Bürger ihr Vergnügen.

Abimelech und Schelef redeten sich unterdessen weiter die Köpfe darüber heiß, wie am schnellsten der endgültige Sieg zu erringen sei. Da erschien Sabdiel bei ihnen, erkundigte sich nach den Absichten für den morgigen Tag und gab sich den Anschein, als ob er in die Beratung der beiden Truppenführer gehöre. Abimelech blickte ihn mißmutig an. Er hatte es ja kommen sehen, daß der Onkel sich aufführen würde, als ob er fortan zu den Siegern gehörte. Aber er wollte die Auseinandersetzung mit ihm aufschieben, bis er alles in der Stadt neu ordnete. So warf er nur hin: „Wir beraten soeben. Morgen früh werden wir es dir sagen.“ Er hoffte, Sabdiel werde nun gehen.

Der Onkel merkte, daß er nicht willkommen war, und das verdroß ihn. Ohne ihn, davon war er überzeugt, würde der Neffe viele Fehler machen. „Heled war stets dankbar für meinen Rat“, bemerkte er spitz.

„Du sitzt nicht vor Heled!“ erwiderte Abimelech schroff. „Willst du noch etwas sagen? Wenn nicht, so laß uns allein!“ Von draußen drang zwischen dem trunkenen Gegröle der Soldaten das Schreien und Wimmern vergewaltigter Frauen herein. Sabdiel erhob sich beleidigt. „Deine Leute schleppen Mädchen aus der Stadt heran – sie scheinen deine Worte wenig zu achten“, warf er boshaft hin.

Abimelech lief rot an. „Hättest du mir nicht Gutes getan, so solltest du mich jetzt fürchten lernen!“ rief er wütend. „Es sind die Frauen aus Iddos Haus, die du hörst! Und nun geh!“

Sabdiel erschrak und verschwand. Der Neffe hatte die Frauen eines Ratsherrenhauses zu Soldatenhuren gemacht! Und dazu die eigene Erniedrigung! Das würde er dem Jerubbaalsohn heimzahlen, nahm er sich zornig vor. Vielleicht fielen sogar die Sichemiten noch in dieser Nacht über dessen Leute her, um die Schmach ihrer Töchter zu rächen. Abimelech war kein Freund, das erkannte er nun ganz klar. Der hatte Heled und ihn nur benutzt. Jetzt war Heled tot, und vielleicht war das dem Neffen sogar recht. Der Gedanke entsetzte ihn. Wenn das stimmte, so hieß das, daß auch sein eigenes Leben bedroht war. Er rannte in sein Haus und verschloß die Tür.

Als sich Abimelech und Schelef einig waren, das wuchtige Tempeltor durch Feuer mürbe zu machen, führte unvermutet einer der Wachtposten den jüngeren Sohn Elihus herein. Abimelechs Miene hellte sich auf. Wollten die Ratsherren sich etwa ergeben? Doch war der Priesterjüngling überhaupt von ihnen geschickt? Durchs Tempeltor war er nicht herausgekommen, meldete der Posten, denn das war nach wie vor fest verrammelt.

„Wo kommst du her?“ fragte Abimelech den Aufgegriffenen.

„Aus dem Tempel mit einer Botschaft meines Vaters“, war die Antwort.

„Durch welche Tür bist du herausgekommen?“ wollte Abimelech wissen. Gab es etwa einen geheimen Zugang, den er nicht kannte?

Aber offenbar nicht. Denn es gebe keine zweite Tür, entgegnete der Sohn Elihus. „Laß es mein Geheimnis sein, wie ich zu dir gelangt bin. Mein Vater läßt dich durch mich grüßen und dir sagen: Dir gebührt die Königskrone Sichems! Aber achte die Heiligkeit des Tempels! El-Berit duldet nicht, daß vor seinem Antlitz Menschenblut vergossen wird.“

Abimelech lachte. „Sag deinem Vater, er macht sich grundlos Sorgen! El-Berit hat euch verlassen. Mit mir ist der Gott Jahwe, und er ist mächtiger als euer Gott. Ihm gilt dieser Tempel hier nicht mehr als ein Haufen Steine, die man vom Acker aufliest.“

Der Elihusohn erschrak nicht, wie Abimelech erwartet hatte, sondern fuhr gleichmütig fort: „Mein Vater hat mir noch weitere Worte an dich aufgetragen. Jahrelang mußte ich tun, was Nachrai mir befahl, so sagte er, aber mein Herz hängt an Abimelech, seit er bei uns ist. Ich will ihm diejenigen in seine Hand liefern, die er sucht. Ich werde ihm morgen früh das Tor öffnen, und er mag seine Feinde herausholen. Denn El-Berit hat sich von ihnen abgewandt und ihre Auslieferung erlaubt. Aber nicht erlaubt hat er, seinen Tempel anzurühren und zu besudeln. Wenn dein Gott, König Abimelech, jetzt Jahwe ist, so vergiß nicht, daß dein Volk El-Berit dient. So lautet die Botschaft Elihus, deines alten Freundes.“

Abimlech glaubte zuerst, nicht recht zu hören. Da bot wiederum einer an, ihm das entscheidende Tor zu öffnen? Noch dazu der Priester, der ihn durch Baara hatte bespitzeln lassen? Glaubte er, Abimelech sei ein Schwachkopf, den er überlisten konnte? Für sein eigenes schäbiges Leben war er bereit, hundert Menschen oder mehr, vor denen er gedienert hatte, dem neuen Herrn der Stadt ans Messer zu liefern? Es gab nur eine Erklärung, um das zu begreifen: Jahwe hatte dem Priester wie vorher dem Bronzegießer eingegeben, seinem Schwertträger Abimelech zu helfen. Vergnügt wandte er sich an Schelef: „Hast du das gehört? Morgen öffnet uns Elihu das Tempeltor! Das nenne ich Erfolg haben!“

Schelef strahlte nicht ganz so fröhlich wie sein Freund. „Wie soll es euch denn gelingen, das Tor zu öffnen?“ fragte er zweifelnd den jungen Priester. „Die ihr uns ausliefern wollt, die werden euch doch hindern, es zu tun!“

Der Elihusohn schüttelte den Kopf. „Laß das unsere Sorge sein!“ Er wandte sich wieder an Abimelech: „Du hast unsere Bedingung gehört. Das Tor öffnet sich nur dann, wenn du schwörst, den Tempelbezirk nicht zu verwüsten und Elihu und seiner Familie kein Haar zu krümmen.“

Schelef sah seinen Befehlshaber warnend an. Daß der bloß nicht noch einmal schwur, was er nicht einhalten konnte. Aber Abimelechs Blick war schon ganz Abweisung. „Ein König läßt sich von seinen Untertanen keine Bedingungen nennen“, erklärte er dem Unterhändler hochmütig. „Meine Botschaft an Elihu lautet kurz und knapp: Öffne morgen früh das Tempeltor! Tust du es nicht, so werden wir das Heiligtum stürmen. Dann würden mit den Schuldigen auch die Unschuldigen sterben. Also öffne das Tor!“

Der Elihusohn war unsicher, was er tun sollte. Der Vater war der festen Überzeugung gewesen, daß Abimelech die beiden Zusagen geben werde, weil er den schnellen Erfolg gegenüber den Sichemiten brauchte.

„Geh und erfülle meinen Auftrag!“ herrschte Abimelech den Priestersohn an. Der bat daraufhin nur noch, daß keiner der Soldaten mit ihm ging, um seinen Rückweg zu erkunden. Die Bitte gewährte ihm Abimelech. Als sie allein waren, forderte er jedoch Schelef auf: „Geh ihm nach!“ Aber Schelef kam zu spät. Die Dunkelheit schien den jungen Mann verschluckt zu haben. Der jedoch hatte sich versteckt, bis er glaubte, daß ihn keiner mehr suchte. Dann huschte er lautlos zur Tempelmauer und kratzte an einer bestimmten Stelle. Sogleich glitt ein dickes Seil an der Mauer herab, und an ihm kletterte er gewandt hinauf. Als der Wachtposten zu jener Stelle kam, waren er und das Seil längst verschwunden.

Abimelech schlief schlecht in dieser Nacht. Nicht, daß die Sichemiten etwa Sabdiels rachsüchtigen Wunsch wahr machten. Aber im Halbschlaf kam ihm dauernd Baara in den Sinn. In diesem Haus war er mit ihr glücklich gewesen. Er spürte brennenden Schmerz über ihren Verlust. So sehr hatte er sie noch nie entbehrt. Wenn er nur erst Debora haben würde, die blutjunge Efraimitin! Sie würde Baara vergessen machen. Würde sie das?

Er verspürte Lust, sich irgendeine Frau bringen zu lassen. Aber wo war in dieser Nacht eine zu finden, die sich freiwillig zu ihm legte? Gewalt durfte er nicht anwenden – er hatte sich heute bei seinem Volk schon genug unbeliebt gemacht. Hoffentlich nahmen ihm die Sichemiten die Ausrede ab, daß sie ihn angegriffen und seine Männer sich lediglich verteidigt hatten. Er wußte noch nichts von den Gewalttaten dieser Nacht an den Mädchen und Frauen seiner neuen Untertanen. Denn Sabdiel hatte er nicht geglaubt.

Ob er zu jener Witwe gehen sollte, die ihn erfreut hatte, bevor Baara zu ihm gekommen war? Aber dann entschied er sich, seine Begierde zu unterdrücken. Er war Jahwes Schwert. Der Gott sollte Abimelechs Lust am Sieg über die Feinde sehen – nicht seine Lust an einer Frau.

51

Als die Soldaten nach der nächtlichen Orgie wieder voll einsatzfähig waren, ließ Abimelech die Tempelanlage umstellen. Mit dem Hauptteil seiner Streitmacht begab er sich ans Tempeltor. Dreimal pochte er dagegen, und knarrend öffneten sich die Torflügel. Dahinter stand Elihu zwischen seinen beiden Söhnen, hochaufgerichtet und den Eindringlingen entschlossen entgegenblickend. Die Tempeldiener, die das Tor geöffnet hatten, verdrückten sich in den Hintergrund. Ansonsten war der Hof leer. Eine merkwürdige Stille lag über dem Heiligtum. Abimelech gefiel das nicht. Die Stille war irgendwie feierlich. Auch die Soldaten zeigten sich beeindruckt. Schweigend besetzten sie den Hof, unsicher und zögernd, und dann warteten sie gehorsam auf die weiteren Befehle Abimelechs.

„Mein König!“ sprach Elihu und trat einen Schritt vor. „El-Berit heißt dich in seinem Heiligtum willkommen. Er hat mich beauftragt: Sprich zu Abimelech, meinem Erwählten: Ich habe mich abgewandt von denen, die Sichem bisher regierten, und will meine Stadt dir anvertrauen.“

Weiter kam der Priester nicht mit seiner einstudierten Rede. Abimelech unterbrach ihn grob: „Hör auf mit diesem Unsinn! Was weißt du schon von mir und meiner Stadt! Den Schwachköpfen im Rat hast du bis gestern die Füße geküßt, und jetzt hängst du deinen Mantel nach dem Winde und übst Verrat an deinen Herren, du Feigling! Mich hast du mit Schmeichelworten umgarnt, und dann hast du mir die Priesterin als Spionin ins Bett gelegt, du Lump! Glaubst du etwa, ich habe deine Schuld vergessen?“

Elihu starrte seinen Ankläger entsetzt an. „Damals, als das mit Baara geschah“, stammelte er, „da war ich nicht Herr meiner selbst. Erst jetzt bin ich es. Ich habe dir soeben das Tor geöffnet. Hab Erbarmen mit mir!“

Abimelech wandte sich unbeeindruckt an Schelef, der neben ihm stand. „Mach ein Ende mit ihm! Seine Söhne aber sollen am Leben bleiben!“ Schelef sah das Todesurteil als gerecht an und stieß dem Priester das Schwert in die Brust.

Dessen älterer Sohn fing den Vater auf und ließ ihn vorsichtig zu Boden gleiten. Der jüngere Sohn aber schrie Abimelech an: „Was hast du getan? Ohne ihn wärst du jetzt nicht hier! Du hast uns Schonung versprochen!“

Einige der Soldaten traten drohend näher. Aber Abimelech schickte sie zurück auf ihre Plätze. „Du hast mir gestern schlecht zugehört“, erklärte er dem aufbegehrenden Priestersohn in ruhigem Ton, denn der Tod Elihus hatte seinen Zorn gestillt. „Ich habe zugesagt, die Unschuldigen zu verschonen. Du lebst also noch! Und nun hilf deinem Bruder! Auch er ist am Leben geblieben.“

Er ging ein paar Schritte in den Hof hinein, doch dann wandte er sich noch einmal um und fragte jetzt erst nach dem Wichtigsten: „Wo sind meine Feinde?“

Der ältere Elihusohn wies auf ein Nebengebäude, das dicht an der Ummauerung stand. Normalerweise wurde es als Lagerhaus genutzt. Aber da es jetzt leer stand, bevor es die neuen Vorräte aufnahm, hatte Elihu den Ratsfamilien eingeredet, daß sie in diesem Haus sicherer seien als im Tempel selbst. Er wollte auf jeden Fall vermeiden, daß Blut in der Gotteswohnung floß. Nur Nachrai und zwei seiner Freunde hatten sich geweigert, mit in den Lagerraum zu flüchten, und hockten nun im Tempelraum. Sie hofften, daß Abimelech das Asylrecht des Heiligtums achtete und ihnen und ihren Angehörigen sowie allen anderen wenigstens das nackte Leben ließ. Sie wollten ihn darum bitten, wenn er den Tempelbezirk erstürmte. Sie glaubten, daß El-Berit sie schützen werde.

Abimelech betrachtete das Lagerhaus. Es hatte drei Türen, und im oberen Teil der Wände zogen sich kleine Luken rings um das Gebäude, um die Durchlüftung zu sichern. Dort drin also saßen sie nun, die ihm das Leben schwergemacht hatten und verhindern wollten, daß er seine Herrschaft in der Stadt aufrichtete. Worauf mochten sie hoffen? Warum wehrten sie sich nicht? Sie hatten zwar nicht die geringste Aussicht, gegen seine Männer zu bestehen, aber sich kampflos verstecken hieß ehrlos umkommen. Iddo und seine Söhne hatten sich nicht wehrlos abschlachten lassen. Aber wahrscheinlich glaubten die da drinnen in ihrer Verblendung, daß sie ihr Leben retten konnten, wenn sie keinen Widerstand leisteten.

Er ging zum Tempelhaus und rief die drei Ratsherren heraus. Sie kamen, blinzelten in die helle Sonne und fanden mit einem Blick bestätigt, daß Elihu sie verraten hatte. Denn es war ja vorhin kein Kampfgeschrei, kein Lärm von splitterndem Holz und berstenden Wänden zu hören gewesen, und jetzt standen die Soldaten immer noch untätig da und schienen sich überflüssig zu fühlen. Allem Anschein nach war es schlecht bestellt um die erwartete Hilfe des Gottes.

„Hier sind wir“, sagte Nachrai, und er mahnte: „Abimelech, achte die Heiligkeit des Ortes! Auch wenn du El-Berit nicht mehr dienen magst – er blickt auf dich und sieht, was du hier in seinem Heiligtum tust.“

„Ihr täuscht euch“, erwiderte Abimelech gut gelaunt. „Euer Gott hat Sichem verlassen. Hier ist nichts mehr heilig. Und auch ihr habt euch lange genug in der Stadt aufgespielt. Eure Zeit ist um! Hättet ihr vorgestern begriffen, daß Jahwe mich zum Herrn Sichems gemacht hat, so wärt ihr am Leben geblieben. Aber ihr habt mich abgewiesen! Und ihr habt Iddo und seine Söhne nicht aufgehalten, als sie euren Vorsitzenden Heled und euren Stadthauptmann Sebul umgebracht haben! Und überdies habt ihr hinterlistigerweise versucht, meine Sippengenossen gegen mich aufzuhetzen! Und nun wagt ihr noch, mir mit eurem Gott zu drohen?“

„Du hast die Macht, uns zu töten“, räumte Nachrai gefaßt ein. Aber dann wurde seine Antwort gegen seine Gewohnheit doch leidenschaftlich: „Wir sterben mit reinem Herzen! Was wir getan haben, das haben wir für das Volk Sichems getan! Was du jedoch tust, das ist alles nur zu deinem eigenen Nutzen. Weder unser Volk noch dein Volk stehen dir nahe. Selbstsucht, Eitelkeit und Machtgier treiben dich. Du hast unseren Gott aufs äußerste gereizt. Er hat dich verstoßen! Du lebst unter dem Fluch deines gebrochenen Schwurs! El-Berit wird uns grausam an dir rächen!“

Abimelech war seiner Erwählung durch Jahwe und der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche absolut sicher. Nachrais entlarvende Anklage prallte an ihm ab. Er lachte laut auf. „Wo ist denn euer Gott? Warum ist er mir Verworfenem nicht in den Arm gefallen? Merkt ihr nicht, wie hohl euer Geschwätz ist?“ Es hatte ihn wahrhaftig aufgeheitert, seine Verachtung und seinen Hohn den Ratsherren vor deren Tod noch an den Kopf werfen zu können.

Er befahl eine Zehnerschaft zu sich, die er als besonders hart und kaltblütig kannte. Ihre Mitglieder waren alles Söhne umherschweifender Hirtensippen. Sie verachteten die Städter und ihre weichliche Lebensweise. „Macht sie nieder!“ forderte er sie auf. Sie taten es bereitwillig, ohne zu zögern.

Abimelech schaute auf die Sterbenden, zuckte die Schultern und ging zum Lagerhaus. Schon vorhin war ihm ein Einfall gekommen, und nun prüfte er, ob die Idee gut war. Sie war es, befand er. Er rief Schelef und die Hauptleute zu sich. „Fünfzig Mann bleiben hier bei mir! Alle anderen sollen sich Äxte nehmen! Geht in die Häuser und holt euch dort, was ihr braucht! Dann nehmt die Esel mit und geht hinaus aus der Stadt und hinüber zum Ebal! Schlagt Holz, soviel die Esel tragen können und soviel ihr selbst tragen könnt, und bringt es hierher!“

Als Sebuls Soldaten, die am Nordwesttor und draußen an der Straße nach Ofra Wache hielten, vom Befehl Abimelechs hörten, sahen sie sich betroffen an. Sie wußten, daß Abimelech schon innerhalb des Tempelgeländes war. Was hatte er vor? Er konnte doch nicht im Heiligtum Feuer legen! Doch wie sollten sie dem Frevel wehren?

Abimelech ließ in der Zwischenzeit, die er bis zur Rückkehr seiner Holzhauer hatte, die Leichen bestatten. Damit die Entweihung des Heiligtums offenkundig war, wurden die Gruben gleich im Tempelhof ausgehoben. Als Elihus Familie und die Tempeldiener das sahen, stürzten sie laut schreiend davon.

„Sollen wir ihnen nach und sie aufhalten?“ erkundigte sich der Anführer der dagebliebenen Soldaten.

„Nein“, bestimmte Abimelech. „Wenn die Sichemiten erfahren, daß ihr Gott sie verlassen hat, so ist das nützlich für uns. Um so eher werden sie sich dem siegreichen Jahwe und damit mir zuwenden. Denn ohne irgendeinen Gott zu sein, ist ihnen unmöglich.“

Die beiden Kundschafter, die Abimelech am gestrigen Morgen ausgesandt hatte, um Nachrichten über Gaal einzuholen, kehrten zurück. Bauern im Norden Sichems hatten glaubhaft versichert, daß Gaal und seine Männer durch ihr Dorf gezogen waren. Die Krieger hatten aber nicht sagen wollen, wohin sie marschierten. Ein paar Dörfer weiter hatten die Kundschafter dann erfahren, daß sich die Stadt Tebez aus der Abhängigkeit von Sichem lösen wollte, weil durch den Bürgerkrieg in Sichem die Gelegenheit dafür günstig schien. Gaal war den Bauern dieses Dorfes allerdings nicht zu Gesicht gekommen. Nach Erhalt dieser Nachrichten waren die Kundschafter umgekehrt, denn bis hin zur Rebellenstadt zu ziehen, war ihnen zu gefährlich gewesen.

Abimelech belobigte die beiden Männer. Für ihn gab es keinen Zweifel: Wenn die Kundschafter vom Aufstand in Tebez erfahren hatten, dann war auch Gaal diese Nachricht zugekommen. Gaal war in Tebez, das stand fest. Abimelech kannte die Stadt, denn auf der Heimkehr vom Marsch durchs Machiritenland hatte er dort die Silberbeute aus Dotan einschmelzen lassen. Er beschloß, gleich morgen dorthin zu ziehen und den Gegner zu überraschen. Sichem würde seine Abwesenheit sogar ganz gut tun. Die Sichemiten würden sich beruhigen, und wenn er später als Sieger zurückkehrte, sahen sie sicherlich schon alles, was geschehen war, mit verständnisvolleren Augen an. Sebuls Leute konnten in der Zwischenzeit die Ordnung in der Stadt sichern. Denn Schelef wollte er auf keinen Fall hierlassen. Der sollte auch vor Tebez um ihn sein, trotz seines neuerlichen Widerspruchsgeistes. Sein ordnender Sinn und sein gehorsames Schwert erschienen ihm unentbehrlich.

Dann kamen die Holzfäller zurück. Abimelech ließ alles, was sie heranschleppten, rings um das Vorratshaus aufschichten. Drinnen die Ratsfamilien warteten immer noch darauf, daß ihr Gott ihnen auf wunderbare Weise die Befreiung brachte. Abimelech schickte seine Leute erneut in den Wald, denn das Holz reichte bei weitem noch nicht aus für das, was er vorhatte.

Da erschien Sabdiel im Tempelhof. Er hatte lange mit sich gerungen, ob er noch einmal versuchen sollte, mit Abimelech zu reden. Zwar hatte sich Kimham erboten, statt seiner zum Befehlshaber zu gehen, mit dem er ja einmal fast befreundet gewesen war. Aber Sabdiel hatte es ihm ausgeredet. Was zu sagen war, das konnte nur er sagen, davon war er überzeugt. So stand er nun ein wenig hilflos vor seinem Neffen und begriff gar nicht, was hier vor sich ging. Er wußte vom Verrat des Priesters und hatte daraufhin angenommen, seine Wohnnachbarn als Gefangene zu sehen und seinen Neffen in Verhandlungen mit ihnen. Statt dessen lungerten nur wenige der Soldaten im Hof herum, und um das Lagerhaus zog sich bis zur halben Höhe ein Holzstoß. „Darf auch ich erfahren“, fragte er beklommen, „was du tun willst? Hier im Heiligtum der Stadt? Wo sind denn …?“

Abimelech hatte sich soeben noch gefreut, daß er den Sieg so mühelos errungen hatte und daß Iddo, Nachrai und Elihu ihm schon nicht mehr schaden konnten. Und nun störte ihn dieser familiäre Schnüffler in seiner Zufriedenheit. „Was geht dich das an?“ warf er mürrisch hin.

Sabdiel straffte sich. „Ich mache mir Sorgen um dich, Abimelech. Vergiß nicht: Du bist mein Neffe, und ich bin nach Heleds Tod das Oberhaupt der Familie! Deshalb geht mich dein Tun und Lassen sehr wohl etwas an.“

Die Antwort belustigte Abimelech trotz seines Ärgers. „Du nennst dich das Oberhaupt deines Königs?“ Er blickte den Onkel an, als habe er einen Narren vor sich.

Sabdiel ließ sich nicht beirren. „Töte sie nicht!“ bat er mutig. „Sie sind zwar nicht deine Freunde, und viele von ihnen auch meine nicht, aber sie sind auch nicht deine Feinde. Sie hatten Gaal nicht herbeigerufen. Sie haben dir keinen Widerstand geleistet. Wenn du sie schuldig glaubst, so halte ordentlich Gericht über sie, damit sie sich verteidigen können!“

Abimelech war sich im unklaren: Spielte sich Sabdiel nur als väterlicher Berater auf oder fühlte er sich tatsächlich mit den Gegnern der Königsherrschaft verbunden? „Was willst du wirklich?“ fragte er den Onkel. „Sprich offen mit mir, damit ich erkenne, was ich von deiner Fürbitte für meine Gegner halten soll!“

Sabdiel bemerkte mit Genugtuung, daß ihn der Neffe nun offenbar doch ernst nahm und sich auf ein Gespräch einlassen wollte. „Was ich möchte, das kann ich dir ganz klar sagen“, entgegnete er. „Tritt dein Königtum nicht als Mörder an den führenden Männern Sichems an! Du hast ja bereits gesiegt. Die Stadt ist fest in deiner Hand. Heleds und Sebuls Tod sind gerächt. Zeige nun Großmut und verzeihe denen, die dich verkannt haben! Alle Sichemiten werden dich dafür achten.“

„Du nennst mich einen Mörder?“ rief Abimelech wütend. „Hast du vergessen, wie der Rat von Sichem und mit ihm Heled mich angestachelt haben, meine Halbbrüder umzubringen? Wie sie mir das Silber geradezu aufgedrängt haben, mit dem ich entschlossene Männer dingen konnte, die Sichem von seinem Feind Elischama befreiten? Das war kein Mord? Weil dein Bruder daran beteiligt war? Und jetzt ist es Mord, wenn ich erneut für Feinde Sichems den Tod bestimme? Du mißt mit zweierlei Maß, Sabdiel! Warum?“

Der Gescholtene erschrak und schwieg. Der Anwurf traf ihn hart. Aber Abimelech fuhr schon fort: „Geht es dir um eure Besitztümer? Soll ich deine Freunde, die dort hinter dem Holzstoß hocken, deshalb verschonen, damit ihr mich auch als König in eurer Hand habt? Weil ihr reich seid und ich arm bin? Glaubst du im Ernst, ich würde euch eure Äcker und Gärten lassen, damit ihr euch weitere Reichtümer erschachern könnt? Und meine Soldaten blieben weiterhin ohne Sold? Ich bin nicht der König der herrschenden Familien Sichems! Ich werde König des gesamten Berglandes sein, aller seiner Sippen und Städte! Ich will die Vornehmen arm machen und ihren Reichtum den Bauern und Handwerkern zu Füßen legen! Und die werden mich darum lieben! Aber warum sage ich dir das – du begreifst es ja doch nicht."

Sabdiel hatte etwas gegen Abimelechs vorige Rede einwenden wollen, aber nun blieb ihm der Mund offenstehen. Nein, was der Neffe jetzt von sich gab, das begriff er tatsächlich nicht.

„Geht mir aus den Augen, du und alle aus deinem Haus!" schrie Abimelech ihn an. „Für jetzt und für immer! Ich will euch verschonen, weil ihr mich aufgenommen und die Hand über mich gehalten habt, als ich heimatlos hierherkam. Aber mehr werde ich für euch nicht tun." Er schnaufte verächtlich. Der Onkel hatte ihm die Stimmung gehörig verdorben.

Sabdiel jedoch hatte nun verstanden. Es war alles aus und vorbei. Der Wahnsinnige, der leider sein Neffe war, würde alle, die Sichems Größe und Ansehen verkörpert hatten, in den Tod schicken. Die Lebensordnung der Stadt würde zusammenbrechen. Sichem ging dem Untergang entgegen. Er wandte sich wortlos um und ging traurig nach Hause. Dort erzählte er, was geschehen war. Es dauerte, bis alle begriffen, daß nur ein schneller Abschied von der Stadt ihr Leben retten konnte. Den halben Tag lang packten sie zusammen, was sie mitnehmen wollten, luden schließlich alles auf ihre Esel und verließen noch vor dem Abend die Stadt. Sie wollten zunächst über die östlichen Höhen nach Tirza. Dort wohnte ein Freund des Hauses. Bei ihm fanden sie sicherlich vorläufig Aufnahme. Was allerdings weiterhin werden sollte, das war ihnen unklar. Denn Tirza gehörte Sichem. Ob Abimelech sie auch dort verfolgen würde? Sie weinten viel auf ihrer Wanderung und dachten an Heled. Der lag an der Stadtmauer verscharrt wie ein toter Hund. Wer sollte seine Gebeine ins Familiengrab bringen?

Abimelech ging nach Sabdiels Ausweisung in sein Haus, wo ihm Usa etwas zu essen bereitete. Aber kaum hatte er die ersten Bissen zu sich genommen, erschien einer der Soldaten, die im Tempelhof Wache hielten, und berichtete, daß die Gefangenen auszubrechen versuchten. Aufgeregt lief er mit dem Boten ins Tempelgelände. Dort stellte er erleichtert fest, daß die Nachricht übertrieben war. Die Eingesperrten hatten aus den Lüftungsluken heraus gesehen, welches grausige Schicksal ihnen zugedacht war, und nun schrien sie um Erbarmen. Einige junge Männer standen offenbar auf den Schultern anderer oder auf Leitern, die sie gefunden hatten, und versuchten, Steine aus den Lukenwänden herauszubrechen und so die Öffnungen zu erweitern, damit sie und alle anderen ihr selbstgewähltes Gefängnis vielleicht noch verlassen konnten, bevor es zu spät war.

Abimelech befahl den Soldaten, die Lanzen zu holen und damit zu verhindern, daß den Todgeweihten ihre Absicht gelang. Dann ging er wieder zurück zu Usa und setzte sein Mahl fort. Und da die Holzfäller noch nicht in Sicht waren, blieb ihm noch Zeit für ein Schläfchen.

Aber er hatte seinen Gleichmut überschätzt und konnte nicht schlafen. Er dachte an sein Gespräch mit Sabdiel. Es stimmte: Ohne ihn und Heled hätte er in Sichem nicht Fuß fassen können. Wider Willen kam ihm die Totenbeschwörung in der scheußlichen Höhle am Karmel ein. Ohne diese grausige Nacht hätte er wohl kaum seine Schritte nach Sichem gelenkt. Es war seltsam – der Geist des Vaters hatte ihn auf den Gott El-Berit verwiesen, obwohl das der falsche Gott war. Denn König von Sichem war er mit Hilfe des Gottes Jahwe geworden. Hatte sich der Geist des Vaters geirrt? Oder hatte der absichtlich falsch geraten, damit sein Sohn überhaupt erst einmal nach Sichem kam? Wenn das letztere stimmte, dann hatte er selbst ja allen Grund, seine Dankbarkeit gegenüber dem Vater zu erneuern! Er nahm sich vor, ihm ein Opfer darzubringen, wenn er aus Tebez zurück war und dort den letzten Feind besiegt hatte.

Seine Gedanken kamen noch nicht zum Stillstand. Sie kreisten weiter um die Antwort des Geistes. Wenn er diese verstehen wollte, mußte er in seiner Erinnerung noch weiter zurückgehen, nämlich bis zum Überfall auf die Midianiter. Mit seiner Lüge gegenüber Gideon hatte er die Ehre des Vaters gerettet. Aus Dankbarkeit hatte ihn dann der Verstorbene nach Sichem verwiesen, denn ein Königtum über das Land konnte nur in dieser Stadt begründet werden. Nicht in Ofra inmitten freier Bauern, die noch nie einem König untertan gewesen waren. Der Schlüssel zur Herrschaft über die Abiesriten und die Efraimiten und alle anderen Völker des Landes lag in Sichem. Davon war der Geist des Vaters ausgegangen.

Aber war dann etwa die Bluttat in Ofra sinnlos gewesen? Abimelech erschrak, doch sogleich beruhigte er sich. Natürlich war sie notwendig gewesen. Elischama und Jimla und die gesamte Asubabrut mußten fallen, damit er selbst in Sichem aufsteigen konnte, denn die Halbbrüder bedrohten die Stadt. Das mußte aber auch dem Geist Jerubbaals bei seiner Antwort klar gewesen

sein. Also hatte der Vater von vornherein das Gericht seines Lieblingssohnes an den Söhnen der Asuba gebilligt!

Abimelech stockte der Atem, als er seine Überlegungen soweit ausgesponnen hatte. Dann brauchte er ja den Geist des Vaters nie mehr zu fürchten! Der Gott Jahwe würde ihn zwar beschützen, falls ihm ein Totengeist Böses antun wollte, aber besser war es zu wissen, daß er und der Vater ein für allemal versöhnt waren. Und diesen Vater hatte er gegenüber den Efraimiten verleugnet, indem er sich als Sohn Gideons ausgegeben hatte! Das mußte er unbedingt richtigstellen. Nicht sogleich, aber spätestens dann, wenn niemand mehr wagen würde, gegen ihn den Verdacht des Brudermordes zu hegen.

Trotzdem er nicht geschlafen hatte, stand er erfrischt auf und ging zum Stadttor, um nach seinen Holzfällern Ausschau zu halten. Erfreut sah er, daß sie schon die Rampe zum Tor heraufkamen. Er befahl ihnen, alles auf das schon aufgeschichtete Holz zu packen. Sie taten es hastig, und vielen grauste es, denn aus dem Innern des Gemäuers, dessen Wände fast nicht mehr zu sehen waren, drangen die schaurigen Klagen der Eingeschlossenen. Ob El-Berit zurückkehrte, so fragte sich mancher der Soldaten, und seine Verächter bestrafte? Vielleicht hörte er die schrillen Schreie der Frauen, das Wimmern der Kinder? Die Männer waren heilfroh, als Abimelech feststellte, daß das Holz noch immer nicht ausreichte, und sie ein drittesmal in den Wald schickte. Lieber arbeiteten sie dort trotz der Nachmittagshitze ohne Ruhepause, als hier das grauenvolle Heulen anzuhören, das hinter dem Holzverhau aus der Mauer drang. Aber ein Teil der Männer war gezwungen, hier auszuharren, denn Abimelech wechselte die Wachmannschaft vom Vormittag aus. Froh griffen die Abgelösten nach den Äxten ihrer Kameraden und eilten mit hinüber zum Ebal.

Das Holz vom dritten Arbeitseinsatz ließ Abimelech auf das Dach der Lagerhalle schichten. Nun waren die Klageschreie aus dem Innern kaum noch zu hören. Aber das lag auch daran, daß die Gefangenen erschöpft waren und die Luft in ihrem Verlies immer stickiger wurde. Abimelech war unsicher, ob er vor der Hinrichtung Jahwe anrufen sollte, damit der Gott Zeuge wurde, wie sein Erwählter mit den bisherigen Herren der Stadt abrechnete. Wenn aber nun Jahwe an dieser Art, seine Gegner auszurotten, keinen Gefallen fand? Wenn er die Hinrichtung als Menschenopfer mißverstand? Jair, der Priester von Schilo, der hätte ihm das Richtige raten können. Aber der war ja nicht hier. Das Bessere war wohl doch, die Sache rasch und ohne Jahwe hinter sich zu bringen.

Er ließ sich eine brennende Fackel reichen und steckte den gewaltigen Holzstoß über der Zuflucht der Sichemer Oberschicht eigenhändig in Brand. Als sich die Flammen prasselnd ins trockene Geäst fraßen und beißender Rauch aufquoll, schrien die Menschen unter dem Feuermantel noch einmal laut ihre Todesangst heraus. Aber bald wurde es still. Die gelben Flammen loderten in den Abendhimmel, und der Westwind trieb den Qualm über die Wohnstadt. Die Sichemiten liefen auf die Straße und riefen einander in panischem Schrecken zu: „Der Tempel brennt!“

Schon nach der letzten furchtbaren Nacht waren ganze Scharen der Einwohner aus der Stadt geflohen, unter ihnen auch Micha und seine Freunde mit ihren Familien. Nun rannten weitere mit dem Notwendigsten unter dem Arm durchs Osttor hinaus in die heraufziehende Nacht. Selbst Sebuls Leute, die den ganzen Tag an der Straße zwischen Sichem und Ofra Wache gestanden hatten, machten sich auf und davon, und ihre Kameraden vom Osttor folgten ihnen. Wer von ihnen Frau und Kinder hatte, der nahm sie mit. Sebuls Witwe hatte sich mit ihren Kindern schon vorher Sabdiels Zug angeschlossen.

Auf dem Tempelhof drängten sich die Soldaten in der Nähe des Tores zusammen, bereit zu fliehen, falls ihre ängstlichen Befürchtungen eintrafen und der Gott dieses Heiligtums zurückkehrte, um den Frevel an Abimelech zu rächen.

Der Befehlshaber wurde von solcher Besorgnis nicht geplagt. Er stand vor dem Flammenmeer, so nahe er bei der Hitze herantreten konnte, und genoß seine Tat. Und schon eilten seine ruhelosen Gedanken weiter: Der Tempel mußte eingerissen werden. Es genügte nicht, das Heiligtum zu entweihen – zerstört mußte es werden! Auf diesen Platz hier wollte er sein künftiges Wohnhaus bauen. Da mußten die Leichen, die er vorhin hatte vergraben lassen, eben wieder aus der Erde. Die Toten da unter der Brandstätte mußten ja auch hinweggeräumt werden. Wenn das alles getan war und sein Haus errichtet war, dann würde er hier auf diesem Platz mit Debora glücklich sein. Hier würde sie ihm den Sohn gebären, den ihm Baara nicht gegeben hatte.

Die Erinnerung an die Ascherapriesterin verdarb ihm seine Hochstimmung. Er hob einen Ast auf, der liegengeblieben war, und schleuderte ihn ärgerlich ins Feuer.

52

Ofras Kundschafter erblickten schon von weitem den Brand im Tempelbezirk Sichems. Vorsichtig näherten sie sich der Stadtmauer. Das Tor war verschlossen. Anders als am Vortag war weit und breit niemand zu sehen. So marschierten sie im Eilschritt um die Mauer herum zum Osttor. Das stand sperrangelweit offen. Aber wenn sonst zu dieser Abendzeit die Einwohner müde von

der Feldarbeit in die Mauern der Stadt zurückkehrten, so drängten sie sich heute aus der Stadt hinaus ins Freie. Die Abiesriten starrten entsetzt auf diese Umkehrung des normalen Tagesablaufs. Sie versuchten, eine der flüchtenden Familien anzusprechen, aber die Sichemiten wichen vor ihnen ängstlich zurück und rannten wortlos davon. Die Kundschafter zweifelten nun nicht mehr: Abimelech hatte den Krieg nach Sichem getragen. Er hauste in der Stadt wie in Feindesland. Wann würde er Ofra überfallen?

Sie verließen das Umfeld der eroberten Stadt fluchtartig wie deren Einwohner und legten ihren Heimweg im Eiltempo zurück, als ob ihnen Abimelechs Horde schon auf den Fersen war. Nun blieb Gareb wohl gar keine Wahl mehr: Er mußte das Heer der Abiesriten aufbieten. Sie würden ihm dazu raten. Und das während der Erntezeit!

Wenig später bestieg Schelef die Stadtmauer, um seinen abendlichen Kontrollgang anzutreten. Es war schon dunkel. Ihm fiel sofort auf, daß Sebuls Leute, die am Nordwesttor auf Wache gestanden hatten, allesamt verschwunden waren. Aufs höchste beunruhigt lief er zum Osttor. Auch hier war keine Bewachung mehr. Jeder konnte ungefragt und ungehindert herein und hinaus. Und was ihn noch viel härter traf: Er entdeckte, daß die Stadt so gut wie menschenleer zu sein schien. Um der Sache auf den Grund zu gehen, stieg er hinunter auf den freien Platz hinter dem Tor und ging langsam die Hauptgasse entlang. In manchem Haus sah er zwar einen Lichtschein, und hier und da waren Stimmen zu hören, aber die Mehrzahl der Wohnstätten war zweifellos leer. Nun beschleunigte er seinen Schritt. Falls sich hier irgendwelches Gesindel umhertrieb und die verlassenen Häuser plünderte – er war allein und beinahe wehrlos. Er mußte schnellstens zu Abimelech. In seiner Selbstsicherheit ahnte der überhaupt nicht, daß er durch seine Tempelschändung ein König ohne Volk geworden war.

Abimelech gingen in der Tat angenehmere Gedanken durch den Kopf. Soeben hatte er die Hinrichtung der Oberschicht von Sichem mit seiner Bluttat in Ofra verglichen. Erneut schüttelte er sich bei der Erinnerung an die Leichen im Hof des Jerubbaal-Hauses, vor denen er hatte tiefe Trauer heucheln müssen. Und dazu die damalige Ungewißheit seines Aufstiegs in Sichem. Wie einfach und erfreulich war dagegen heute seine Lage. Die vielen Leichen, die hier unter Trümmern und Asche lagen, erstickt, gedörrt, durch herabstürzende Balken zerquetscht, die brauchte er sich nicht anzusehen. Und er mußte auch gar nicht den Unschuldigen spielen. Nein, frei heraus konnte er sich vor dem Volk von Sichem zu seiner Tat bekennen. Er war der König. Die Herrenschicht, die das Volk bedrückt hatte und die von ihm Rechenschaft über irgendwelche Hinrichtungen hätte fordern können, die eben gab es ja nun nicht mehr. Durch seinen Sieg war sie ausgelöscht für alle Zeiten. Die Sichemiten sollten ihm dafür dankbar sein.

Froh blickte er Schelef entgegen, der heftig atmend von seinem schnellen Lauf auf ihn zustürzte und mit Schreckensmiene verkündete: „Die Stadt ist leer! Die Sichemiten sind geflohen! Mauer und Tore sind unbewacht!“

Er hatte erwartet, daß Abimelech entsetzt auffahren und nun endlich seine unhaltbare Lage erkennen würde. Aber der verzog nur ein wenig das Gesicht, als ob es um zwei oder drei Soldaten ging, die sich davongestohlen hatten. Er vergewisserte sich: „Geflohen sind sie? Und auch Sebuls Männer, die wie früher die Stadt bewachen sollten?“

Schelef bestätigte das. Abimelech ließ die Hauptleute rufen und befahl, Wachen an die Tore und auf die Mauer zu stellen. Die Kommandeure machten erst draußen ihrem Unmut Luft, denn nach der harten Arbeit des heutigen Tages konnten die Soldaten eigentlich eine ganze Nacht voll Schlaf brauchen.

Schelef fragte Abimelech: „Sag mir, über wen willst du nun herrschen?“

„Das macht dir Sorgen?“ Abimelech gab sich unbekümmert. „Die Sichemiten kommen wieder, du wirst sehen. Jetzt ist ihnen nur der Schreck darüber in die Glieder gefahren, daß ihr Gott sie im Stich gelassen hat. Und falls wirklich welche von ihnen für immer wegbleiben sollten, dann holen wir Bauern aus den nächsten Dörfern und siedeln sie in der Stadt an.“

„Sie werden Widerstand leisten“, warnte Schelef. „Daß du den Tempel entweiht hast, das werden dir die Sichemiten nie verzeihen.“ War der ehemalige Freund tatsächlich blind gegenüber der Wirklichkeit oder war seine Zuversicht nur eine Maske?

Abimelech war nicht aus der Ruhe zu bringen. „Du siehst nur den morgigen Tag“, hielt er seinem Gefährten vor. „Ich blicke weiter. Die Gewöhnung erstickt jeden Widerstand. Und der Jahwetempel, den ich drüben am Garizim erbauen werde, wird größer und herrlicher sein als dieser Tempel hier.“ Seine Augen strahlten, seine Miene hatte etwas Verklärtes an sich.

Er lebt wahrhaftig nicht in dieser Welt, dachte Schelef, und das machte ihm mehr Angst als eine überlegene feindliche Streitmacht.

Abimelech fand jedoch zum Hier und Heute zurück. „Da wir gerade vom Tempel sprechen – wir können morgen noch nicht nach Tebez aufbrechen. Erst müssen wir hier den Tempel zerstören. Kein Stein darf auf dem anderen bleiben.“ Kam da etwa auch bei ihm ein wenig Furcht zum Vorschein, daß El-Berit doch zurückkehrte, nachdem er selbst und seine Soldaten aus Sichem abgezogen waren?

„Tu das nicht!“ widerriet Schelef energisch. „Die Soldaten ängstigen sich vor der Rache El-Berits. Der Tempel ist doch schon unbrauchbar geworden. Laß es somit genug sein! Es ist für uns und für Sichem besser, wenn wir gleich morgen nach Tebez ziehen, und nicht erst übermorgen.“

Abimelech schüttelte den Kopf. Warum ließ er sich auf die Nörgeleien des alten Freundes überhaupt ein! „Gerade weil unsere Männer sich fürchten“, beharrte er mit Nachdruck auf seiner Absicht, „deshalb ist es um so dringender, daß sie selbst den Tempel einreißen. Damit sie merken, daß ihnen kein Unheil droht. Denn das hier ist Jahwes Stadt.“

Als sich am nächsten Morgen die Soldaten sammelten, um die Befehle des Königs entgegenzunehmen, stellten die Kommandeure bestürzt fest, daß über zwanzig Mann fehlten. Vor allem die Abiesriten, aber auch welche von den Sichemiten. Die Hauptleute befürchteten einen Wutausbruch Abimelechs, aber der beherrschte sich. Jetzt nur keine Schwäche zeigen! Obwohl er innerlich kochte. Gerade noch eine Hundertschaft war ihm geblieben! Mit zwei Kommandeuren!

„Noch sind wir Gaal überlegen!“ machte er sich und den Hauptleuten trotzig Mut. Und den Soldaten versprach er: „Wir werden bei den Hirtensippen neue Kameraden anwerben. Je weniger wir jetzt sind, um so größer ist der Beuteanteil für jeden von euch. Ich werde alles verteilen, wenn wir in Tebez gesiegt haben. Aber vorher müssen wir hier in Sichem noch etwas Wichtiges tun. Der Abbruch des Tempelhauses, das ist die Aufgabe des heutigen Tages.“ Er beschwor sie, furchtlos ans Werk zu gehen, denn Jahwe wache über ihr Tun und werde sie beschützen.

Trotz des Zuspruchs machten sich die Soldaten zaghaft an die Arbeit. Erst allmählich verflog ihre Scheu, denn wie schon gestern geschah nichts Außergewöhnliches. Sie meinten, daß es vielleich doch stimmte, was ihnen der König vom neuen Gott gesagt hatte. Und morgen würden sie ja diese unheimliche Stadt endlich verlassen.

So legten sie sich schließlich mächtig ins Zeug. Eine Abteilung räumte aus dem Tempelraum die Weihgaben heraus und schichtete sie in die Karren mit dem Beutegut aus den Wohnhäusern, die von den zuverlässigsten Kriegern bewacht wurden. Eine zweite Abteilung holte noch einmal Brennholz vom Ebal und brachte es in den Tempelraum. Abimelech ließ Öl darauf gießen und es anzünden. Dann befahl er, aus der Zisterne im Tempelhof Wasser zu schöpfen und bereitzustellen. Als der Brand verlöscht war, kamen die gewandtesten der Soldaten zum Einsatz. Nachdem sie sich Beuteschuhe über die Füße gestreift hatten, nahmen sie die vollen Wasserkrüge, liefen mit ihnen in den Tempel hinein und gossen das Wasser gegen die erhitzten Mauern. Bald platzten zwischen den Steinen und in ihnen selbst breite Risse auf. Nun hatten es diejenigen leichter, die das heiße Gemäuer auf Leitern erklommen und es vorsichtig von oben her mit Haken und Stangen auseinanderrissen. Andere zertrümmerten den Altar und warfen die heiligen Steine um.

Abimelech schaute zufrieden auf das emsige Treiben. Nach einiger Zeit befahl er den erschöpften Männern, ihr Zerstörungswerk abzubrechen. Die Sommerhitze und der Winterregen würden die Tempelruine und auch das Lagerhaus mit den vielen Toten hinter seinen geschwärzten Mauern vollends zum Einsturz bringen. Danach mußte dann der weite Platz beräumt und geebnet werden, damit sein Haus gebaut werden konnte, genau dorthin, wo der Tempel gestanden hatte. Welch erhabene Vorstellung! Wo der Gott Sichems gewohnt hatte, dort würde fortan Sichems König thronen.

Schelef störte Abimelech in seinen Gedanken, wie es fast schon die Regel war. „Was wird aus der Stadt, wenn wir morgen aufbrechen?“ fragte er ohne Sinn für die Größe des Augenblicks, die der König empfand. „Wer soll die Tore bewachen? Falls Sebuls Leute zurückkehren oder sich die Abiesriten in der Stadt einnisten und die Tore verschließen, dann geht es uns genauso wie in der vorigen Woche, als Gaal sich hier festgesetzt hatte.“

Abimelech lachte. „Die Abiesriten brauchst du nicht zu fürchten! Die sind froh, wenn wir sie nicht belästigen.“ Aber er sah ein, daß die eigene ungehinderte Rückkehr in die Stadt gesichert werden mußte. Denn Sebuls verschwundene Männer konnten tatsächlich zu Gegnern werden. Aber auch umherschweifende Räuber lockte die verlassene Stadt möglicherweise an. Es war ja nicht abzusehen, wie lange der Zug nach Tebez dauern würde. Und zurücklassen konnte man niemanden, in Tebez wurde jeder Mann gebraucht.

Schweren Herzens kamen der König und der stellvertretende Befehlshaber überein, die hölzernen Torflügel beider Zugänge zur Stadt auszuhängen und zu zerstören. Länger, als ein geübter Zimmermann Zeit brauchte, um neue Türen herzustellen, dauerte die Eroberung der Rebellenstadt Tebez sicherlich nicht.

Schelef beaufsichtigte die erneute Vernichtungstat. Ihm und den Soldaten, die die Torflügel zerschlugen und die Trümmer verbrannten, blutete das Herz. Welch gewaltiger Anstrengungen bedurfte es, um eine Stadt zu erbauen! Und diese festgefügte Stadt hier, die niemand anderem als ihnen selbst gehörte, verwüsteten sie mit Vorbedacht! Die Königsstadt!

Am Morgen verließ Abimelech mit seiner Truppe das geschundene und entvölkerte Sichem. Der Troß mit den Eselskarren zog sich länger hin als die Marschkolonne. Er barg nicht nur das Sichemer Beutegut, sondern auch die Nahrungsmittel, die Abimelech unterwegs in zweien der Dörfer, die sie passierten, beschlagnahmt hatte.

Schelef bemühte sich, nicht in Abimelechs Nähe zu reiten. Er hielt sich lieber am Schluß des Zuges auf. Er betrachtete den Befehlshaber. Er sah einen König über hundert Männer, der an der Spitze dieses seines Volkes auf seinem Maultier thronte, das unvermeidliche Leopardenfell über der Brust und das eiserne Schwert an der Seite. Usa ritt neben ihm. Schelef seufzte. Was war nur aus dem Freund geworden! Der Truppenbefehlshaber der großen Stadt Sichem war nichts weiter mehr als ein Räuberhauptmann. Und er merkte es nicht einmal! Mehrfach hatte er selbst sich in den vergangenen entscheidenden Tagen gefragt, ob es nicht besser für ihn sei, den Gefährten von einst zu verlassen. Daß der ihm am Jordan das Leben gerettet hatte, das war längst abgegolten. Doch wo sollte er hin, wenn er sich von Abimelech trennte? Zu den Philistern? Wieder als einfacher Soldat?

Er ahnte nicht, daß ihn Abimelech nach dem bevorstehenden Sieg über Gaal gerade zu den Philistern schicken wollte. Obwohl er ihn auch in Sichem dringend brauchen würde. Aber der Auftrag, ins Küstenland zu reisen, war lebensnotwendig geworden, und nur Schelef war dafür geeignet. Er sollte in den Dienst der Philister treten, ihnen das Bergland als erstrebenswerte und leichte Beute darstellen und sie zum raschen Überfall auf efraimitisches Gebiet aufreizen. Die bedrängten Efraimiten würden daraufhin den König von Sichem bitten, ihre Krieger anzuführen. Mit Jahwes Hilfe würde er den Feind schlagen. Was wäre dann Gideons Midianiterschlacht für ein armseliger Waffengang gegen Abimelechs Philistersieg! Der Sänger Zeri würde Arbeit bekommen.

Gerade jetzt auf dem Ritt nach Tebez wurde Abimelech zwingend klar, daß er mit der Aufstachelung der Philister nicht warten durfte. Sichem lag verödet, schändlich wie ein unbestatteter Leichnam. Die Stadt wieder zum Leben zu erwecken würde mühevoll sein. Aber vor allem und zuerst mußten neue Soldaten her. Doch woher sollte er sie nehmen? Wie sollte er sie ernähren und besolden? Einen Ausweg aus dieser verzweifelten Lage bot einzig und allein ein Abwehrkrieg gegen die anstürmenden Philister. Die Wiederbesiedlung der Stadt, die Errichtung des Jahwetempels und der Bau seines eigenen Hauses, das alles würde leider warten müssen. Nur ein großer Krieg öffnete ihm den Weg zum Königtum über das gesamte Bergland. Zur Nachfolge Labajas.

Die Abiesriten, von denen Abimelech so verächtlich gesprochen hatte, riefen unterdessen ihre jüngeren Männer zu den Waffen, um gegen ihren abtrünnigen Sippenbruder zu Felde zu ziehen. Noch am selben Abend, als die Kundschafter aus Sichem mit der Schreckensnachricht von der brennenden Stadt zurückgekehrt waren, hatte Gareb auf dem Hügel von Ofra das verabredete Flammenzeichen gesetzt. Dorf um Dorf hatte das Alarmzeichen weitergegeben. Erbost machten sich die Familien am nächsten Tag an die Notsicherung des Erntegutes. Niemand konnte vorhersagen, wann die Männer wieder zu Hause sein würden. Der Zorn richtete sich keineswegs gegen Gareb, der das Heer aufgeboten hatte. Man vertraute ihm. Die Erbitterung traf Abimelech, den Verräter. Die Männer, die zum Sammelplatz nach Ofra zogen, schworen sich, ihn lebend zu fangen und notfalls gefesselt vor den Sippenrat zu schleppen. Dort sollte er sich für seine Untaten in Dotan und Sichem verantworten. Nie wieder durfte er Gelegenheit haben, den Namen seines Volkes mit Schmutz zu bewerfen.

53

Gaal stand mit seinen engsten Waffengefährten und mit den Vätern der tonangebenden Häuser von Tebez auf der Mauer der widersetzlichen Stadt und beobachtete das Eintreffen der Streitmacht Abimelechs. Er hatte den Aufständischen Mut gemacht, denn als Späher den Anmarsch Abimelechs gemeldet hatten, waren jene schon halb gewillt gewesen, Sichems Herrschaft über Tebez erneut anzuerkennen. Sie hatten nicht damit gerechnet, daß ihr Abfall so rasch bekannt wurde und Abimelech sofort vor ihre Stadt gezogen kam, um sie zu züchtigen. Auf Grund von Gaals Zuspruch waren sie nun jedoch bereit, mit dem erfahrenen Soldatenführer und seinen Getreuen an ihrer Seite den Widerstand fortzusetzen.

Gaal forderte einen der jungen Männer neben ihm auf, die Anzahl der herannahenden Soldaten zu schätzen. Die Antwort lautete, daß es nicht mehr als hundert seien, die da in Sichtweite ihre Zelte aufschlugen.

„Habe ich euch nicht vorausgesagt“, wandte sich Gaal an die Männer von Tebez, „daß dem Gernegroß die Leute weglaufen? Zwei Hundertschaften hatte er, und jetzt ist ihm gerade noch eine geblieben. Ihr werdet sehen: Hier brechen ihm die letzten Zähne aus!“

Die Herren wiegten unsicher die Köpfe und wünschten, daß El-Berit, den auch sie verehrten, die Vorhersage des alten Haudegens wahr machen möge.

Abimelech befahl seiner Truppe, alles Notwendige zur Erstürmung der Stadt am kommenden Morgen vorzubereiten. Erneut wurden aus den Soldaten Holzfäller, und die geschicktesten stellten Sturmleitern her. Abimelech zweifelte nicht, daß ihm schon beim ersten Angriff gelingen werde, in die Stadt einzudringen. Ihre Mauer war niedrig, das Tor klein – Tebez konnte sich in keiner Weise mit der Festung Sichem vergleichen.

Er nahm zwei Schildträger mit sich und ging hinüber zum Stadttor. Die Männer auf der Mauer reckten ihm neugierig die Köpfe entgegen, als er, wie es der Brauch verlangte, die Übergabe der Stadt forderte. Gaal wollte den Angreifer nicht unnütz reizen und antwortete, daß Tebez nicht länger Sichem untertan sein wolle. Abimelech solle seine eigenen Kräfte schonen und den Willen der Stadt achten. Falls Abimelech jedoch nicht auf das arme Tebez verzichten wolle, so müßten allerdings die Waffen den Streit entscheiden.

„Ich habe dich immer gemocht, Gaal“, rief Abimelech, „aber nun wirst du erfahren, was es heißt, dem König von Sichem zu trotzen! Ich werde dich töten, dich und alle deine neuen Freunde!“ Er machte kehrt und marschierte ins Lager zurück. Eigentlich machte es ihm keinen rechten Spaß, gegen diese Stadt zu kämpfen. Warum mußte die sich auch gerade jetzt erheben! Gaal hatte recht: Er mußte seine geringen Kräfte schonen. Und sein früherer Lehrmeister war ihm im Grunde lebend lieber als tot, vorausgesetzt, der wäre bereit, seine Gegnerschaft aufzugeben und die Seite zu wechseln. In Sichem wurden tüchtige Leute gebraucht.

Am nächsten Morgen schleppten die Soldaten das gesammelte Brennholz vor das Stadttor und zündeten es an. Abimelech hatte diejenigen seiner Männer um sich geschart, die gleich ihm mit.dem Bogen umzugehen verstanden. Mit ihren Pfeilen vertrieben sie die Verteidiger von der Mauer, so daß die Brandstifter ohne Furcht vor gefährlichen Steinwürfen ihr Werk verrichten konnten.

Nachdem das Tor selbst Feuer gefangen und die Flammen sich genügend tief ins Holz gefressen hatten, befahl Abimelech den Sturmangriff. Die Soldaten schrien „Jahwe und König Abimelech!“ und wuchteten die Sturmleitern an der Mauer empor. Andere zertrümmerten mit starken Balken das brennende Tor. Gaals Männer und eine Gruppe junger Burschen aus Tebez, die mit Hacken und Äxten kämpfte, wehrten sich tapfer, aber ihre Zahl war weit geringer als die der Krieger Abimelechs, und diese hieben wie rasend auf ihre Gegner ein, denn sie wollten endlich einmal wieder ihre Ruhe haben und ihren Beuteanteil erhalten.

Gegen Mittag zogen sich die letzten Kämpfer der Stadt in den Fluchtturm zurück, der als ein ungefüger Steinklotz mitten im Ort stand und das Stadtbild bestimmte. Seit Jahrhunderten wurde er immer wieder ausgebessert, um in Zeiten wie diesen den Einwohnern als letzte Rückzugsstätte zu dienen. Natürlich bot er nicht allen Bewohnern der Stadt Platz, und so hatten sich auch diesmal nur die führenden Familien darin festgesetzt sowie Gaal mit dem Rest seines Trupps, von dem sich Asuba nicht hatte trennen lassen. Schon vor Tagen waren Lebensmittel und Wasser in den Turm gebracht worden. Während Abimelech die Einwohner der eroberten Stadt zusammentreiben und zwischen rasch aufgeworfenen Wällen einsperren und bewachen ließ, verrammelten Gaals Männer den einzigen Zugang zum Turm. „Hier können wir ausharren“, versprach Gaal, „bis Abimelech mit seiner Horde abzieht.“

Die Herren von Tebez blickten ihn düster an. Erst ein Tag war vergangen, und schon trieb dieser neue König von Sichem in der Stadt sein Unwesen! Wenn Gaal sich nur nicht täuschte!

Abimelech ließ abermals Holz heranschaffen. Das war hier schwieriger als in Sichem, wo die Bergwälder am Ebal und am Garizim sozusagen vor der Haustür wuchsen. Es dunkelte schon, als endlich vor der Tür, die in den Fluchtturm führte, ein Holzstoß errichtet werden konnte.

„Keine Angst!“ beruhigte drinnen Gaal seine Schützlinge. „Die Steine, die wir hinter der Tür aufgehäuft haben, fangen kein Feuer.“

Abimelech aber trieb seine Soldaten an: „Los, los, noch heute abend muß der Turm in unserer Hand sein!“ Seine Bogenschützen zielten nach oben zur Plattform des Gemäuers. Wenn auch ihre Pfeile nur angespitzte Holzstäbe waren, weil keine bronzenen oder knöchernen Spitzen zur Verfügung standen, so genügte doch die drohende Haltung der Schützen, daß sich oben kein Kopf über der Brüstung zeigte.

Gaal und die Männer von Tebez standen heftig streitend in der Mitte der Turmplattform. Einer der Einheimischen verlangte sofortige Verhandlungen mit den Belagerern, und die meisten seiner Mitbürger stimmten ihm zu. Vielleicht ließ Abimelech Gnade walten, wenn sie sich noch rechtzeitig ergaben. Gaal jedoch kannte die Grausamkeit seines Widersachers und warnte davor, ihm zu vertrauen. Er blieb dabei, daß sie hier im Turm sicher wären, bis die Räuberhorde da unten von selbst wieder abzog.

Endlich riß dem, der die Unterwerfung am heftigsten forderte, die Geduld. Er trat an die Brüstung und rief nach Abimelech, denn er wolle verhandeln. Als der Gerufene mit einem Fackelträger und zwei Leibwächtern, die ihn mit ihren Schilden schützten, sich dem Turm näherte, bot der Mann aus Tebez die Unterwerfung der Stadt an. Und zwar unter zwei Bedingungen: Allen im Turm sollte der König das Leben und den Besitz zusichern sowie Gaal und seinen Gefährten den freien Abzug gewähren, denn diese Fremdlinge hätte nur der Zufall hierhergeführt.

Abimelech rief hinauf, daß er mit keinem Unterhändler sprechen werde, der da oben auf dem Turm stehe und den er wegen der Dunkelheit nicht einmal sehen könne. Sein Gesprächspartner möge herabkommen und ins Freie treten, damit sie hier unten von Angesicht zu Angesicht über die Bedingungen des Waffenstillstands verhandeln könnten.

Der Sprecher fand diese Aufforderung nicht abwegig. Natürlich verlangte er verbindliche Zusagen dafür, daß er unten nicht etwa überwältigt und der Turm durch die geöffnete Tür nicht gar zu erstürmen versucht werde. Ebenso ehrlich wie sein Angebot müßten die Zusicherungen des Königs sein.

Da ihm Abimelechs bloßes Versprechen nicht genügte und andererseits Abimelech einen Eid ablehnte, gingen Rede und Gegenrede eine ganze Weile hin und her.

Seit Abimelech den Turm belagerte, wartete Asuba auf eine günstige Gelegenheit für ihre Rache an dem Mörder ihrer Söhne. Sie huschte zwischen den Männern auf der Plattform umher und spähte vorsichtig immer wieder nach unten. Jetzt drängte sie sich an Gaal und flüsterte: „Mach irgendetwas, so daß er zu Boden blickt!“

Gaal sah den Mühlstein in den Händen der Frau, und er begriff ihre Absicht. Wenn sie Erfolg hatte, dann waren wahrscheinlich alle hier im Turm und in der Stadt gerettet. Aber wenn sie nicht richtig traf?

Asuba ärgerte sich über die Schwerfälligkeit ihres Beschützers. Im nächsten Moment konnte es schon zu spät sein! Sie drückte sich an Gaal vorbei und lugte erneut über die Brüstung. Da stand der Bastard Jerubbaals, der abscheuliche Blutmensch! Mit unnatürlich hoher Stimme schrie sie: „Seht euch vor da unten! Eine giftige Schlange zu euren Füßen!“

Zwangsläufig geschah, was Asuba bezweckt hatte: Alle vier, die soeben noch nach oben geschaut hatten, wandten erschrocken die Köpfe nach unten und suchten das Reptil, das ihr Leben bedrohen konnte. Asuba zielte gut, und der schwere Mühlstein fiel Abimelech direkt auf den Kopf. Als ob er in die Erde versinken wollte, so sackte der Getroffene in sich zusammen, und erst dann kippte er seitlich. Kein Schmerzensschrei war ihm mehr möglich, und das gab seinem Fall etwas Gespenstisches.

Sein zerschmetterter Kopf bot einen entsetzlichen Anblick. Fassungslos starrten die Soldaten auf ihren Befehlshaber. Und sie begriffen: Einen König von Sichem gab es nicht mehr.

54

Abimelechs Begleiter hoben ihn auf und trugen ihn zum Stadttor. Asuba schrie hinter ihnen her, daß der Brudermord von Ofra nun endlich gerächt sei, und sie wünschte dem Toten, daß dessen Kadaver die Aasvögel zerrissen. Schauerlich gellte ihr Geheul den Soldaten in den Ohren. Auch diejenigen, die bereitgestanden hatten, um den Holzstoß am Turmzugang anzuzünden und den Zufluchtsort zu stürmen, verließen ihren Platz und zogen gleichfalls zum Stadttor. Dort hatte man Abimelechs Leichnam abgelegt, und Schelef kauerte neben ihm.

„Er ist tot“, stellte der nunmehrige Befehlshaber fest und erhob sich. „Tragt ihn ins Lager!“ befahl er denen, die ihn bis hierher gebracht hatten. Dann wandte er sich laut an alle, die ihn mittlerweile umstanden: „Der König ist im Kampf gefallen. Der Krieg ist aus. Sagt das denen, die noch in der Stadt sind! Nehmt euch Fackeln und bringt unsere Toten zum Lager! Dann laßt die Bewohner der Stadt frei, so daß jeder in sein Haus gehen kann! Wer von euch plündert, den stoße ich eigenhändig nieder!“

Einen kleinen Trupp behielt er bei sich und gab ihm den Auftrag, in der Nähe des Lagers eine Grube auszuheben. Dorthinein ließ er dann alle Gefallenen legen, darunter auch Abimelech. So fand dieser sein Grab inmitten derer, die er seiner Idee geopfert hatte.

Niemand beweinte den König, außer Usa. Abimelech hatte ihn aus den Elendsgassen von Dor herausgeholt, und im Dienst für seinen Herrn hatte er erfahren, daß es zwischen den Menschen nicht nur Feindschaft, sondern auch Frieden und sogar Freundschaft geben kann. Das war ihm neu gewesen. Dafür war er Abimelech aus tiefster Seele dankbar. Aber seine Klage um den Erschlagenen war kurz, denn der Aufbruch drängte.

Noch in der Nacht ließ Schelef das Lager abbrechen. Sie marschierten, bis die gerettete Stadt hinter den Hügeln ihren Blicken entschwunden war. Dann ließ Schelef anhalten und ausruhen, bis der neue Tag anbrach.

Bevor es heiß wurde, verteilte er das Beutegut aus Sichem. Mit glänzenden Augen griffen die Männer nach ihrem Anteil, und sie fanden, ein wenig hatte es sich nun doch gelohnt, daß sie ihr Leben für Abimelech eingesetzt hatten. Aber was wurde nun aus ihnen? Machte sich etwa Schelef zum neuen König?

Aber daran dachte der Befehlshaber keineswegs. Er war lange genug der Schatten Abimelechs gewesen, und wenn der es verlangt hatte, auch dessen Faust. Falls er je mit dem Gedanken gespielt hatte, am zermürbenden Ringen um Aufstieg und Macht teilzunehmen, so war ihm dieser Einfall gründlich vergangen. Aber ein solcher Wunsch entsprach auch gar nicht seinem Naturell. Er war Soldat und wollte nichts anderes sein, und so sollte es bleiben. Trotz des grausigen Endes seines Dienstes für Abimelech fühlte er sich, als habe er eine drückende Bürde endlich abgeworfen.

So löste er die Hundertschaft auf und entband die Anführer ihrer Verpflichtungen. Jeder konnte nun gehen, wohin er wollte. Die Wagen und die Esel sollten auf die Gruppen, die auf eigene Faust losziehen würden, je nach deren Stärke aufgeteilt werden. Er selbst, so verkündete er, gehe hinab ins Küstenland und werde dort Kriegsdienst bei den Philistern suchen. Dort gebe es für Kriegsleute Arbeit und Sold. Jeder, der sich ihm anschließe, solle ihm willkommen sein.

Es waren vor allem diejenigen, die schon früher irgendwo als Soldaten gedient hatten, sowie Heimatlose und Flüchtige, die sich nun um Schelef scharten. Auch die beiden bisherigen Kommandeure gesellten sich zu ihm.

Ein zweiter Trupp, nicht ganz so stark, kam überein, nach Norden in die Ebene zu ziehen und dort sein Glück zu suchen, sei es im Dienst der dortigen Städte, sei es in Wegelagerei an der Straße nach Damaskus.

Die ihre Familien in der Umgebung hatten und nun nach Hause wollten, die machten sich zu dritt oder viert auf den Weg und waren als erste verschwunden.

Schelef schwang sich auf Abimelechs Maultier und befahl seiner Einheit den Abmarsch. Das eiserne Schwert Abimelechs baumelte nun an seinem Gürtel. Das Leopardenfell hatte er dem toten Gefährten gelassen – mochte sich desen Geist weiterhin daran erfreuen. Usa, der neben Schelef auf seinem Esel ritt, hatte Abimelechs Bronzeschwert erhalten, das einst Gideon seinem jungen Neffen geschenkt hatte. Usa wollte bei Schelef bleiben, als sein künftiger Waffengeselle. Mit seinen vierzehn Jahren war er ja nun alt genug für den Waffendienst, so hoffte er.

Der Trupp war noch nicht weit gekommen, da erblickten die Männer vor sich ein großes Heer, das sich gegen sie heranwälzte. Schelef und seine Gefährten brauchten gar nicht zu raten, wem sie da in den Weg liefen. Es konnten nur die sein, über deren bäuerliche Trägheit sich Abimelech stets lustig gemacht hatte. In der Tat waren es die Abiesriten, die dem Jerubbaalsohn klarmachen wollten, daß er nicht ungestraft die Ältesten seines Volkes verachten durfte. Nachdem sie das verödete Sichem und die Dörfer der Umgebung nach dem Unwürdigen abgesucht und endlich erfahren hatten, daß der nach dem aufständischen Tebez gezogen war, hatten sie sich entschlossen, ihm dorthin zu folgen und seinen Missetaten ein für allemal ein Ende zu machen.

Schelef musterte die marschierende Kolonne, und er schätzte erneut ein, daß dem erschlagenen Sechstage-König durch seine Hirngespinste der klare Blick für die Tatsachen des Lebens abhanden gekommen war. Die da heranstampften, waren der kleinen Truppe, auf die sich Abimelech zuletzt noch stützen konnte, an Zahl wohl fünffach überlegen. Und der Größenwahnsinnige hatte sich das Volk seiner Herkunft untertan machen wollen! Schelef schüttelte den Kopf.

Er ließ seinen Zug anhalten, stieg vom Maultier und befahl Usa und den beiden ehemaligen Hauptleuten, ihn zu begleiten. Zu Fuß gingen sie der heranziehenden Staubwolke entgegen.

Gareb, der an der Spitze seiner Sippengenossen marschierte, gebot ebenfalls Halt und machte sich mit seinen Söhnen auf, um zu erkunden, was es mit den Bewaffneten auf sich hatte.

Die Abiesriten waren aufs äußerste überrascht, als ihnen Schelef den Tod Abimelechs und die Auflösung seiner Streitmacht berichtete. Aber ihre Verwunderung schlug sogleich in tiefe Genugtuung um. Sie wußten zwar, daß es nicht recht war, den Tod eines Sippenverwandten zu begrüßen, aber sie konnten ihre Freude nicht unterdrücken. Nun würden wieder Eintracht und Frieden im Lande herrschen, und jeder konnte wieder ohne Besorgnis und Angst Gerste und Weizen ernten, Wein und Öl keltern.

„Auch sein neuer Gott Jahwe hat sein Königtum offenbar nicht gewollt“, stellte Gareb fest. „Und was uns Abiesriten betrifft – was hätten wir mit einem König in unserer Mitte anfangen sollen?“ Er verzog spöttisch den Mund, und seine Söhne lachten lauthals über eine solch alberne Vorstellung. Der älteste erklärte den Fremdlingen deren Unsinn: „Womöglich hätte er versucht, auch von uns Abgaben einzufordern. Hätten wir etwa wie die Sichemiten werden sollen?“

Schelef nickte beifällig. Die freien Bauernsippen brauchten einen wie Abimelech wahrhaftig nicht. Sie brauchten Persönlichkeiten, zu denen sie wegen ihrer untadligen Lebensführung aufschauen, an deren Erfahrungen sie sich orientieren konnten, wie offenbar diesen Gareb hier, wie Gideon da unten im Norden oder wie bei den Efraimiten Schual und Beraja, von denen Abimelech erzählt hatte. „Er war einmal mein Freund“, sagte er. „Aber dann hat er sich mit seinem Wahn alle zu Feinden gemacht: euch, die Sichemiten, die Machiriten. Und wäre er am Leben geblieben, so hätten sich bestimmt auch die Efraimiten wieder von ihm abgewandt.“

Gareb betrachtete Schelef. Dieser Mann war zweifellos derjenige, von dem behauptet wurde, daß er Elischama und dessen Familie umgebracht hatte. Aber das war ihm jetzt gleichgültig. Elischama hatte die Abiesriten in Unruhe und Bedrängnis gestürzt, und es war gut, daß er nicht mehr am Leben war. Abimelech steckte eventuell doch hinter der grausigen Mordtat. Wahrscheinlich hatte Hotam recht. Denn nach dem Tod seiner Brüder hatte sich der Jerubbaalsohn listig in den Ältestenrat der Sippe eingeschlichen, wo er Macht zu erhaschen glaubte. Als er kurz darauf bei den Sichemiten tatsächlich ein mächtiger Mann geworden war, hatte er zum Dank das große und starke Sichem zugrunde gerichtet. Aber auch er war nun tot. Sollte man da gegen den Handlanger dieses Unmenschen vorgehen, der sich von seinem Herrn längst gelöst hatte? „Zieht in Frieden

euren Weg!“ verabschiedete er sich von Schelef und dessen Gefährten. „Wir werden den Leichnam Abimelechs bergen und dann wieder zu unseren Heimstätten umkehren.“

Als sie zum Heer zurückgingen, meinte Hotam erregt zu seinem Vater: „Du willst diesen Nichtsnutz im Grab des Joasch bestatten?“

„Ja, ich will es“, bestätigte Gareb. „Abimelech war zwar ein mißratener Sohn, aber ein Sohn unseres Volkes bleibt er. Er hat ein Recht darauf, in Ofra bei Joasch und Jerubbaal und dessen anderen Söhnen seine ewige Ruhe zu finden.“

55

Die meisten der Einwohner, die aus Sichem geflohen waren, mieden es weiterhin. Denn zweifellos lag auf der Stadt ein göttlicher Fluch. In ihrer Scheu davor rätselten die Menschen, ob er von El-Berit oder von diesem neuen Jahwe stammte. Aber für das praktische Leben war das ohne Belang. Manche der Geflohenen siedelten sich auf jenem Land an, das einst den führenden Familien gehört hatte und nun herrenlos war. Niemand verwehrte es ihnen. Auch nicht Sabdiel, der mit seiner Familie zurückkehrte und ein bäuerliches Leben begann.

Auch Gaal kam zurück und wohnte fortan bei seinem Verwalter, den er als Erben einsetzte. Seine letzten Waffengefährten entließ er, denn das Spiel um die Macht war ihm gründlich vergangen. Asuba durfte bei ihm bleiben, aber bald darauf starb sie.

Viele der Flüchtigen rodeten Waldstücke im Niemandsland zwischen dem Gebiet Sichems und dem der Abiesriten und gründeten dort neue Dörfer. Jetzt waren sie freie Bauern, denn es gab niemanden mehr, der von ihnen hätte Abgaben und Dienste erzwingen können.

Die wenigen, die mutig in die Mauern Sichems zurückkehrten, darunter der Bronzegießer Micha, konnten die Stadt nicht wiederbeleben. Sie blieb verödet. Niemand bewachte mehr die Tore. Die Tempelruine verfiel weiter. Wer Steine zum Hausbau brauchte und den Fluch über der Stadt nicht fürchtete, der holte sie sich aus den Trümmern.

In Ofra teilten die Hausväter das Ackerland der Joasch-Familie in drei Teile. Den größten davon, dazu den Weingarten und das Wohnhaus, erhielt Hotam, der den Gesamtbesitz bisher trotz seiner Jugend mit Geschick und Umsicht bewirtschaftet hatte. Die restlichen zwei Ackerflächen wurden Familien gegeben, deren Land vor Jahren beim großen Sturzregen teilweise weggeschwemmt worden war.

Die Abiesriten stimmten mit Garebs Auffassung überein, daß sie durch den Untergang des mißratenen Jerubbaalsohnes vor schlimmen Übeln bewahrt worden waren. Sie sprachen aber nicht gern von dem Toten, und so geriet er bei ihnen fast in Vergessenheit.

Auch bei den Efraimiten überwog die Genugtuung über Abimelechs Ende. Wie grausam er Sichem verödet und dessen führende Familien ausgerottet hatte, das brachte jeden zum Schaudern, der davon erzählen hörte. Schual sprach aus, was die meisten dachten: „Sein Tod hat uns sicherlich viel Ärger erspart.“ Auch seine Enkelin Debora dachte so. Zwar hatte ihr Abimelech gefallen, auch wenn er einen halben Kopf hätte größer sein können, aber er war wohl ein schlechter Mensch gewesen.

Anders als sein eigenes Volk erzählten sich aber die Efraimiten, wenn sie an Festtagen gesellig beisammensaßen, immer wieder, wie Abimelech zum Brudermörder geworden war, wie er Gaal aus Sichem vertrieben und in seiner eigenen Stadt als Eroberer gewütet hatte und wie er schließlich in Tebez auf scheußliche Weise umgekommen war. Manches erfanden sie im Laufe der Zeit hinzu. Der Sänger Zeri sollte ein Lied über ihn machen, aber er lehnte entrüstet ab. „Was hat er denn Großes getan?“ fragte er, und da blieb natürlich nur ein Schulterzucken als Antwort.

Eine beunruhigende Nachricht aus dem Küstenland trug dazu bei, daß eine schwache Erinnerung an den Umtriebigen selbst bei den Abiesriten erhalten blieb. Der König von Afek war nämlich gestorben. Anstatt seinen Sohn als Nachfolger anzuerkennen, hatten die Philister das Königtum über die Stadt abgeschafft und einen der ihren als Statthalter eingesetzt. Das gab Anlaß zu besorgten Vermutungen bei den Efraimiten, aber auch bei den Abiesriten und den Machiriten und sogar drunten bei den Sippen rund um den Tabor. Die Befürchtungen nahmen zu, je schärfer die Berglandsippen das Geschehen in der Küstenebene beobachteten. Sollte Abimelech mit seinen Warnungen vor dem Eroberervolk etwa doch recht gehabt haben?